Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

WIDENER LIBRARY
HX CNEV 1

Digitized by Google

PGerm
147
10

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

Digitized by Google

Deutschland

Monatsschrift für die gesamte Kultur

unter ständiger Mitarbeit von

† Eduard von Hartmann, Theodor Lipps, Berthold Litzmann,
Otto Pfleiderer und Ferdinand Tönnies

herausgegeben von

Graf Paul von Hoensbroech

2635

Band VIII.
April 1906 — September 1906.

Berlin
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn.

Digitized by Google

P Germ 147.10

×

HARVARD COLLEGE
JAN 13 1922
LIBRARY

German dept. fund.

Alle Rechte vorbehalten.

MICROFILMED
AT HARVARD

Digitized by Google

Namenregister.

Seite

Andresen, P., Die schleswigschen Halligen 572
Behnisch-Kappstein, Anna, Die deutsche Heimarbeit-Ausstellung . 44
Beß, Bernhard, Die Reformation des Mittelalters und ihr Ende . 527
Beßmertny, M., Korea, „das Land der Morgenröte" 51
Borngräber, Otto, Lebensang (Gedicht) 248
Brachvogel, Willy, Zur Entwickelung der Arbeitgeberverbände . . 86
Bülow, Frieda Freiin von, Neue Frauenbücher 231
Bußler, Dr. phil. Erich, Herakles in den Dramen des Euripides, Sophokles und Aristophanes 76 239
Calvino, Paolo, Die italienische Waldenserkirche im 19. Jahrhundert 398
Clement, Franz, Kritikerjargon 732
Colze, Leo, Aus dem Tagebuch eines Schwachen 293
Curtis, George William, Unser Vetter der Pfarrer. Aus dem Amerikanischen übersetzt von Elise Berwig 723
Deinhard, Ludwig, Die verschiedenen Forschungswege in der Psychologie auf dem 5. internationlen Psychologenkongreß zu Rom 139
Deinhard, Ludwig, Die bayerische Jubiläumsausstellung 715
Diakonissen und Nonnen 90
Dippe, Gustav, Musik 114
Fabrice, Freiherr Ch. von, Im Schmollwinkel der Weltgeschichte . 675
Föllmer, Wilhelm, Glaubenslos? 425
Friedrich, Dr. Fritz, Die französische Literaturgeschichte in jesuitischer Beleuchtung 58
Gerhardt-Amyntor, Dagobert von, Wissenschaftliche Ethik . . . 350
Goldstein, Privatdozent Dr. Jul., Zum modernen ästhetischen Kulturidealismus 483
Göring, Dr. Hugo, Fröbel als Genie 468
Hackemann, August, Goethes Kindergestalten 535 698
Hartmann, Eduard von, Nachruf für 383
Hennig, Dr. R., Deutsch-rumänische Verkehrspläne 31
Herzberg, G., Robert Schumann. (Ein Gedenkblatt zum 29. Juli) 384
Hettwer, Bruno, „Freie" Universitäten 593
Hoensbroech, Graf Paul von, Protestantische Unfehlbarkeit . . . 127
Hoensbroech, Graf Paul von, Der evangelische Bund 629

Digitized by Google

Seite

Hoensbroech, Graf Paul von, Streiflichter . 121 250 376 507 625 751
Hopfen, Otto Helmut, Rußlands Erbschaft vom deutschen Orden III 192
Hoeßlin, Julius Konstantin von, Gottesbewußtsein und die letzten Ziele der seelischen Triebe 209 312
Jurisch, W., Was ist Staatswohl? 155 272
Kaisenberg, Moritz von, Der Held vou Weißenburg 620
Kappstein, Theoder, Berliner Theaterkunst 116
Kisa, Dr. A., Das Dornröschen am Frankenwege 520
Klokow, Ida, Pionier und Apostel. Novelle 352 445
Kreyenbühl, Dr. J., Das Papsttum und das Veto der katholischen Mächte 129
Lent, Gertrud, Das Hemd der Hexe Gert 177
Lomer, Oberarzt Dr. Georg, Das Entwickelungsziel der Rassen . . 267
Mehrmann, Dr. Karl, Das Gold ist nur Schimäre 580
Meyer, F. Arnold, Dramen-Zyklen. Idealistische Betrachtungen für unternehmende Dramaturgen und für Laien 474
Niemann, Johanna, Vom Torengeschlecht 102
Nonnemann, Friedrich, Glauben 35
Osborn, Dr. Max, Berliner Kunstausstellungen 110
Osborn, Dr. Max, Das neue Schulte-Haus 206
Pappritz, Anna, Von welchen Gesichtspunkten aus soll die Frauenbewegung an einer Reform der sexuellen Ehtik arbeiten? . 255
Platzhoff-Le jeune, Ed., Zur Psychologie der Frau . . . 331 415
Salomon, Alice, Die soziale Bedeutung der unehelichen Mutterschaft 14
Schorn, Über den Stil. (Aus dem ungedruckten Briefwechsel zwischen Ludwig von Schorn und Friedrich von Rumohr; mitgeteilt von Adelheid von Schorn) 284
Schott, Fritz, Erfüllung. Skizze 739
Schultze-Malkowsky, Emil, Zum modernen ästhetischen Kulturidealismus 493
Schwann, Gertrud, Produktiv-Rezeptiv 342
Seeger, Ernst, Ludewig I., der erste Großherzog von Hessen . . . 513
Trotha, W. von, Nationale Gedanken 604
Walter, Curt L., Goethes Idee des Göttlichen 168
Weil, Bruno, Die Simse. Aus dem Leben einer fahrende Dirne 498 563
Weymann, Dr. Konrat, Das Menschliche in Rembrandts Kunst . 670
Wintzer, Dr. Wilh., Die nationale Bedeutung der deutschen Auswanderung 545
Wischnitzer, Markus, Zur Entwickelung der Parteien in der modernen russischen Bewegung 427
Zitelmann, Katharina, Die Arbeit der evangelischen Missionen in Ostasien 434 553
Zschorrlich, Paul, Die Komödie der Leichenwürmer 227

Digitized by Google

Sachregister.

Seite

Recht, Staatsrecht, Volkswirtschaft, Sozialwissenschaft, Frauenfrage, Verwaltung, Politik.

Die deutsche Heimarbeit-Ausstellung von Anna Behnisch-Kappstein 44
Zur Entwickelung der Arbeitgeberverbände von Willy Brachvogel 86
Diakonissen und Nonnen 90
Deutsch-rumänische Verkehrspläne von Dr. R. Hennig 31
Rußlands Erbschaft vom deutschen Orden III von Otto Helmut Hopfen 192
Was ist Staatswohl? von W. Jurisch 155 272
Das Papsttum und das Veto der katholischen Mächte von Dr. J. Kreyenbühl 129
Das Entwickelungsziel der Rassen von Oberarzt Dr. Georg Lomer 267
Das Gold ist nur Schimäre von Dr. Karl Mehrmann 580
Glauben von Friedrich Nonnemann 35
Von welchen Gesichtspunkten aus soll die Frauenbewegung an einer Reform der sexuellen Ethik arbeiten? von Anna Pappritz 255
Zur Psychologie der Frau von Ed. Platzhoff-Le jeune . . 331 415
Die soziale Bedeutung der unehelichen Mutterschaft von Alice Salomon 14
Nationale Gedanken von W. von Trotha 604
Die nationale Bedeutung der deutschen Auswanderung von Dr. Wilhelm Winzer 545
Zur Entwickelung der Parteien in der modernen russischen Bewegung von Markus Wischnitzer 427
Die Arbeit der evangelischen Missionen in Ostasien von Katharina Zitelmann 434 553

Literatur.

Neue Frauenbücher von Frieda Freiin von Bülow 231
Herakles in den Dramen des Euripides, Sophokles und Aristophanes von Dr. phil. Erich Bußler 76 239

Digitized by Google

Seite

Kritikerjargon von Franz Clement 732
Die französische Literaturgeschichte in jesuitischer Beleuchtung von Dr. Fritz Friedrich 58
Goethes Kindergestalten von August Hackemann 535 698
Dramen-Zyklen. Idealistische Betrachtungen für unternehmende Dramaturgen und für Laien von F. Arnold Meyer . . . 474
Goethes Idee des Göttlichen von Curt L. Walter 168
Die Komödie der Leichenwürmer von Paul Zschorrlich 227

Geographie, Geschichte, Kulturgeschichte.

Die schleswigschen Halligen von P. Andresen 572
Die Reformation des Mittelalters und ihr Ende von Bernhard Beß 527
Korea, „das Land der Morgenröte" von M. Beßmertny 51
Die italienische Waldenserkirche im 19. Jahrhundert von Paolo Calvino 398
Im Schmollwinkel der Weltgeschichte von Freiherr Ch. von Fabrice 675
Die französische Literaturgeschichte in jesuitischer Beleuchtung von Dr. Fritz Friedrich 58
Zum modernen ästhetischen Kulturidealismus von Privatdozent Dr. Jul. Goldstein 483
„Freie" Universitäten von Bruno Hettwer 593
Protestantische Unfehlbarkeit von Graf Paul von Hoensbroech . 127
Der evangelische Bund von Graf Paul von Hoensbroech . . . 629
Der Held von Weißenburg von Moritz von Kaisenberg 620
Das Dornröschen am Frankenwege von Dr. A. Kisa 520
Das Papsttum und das Veto der katholischen Mächte von Dr. J. Kreyenbühl 129
Das Entwickelungsziel der Rassen von Oberarzt Dr. Georg Lomer 267
Zum modernen ästhetischen Kulturidealismus von Emil Schultze-Malkowsky 493
Ludewig I., der erste Großherzog von Hessen von Ernst Seeger . . 513
Zur Entwickelung der Parteien in der modernen russischen Bewegung von Markus Wischnitzer 427
Die Arbeit der evangelischen Missionen in Ostasien von Katharina Zitelmann 434 553

Kirche, Theologie, Religion, Ultramontanismus.

Die Reformation des Mittelalters und ihr Ende von Bernhard Beß 527
Die italienische Waldenserkirche im 19. Jahrhundert von Paolo Calvino 398
Diakonissen und Nonnen 90

Digitized by Google

Seite

Glaubenslos? von Wilhelm Föllmer 425
Die französische Literaturgeschichte in jesuitischer Beleuchtung von Dr. Fritz Friedrich 58
Protestantische Unfehlbarkeit von Graf Paul von Hoensbroech . 127
Der evangelische Bund von Graf Paul von Hoensbroech . . . 629
„Streiflichter" von Graf Paul von Hoensbroech 121 250 376 507 625 751
Gottesbewußtsein und die letzten Ziele der seelischen Triebe von Julius Konstantin von Hoeßlin 209 312
Das Papsttum und das Veto der katholischen Mächte von Dr. J. Kreyenbühl 129
Glauben von Friedrich Nonnemann 35
Die Arbeit der evangelischen Missionen in Ostasien von Katharina Zitelmann 434 553

Philosophie, Erziehung, Unterricht.

Die verschiedenen Forschungswege in der Psychologie auf dem 5. internationalen Psychologenkongreß zu Rom von Ludwig Deinhard 139
Wissenschaftliche Ethik von Dagobert von Gerhardt-Amyntor. 350
Zum modernen ästhetischen Kulturidealismus von Privatdozent Dr. Jul. Goldstein 483
Fröbel als Genie von Dr. Hugo Göring 468
Nachruf für Eduard von Hartmann 383
„Freie" Universitäten von Bruno Hettwer 593
Gottesbewußtsein und die letzten Ziele der seelischen Triebe von Julius Konstantin von Hoeßlin 209 312
Zur Psychologie der Frau von Ed. Platzhoff-Le jeune . . 331 415
Zum modernen ästhetischen Kulturidealismus von Emil Schultze-Malkowsky 493
Produktiv-Rezeptiv von Gertrud Schwann 344

Kunst, Musik, Theater.

Kritikerjargon von Franz Clement 732
Die bayerische Jubiläumsausstellung von Ludwig Deinhard . . . 715
Musik von Gustav Dippe 114
Robert Schumann (ein Gedenkblatt zum 29. Juli) von G. Herzberg 384
Berliner Theaterkunst von Theodor Kappstein 116
Berliner Kunstausstellungen von Dr. Max Osborn 110
Das neue Schulte-Haus von Dr. Max Osborn 206
Über den Stil. (Aus dem ungedruckten Briefwechsel zwischen Ludwig

Digitized by Google

Seite

von Schorn und Friedrich von Rumohr; mitgeteilt von Adelheid von Schorn) 284
Das Menschliche in Rembrandts Kunst von Dr. Konrat Weymann 670

Dichtungen, Erzählungen.

Lebensang (Gedicht) von Otto Borngräber 248
Aus dem Tagebuche eines Schwachen von Leo Colze 293
Unser Vetter, der Pfarrer. Aus dem Amerikanischen übersetzt von Elise Berwig von George William Curtis 723
Pionier und Apostel. Novelle von Ida Klokow 352 445
Das Hemd der Hexe Gert von Gertrud Lent 177
Vom Torengeschlecht von Johanna Niemann 102
Erfüllung. Skizze von Fritz Schott 739
Die Simse. Aus dem Leben einer fahrenden Dirne von Bruno Weil 498 536

Ständige Berichte.

Musik von Gustav Dippe 114
„Streiflichter" von Graf Paul von Hoensbroech 121 250 376 507 625 751
Berliner Theaterkunst von Theodor Kappstein 116
Berliner Kunstausstellungen von Dr. Max Osborn 110

Bücherbesprechungen.

Friedensburg, Ferdinand, Königin Luise, drei Bilder aus Preußens Prüfungszeit (Konrat Weymann) 254

Digitized by Google

Rußlands Erbschaft vom Deutschen Orden.

Von Dr. Otto Helmut Hopfen.

[Teil II.]

War in dem Romanow Peter das normännische Blut der Rurik durch manche Heirat schon dem Slawentum näher gebracht gewesen, wie ja gerade er in Sinnlichkeit, Trunksucht und Grausamkeit just einige charakteristische Seiten des Moskowiters aufweist, so besaßen diejenigen Herrscher, denen Rußland nach ihm seine Größe und sein Ansehen verdankt, keinen Tropfen slawischen Blutes in ihren Adern: das sind die anhaltische Prinzessin, die unter dem Namen Katharina II. das Reich auf die Stufe einer anerkannten Großmacht emporhob, und Alexander I., der, ein Sohn Holsteins, ein Vierteljahrhundert Rußland beherrschte und entscheidend in den europäischen Staatenbund wider Napoleon einführte.

Das erste, was Katharina nach ihrer Thronbesteigung anstrebte, war, daß sie deutsche Einwanderer scharenweise herbeizuziehen suchte. Zur derartigen Kolonisation ihres Reiches gründete sie sofort eine eigene Kommission. Und bemerkenswert ist, daß diese Maßregel nicht in Übereilung maßloser Anhänglichkeit an ihr Stammland von der klugen Fürstin getroffen wurde, davon war Katharina, die sich durchaus als Vertreterin ihres Kaiserreichs fühlte, vollkommen frei, sondern nach jahrelang im Anschauen der russischen Zustände durchdachten Plänen, sehr wahrscheinlich in einsichtiger Nachfolge Peters des Großen. Ihre ins einzelne gehende achtsame Sorge für die baltischen Provinzen bezeugen nicht nur die zu Dorpat stehende originelle Steinbrücke, die sie über den Embach schlagen ließ, nicht nur der Gedanke,

Digitized by Google

die Leibeigenschaft dort — und zwar nur dort — aufzuheben, sondern auch die Tatsache, daß sie trotz Herrschsucht und unselig zentralisierender Verwaltungtendenz die baltischen Privilegien der lokalen Selbstverwaltung bestehen ließ.

Und — sehr lehrreich — zeigt sich überall in ihrer Regierung solange förderſame Sorgfalt, als sie, in deutschem Wesen von deutschen und sonderlich von baltischen Männern unterstützt, selbst bestimmte, wohingegen ihre zweite Regierungsperiode — in der sie von anderen Männern beraten wurde — durch zwecklose Kriege, entsetzliche Erpressungen und Verarmung charakterisiert ist; damals war der entscheidende Herr des russischen Reiches nicht mehr sie, sondern ihr Günstling Potemkin, dieser Smolensker herkulische Barbar mit seiner in Liebenswürdigkeit gehüllten Brutalität und unersättlichen Bereicherungsucht.

Auch am Anfang der Regierung ihres Enkels, des Zaren Alexander I. steht in leuchtender Klarheit diejenige Tat, die ihn allen Balten für alle Zeiten des Ruhmes wert erscheinen läßt: die Ausstattung und Neueröffnung der deutschen Universität zu Dorpat. Seine Vorliebe für die Balten, sein häufiger Aufenthalt in ihren Provinzen wurde ihm von der moskowitischen Partei zum dauernden Vorwurf gemacht. Er ließ sich dadurch nicht beirren, so daß es der baltischen Initiative unter ihm gelingen konnte, das Los der Bauern zu heben und von der Leibeigenschaft zu befreien, zu einer Zeit also, in der das übrige Rußland an diese Tat noch gar nicht dachte und auch damals — wie später — für die Geschenke aus zarischer Hand unvorbereitet war.

Nach diesem Verhalten von Peter, Katharina und Alexander I. begreifen wir leicht, wie sich die Balten immer als Balten und nicht als Russen fühlen konnten, trotzdem aber stets bis zur Stunde ihren kaiserlichen Herren zu Diensten standen. Wir verstehen, wie ein minimales Zugeständnis aus letzten Monaten — nämlich die Erlaubnis, daß die Dorpater Corps wieder Couleur tragen dürften — im ganzen baltischen Lande hoffnungfroh mit dem Spruch begrüßt worden ist: In der Not erinnert sich der Zar seiner treuen Balten. Auch können wir danach die ruhige Klugheit anerkennen, mit der sich die deutsch-baltischen Elemente durchgehends von der radikalen revolutionären Richtung der augenblicklichen Volksbewegung ferngehalten haben.

Solange nun das Erbe des Deutschen Ordens von den

Digitized by Google

russischen Herrschern auf diese Weise bewußt oder unbewußt geschützt wurde, hat das benachbarte Deutschland nichts Besseres tun können, als die traditionelle Freundschaft mit dem russischen Herrscherhause und dem russischen Reiche zu pflegen. — Seit dem Augenblick jedoch, seit dem die Herren über die Geschicke Rußlands, im Gegensatz zu ihrer Herkunft, Stellung und Geschichte, sich als Vorkämpfer des Slawentums, wohl gar des Panslawistentums, ausrufen (wie Alexander II. dies tat und Nikolaus II. das als Werkzeug der Tschinowniks und nationalen Chauvinisten erst recht tun mußte), im Augenblicke, in dem sie aus dieser Wahnidee den Trugschluß ziehen, als Vorkämpfer des Ostens sich gegen den Westen, als Brüder der Tschinowniks sich gegen deutsche Art und gegen deutschen Geist wenden und zum Beweise dessen mit der Zerstörung baltischer höherer Kultur beginnen zu müssen glauben, da heißt es für den anderen Erben des Deutschen Ordens, da heißt es für Deutschland, durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel Halt zu rufen und Umkehr herbeizuführen. Das ist Deutschlands wichtigste und schönste koloniale Aufgabe, denn es ist Pflicht, unsere Pflicht gegenüber Vergangenheit und Zukunft. Die offene Tür im Osten ist für uns von unendlich größerer Bedeutung als die offene Tür in — Marokko.

Um nicht mißverstanden zu werden, wiederhole ich, daß ich es weder im Interesse Deutschlands halte, noch irgendwie wünsche, wenn kriegerische Verwickelungen zu diesem Zwecke zwischen beiden Reichen entstünden; aber eine mit vielen eindruckvollen Mitteln mögliche Beeinflussung, die das Vorwerk unserer Art und Kultur, d. h. die baltischen Provinzen stützt und den Leitern der Heranbildung Rußlands die Politik Peters des Großen und Katharinas II. ins Gedächtnis ruft, ist heute wie seit Jahren ernstes Gebot.

Wir haben Rußland in den letzten Monden bedeutende Dienste geleistet und können daher Gehör fordern. Wir dürfen kein Mittel unversucht lassen, Rußland die Wege zu zeigen, denn da die Lage unseres Landes uns ein gleichmäßiges Wachehalten nach allen Himmelsrichtungen gebietet, können wir nur wünschen, einen Teil der Arbeit im Osten auf ein uns wirklich befreundetes und in unserem Geiste sich weiter bildendes Reich zu übertragen. Auf Erhaltung, Bildung und Ausbreitung dieses Geistes aber kommt alles an.

Der Gradmesser dafür bleibt für absehbare Zeiten die Wertschätzung, deren sich die höhere Kultur der baltischen Provinzen im russischen Reiche wie ein schönes Beispiel zu erfreuen hätte.

Digitized by Google

Wollen wir diesen Maßstab heute anlegen, so sehen wir dagegen, daß unter den letzten Zaren der Haß gegen die baltischen Provinzen an Macht und Kraft gewonnen hat, sehen, daß dieser Haß, der dem Sohne Peters des Großen das Leben kostete, triumphierend den Stoß ins Herz dieser Kultur, dieser höheren Bildung durch die Russifizierung der Dorpater Universität vollführen konnte. Korrespondierend hiermit dringen die Japaner von Osten vor, mißbrauchen fanatische Mohammedaner und Anarchisten die Revolution gegen das Tschinowniktum zu Metzeleien unter den Christen und zum Umsturz jeder Ordnung. Ist dies Zusammentreffen nur Zufall? — Hier wie nirgends bewahrheitet sich der Spruch: Es gibt keinen Zufall.*)

Der Geist ist es, der den Körper baut, und wer den Geist trifft, vernichtet den Körper.

Noch atmet das deutsche Element in den baltischen Provinzen und wehrt sich seines Lebens. Sehen wir uns dies Land und seine Leute einmal an; betrachten wir, was sie geleistet, was sie gesündigt haben, und fragen wir, wie sich ihr Leben als gesondertes Gebilde im russischen Reiche gestalten muß, um auf historischer Grundlage in erwünschte Zukunft zu gelangen.

---

*) Und nun die inzwischen erlebte Sonderrevolte der Letten und Esthen. Sie muß als ein lang ersehnter Glücksfall der Regierung, d. h. der Tschinowniks betrachtet werden. Denn was konnte ihrer auf Nivellierung und Zentralisierung gerichteten Bestrebung erwünschter sein, als daß die der Russifizierung widerstrebenden Letten die die Russifizierung durch ihre Überlegenheit aufhaltenden Deutschen vernichteten? Nur der schnell organisierte Selbstschutz der Balten milderte etwas die Freude der Tschinowniks; aber sie konnten doch dem Vernichtungssturm gegen die Deutschen lange und sympathisch zusehen, hatten doch und haben noch danach die gerechtfertigte Veranlassung, sich auch der unbequemen Letten durch standrechtliche Dezimierung zu entledigen. Es zeigt sich hier wieder einmal die grausame Ironie der Geschichte. Das Tschinowniktum sollte durch die große Revolution gestürzt werden. Indessen trieben die Sozialdemokraten zu fremdländischen Zwecken und in eigener Ideenverschwiemelung hauptsächlich sozialdemokratische Nebeninteressen, die Juden jüdische, die Polen polnische, die Letten lettische ꝛc. ꝛc. Und der Erfolg? — Die Tschinowniks sitzen fest und konkurrenzärmer auf den alten Stühlen und haben dazu noch die Hoffnung auf gut bezahlte und zur Erpressung geeignete neue Posten gewonnen — —: auf die Sitze der Reichsduma. Oder glaubt man, daß sich diese asiatisch findigen Geschäftsleute solche Gelegenheit werden entgehen lassen? — „An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen“ . . . wie die Menschen, so auch die Revolutionen.

Florenz, Ende Februar 1906. D. Verf.

Digitized by Google

II.

Wenn ich die Augen schließe und mir in Erinnerung die landschaftlichen Bilder zurückführe, die ich in den baltischen Provinzen, in Esthland, Livland und Kurland gesehen habe, so vereinigen sie sich mir alle in dem Empfinden, als schaute ich durch weite, weite Räume in zarteste, überall mich umgebende Helligkeit. Und dieses Kennzeichen tragen die einzelnen Bilder auch. Mochte ich nun an friedlichem Spätsommermorgen vom Finnischen Meerbusen aus die alten Mauern und Tore Revals hoch auf dem Rande der Felsenküste grüßen, mochte ich am stürmischen Herbsttage, der alle Wege grundlos machte, auf dem Eisenbahndamme nach Dünamünde hinaus wandern, mochte ich gar an milden Abenden vom Libauer, vom Windauer Strande aus die Sonne sich langsam hinter die ferne Küste des Westens oder gerade vor mir ins Meer senken sehen, mochte ich am Sylvestermittag mit pfeilgeschwindem Segelschlitten über den Stindsee, in der Neujahrnacht bei 22° R. unter Null im Gutsschlitten zu lieben Freunden fahren — — zarteste Helligkeit immerdar; in ihr leuchteten die Sterne durch beschneite Waldungen, in ihr blendete kaum die volle, in niederem Bogen am Horizont hinwandelnde Sonnenscheibe; zwischen schwarzen Wolken selbst, die der Sturm über wildbewegtem Meere gegeneinander treibt, lichtet sich's langsam auf einer Stelle zum rosigsten Eiland, — und siehe, nun färbt sich gegenüber ein anderes Wölkchen, nur statt in Rosa in duftigstes Hellblau; und wenn an glänzend reinem Himmel die Sonne hinter den Kiefern des Strandes verschwunden ist, und die nur leise bewegte Flut ins Endlose weiter noch sich auszudehnen scheint, da bildet sie einen wundervollen Gegensatz zum sanften Spiel, das am entlegenen Horizont in schattierungsreichem Wechsel und ungeahnten Übergängen alle Feinheiten des Regenbogens fächerartig erscheinen läßt, aber auch diese alle nur in zartester Helligkeit, bis die Masse verschwindet, und wiederum ein duftig Rosa und ein lieblich Hellblau von unversehens gebildeten Abendwolken festgehalten und übers Land getragen werden. Vielleicht ist es nur Einbildung, daß mich sogar die Nebel- und Regentage heller dünkten, als bei uns.

Überraschend wie mir's war, gerade diese Töne jenseits unserer östlichen Grenze zu finden, wo meine Phantasie nur Nebel wähnte und Düsterheit, so lehrten mich auch manche Seen und Flüsse, Städte, Häuser und Anlagen, daß wir von dem an das russische Reich gefallenen Erbe des Deutschen Ordens, daß wir von unserer

Digitized by Google

älteſten Kolonie nur vage und in ihrer unbeſtimmten Gruſeligkeit oft falſche Vorſtellungen hegen.

Die drei Provinzen, deren mittelſte und größte, wohl auch die begünſtigſte, Livland iſt, bedecken etwas mehr Flächenraum als die preußiſchen Provinzen Oſtpreußen, Weſtpreußen und Pommern, reſp. etwas weniger als Hannover, Weſtfalen, die Rheinlande und Heſſen-Naſſau.

Der Charakter der Landſchaft iſt eben, doch ſorgen nicht nur die ſeltenen Erhebungen von 200 und 300 Metern, ſondern recht häufige Wellen- und Hügelformationen, zahlreiche Flußläufe und eine Menge kleiner und großer Seen für Abwechſelung und Mannigfaltigkeit in der ſonſt oft öden und ermüdend weiten Fläche. Die Waſſerfälle bei Narva ſind berühmt, und nicht mit Unrecht bezeichnet man, wie etwas Schönes ſeltener Art, die um die alte Ordensburg Wenden gelagerten Höhen an der Aa, die Seen und Wälder bei Cremonen und bei Kokenhuſen als die livländiſche Schweiz. Merkwürdig reich iſt dort die Waſſerflora, und die Fauna bringt ſeltſame Exemplare hervor, deren Zugehörigkeit und Art die Weiſeſten nicht kennen; in den ungeheueren Waldungen des größten kurländiſchen Gutes Dondangen an der Nordſpitze bei Domesnäs wird heute noch das Elentier gejagt, wie überhaupt der Jagdſport in allen drei Provinzen als herrliches Vergnügen, das bei dem nicht mehr großen, aber vielſeitigen Tierbeſtande Mühe und Lohn gibt, mit Hingabe und Würde gepflegt wird. Von den größeren Flüſſen ſind die beiden Aa voll ſchelmiſcher Poeſie und holländiſcher Traulichkeit, die Düna wächſt ihrer Mündung entgegen zu einem gewaltigen Strome, über den die eiſerne Bahnbrücke zu ſchlagen ein Prachtſtück der Technik war, und auf dem, wie zwiſchen Köln und Deutz, eine lange Schiffbrücke und viele Dampfer den Verkehr unterſtützen. Die beiden Embach ſchließlich, in hohen Ufern nach Oſten und nach Weſten fließend, ſind bei Dorpat viel ſtattlicher als die vielgerühmte Themſe bei Oxford. — Und wie unſere Maler in die Waldungen der Havelſeen, ins Iſartal und Dachauer Moos pilgern, ſo ſuchen die baltiſchen den wundervollen ſchmalen Meeresſtrand auf, der ſich mit weißem Sand und vielen Muſcheln vor einem meiſt etwas erhöht dahinter liegenden und von vielen Holzvillen (Datſchen) belebten Streifen Kiefernwaldes ausbreitet, oder ſie wandern an den Peipus- und Stindſee, wenn ſie nicht lyriſcher Stimmung und freundlichen Gutseinladungen folgend ihr Malgerät abſeits der großen Straße vor heimlich und ſorglich ge-

Digitized by Google

hüteten Schönheiten alter Herrensitze, wie Katzdangen bei Hasenpoth, aufschlagen.

In ganz Rußland, so auch in den baltischen Provinzen, sind Bau und Ertrag des Bodens weitaus die Hauptsache für Beschäftigung und Gedeihen der Bevölkerung. Die Art der Bewirtschaftung ist im allgemeinen der in Großrußland geübten weit überlegen, sehr viele deutsche Verwalter suchen sowohl in Körnerbau, Waldwirtschaft, Fischkultur und Viehzucht deutsche Prinzipien zu erhalten. Es heißt aber auch hier: Des Herren Auge macht die Kühe fett, so daß gar manch einer der jetzt lange schlafenden baltischen Barone das Frühaufstehen lernen müßte, falls selber zusehende deutsche Gutsbesitzer ungehindert mit ihnen wetteifern dürften. Bisher ist aber auch hier der Grunderwerb nur russischen Untertanen gestattet, und, um das zu werden, muß ein vorhergehender fünfjähriger ununterbrochener Aufenthalt im Lande nachgewiesen werden. Bemerkt sei hier die sehr oft beibehaltene Art der Tiefställe, aus denen der Dung den Winter über nicht abgefahren wird, und daher so hoch anwächst, daß die Tiere schließlich ihre Hufe in Höhe des anfänglichen Krippenrandes haben und mit den Köpfen bequem aus den hoch angebrachten Fenstern schauen können. Die meist sehr geräumigen Ställe bleiben auf die Art wärmer, und der Dung hält sich besser als im Freien.

Unser Stand der Ackerbürger ist unbekannt. Die Bauernhöfe werden in der südlichen und größeren Hälfte der Provinzen einzeln, in der nördlichen dorfartig zusammengelegt. Das Land wird entweder von ihnen aus bewirtschaftet oder von den Gutshöfen aus, in deren Nähe sich zumeist Verwaltungsgebäude, Pastorat, Doktorat und Brennerei befinden, während Scheunen und Knechtgesinde im Umkreise teils näher, teils ferner erbaut sind.

Noch haben erst wenige Bauern die volle Ablösungssumme an die Gutsherren entrichtet, überall jedoch ist seit Aufhebung der Leibeigenschaft und Abtretung gewisser Teile der Adelsgüter zwecks Errichtung von Bauernland der jedem bemessene Acker und Wald an die Bauern übergegangen. Manch einer von denen, die sich von ihrer Geldverpflichtung gegenüber dem ehemaligen Herrn bereits völlig befreit haben, hat überdies beachtenswerte Wohlhabenheit erlangt. Nirgends in den baltischen Provinzen haben die Bauernbefreiung und Gutsverteilung derartige, für Herren und Knechte gleich verderbliche Folgen allgemeiner Ratlosigkeit, Überstürzung und Verarmung gezeitigt, wie sie großenteils im moskowitischen

Digitized by Google

Rußland durch die Bauernbefreiung von der Hand des „Zar-Befreiers“ Alexander II. (1863) hervorgerufen worden sind. Ein bedeutender Teil der baltischen Provinzen ist mit Wald — meist schmalstämmig — bestanden. Nadelholz überwiegt in dem Maße, je mehr man nach Norden kommt. Weite, halb sumpfige Gelände sind noch von keinem Spatenstiche berührt. Die Einsicht und der Wille, aus dem Boden noch mehr zu machen als bisher, wachsen. Ein livländisch-estländisches Landeskulturbureau zu Dorpat sucht in Verbindung mit den Agrarbanken Bedeutendes für die Amelioration der Güter zu schaffen. Etliche Ländereien und ein großer Teil des Waldes sind auch in diesem Teile Rußlands Eigentum der „Krone“, die des Zaren und seiner Macht, die unseren Begriff des Staates vertritt. So spricht man auch — nebenbei bemerkt — nicht von Bestellungen des Staates, der Ministerien, der Staatseisenbahnen, des Heeres, der Marine und nicht von Lieferungen für den Staat, von Staatsgebäuden und staatlichen Buden, sondern von „Kronsbestellungen“, „Kronslieferungen“, „Kronsbauten“ und „Kronsbuden“. Letztere Bezeichnung ist völlig identisch mit den Verkaufstellen des monopolisierten Schnapses.

Wesentlich begünstigt ist der verhältnismäßig schmale Streifen dieser Länder durch seine maritime Lage, und gerade sie macht diese Provinzen für Rußland so lange unersetzlich, als das Zarenreich nicht seinen Schwerpunkt an indischen und chinesischen Gewässern hat oder die unbestreitbare Ausfahrt aus dem Schwarzen Meere in Händen hält. Ist doch die Nordküste des Finnischen Meerbusens, vor allem bei Petersburg und Kronstadt, vom November an sechs Monate unter Eis. Nicht viel später schließt Reval für gleiche Dauer seine Schiffahrt, wohingegen schon das nach Nordwesten gelegene Baltischport sich etwas früher aus der Starrheit löst und Riga erst um die Jahreswende — zumal wegen der zwischen Domesnäs und Ösel sich stauenden Eisschiebungen aus den nördlichen Meeresgegenden — gesperrt ist. Da kommen dann die Vorzüge der kurländischen Häfen Windau und Libau zur Geltung, in denen beiden das angeschwemmte Eis kaum einen vollen Tag im ganzen Jahre Aus- oder Einfahrt hindert. Die russische Regierung hat es sich denn auch viele Millionen kosten lassen, die ihrer Kriegsmacht und ihrem Handel hier gebotenen Gelegenheiten auszunutzen.

Libau, die südlichere der beiden und nur ca. 70 Kilometer Luftlinie von der preußischen Grenze entfernte Stadt, besitzt eigentlich drei Häfen, wenn man will, sogar vier, von denen der

Digitized by Google

eine für den Handel offen ist und mitten durch Libau kanalartig in den zur Schiffahrt wenig geeigneten und auch leicht vereisenden großen Libauer See führt, während die anderen abgesondert und streng abgeschlossen für die Kriegsmarine vorbehalten bleiben. Die Befestigung des Platzes ist gegen die stets erwarteten Angriffsgelüste Englands stark und — nach Meinung der Russen — ganz vortrefflich. Die Möglichkeit, daß auch der dortige Handelshafen für die Kriegsmarine in Anspruch genommen werde, ist nicht ausgeschlossen, so daß in letzten Zeiten mit besonderem Nachdruck daran gearbeitet wird, das bisher böse vernachlässigte Windau zu schützen. Zwei Molen, von mehreren Millionen Rubel Kosten, recken sich wie eine große Hufzange bereits heute vom Ausflusse der Windau aus in die See vor, sollen jedoch — was den russischen Ingenieuren entgangen zu sein scheint, mit ihrer Öffnung gerade so gelagert sein, daß sie auf eine mächtige Sandbank zu stehen, über die — ähnlich wie seiner Zeit vor Abbaggerung in Wilhelmshaven — bei bewegter See viele große Schiffe die Fahrt nicht wagen. Zum Abbaggern dieser Sandbank ist bisher nichts geschehen, da trotz ihr bei besserem Wetter sehr bedeutende Frachtschiffe ungehindert in den als eigentlichen Hafen dienenden Endlauf der Windau einfahren, um das dort aufgespeicherte Holz, sibirische Butter, vor allem aber Getreide einzunehmen. Nächst Odessa besitzt nämlich Windau den größten „Elevator", d. h. Getreidespeicher, Wiege- und Verladeverrichtung des ganzen Kontinentes, so daß dies Städtchen, dem ein eigenes Hinterland zwar fehlt, das aber durch direkte neue Eisenbahnverbindung mit Moskau den sibirischen Handel nach England, Skandinavien und Deutschland an sich lockt, eine große Zukunft haben könnte, wenn nicht lokale Vetternwirtschaft, Entgegenarbeiten von städtischen und Kronsbeamten sowie politische Verhältnisse, die ich im allgemeinen schon gekennzeichnet habe und auf die ich im einzelnen noch zurückkommen werde, jede gesunde Entwickelung hemmten. Indem arbeitet der mächtige Elevator nicht mit einer seiner Größe und seinen Kosten entsprechenden Schnelligkeit und weist noch manch andere Mängel auf, die jeder Kenner russischer Beamtenwirtschaft als selbstverständlich annehmen wird. — Der auch in den baltischen Provinzen eingebürgerte russische Phantastengeist liebt trotzdem von Windau als dem „kurländischen Chicago" zu sprechen, und weist vergnüglich darauf hin, daß es auch von dem neu an der livländischen Küste bei Salismünde geplanten und teilweise bereits mit beträchtlichen Kosten in Angriff genommenen Hafen.

Digitized by Google

nichts zu fürchten hätte, weil, selbst wenn die projektierte Bahn Salismünde—Wolmar zustande käme, diesem Orte die günstige direkte Verbindung mit Moskau fehlte und außerdem die gleiche Frostbeschränkung, wie Riga von der Jahreswende an beschieden sei. So träumt man denn von allen möglichen mit der Schnelligkeit amerikanischer Überraschung aufsprießenden Herrlichkeiten und läuft trotzdem, weil die Kronsbehörden ihre Hand im Spiele haben, auf entsetzlichem Pflaster, tappt bei elender Beleuchtung an schmutzigen Hafen- und Innenstraßen, an ärmlichen Häusern entlang und freut sich, daß man vielleicht später einmal eine Wasserleitung mit Trinkwasser haben werde. Nur die Hotelpreise tragen bereits der zukünftigen Entwickelung vollauf Rechnung, denn bisher ist der gesamte weit ausgedehnte Grund- und Hausbesitz des armseligen Nestes von 12—13000 Einwohnern für 1½ Millionen Rubel bis auf den letzten Ziegel zu kaufen, kein Mensch ist für mehr als 2000 Rubel kreditfähig, das ganze Stadtbudget beläuft sich auf 60000 Rubel, der Zuzug verarmten Landvolkes vermehrt die Zahl der Bettler, und die trotzdem — mutig natürlich in Frankreich — geplante Stadtanleihe von 2 Millionen Rubel würde geringen Erfolg haben, selbst wenn sie von der Regierung genehmigt würde, weil die genehmigenden Kronsbeamten von Einfluß für die „Verwendung" sind und weil für Ablösung von erdrosselnden Verkehrsbeschränkungen über den Fluß keine Kopeke vorgesehen ist.

Ich habe mich bei diesem Städtchen länger aufgehalten, weil es sehr charakteristisch für den jetzigen Stand der Verhältnisse — für das Wollen und Nichtkönnen — ist und weil es ungefähr die Mitte einnimmt zwischen den wenigen besser gestellten großen Städten sowie den viel zahlreicheren kleineren und armseligeren Orten, die wie Tukum, Goldigen, Wolmar, Walk, Pernau und viele viele andere gegen die bei uns durch vereintes Wirken von Staat und Stadt hervorgerufene Sauberkeit und Achtbarkeit der meisten (leider nicht aller) Provinzorte sehr betrübend absticht. — Und diese baltischen Städte und Orte erregen den Neid aller im Innern Rußlands gelegenen Gemeinwesen! Stattlich und heiterbunt und gut gehalten ist auch in ihnen stets eine — die Zahl der Bekenner um ein Vielfaches an Größe übertreffende — orthodoxe russische Kirche.

Für uns Deutsche sind aus der Zahl der größeren Städte von besonderem Interesse Mitau, Dorpat und Riga. Um Mitau schwebt für uns ein gewisser sagenreicher Nimbus. Die Hauptstadt der uns zunächst gelegenen Provinz Kurland, der Ver-

Digitized by Google

einigungspunkt des dortigen — dem unsrigen vielfach verschwägerten, zahlreich auf deutschen Hochschulen studierenden — Adels, der Zufluchtsort Ludwigs XVIII. und der ehemalige Herzogsitz des zur weltlichen Herrschaft übergetretenen Deutschordensmeisters der baltischen Provinzen sowie dessen späteren operettenhaften Nachfolgers, des von Byron verspotteten Zarinnengünstlings Herzog Biron. Und jeder auch, der diese Stadt — namentlich vom Ufer der Aa herkommend — betritt, wird den Eindruck haben, aus seiner Zeit heraus in eine ganz andere Epoche versetzt zu sein. Zu diesen niederen und weiten Häusern, zu diesem, in ein verwaschenes Rot (die „Kronsfarbe") getauchten Schlosse, zu diesem schiefen Markt und diesen Kirchen, zu dem sonntäglich von argem Schmutze frei gehaltenen uralten Pflaster gehören Sänften und schwere Kaleschen, gepuderte Perücken, Hifthorn blasende grüne Jägertrupps und begeistert für das Wohl eines Provinzfürsten sorgende Bürgergarden. Vor 100 und 150 Jahren muß die Stadt in ihren wesentlichen Teilen genau so ausgesehen haben wie heute, mäßig geschmacklos, aber freundlich, mit schiefen Holzlaternen und Öllunzeln beleuchtet, von vorsintflutlichen Gutswagen und karjohlenden, krachenden „Lohnfuhrmännern", von blonden Herren in unsagbar hohen und weiten Stiefeln, von lieblichen Fräuleins, die französisch schwätzeln, und wundernetten alten Damen, von etlichen Säbelträgern sowie von vielen Juden lustig belebt. Die freiwillige Feuerwehr hält gerade einen Umzug, bei dem sie ehrerbietig eine zum Schlachthaus geführte, aber müde mitten in der Hauptstraße gelagerte Kuh umkreist, aus allen Läden und Fenstern wird zugeschaut, und männiglich freut sich über das große Geschehnis, ganz wie vor 150 Jahren, genau wie bei uns, freilich nicht mehr in Städten von der Größe Mitaus — von 40—50000 Einwohnern — aber in so angenehmen Orten wie Königsberg in der Neumark, Rothenburg ob der Tauber, Tölz an der Isar oder ähnlichen.

Auch in Dorpat wird ständig die Erinnerung an vergangene Zeiten geweckt, ohne daß wir dort das Empfinden des Stehengebliebenen hätten. Nur an einer Stelle drängt sich solches Gefühl auf; ja, nicht nur wie augenblicklicher Stillstand, sondern wie typischer Rückgang. Am Domberge nämlich, hoch über der Stadt, führt reich an entzückenden Ausblicken eine Promenade hin und bedarf, um nicht inmitten unterbrochen zu werden, zweier Brücken. Diese wurden in „deutscher Zeit", d. h. ehe die Verwaltung aus den Händen der Ritterschaft und ihrer deutschen

Digitized by Google

Beamten in russische Hände überging und zentral in Petersburg geleitet wurde, bestellt und in Ordnung gehalten. Engelbrücke und Teufelbrücke. Die letztere nun hätte vor wenig Jahren vorsichtshalber neu sollen befestigt werden. Die Kronsbeamten aber schützten das Wohl ihrer Untertanen weit ausgiebiger, als das die ehemals deutsche Verwaltung je erwogen hatte, sorgten zugleich auch für die Leichtigkeit oder doch für die Abkürzung des Verkehrs, indem sie befahlen, die Brücke einfach fortzunehmen. Ich mußte sinnend immer wieder dorthin zurückkehren und mir die leer gen Himmel starrenden Widerlager betrachten, die wie zwei Armstümpfe traurig in die Lüfte stehen und den Wanderer daran gemahnen, daß auch die Straßen des Landes, die, hoch mit guten Seitengräben aus dem Boden hrausgearbeitet, einst der Stolz der verwaltenden Ritterschaft waren, jetzt langsam, aber unaufhaltsam verwahrlosen und bald denjenigen ähnlich sein werden, die — oft gar nicht mehr erkennbar — als gefürchtete Marterwerkzeuge das übrige Rußland beglücken.

Dorpat selbst mit seinen vielen Universitäts- und sonstigen öffentlichen Gebäuden, guten Läden, sonderlich — wie alle baltischen Städte — überraschend zahlreichen Buch- und Musikalienhandlungen, mit seinen vielen Fabriken und Werkstätten, mit seinen Villen, die sich vom Domberge hinab durch schöne Anlagen an die Ufer der Embach und dann wieder die jenseitigen Hügel hinaufziehen, kann sich würdig und lustig unseren Universitätsstädten Jena, Göttingen und Marburg anreihen. Voll romantischen, kleinbürgerlichen Reizes, sauber und gut gehalten, umgibt es uns heimlich, wie keine Stadt sonst in jenen Landen, mit dem Dufte der Heimat.

Dieser ausgesprochen deutsche Charakter wird gewöhnlich Riga beigelegt, doch meiner Ansicht nach nur teilweise berechtigt, denn die Königin an der Düna hat ein durchaus selbständiges Gepräge, das zwar deutlich auf deutsche Art hinweist, aber doch nicht so uneingeschränkt, daß man sie sich ohne wesentliche Beschneidung innerhalb unserer Grenzen denken könnte. In ihr tritt der Kuppelbau der orthodoxen Kathedrale als Mittelpunkt der modernen Stadt mit der Berechtigung einer großen Gemeinde hervor, eine kleinere Kirche dieses Stiles steht vor dem Bahnhofe, viele mittlere sind in der großen mehr als 300000 Einwohner zählenden Stadt zerstreut. Die hohen Stockwerke der Prachthäuser, die die langgezogenen Gartenanlagen am deutschen Theater umgeben, erinnern weit mehr an moderne Wiener Bauart, denn an

Digitized by Google

altdeutsche oder diejenige neuere, gleichgroßer deutscher Städte; demnach fehlen auch die bei uns unumgänglichen Scheußlichkeiten einer vielgerühmten Talmiarchitektur des Kölner Ringes u. dgl. — Bierhäuser, Cafés, Konditoreien in unserer Annehmlichkeit und Behaglichkeit gibt es in Riga nicht. Einige Keller und eine Weinstube versuchen etwas Derartiges zu sein. Galt es doch bis vor wenig Jahren für eine Dame der Rigischen Gesellschaft als unpassend, ein öffentliches Lokal jemals zu betreten. Bei der Gelegenheit sei auch erwähnt, daß die mit Recht weit gerühmte baltische und allgemein russische Gastlichkeit in Riga von den Eingesessenen dem Fremden gegenüber nicht verschwenderisch angewandt wird und in der internen Geselligkeit unter den politischen Zuständen leidet. — Die große Menge der russischen nüchternen Holzhäuser in den Vorstädten und Außenvierteln, das Vorhandensein eines großen russischen Theaters, die Fülle russischer Uniformen, russischer Gespanne und Kutscher, russischer Haartracht, russischer Gesichter und russischer Laute halten — ganz abgesehen von der russischen Schrift auf allen Firmen- und Straßenschildern — dem sonst vielfach wachgerufenen Eindruck einer deutschen Stadt vollständig die Wage.

Freilich sind Straßen- und Firmenschilder auch deutsch beschrieben, aber wenn man sich erinnert, daß es vor 25 Jahren noch kaum möglich war, eine amtliche Beglaubigung in russischer Sprache zu erhalten, und daß man nun keine Möglichkeit findet, sich mit den russischen Schutz- und Wachtleuten in seiner Muttersprache zu verständigen, auch von vielen Schaffnern der Trambahn und den meisten der Eisenbahnen, von den Droschkenkutschern sogar, sei's aus Unkenntnis, sei's aus Liebedienerei gegen die herrschende Richtung, keinen deutschen Satz herauslocken kann, so genügt auch dies Nebeneinander nicht mehr, um Riga einen ganz deutschen Charakter zuzusprechen.

Den empfangen wir rein und zwar im spezifisch norddeutschen, hansischen Sinne, wenn wir die türmereiche Stadt von der Düna oder vom jenseitigen Ufer, dem Vororte Hagensberg aus betrachten, wenn wir ins Innere der Altstadt zum Mariendome, über den Markt am Dünaufer, zur St. Johannis- und Petrikirche schreiten. Der Platz vor dem roten Schwarzhäupterhause könnte mit seinem Roland vor der Bürgermeisterei eine entzückende Dekoration für jedes urdeutsche Festspiel abgeben. Große und kleine Gilde, Herderdenkmal und Pulverturm zeigen uns, welchen

Digitized by Google

Sinn die deutschen Kolonisatoren hier lange und einzig zu erhalten wußten.

Und gerade dieser Stadtteil wird uns gern einen oft gehörten Spruch über diese Stadt bestätigen lassen, den nämlich, der sie schön nennt und wohl gepflegt.

Vor kurzem erst ist ein stattlicher Band Rigischer Bauten veröffentlicht worden, der mit Abbildungen der Fassaden und Grundrisse auch dem Wißbegierigen in der Ferne einen guten Begriff von der Rührigkeit und Stattlichkeit dortiger Leistungen vermitteln kann. Die dadurch wachgerufene Anerkennung würde sich noch steigern, wenn man den Hafenverkehr mit anschauen, die neue Leitung prächtigsten, aus dem Grunde gewonnenen Trinkwassers oder die städtische Elektrizitätszentrale musterte und in die Fülle der teilweise ganz großartigen Fabriken und Handelshäuser einen Blick werfen könnte. Dort triumphieren auch heute noch überall deutscher Geist und deutsche Köpfe. Doch damit kämen wir von der Umschau übers Land schon zur näheren Betrachtung der Leute, was wir uns in Anbetracht des Raumes für einen Schlußartikel versparen müssen.

[Fortsetzung.]

Die soziale Bedeutung der unehelichen Mutterschaft.

Von Alice Salomon-Berlin.

Als Helene Böhlau vor Jahren in einem ihrer schönen Bücher die Forderung aussprach, der Frau, der die Ehe versagt bleibt, das Recht auf die Mutterschaft, das Recht auf ein Kind zuzubilligen, da hatte die Frauenbewegung keine Ursache, zu dieser Forderung Stellung zu nehmen. Denn eine Künstlerin ließ diesen Ausspruch eine ihrer Gestalten, eine feine und tiefe Frau, als Facit ihrer besonderen, individuellen Lebens-

Digitized by Google

schicksale tun. Ein individuelles Schicksal löste eine subjektive Forderung aus, die dem einzelnen gefallen oder mißfallen mag, mit der die organisierte Bewegung der Frauen aber nichts zu tun hatte.

Anders liegen die Verhältnisse, seit diese selbe Forderung „nach dem Recht auf die Mutterschaft" auch als soziologisches Programm aufgestellt worden ist; seit man an Stelle der subjektiven Rechtfertigung eines Einzelschicksals die allgemein gehaltene Forderung nach einer Anerkennung der freien Liebesverhältnisse, nach einer „neuen Ethik", wie die Fordernden sich ausdrückten, setzte; seit Anhängerinnen der Frauenbewegung für die Frauen, die nicht zur Ehe gelangen, das Recht auf ein Kind, die Sanktion der Gesellschaft für die uneheliche Mutterschaft fordern.

Das alles geschieht aus dem Wunsch, die Frau zur vollen Entfaltung ihres Wesens, ihrer Persönlichkeit zu führen. Das alles, damit die Frau ihr volles Leben lebe; damit sie Weibesschicksal auskoste; damit sie den Becher, der alle Lebensmöglichkeiten enthält, bis auf die Neige leere. — Seit diese Forderung so allgemein gehalten auftritt, ist unsere Bewegung gezwungen, Stellung zu ihr zu nehmen. Wir müssen uns fragen: Darf die Befriedigung der erotischen Bedürfnisse der Frau, darf dieser individualistische Gesichtspunkt zum ausschlaggebenden Prinzip für eine Forderung gemacht werden, deren Erfüllung nicht die Frau allein angeht, sondern an den Grundlagen unserer sozialen Ordnung rüttelt; eine Forderung, die nicht nur die Mutter, sondern auch das Kind betrifft. Der Kampf um das Recht auf die freie Liebe, d. h. auf die uneheliche Mutterschaft, muß vielmehr von der Frauenbewegung unter sozialen Gesichtspunkten betrachtet werden. Man muß vor allem prüfen, welche Wirkungen sie für das Kind hervorbringen, das das Resultat der freien Liebe ist; ob das Recht des Individuums, um das die Frauen kämpfen, hier nicht mit dem Recht der Gattung — die sub specie aeternitatis — doch immer das Höhere, Wertvollere bleibt, kollidiert.

Es handelt sich darum, festzustellen, ob die freie Verbindung imstande ist, das Gedeihen des Kindes in demselben Umfange zu sichern, wie die Familie es auf Grund der gesetzlichen Ehe, der geltenden Familienordnung im allgemeinen tut.

Unsere staatliche Ordnung stützt sich darauf, daß die Für-

Digitized by Google

sorge für die heranwachsende Generation von der Familie getragen wird. Kann die uneheliche Mutterschaft dem Kind dieselben geistigen und sittlichen Entwickelungsmöglichkeiten bieten, wie die Familie, so ist sie von soziologischen Gesichtspunkten aus, so ist sie im Interesse des Staates mit der Familie gleichberechtigt. Kann sie dem Kind den Familienverband nicht ersetzen, kann sie ihm nicht alle Möglichkeiten und Garantien für seine persönliche Entwickelung gewähren, so wird die Gesellschaft die Pflicht haben, an der geltenden Familienordnung festzuhalten. So wird die Frauenbewegung genötigt sein, die Forderung des Rechts auf die Mutterschaft abzulehnen. Denn auch den Frauen muß das allgemeine Wohl höher stehen als die Erfüllung von Sonderinteressen und Bedürfnissen.

Bisher hat man diese Frage hauptsächlich auf abstrakter, theoretischer Grundlage erörtert.

Von Vertretern der „neuen Ethik" ist der Gedanke ausgesprochen worden, daß Kinder, die aus freien Liebesverhältnissen hervorgehen, gesunder, kräftiger, schöner, begabter sein würden, als Kinder von Eltern, die sich bei der Eheschließung vielleicht von äußeren, materiellen Rücksichten mehr leiten ließen als von der Stimme der Natur; die sich nicht in der Vollkraft ihrer Jugend zueinander fanden und angehören konnten. Die Kinder der Liebe würden daher zu einer Verbesserung und Veredelung der Rasse führen. Unter diesem Gesichtspunkt würde die neue Ethik nicht nur individuellen, sondern sozialen Zwecken dienen. Die Mutterschaft der Frauen, die nicht zur Ehe gelangen können, wäre auch im Interesse der Gesellschaft zu wünschen und zu fördern.

Auf solche Hypothesen ist mancherlei erwidert worden. Zunächst hat man es zum mindesten angezweifelt, daß die aus freien Verhältnissen hervorgehenden Kinder im allgemeinen gesunder, kräftiger sein würden. Als ob nur junge, gesunde und kräftige Menschen sich in freien Verhältnissen zusammenfinden; als ob nicht gerade die mangelnde Verantwortung, die solche Beziehung ausgezeichnet, manche leichtsinnige Beziehung von Menschen begünstigt, die sich durch Krankheit oder Gebrechen von einer Ehe zurückhalten lassen. Man hat darauf hingewiesen, daß die sogenannten Kinder der Liebe beim Durchdringen einer neuen Ethik — bei einer allgemeinen Sanktion und Anerkennung freier Verhältnisse — mehr noch als heute Kinder des Instinkts, des Triebs, ja des Zufalls, der Laune sein werden, von denen

Digitized by Google

es keineswegs feststeht, daß sie ein besonders kräftiges, leistungsfähiges Menschenmaterial für die Gesellschaft abgeben werden. Aber weit wichtiger als all diese bisher unbewiesenen und wohl auch unbeweisbaren Ansichten, hat man gegen die neue Ethik geltend gemacht, daß selbst das gesundeste und beste Kindermaterial, das durch die uneheliche Mutterschaft geschaffen würde, in unnatürliche und ungesunde Verhältnisse hineingestellt würde, unter denen es leiden und degenerieren müsse. Wenn auch von der Frauenbewegung, ganz unabhängig von den Bestrebungen nach einer neuen Ethik, die Forderung nach einer Mutterschaftsversicherung, nach einem materiellen Schutz, nach einer Besserung der Lage der unehelichen Mutter aufgestellt wird, und wenn auch diese Forderungen in absehbarer Zeit erfüllt werden sollten, so ist doch nicht zu verhindern, daß die wirtschaftliche Versorgung der unehelichen Kinder dauernd auf eine schwankende Grundlage gestellt wird, daß man ihrem seelischen Wachstum Einflüsse entzieht, die für die volle Entwickelung ihrer Anlagen, ihres Wesens notwendig sind, daß man sie aus dem von der Natur gewollten Zusammenhang herausreißt. Im Interesse der Kinder glaubte man deshalb, eine neue Geschlechtsmoral ablehnen zu müssen, die wohl der Mutter in manchen Fällen zu einer Bereicherung des Lebensinhaltes, zu einer vollen allseitigen Entwickelung verhelfen könnte, die aber das Kind in seinen Lebensmöglichkeiten verkürzen müßte. Der Kampf um das Recht auf die Mutterschaft wurde abgelehnt, weil er einen Kampf gegen das Kind bedeutet, weil „persönliche Glücksbedürfnisse nicht maßgebend für die Gestaltung einer Institution sein dürfen, die nur mittelbar dem Glück des einzelnen, in erster Linie aber der Gattung dienen soll, die dem Kind gegenüber ihre wesentliche Aufgabe hat".

Aber solche theoretischen Abstraktionen pflegen nur diejenigen zu überzeugen, die von vornherein überzeugt sind; und es dürfte sich deshalb empfehlen, an der Hand von Tatsachenmaterial nachzuprüfen, welche Bedeutung die uneheliche Mutterschaft für die Gesellschaft hat, ob sie tatsächlich „die beste Kraft unseres Volkes", wie es kürzlich in einem Aufrufe zur Fürsorge für ledige Mütter und ihre Kinder hieß, hervorbringt; welche Lebensschicksale diesen Kindern beschieden sind; ob die geltenden Sittlichkeitsbegriffe einen entscheidenden Einfluß darauf nehmen, oder ob die materiellen und geistigen Entwickelungsmöglichkeiten dieser Kinder, unabhängig von diesen Anschauungen, verkürzt sind.

Zu einem solchen Versuch bietet eine kürzlich erschienene

Digitized by Google

Arbeit über die uneheliche Bevölkerung in Frankfurt a. M.,*) die durch ältere Berliner Erhebungen ergänzt werden kann, brauchbares Material. Es handelt sich hier um eine Untersuchung, die auf Veranlassung der Zentrale für private Fürsorge unternommen wurde, um Klarheit über die Schicksale der unehelichen Kinder als Unterlage für die praktische Hilfstätigkeit zu schaffen. So begrenzt auch das Untersuchungsgebiet ist, so schwierig auch die Materialbeschaffung war, so eignet sich doch das Resultat der Arbeit dazu, allgemeine Schlüsse über die Gestaltung des Lebens unehelicher Kinder, ein Urteil über die soziale Bedeutung der unehelichen Mutterschaft zuzulassen. Die Untersuchungen beziehen sich auf drei verschiedene Lebensalter der Unehelichen. Spann hat das Material für das höhere Jugendalter den Militärstammrollen entnommen; für das schulpflichtige Alter stellte er eine eigene Erhebung an, und für die unehelichen Geburten wurden die Geburtenkarten des Frankfurter statistischen Amtes benutzt.

Für diese drei Altersgruppen sollen die Erziehungs- und Entwickelungsbedingungen klargelegt werden. Sie sind in erster Linie davon abhängig, ob das Kind unter den durch die uneheliche Geschlechtsverbindung der Eltern herbeigeführten Bedingungen aufwächst, oder ob nachträgliche Ereignisse eintreten, die die funktionelle Unehelichkeit des Kindes aufheben (wie die Verheiratung der Mutter und Aufnahme des Kindes in die Stiefvaterfamilie oder der Tod der Mutter und Aufnahme des Kindes in Waisenerziehung). Danach gliedern sich die Erziehungsmöglichkeiten des Kindes in folgende Hauptgruppen:

Kinder, die unter der Obhut der alleinstehenden Mutter aufwachsen.

Kinder, die von der Mutter zu fremden Leuten in Pflege gegeben werden.

Kinder, die durch den Tod der Mutter in Anstaltserziehung übergehen.

Kinder, die durch Verheiratung der Mutter mit einem anderen Mann als den Vater des Kindes in eine Stiefvaterfamilie gelangen.**)

*) Ottmar Spann: Untersuchungen über die uneheliche Bevölkerung in Frankfurt. Dresden, Böhmert, 1905.

**) Heiratet die ledige Mutter den Vater des Kindes, so tritt Legitimation des Kindes ein und das Kind ist späterhin als uneheliches durch die Statistik nicht zu erfassen. Die Legitimation erfordert zwar die Beurkundung beim Standesamt, erfolgt aber in der Regel in den ersten Jahren nach der Geburt.

Digitized by Google

Auf den ersten Blick erscheint es, als ob alle diese Erziehungsmöglichkeiten so traurige und wenig wünschenswerte wären, daß die Entwickelung der Kinder unter allen Umständen gehemmt und verkürzt werden muß. Die zahlenmäßigen Ergebnisse der Frankfurter Untersuchungen beweisen aber doch, wenn man sie in lebendige Bilder übersetzt, daß die Chancen der Kinder sich in den einzelnen Gruppen ganz verschieden gestalten.

Schon bei der Geburt der Kinder zeigen sich die Ansätze und Keime zur späteren Differenzierung ihrer Schicksale. In dieser Zeit wird es offenbar, ob das Kind die Frucht einer leichtsinnig eingegangenen Verbindung oder einer ernsteren Neigung ist. Hier schon scheiden sich die Lebenswege in relativ günstige, wo der Vater sein Kind anerkennt, wo er in gutem Einvernehmen mit der Mutter bleibt, eventuell eine Verheiratung in Betracht zieht, und in ungünstige, wenn die Mutter schon vor der Geburt des Kindes von dem Vater verlassen oder gar verleugnet wird.

Ferner wird der Beruf, die günstige oder ungünstige materielle Lage der Mutter mitentscheidend für die Zukunft des Kindes sein.

Nach den Frankfurter Feststellungen ist nun der Mehrzahl der unehelichen Kinder schon von der Geburt an eine traurige Prognose zu stellen. Die Zahl der von den Vätern zum Zweck der Alimentation oder der Beurkundung der in Aussicht genommenen Verheiratung anerkannten Unehelichen ist sehr gering. Sie belief sich auf 7—8 vom Hundert in den Fällen, in denen die Mutter einem höheren Beruf nachging (freie Berufe, kaufmännische Angestellte); auf 10—15 % bei den Kindern von Dienstmädchen und Arbeiterinnen. In den weitaus meisten Fällen scheidet der Vater für das uneheliche Kind in jeder Beziehung aus. Er verläßt den Lebenskreis des Kindes, ehe es noch zum Leben erwacht ist. Das Kind hat von ihm nichts zu erwarten: in bezug auf materielle Versorgung, in bezug auf geistig-sittlichen Einfluß ist es vaterlos.

Ein weiteres Licht auf die voraussichtliche Gestaltung des Lebens der unehelichen Kinder wirft der Niederkunftsort der Mutter. Man stelle sich vor, daß in Deutschland jährlich 180 000 uneheliche Kinder geboren werden. Wenn man den Durchschnitt der Frankfurter Vaterschaftsanerkennungen — also etwa 10—12 % — auf Deutschland überträgt und die Zahl der

Digitized by Google

Mütter, die bei der Geburt des Kindes noch in fester Beziehung zu dessen Vater stehen, demnach auf etwa 20 000 berechnet, verbleiben 160 000 Frauen, die alljährlich ihrer schweren Stunde einsam mit der bangen Frage entgegengehen, wohin sie sich flüchten sollen; 160 000 Kinder, deren Los schon von der Stunde ihrer Geburt an allein durch die Mutter gestaltet wird. Unter welchen Verhältnissen kommen nun diese Kinder zur Welt? Spann bezeichnet die private Wohnung als den günstigsten Niederkunftsort, die private Anstalt (Wöchnerinnenheim) als den nächst günstigen; die öffentliche Anstalt (Universitätsklinik) als den ungünstigsten. Er hat hier nicht die hygienischen Verhältnisse, sondern die allgemeine Lage der Mutter im Auge. Wo diese relativ günstig ist, wo sie Angehörige oder Freunde hat, die sich ihrer annehmen, die sie versorgen wollen, wo es ihr an den nötigen Mitteln nicht fehlt, wird sie die Pflege in der Familie vorziehen.

Die Niederkunft in der Privatwohnung entspricht daher der günstigsten Lage der Mutter. Die öffentliche Anstalt ist der letzte Zufluchtsort, ist das Refugium der Verlassenen, des gehetzten Wildes; derer, die keine Heimat haben, die sie liebevoll aufnimmt. Nur in der Not sucht man sie auf. Zwischen beiden Möglichkeiten liegt noch die private Anstalt. Aber wie viele können darin Aufnahme finden! Was bedeuten die 38 in ganz Deutschland von gemeinnützigen Vereinen errichteten Wöchnerinnenheime mit einigen hundert Betten gegenüber den Tausenden ledigen und auch verheirateten Wöchnerinnen, die hier Zuflucht suchen müssen. In Frankfurt mußte die Hälfte aller ledigen Mütter in einer Anstalt Zuflucht suchen; davon entfällt wiederum der größte Teil auf die öffentlichen Anstalten. Die vom Vater anerkannten Kinder kommen in der Regel in privaten Wohnungen zur Welt; ihre relativ günstigen Lebensaussichten kommen im günstigen Niederkunftsort der Mutter zum Ausdruck. Bei den beruflich Schlechtgestellten hat naturgemäß die Anerkennung von seiten des Vaters den größten Einfluß darauf, ob das Kind unter günstigen oder ungünstigen Verhältnissen zur Welt kommt. Die Dienstmädchen hängen z. B. infolge der Entfremdung von der eigenen Familie von dem Verhalten des unehelichen Vaters stark ab. Wo der Vater das Kind nicht anerkennt, sind sie fast immer genötigt, eine Anstalt aufzusuchen. In Frankfurt kamen 68% dieser Kinder in Anstalten zur Welt. Bei der geringen Zahl der Anerkennungen treten die Kinder also meist schon unter den ungünstigsten Vorbedingungen ins Leben, allein auf die Mutter an-

Digitized by Google

gewiesen, die, selbst schutz- und hilflos, zunächst für sich und das Kind eine Zuflucht sucht.

Und wenn die kurzen Wochen vorüber sind, in denen die Mutter im Heim oder in der Klinik versorgt wurde, muß sie den entscheidenden Schritt für die Zukunft des Kindes tun; sie muß wählen, ob sie das Kind in eigene Obhut nehmen oder fremden Leuten anvertrauen soll. Und diese Wahl wird in den meisten Fällen keine freie sein; sie wird von vornherein bestimmt oder beeinflußt sein durch den Beruf und die Lage der Mutter. An der Hand der Frankfurter Untersuchungen läßt sich allerdings nur für das schulpflichtige Alter feststellen, welches die Form der Pflege und Erziehung der unehelichen Kinder ist. Dabei zeigt sich zunächst, daß ein beträchtlicher Teil der Kinder — nämlich 30% — durch die Verheiratung der Mutter in eine Stiefvaterfamilie übergeht. Etwa ebenso viele werden zu Freunden in Pflege gegeben und 22% werden von der alleinstehenden Mutter erzogen und versorgt. Eine Berliner Untersuchung hat festgestellt, daß etwa 20% der Kinder in Haltepflege kommen, oft zwischen dem 15. und 30. Lebenstag. Mütter, die einem außerhäuslichen Beruf nachgehen, sind naturgemäß gezwungen, ihre Kinder anderen anzuvertrauen. So stellen denn die Kinder von Dienstmädchen das größte Kontingent der Pflegekinder; während die unter unmittelbarer Obhut der Mutter aufwachsenden Kinder hauptsächlich auf Arbeiterinnen der Bekleidungsindustrie (Heimarbeiterinnen) entfallen. Nur halb so viele uneheliche Kinder werden von der Mutter genährt (Böckh).

Was verraten nun diese trockenen Zahlen über das Leben und die Schicksale der unehelichen Kinder? Wieweit leiden sie unter den herrschenden Anschauungen über Ehelichkeit und Unehelichkeit der Geburt, wieweit leiden sie unter mangelnder elterlicher Fürsorge und Liebe, wie gestaltet sich ihre materielle Versorgung?

Zunächst läßt die Tatsache, daß ein immerhin beträchtlicher Teil der ledigen Mütter zur Ehe gelangt, darauf schließen, daß in weiten Kreisen die uneheliche Mutter nicht als sittlich minderwertig beurteilt wird, daß ihre Lebenschancen nicht sehr wesentlich beeinträchtigt sind. Anders steht es um die Frage der Lebensaussichten der Kinder, die in eine Stiefvaterfamilie aufgenommen werden. Man kann nicht erwarten und verlangen, daß der Stiefvater dem Kind dasselbe Interesse und dieselbe Liebe entgegenbringt, wie eigenen Kindern. Man wird es begreiflich finden,

Digitized by Google

wenn in besitzlosen Kreisen ein solches Kind vom Vater als eine unangenehme Belastung empfunden wird, wenn er für die Berufsausbildung dieses Kindes möglichst geringe Opfer bringen will. Vielleicht kann doppelte Liebe von seiten der Mutter dem Kind ersetzen, was ihm hier verloren geht, vielleicht gleicht die Mutter an Fürsorge aus, was der Stiefvater nicht geben will. Aber vielleicht — und das sind keineswegs seltene Fälle — sieht auch die Mutter das Kind mit anderen Blicken an. Das uneheliche Kind ist für die verheiratete Frau fast immer die Erinnerung an eine Lebensepisode, die — wenn sie auch in ihrem Kreis nicht als ein Makel, eine Schande gewertet wird — für sie die größte Enttäuschung, den ersten tiefen Schmerz, die bitterste Lebenserfahrung, ein schmähliches Betrogensein bedeutete. Die Erinnerung an solche Zeiten, an Mißerfolge, die man erlitten, wo man das Beste und Tiefste gab, was man besaß, wo man in Glauben und Vertrauen schenkte, was man nur einmal zu schenken hat, die erste heiße Jugendliebe — die Erinnerung an solche Zeiten pflegt nicht von vielen heilig gehalten zu werden. Es ist vielleicht nicht verzeihlich, aber begreiflich, daß manche Frauen das lebendige Wahrzeichen ihrer getäuschten Hoffnungen, gerade wenn sich ihnen ein neues Glück aufgetan hat, nicht mit allzu großer Liebe umgeben. Wer in der Fürsorge für verwahrloste und mißhandelte Kinder Erfahrungen gesammelt hat, weiß denn auch, daß die Praxis derartige Vermutungen bestätigt. Die Zentralstelle für Jugendfürsorge in Berlin teilt beispielsweise in ihrem letzten Jahresbericht zwei Fälle mit, in denen uneheliche Mütter gegen ihre vorehelichen Kinder einen geradezu maßlosen Haß gefaßt hatten, den sie an den unglücklichen Geschöpfen derartig auslieβen, daß die Kinder schließlich entliefen!

Über die Kinder, die unter der Obhut der Mutter oder bei Pflegeeltern aufwachsen, ist nur ein kurzes, allgemeines Wort zu sagen. Das Kind, das allein von der Mutter versorgt wird, entbehrt ganz selbstverständlich des väterlichen Einflusses, seines Rates, in den meisten Fällen auch der sicheren materiellen Grundlage für die Erziehung.

Kinder, die das Unglück haben, ihren Vater frühzeitig durch den Tod zu verlieren, wissen, was das bedeutet. Aber sie stehen einem unabwendbaren Schicksal gegenüber. In ihr Leben haben Mächte eingegriffen, die stärker sind als Menschenhand. Ihre Mutter trifft keine Schuld an dieser Verkürzung der Lebensaussichten des Kindes. Die uneheliche Mutter aber muß gewärtig

Digitized by Google

sein, daß ihr Kind sie eines Tages fragt, ob sie berechtigt war, ihm das Leben zu geben, ohne ihm die von der Natur gewollten Lebensbedingungen zu sichern.

Dasselbe gilt auch von den Kindern, die zu fremden Leuten in Pflege gegeben werden. Auch hier wartet ihrer in den meisten Fällen keine weitgehende Fürsorge. Gut situierte Leute geben sich selten einer solchen Aufgabe hin. Die Kinder kommen meist zu Familien, die das geringe Pflegegeld noch als Einnahmequelle betrachten. In Frankfurt waren fast die Hälfte aller Pflegeväter ungelernte Arbeiter. Nicht zum Arbeiterstand gehörten nur 8%. Von den Pflegemüttern gingen noch 44% einem eigenen Beruf nach. Man kann sich vorstellen, daß dabei von Pflege der Kinder nur dem Namen, nicht der Tat nach die Rede sein kann. Entbehren die unter der Obhut der Mutter lebenden Kinder nur den direkten Einfluß des Vaters, so dürfte die Pflegefamilie in den meisten Fällen sowohl für die väterliche wie für die mütterliche Fürsorge keinen vollen Ersatz bieten können.

Unzweifelhaft schlecht stehen aber diese beiden Gruppen von unehelichen Kindern in bezug auf materielle Versorgung. Fast immer sind sie allein auf die Mutter angewiesen. In Frankfurt zahlten 66% der Väter überhaupt keine Alimente; 11% zahlten nur teilweise und unregelmäßig; nur 22% kamen ihren gesetzlichen Verpflichtungen regelmäßig nach.

Unter diesen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß die Sterblichkeit der unehelichen Kinder infolge von mangelnder Pflege erschreckend hoch ist, daß die Zahl der Kinder dezimiert wird, ehe sie das Alter erreichen, das der elterlichen Fürsorge entraten kann. In Preußen sterben 36% der unehelichen Kinder im ersten Lebensjahr; in Sachsen 38%; in Berlin sogar 43%. Im ersten Lebensmonat ist in Berlin die Sterblichkeit der Unehelichen 3,2 mal größer als die der Ehelichen.

Nach den Frankfurter Feststellungen scheint aber die ungeheuere Sterblichkeit auch im späteren Kindesalter anzuhalten. Von den in Frankfurt in den Jahren 1870—81 geborenen unehelichen Knaben traten nur 18,1% in das 20. Lebensjahr, gegenüber 66% der ehelich geborenen ein. Eine Berliner Statistik ergibt sogar nur 13,5 uneheliche gegenüber 50—54% ehelicher! Nur die kräftigsten scheinen bis zu dem Alter zu gelangen, in dem für andere erst der Kampf ums Daseim recht eigentlich beginnt. Daß die Überlebenden verhältnismäßig kräftig sind, darauf läßt wenigstens die Tatsache schließen, daß die

Digitized by Google

körperliche Tüchtigkeit der militärpflichtigen Unehelichen sich kaum ungünstiger stellt als die der Ehelichen. Zieht man aber die Ergebnisse der in Stieffamilien aufgewachsenen und der funktionell Unehelichen gesondert in Betracht, so verschiebt sich das Ergebnis ganz erheblich. Die Stiefkinder weisen einen höheren Grad der Militärtauglichkeit auf, als die der unverheirateten Mütter, 51 gegen 32% der Tauglichen. In bezug auf ihre körperliche Entwickelung kommen danach die überlebenden Stiefkinder den Ehelichen gleich. Die eigentlichen Unehelichen zeigen dagegen körperliche Degenerationserscheinungen. Um aber eine weitere Vergleichsbasis zu gewinnen, muß man noch die unehelichen Waisen ins Auge fassen, deren Militärtauglichkeit mit 38% eine Mittelstellung zwischen den Stiefkindern und den von der Mutter versorgten einnimmt. Auf diese Weise kommt man zu dem ebenso beschämenden wie begreiflichen Resultat, daß es in gesundheitlicher Beziehung für die unehelichen Kinder besser ist, die Mutter stirbt, als sie bleibt am Leben, ohne sich zu verheiraten.

Zu einem ähnlichen Ergebnis gelangt man, wenn man das berufliche Fortkommen der Kinder verfolgt. Die Kinder, die auf die Mutter allein angewiesen sind, stellen eine erschreckend große Zahl ungelernter Arbeiter. Auch für Berlin ist das in einer Studie*) festgestellt worden, die sogar noch weitergehend darlegt, daß die Anteilnahme der Unehelichen an den Handwerken desto stärker hinter den Ehelichen zurückbleibt, je länger die Ausbildungszeit, je höher die Qualität der Arbeit ist. Die in Stiefvaterfamilien aufgewachsenen Kinder stehen auch in bezug auf den Beruf erheblich besser, als die unter der alleinigen Obhut der Mutter stehenden. Sie kommen in dieser Beziehung den Ehelichen fast gleich. Auf 100 gelernte Arbeiter stellen sie nur 29 ungelernte; die von der Mutter versorgten aber 43. In beruflicher Hinsicht zeigen die eigentlichen Unehelichen, die nicht in einer Stieffamilie aufgewachsen, ein deutliches Herabsinken, eine berufliche Degeneration. Sie haben schlechtere Lebensaussichten als die unehelichen Waisen, die wie auch in bezug auf ihre körperliche Entwickelung, so auch im Beruf eine Mittelstellung zwischen den in der Stieffamilie und den von der Mutter versorgten einnehmen. Sie stellen auf 100 gelernte nur 38 ungelernte Arbeiter. Also auch hier wieder dasselbe traurige Ergebnis: Es

*) Neumann: Die jugendlichen Berliner unehelicher Herkunft. Jahrbücher für Nationalökonomie. III. Folge. Band VIII.

Digitized by Google

ist für die unehelichen Kinder hinsichtlich der Berufswahl und Ausbildung besser, wenn ihre Mutter stirbt, als wenn sie am Leben bleibt, ohne sich zu verheiraten.

Nun liegt allerdings der Gedanke nahe, daß sie dies Schicksal mit Ehelichen insoweit teilen, als auch bei diesen etwa die Vollwaisen, die von amtlicher Stelle aus Versorgung finden, bei der Berufsergreifung besser gefördert werden können als Halbwaisen, denen nur der Rat der ehelichen Mutter zur Verfügung steht. Die Frankfurter Untersuchung zeigt aber, daß eine solche Annahme durchaus irrig ist, daß die Unehelichen erheblich schlechter stehen als Halbwaisen, daß aber die ehelichen Halbwaisen doch noch bessere geistige Entwickelungsbedingungen und Berufsaussichten haben als die ehelichen Vollwaisen.

Während es sich zeigt, daß die körperliche Entwickelung von ehelichen Kindern durch die völlige Verwaisung nicht gehemmt wird, läßt sich hinsichtlich des Berufs eine sehr weitgehende und einschneidende Abhängigkeit vom Leben der Eltern feststellen; ein Beweis für die Annahme, daß vielleicht materielle Güter, aber nicht der von der Natur gewollte elterliche Einfluß in der Erziehung zu ersetzen ist.

Die Kinder, die beide Eltern durch den Tod verlieren, sind bei der Berufswahl schlechter daran als die Halbwaisen, was eigentlich auch vermutet werden sollte, aber im Gegensatz zu den Verhältnissen der Unehelichen betont werden muß. Bei diesen ist die Verwaisung für das Kind günstiger als das Leben bei der Mutter, und hierdurch zeigt sich ganz besonders deutlich die ungünstige Sonderstellung der Unehelichen im Erneuerungsprozeß der Bevölkerung.

Endlich noch ein Wort über die Kriminalität der Unehelichen. Es liegt auf der Hand, daß Kinder mit geringeren erziehlichen Eindrücken, in schlechter äußerer Lage leichter allen Versuchungen anheim fallen. Die Frankfurter Untersuchung stellt auch fest, daß 10,8% der militärpflichtigen Unehelichen, aber nur 7,6% der gleichaltrigen Ehelichen bestraft sind. Auch kommen mehrfache Verurteilungen bei den Unehelichen erheblich häufiger vor; die Kriminalität tritt früher ein, in den Jahren, in denen der elterliche Einfluß noch ausschlaggebend für die Lebensführung. Noch ungünstiger gestalten sich diese Zahlen für die Unehelichen, wenn man bedenkt, daß die Unehelichen ein weit stärkeres Kontingent zur Fürsorgeerziehung stellen, die häufig durch eine Kriminalität veranlaßt wird, die nicht durch Verurteilung als solche zu erfassen

Digitized by Google

ist. Nach der im Ministerium des Innern bearbeiteten Statistik über die Fürsorgeerziehung wird der Anteil der Unehelichen auf mindestens dreimal so hoch geschätzt, wie der der Ehelichen.

Für Berlin hat Neumann sogar noch viel größere Differenzen in der Kriminalität der Ehelichen und Unehelichen festgestellt. Die Bestrafungen wegen Vergehen und Verbrechen schwanken hier bei den Militärpflichtigen zwischen 9 und 19%. Auch die Zentralstelle für Jugendfürsorge glaubt nach ihrem Material annehmen zu müssen, daß die Gefährdung der Unehelichen doppelt so groß ist, als die der Ehelichen. Aus der Tatsache, daß die ungelernten Arbeiter überall an der Kriminalität am stärksten beteiligt sind, ergibt sich die Folgerung, daß die Unehelichen durch ihre mangelhafte Berufsausbildung auch nach dieser Richtung hin belastet sind. Auch ist eine stärkere Beteiligung unehelicher Mädchen an der Prostitution festgestellt.

So weit die tatsächlichen Feststellungen und ihre Ergebnisse, die nun unter dem Gesichtspunkt ins Auge gefaßt werden müssen, ob eine Beurteilung der sozialen Bedeutung der unehelichen Mutterschaft daraus abgeleitet werden kann. Zunächst muß noch einmal darauf hingewiesen werden, daß die konkreten Untersuchungen sich nur auf die Stadt Frankfurt beziehen, und daß dieses Frankfurter Tatsachenmaterial nur hier und da durch Berliner Feststellungen ergänzt und nachgeprüft werden konnte. Eine Verallgemeinerung der Ergebnisse dürfte daher nur für städtische Verhältnisse in Betracht gezogen werden. Jedenfalls sind die Schicksale der unehelichen Kinder in Frankfurt, das über eine außergewöhnlich gut organisierte, durchgebildete, mit reichen Mitteln versehene soziale Fürsorge verfügt, eher günstiger als anderswo, und es ist anzunehmen — wie das auch die vorhandenen Berliner Zahlen bestätigen — daß man anderwärts nur ein dunkleres Bild von der Lage dieser Kinder entrollen könnte.

Sofern also eine Verallgemeinerung der Ergebnisse möglich ist, kommt man zu dem Resultat, daß die uneheliche Mutterschaft eine Degenerationserscheinung im Erneuerungsprozeß der Bevölkerung hervorbringt.

Geringere körperliche Tauglichkeit, die vielleicht nicht angeboren, aber durch die Ungunst der sozialen Verhältnisse erworben ist; geringere Tüchtigkeit im Berufsleben, stärkere moralische Gefährdung: das alles herbeigeführt durch die außergewöhn-

Digitized by Google

lichen, unnatürlichen Lebensverhältnisse, in die das vaterlose Kind hineingestellt ist.

Angesichts dieser Ergebnisse hat die Gesellschaft die Pflicht, alles zu tun, um einer Vermehrung der unehelichen Mutterschaft vorzubeugen, sich gegen Reformen der Sitte und des Rechts zu wehren, die eine freie Geschlechtsverbindung der gesetzlich anerkannten Ehe gleichstellen wollen. Und die Frauenbewegung muß sich — soweit sie von sozialen und nationalen Gesichtspunkten, nicht von pathalogischen Vorstellungen über die sittliche Berechtigung der Übermenschen geleitet ist — diesen Ansichten anschließen. Denn eine organisierte Frauenbewegung hat die Aufgabe, für das einzustehen, was der Gesellschaft, was den Vielen, nicht für das, was dem Einzelnen frommt. Sie kann deshalb nicht eine neue Ethik fordern, die die uneheliche Mutterschaft befördern würde.

Aber diese Stellungnahme gilt nur, wenn man aus unserem Material herausliest, daß eine neue Ethik, eine veränderte Wertung der sittlichen Qualitäten der unehelichen Mutterschaft das Schicksal ihrer Kinder nicht besser gestalten, daß sie die Degenerationserscheinungen dieser Kinder nicht aufheben würden, daß diese Erscheinungen unabhängig von der sittlichen Wertung der unehelichen Mutterschaft aus ihren bleibenden, unveränderlichen Bedingungen hervorgehen. Ist es die sittliche Wertung oder ist es der Mangel des väterlichen oder überhaupt des elterlichen Einflusses oder die materiell ungünstige Lage dieser Kinder, die ihr Lebensschicksal auf dunkle Pfade herabzieht?

Von der Antwort auf diese Frage müssen alle Reform- und Besserungsvorschläge abhängig gemacht werden. Mir scheint, daß aus den Untersuchungen hervorgeht, daß die Schicksale der Kinder nicht in erster Linie die gesellschaftliche Wertung der unehelichen Mutterschaft bestimmt, nicht durch eine Reform der Sitten und Anschauungen erheblich zu bessern sind. Denn in weiten Kreisen ruht schon heute kein Makel auf der unehelichen Mutterschaft, worauf der starke Prozentsatz der Mütter schließen läßt, die sich mit anderen Männern als den Vätern ihrer Kinder verheiraten (30% und mehr). Eine andere Wertung der unehelichen Mutterschaft kommt daher hauptsächlich für die höheren Stände in Betracht, in denen solche Ehen nicht häufig sind. Die neue Ethik spitzt sich zu einer Frage der oberen Zehntausend zu. In diesen Kreisen dürfte allerdings eine Änderung der Sitten und Anschauungen dazu führen, daß eine größere Zahl lediger Mütter

Digitized by Google

Gelegenheit zur Verheiratung findet. Aber das Recht auf die Mutterschaft wird ja gerade für die Frauen gefordert, die nicht zur Ehe gelangen können. Eine neue Wertung der unehelichen Mutterschaft, die nur den Müttern einige Heiratsmöglichkeiten erschließt, würde daher völlig ihren Zweck verfehlen.

Aber auch in den Kreisen, in denen die ledige Mutter keineswegs der Verachtung anheim fällt, keineswegs als sittlich minderwertig betrachtet wird, sind die materiellen und geistigen Lebensbedingungen der Kinder als unzureichend erwiesen worden. Und diese materiellen und geistigen Defekte sind durch keine neue Wertung der unehelichen Mutterschaft aus der Welt zu schaffen. Was geschehen kann, um das Los dieser Kinder und ihrer Mutter in materieller Beziehung zu bessern, das kann ganz unabhängig von der Einschätzung der sittlichen Qualitäten der ledigen Mutterschaft geschehen. Tatsächlich ist denn auch auf diesem Gebiet viel geschehen, lange ehe nach einer Reform der Sitte und des Rechts verlangt wurde. Und es kann weiterhin vieles für diese Kinder und ihre Mütter auch von seiten derer geschehen, die eine neue Wertung der ledigen Mutterschaft, die eine Lockerung der mit der Ehe verbundenen sittlichen Verantwortungen vom sozialen Standpunkt aus ablehnen. Die Errichtung von Wöchnerinnenheimen und Krippen, die organisierte Beaufsichtigung des Ziehkinderwesens, die Anteilnahme der Frauen an der Vormundschaft, das Eintreten für eine Mutterschaftsversicherung, für eine bessere rechtliche Lage der unehelichen Mütter, die Forderung gleicher Verteilung der Verantwortlichkeit und der sittlichen Zurechnung des außerehelichen Geschlechtsverkehrs auf die Schultern von Mann und Frau: all das bezeichnet die Richtung, in der die Frauenbewegung — wie die Gesellschaft überhaupt — für die bessere Gestaltung der Lebensschicksale der Unehelichen wirken kann. Die Tatsache, daß der Mann sich bei dem außerehelichen Geschlechtsverkehr seiner Verantwortung, seinen Pflichten entzieht, ist für uns kein Grund, die Frau ohne Schutz und Hilfe zu lassen. Aber die Gesellschaft darf — wenn sie die hilfsbedürftigen Mütter und Kinder schützt — nicht durch eine Wertung der ledigen Mutterschaft ein mangelndes Verantwortlichkeitsgefühl unterstützen und großziehen, das oft nur durch Genußsucht und Leichtsinn hervorgerufen wird, und dessen schädliche Folgen selbst bei weitgehendster materieller Hilfe nicht zu beseitigen sind. Denn darüber muß man sich klar sein: außerhalb einer kommunistischen Gesellschaft wird es immer trotz aller wohlwollenden

Digitized by Google

Fürsorge ganz undenkbar sein — selbst wenn man die uneheliche Mutterschaft als wertvoll betrachten würde — die unehelichen Kinder materiell den ehelichen gleichzustellen. Aber selbst wenn das möglich wäre, würden die unehelichen Kinder ein schlechteres Menschenmaterial für die Gesellschaft abgeben. Denn alle Schätze der Welt, alle Anstalten und Unterstützungen kommen nicht dem Einfluß des Vaters gleich. „Nur der Vater, der sich in seinem Kind wiederfindet, kann in ihm die individuellen Werte herausbilden, die aus seiner Persönlichkeit in den neuen Menschen gepflanzt sind. Keine bewußte Erziehung kann das ersetzen.“ *) Dieses Verlustkonto kann ebensowenig durch materielle Mittel wie durch eine neue Wertung der ledigen Mutterschaft ausgeglichen werden.

Aber wenn man so vom sozialen Gesichtspunkt im Interesse der Gesellschaft das Recht auf die Mutterschaft ablehnt, so gilt diese Stellungnahme einer Institution, nicht einem Menschen. Wenn man die ledige Mutterschaft sozial als schädlich betrachtet, und deshalb bekämpft, so ist das eine objektive, allgemeine Wertung und Stellungnahme zum Problem, keine subjektive, individuelle zum konkreten Fall, zum einzelnen Menschen.

Die uneheliche Mutterschaft vom sozialen Standpunkt aus, als Institution verurteilen, bedeutet nicht, daß man im einzelnen konkreten Fall einer ledigen Mutter die Achtung versagen, daß man sie pharisäerhaft verurteilen muß. Und in dieser Unterscheidung zwischen objektiver und subjektiver Beurteilung der Mutterschaft liegen die Aufgaben der Frauenbewegung. Wenn die Bewegung die Frauen überhaupt erst dazu erzogen hat, nach einer Entwickelung der Persönlichkeit zu streben und kraftvolle, gesunde Frauen zu erziehen, wenn sie uns zu einer Wertung solcher Persönlichkeiten geführt hat, so muß sie auch die Frauen lehren, die einzelne selbst dann zu schätzen und zu achten, wenn sie von dem abweicht, was wir als das allgemein Richtige und Wünschenswerte erkannt haben; vorausgesetzt, daß in diesem besonderen Fall das allgemein Gültige nicht als das Richtige empfunden wird.

Die einzelne wird sich das Recht zuerkennen dürfen, vom individualistischen Standpunkt zu handeln, wenn sie sich bewußt

---

*) Vergl. Gertrud Bäumer: Die Frau in der Kulturbewegung der Gegenwart.

Digitized by Google

ist, daß das Leben ohne Mutterschaft das Beste in ihr ertötet, daß das, was sie durch die Mutterschaft gewinnen kann, so wertvoll ist, daß es die Schädigung der Lebensaussichten des Kindes ausgleicht. Wer in einem besonderen Fall dem Problem des Rechts auf die Mutterschaft mit solchen Überzeugungen gegenübersteht, der wird auch die Kraft in sich fühlen, sein Tun vor Gott und vor sich selbst zu verantworten, auch wenn er von den allgemein gültigen Normen abweicht. Der wird und braucht nicht nach allgemeiner Sanktion zu fragen. Denn er wird und muß sich bewußt sein, daß er unter einem individualistischen Gesichtspunkt handelt, und daß man das individualistische Prinzip verletzt, geradezu umkehrt und ausschaltet, wenn man aus einer vielleicht individuell berechtigten Forderung eine allgemeine, ein soziales Programm machen will. Denn das individualistische Prinzip beruht ja gerade darauf, daß man für sein Einzelschicksal die individuelle Beurteilung und Anerkennung fordert.

Diese Forderung kollidiert mit keinem sozialen, allgemeinen Programm. Wir müssen unterscheiden zwischen der ledigen Mutterschaft „die sich leichtsinnig und schwach ihren Verpflichtungen entzieht, und der, die sich ihrer Verantwortung in vollem Umfange bewußt ist."*) Nicht die Mutterschaft an sich ist sittlich oder unsittlich, sie wird es erst durch die Beziehungen und Verantwortungen, die die Mutter mit dem Kind und dessen Vater verknüpfen. Wer ohne Gefühl für diese Verantwortlichkeit zur unehelichen Mutterschaft gelangt, der hat verspielt. Dem schuldet die Gesellschaft nicht eine neue Wertung der unehelichen Mutterschaft, sondern praktischen Beistand und Hilfe, damit die dem Kind drohenden Degenerationsgefahren möglichst beseitigt werden; dem schulden die Frauen, die auf Grund ihres sozialen Verantwortungsgefühls die Wertung der unehelichen Mutterschaft ablehnen, diese Hilfe ganz besonders, weil sie den schwachen Geschlechtsgenossinnen am nächsten verpflichtet sind.

*) Vgl. Gertrud Bäumer a. a. O.

Digitized by Google

Deutsch-rumänische Verkehrspläne.

Von Dr. R. Hennig.

Am 20. Juli 1905 hat unter ungewöhnlichen Feierlichkeiten die Eröffnung der nach vielen Schwierigkeiten glücklich fertiggestellten neuen deutschen Kabelverbindung zwischen der neuerdings bei der „Fürst Potemkin"-Affäre vielgenannten rumänischen Küstenstadt Konstanza oder Küstendsche und dem Örtchen Kilia bei Konstantinopel stattgefunden. Schon nach der im Mai erfolgten Auslegung des Kabels war dies Ereignis am 29. Mai in Konstanza glänzend gefeiert worden: der König Karol von Rumänien und die Königin Elisabeth (Carmen Sylva), der deutsche Botschafter in Konstantinopel Freiherr von Marschall und zahlreiche andere deutsche, rumänische und türkische Würdenträger nahmen an der Festlichkeit teil. Es mag wohl hier und da Verwunderung erregt haben, daß die Verlegung eines einfachen Kabels, das obendrein die für ein Seekabel verhältnismäßig recht bescheidene Länge von nur 400 Kilometern aufweist, in Rumänien und vielfach auch in Deutschland als ein so bedeutungsvolles Ereignis aufgefaßt und selbst von der deutschen Diplomatie in so auffälliger Weise mitgefeiert worden ist. Aber die Großartigkeit der Feier hat sehr wohl ihre Berechtigung, denn die Verlegung des genannten Kabels bildete den Beginn der Verwirklichung einer Reihe von sehr weitschauenden und bedeutsamen Plänen in der Verkehrs- und Wirtschaftspolitik der beiden Staaten Deutschland und Rumänien, die schon 1899 einen Vertrag, betreffend die Regelung der gemeinsamen Verkehrsinteressen, miteinander abgeschlossen haben und die sich jetzt vor der baldigen Verwirklichung ihrer weitschauenden Pläne sehen.

Für Rumänien bedeutet die Frage der Durchführung der bestehenden Verkehrsprojekte eine Frage von denkbar größter Wichtigkeit. Plant man doch in Bukarest nicht mehr und nicht weniger, als den Hafenort Konstanza zu einer Art von Brennpunkt für den gesamten europäischen Auslandsverkehr, zu einer Rivalin des heutigen Verkehrszentrums Brindisi zu machen. Für den Schiffsverkehr nach dem Orient, zumal nach Ägypten, sowie nach Ostafrika, Indien, Ostasien usw., insbesondere für den alljährlich stärker anschwellenden Strom der Vergnügungsreisenden in jene Länder, spielt Brindisi bekanntlich heutzutage eine ganz

Digitized by Google

außerordentlich wichtige Rolle. Diese Sachlage kann sich nun aber mit einem Schlage ändern, wenn es gelingt, günstige und schnelle Schiffs- und Eisenbahnverbindungen nach und von Konstanza zu schaffen. Nach Ägypten z. B. würde man von Deutschland aus etwa um zwei Tage schneller gelangen können, wenn man über Konstanza statt über Brindisi fährt. Demzufolge haben die deutsche und die rumänische Regierung schon jetzt die verschiedensten Schritte getan, um dem Verkehr über Konstanza möglichst die Wege zu ebnen: einerseits ist zwischen Berlin und Bukarest bezw. Konstanza eine ausgezeichnete Schnellverbindung auf dem Schienenwege geschaffen worden, anderseits hat Rumänien einen Schnelldampferverkehr zunächst zwischen Konstanza, Konstantinopel und Athen eingerichtet, der noch im Laufe dieses Jahres nach Ägypten erweitert werden dürfte. Diese rumänischen Verkehrspläne, auf denen die günstigsten Auspizien ruhen, sind zweifellos schon an sich bedeutend und interessant genug, daß sie die öffentliche Aufmerksamkeit verdienen, aber aus dem Gesagten geht noch nicht hervor, weshalb gerade Deutschland ein so reges Interesse für die Förderung der rumänischen Verkehrspolitik bezeigt.

Es wird dies jedoch sogleich verständlich, wenn man bedenkt, daß gegenwärtig das großartige deutsche Verkehrsprojekt der sogenannten Bagdadbahn seiner Vollendung entgegenreift. Die Bagdadbahn, deren Verwirklichung ein Hauptverdienst des verstorbenen Dr. Georg von Siemens bildete und deren Bau im Dezember 1899 von der Pforte konzessioniert wurde, wird bekanntlich quer durch Kleinasien und Mesopotamien hindurchlaufen und dem Persischen Golf zustreben. Damit bietet sich aber eine verlockende Aussicht, den enormen Verkehr der Reisenden, die sich nach Indien und weiter ostwärts wenden, auf eine ganz neue Bahn zu lenken und für den eigentlichen Reisendenverkehr den Weg durch den Suezkanal ebenso entbehrlich zu machen, wie dereinst die Suezroute den Verkehr ums Kap der guten Hoffnung im wesentlichen außer Kurs gesetzt hat. Es ist selbstverständlich, daß ein zuverlässiger Verkehr mit Indien, der sich nahezu ausschließlich auf dem Schienenwege vollzieht, sehr bedeutende Zeitersparnisse gegenüber dem Schiffsweg durch den Suezkanal ermöglichen muß. Ebenso selbstverständlich aber ist, daß sich dann, nach der etwa 1907 bevorstehenden Vollendung der Bagdadbahn, der Verkehr der Reisenden zum überwiegenden Teil auf der neugeschaffenen Route abwickeln wird, vorausgesetzt, daß die gehegten Pläne und Absichten alle verwirklicht werden, woran jedoch kaum

Digitized by Google

gezweifelt werden kann. Demnach wird es klar, welch sehr hohes Interesse Deutschland daran haben muß, gute Verbindungen mit dem Ausgangspunkte der Bagdadbahn, d. h. also mit Konstantinopel bezw. Skutari, zu schaffen. Aus diesen Gesichtspunkten heraus erwuchs der deutsch-rumänische Verkehrsvertrag von 1899, der also für Deutschland kaum weniger bedeutungsvoll ist als für Rumänien.

Der großen Neuerung im Schiffs- und Eisenbahnverkehr mit Asien soll sich auch eine Umwandlung der bestehenden Telegraphenlinien würdig anschließen — und auch hierfür sollen Deutschland und Rumänien in gemeinsamem Vorgehen die Möglichkeit schaffen. Der bisherige Depeschenverkehr Europas mit Ägypten, Indien und den darüber hinaus liegenden Ländern, die einen regen telegraphischen Verkehr genießen, vollzieht sich vorwiegend auf den englischen Seekabeln. Der Verkehr mit Ägypten auf dem Landwege durch Kleinasien und Palästina hindurch ist gegenwärtig zwar möglich, aber bei der bekannten totalen Unzuverlässigkeit und Langsamkeit der türkischen Landlinien praktisch so gut wie völlig unbrauchbar. Nach Indien jedoch führt eine vielbenutzte englische Telegraphenlandlinie, die 1867 von Werner Siemens erbaut wurde und von Emden über Berlin, Thorn, Warschau, Odessa, Tiflis, Täbris, Teheran, Ispahan und Schiras bis Buschir am Persischen Golf verläuft, wo die von Indien (Karrachee an der Indusmündung) heraufkommenden britischen Seekabel die Fortsetzung bilden. Von dem sehr regen Verkehr auf dieser Linie zieht Deutschland nun aber, entsprechend der nur kurzen, auf deutschem Gebiet verlaufenden Teilstrecke, recht geringen Nutzen. Auch hier könnten nun neu zu schaffende deutsche Telegraphenlinien sehr bedeutende Umwälzungen bedingen. Deutschland hat deshalb von der Pforte das Recht erworben, deutsche Landlinien vom Bosporus aus einerseits nach El Arisch im Norden der Sinaihalbinsel, anderseits längs der ganzen Strecke der Bagdadbahn über Bagdad hinaus bis nach Fao am Persischen Golf (Euphratmündung) zu bauen, von wo die schon vorhandenen britischen Seekabel die Fortsetzung bilden könnten. Die letztere Strecke ist dabei die wichtigste, denn sie vermag eine neue Telegraphenlinie nach Indien zu schaffen, die den bestehenden alten an Schnelligkeit des Arbeitens wie an Billigkeit gleich weit überlegen sein könnte, so daß sie sehr wohl in der Lage sein würde, den Hauptverkehr nach Indien und nach den anderen Ländern, für deren Telegrammverkehr Indien Durchgangsland ist, an sich zu reißen und den pekuniären Hauptverdienst dabei dem deutschen Kapital zuzuwenden.

Digitized by Google

Um diesen großen Plan durchzuführen, bedurfte es aber vor allem eines gesicherten, in deutschem Besitz befindlichen und von deutschen Beamten verwalteten Depeschenverkehrs mit der türkischen Hauptstadt, die einen Durchgangspunkt für alle auf den genannten neuen deutschen Linien zu befördernden Telegramme darstellen muß. Diesem Zweck diente, nachdem die erwähnte Vereinbarung mit Rumänien erfolgt war, zunächst der Bau einer neuen deutschen, am 5. Oktober 1899 eröffneten Telegraphenlandlinie Berlin—Bukarest, die später nach Konstanza verlängert wurde, in der Absicht, von hier ein in deutschen Händen befindliches Seekabel Konstanza—Konstantinopel als Fortsetzung zu verlegen.

Das Kabel Konstanza—Konstantinopel war ein wichtiges und unentbehrliches Glied zur glücklichen Vollendung des großartigen deutschen Verkehrsplanes. Gerade seinem Zustandekommen stellten sich aber außerordentliche Schwierigkeiten entgegen. Zwar wurde schon am 19. Juli 1899 auf Bestreben des Reichspostamtes eine deutsche „Osteuropäische Telegraphengesellschaft" mit dem Sitz in Köln gegründet, die das geplante neue Kabel liefern, verlegen und betreiben sollte; zwar erlangte man in Deutschland von Rumänien das Recht zur ausschließlichen Landung von Kabeln in Konstanza — aber das Kabellandungsrecht auf türkischem Boden lag bis 1934 in den Händen der britischen „Eastern Telegraph Company", der Besitzerin des Kabels Odessa—Konstantinopel, und mußte dieser erst in jahrelangen komplizierten Verhandlungen abgetrotzt werden. Auf die Einzelheiten dieses Interessenkampfes zwischen deutschen und englischen Unternehmern einzugehen, ist hier nicht der Platz; jedenfalls drangen schließlich die deutschen Ansprüche durch. Am 25. April 1905 erteilte der Sultan der „Osteuropäischen Telegraphengesellschaft" endgültig die Konzession zur Landung des Kabels Konstanza—Konstantinopel in Konstantinopel, und schon am 24. Mai erfolgte dann durch den Kabeldampfer „v. Podbielski" die Verlegung des neuen Kabels. Nach Fertigstellung der letzten kurzen Landstrecke Kilia—Konstantinopel, deren Bau wieder auf verschiedene ernste Schwierigkeiten stieß, konnte dann am 20. Juli endlich die Eröffnung der neuen Verkehrslinie zwischen der deutschen und der türkischen Hauptstadt erfolgen.

Damit ist das wichtigste Glied zur Durchführung der beschriebenen deutschen Pläne im Telegraphen- und Verkehrswesen geschaffen, und es wird nun verständlich, weshalb man die neue

Digitized by Google

Kabelverbindung zwischen Konstanza und Konstantinopel sowohl in deutschen wie in rumänischen Regierungskreisen so freudig begrüßte. Bedeutet doch das neue Kabel, um das jahrelang so heftig gestritten werden mußte, die nahezu sichere Gewährleistung, daß die großartige Verkehrspolitik der Staaten Deutschland und Rumänien dereinst in vollem Umfange durchgeführt werden und daß das gemeinsame kluge Vorgehen der beiden Staaten die erhofften Früchte zeitigen wird.

Glauben.

Von Friedrich Nonnemann.

Wer wohl das Wort erfunden hat: „Die sozialdemokratische Partei ist die einzige, die Ideale besitzt?“

Wahrscheinlich nicht ein Sozialdemokrat, sondern einer jener „Bürgerlichen“, die für das tatkräftige Verhalten der Sozialdemokratie viel Bewunderung übrig haben, für die eigene Sache aber weder Willen noch Wärme besitzen.

Das Wort ist sicherlich falsch!

Kaum eine Partei oder Parteirichtung dürfte sich finden lassen, die ganz der Ideale entbehrt, und zumeist werden dies Ideale sein, um die es wert ist zu kämpfen. Zwar, daß sie oft von Parteidogmen und engherzigen Sondermeinungen umflochten, ja von ihnen überschüttet sind, ist nicht zu leugnen. Allein darunter sind sie doch vorhanden als diejenigen Triebkräfte, aus deren Walten die Parteimitglieder die Überzeugung von der Berechtigung und Wahrheit ihrer Meinungen und Bestrebungen herleiten. So ist z. B. die Freiheit ein großes und sonniges Ideal, und dem Liberalismus, dessen Schuldbuch in der Geschichte des deutschen Volkes im übrigen so manche Belastung aufweist, sollte man es danken, daß er dies Ideal festgehalten und vertreten hat. So ist weiter deutsches Wesen — ich meine damit natürlich nicht das tatsächliche Durchschnittswesen, sondern den in der eigentümlichen Stammesanlage gegebenen und entwickelungsfähigen Edelgehalt unseres Volkes — in der Wahrheit ein Ideal.

Digitized by Google

Ist es da nicht oberflächlich, diejenigen Parteien ideallos zu nennen, die deutsches Familienleben, deutsche Heimatliebe, Achtung des vaterländischen Bodens erhalten und den Bau der Zukunft nicht auf den Trümmern des geschichtlich gewordenen Wertvollen, sondern auf seinen unversehrten Grundfesten aufführen wollen? Diese Treue im Verhalten zur Kulturentwickelung des Volkes ist so gut Idealismus, wie die hingebende Begeisterung für neue glücklichere Bahnen und Ziele.

Daran ändert auch nichts die beklagenswerte, aber in der Menschennatur allzusehr begründete Verquickung dieser Ideale mit wirtschaftlicher Selbstsucht und politischen Herrschaftsgelüsten. Gerade diese beiden menschlichen Leidenschaften blühen ja im Schoße der Sozialdemokratie aufs üppigste, und die einzig „ideale" Partei hat darin nichts vor den anderen voraus.

Aber eins hat sie voraus, und darauf beruht im tiefsten Grunde ihre Macht: es ist der starke Glaube an den Sieg und die Verwirklichung ihrer Ideale. Bei einem Teile ihrer Führer freilich mag der berauschende Glanz winkender Macht neben dem Hasse gegen alles Bestehende die treibende Kraft sein. Bei den Massen aber, die trotz aller flachen Halbbildung viel, wenn auch unkultivierte Natur und darum Begeisterungsfähigkeit in sich haben, ist der Pulsschlag begeisterten Glaubens an eine bessere Zukunft deutlich zu spüren. In solchem Glauben liegt die sittliche Berechtigung nicht der Sozialdemokratie, sondern der ihr gewissermaßen als Rückgrat dienenden sozialen Bewegung überhaupt. Die Sehnsucht nach dem Glück, nach einem vollkommeneren, gerechteren Zustande als dem gegenwärtigen, die Sehnsucht: „heraus aus aller Not zu einem Dasein frei von Zwang, Einengung und Sorge," sie steckt tief im Blute der Menschen. Die Vorkämpfer und Organisatoren des Sozialismus haben es verstanden, diesen Zug der Menschennatur zu benutzen und darauf die große, einheitliche Macht der Sozialdemokratie aufzubauen. So ruht diese zum Teil auf einem Grunde, der nicht sozialdemokratisch, sondern menschlich ist, und die Quelle ihrer Kraft ist ihr großer Glaube an ihre Zukunft. Gegenüber dem siegesgewissen Auftreten der Sozialdemokratie aber auf der anderen Seite eine tastende Unsicherheit und Mangel an Vertrauen! Die Ideale sind da, aber es fehlt kraftvolle Begeisterung für sie.

Selbst auf kirchlicher Seite wieviel mattes Gewohnheitswesen, wieviel eigensinnige, ja teilweise beschränkte Versessenheit auf Lehrmeinungen, aber wie wenig heiliges Feuer! Wie wenig freudige

Digitized by Google

Felsenzuversicht den Gegnern gegenüber! Wie oft bei Auseinandersetzungen in der Öffentlichkeit ein weh- und demütiges Verteidigen, das fast wie ein zaghaftes Bitten klingt: „Gestatten Sie dem Christentume doch auch ein Plätzchen, verzeihen Sie, es ist ja nun doch einmal da und hat doch auch seinen Wert!“ Und dies auf einem Boden, auf dem man doch dem Gegner mit jener lachenden Sicherheit und gewinnenden Heiterkeit gegenübertreten könnte, die aus dem Bewußtsein der unbedingten Überlegenheit und Sieghaftigkeit der eigenen Sache quillt. Es fehlt an Glauben.

Und in politischer Beziehung: wo ist auch da der Glaube an die gute Sache, wo der große heilige Optimismus, der die Mitglieder der anderen Parteien zusammenschart bis auf den letzten Mann, wie es doch bei den Sozialdemokraten geschieht? Darf man überhaupt in unserer Gesellschaft von Optimismus reden? Und — was das Schlimmste ist — ist der Optimismus in unserer nichtsozialdemokratischen Gesellschaft nicht mit Recht verpönt, da doch unser gesamtes öffentliches Leben den Pessimismus predigt?

Oder ist es nicht so?

Es gibt freilich nicht wenig Menschen, die anderer Meinung sind und in Ansehung unserer Zustände einem außerordentlich flachen Optimismus huldigen. Wagt man ihnen gegenüber auf die Schäden unserer Zeit aufmerksam zu machen, so kommen sie mit der alten, abgenutzten Behauptung: daß „wir's doch herrlich weit gebracht“ haben. Sie weisen hin auf den berühmten Schulmeister, der bekanntlich Königgrätz gewonnen habe, auf unsere Weltmachtstellung, die wir benutzen, um ein Hort des Weltfriedens zu sein, auf den zunehmenden Wohlstand und auf die erstaunlichen Fortschritte von Wissenschaft, Technik und Verkehr. Nun kann niemand leugnen, daß in diesem Hinweise eine gewisse Wahrheit liegt. Aber sie wird doch in ihrem Werte stark herabgemindert durch das finstere Bild, das unmittelbar neben ihr steht. Blicken wir doch mit unbefangenem Auge um uns, und scheuen wir uns nicht, die Wirklichkeit an sittlichen Maßstäben zu messen! In einer christlichen Gesellschaft und in einem Lande, das Kant zu seinen Geistesgrößen zählt, dürfte das nicht nur erlaubt, sondern Pflicht sein.

Blicken wir z. B. auf unsere deutsche Jugend!

Die ausgezeichnete Tüchtigkeit unseres Lehrerstandes und das deutsche Haus in Ehren! Aber es muß doch etwas faul sein im System der Erziehung, wenn ihre Ergebnisse solche sind, als sie

Digitized by Google

wirklich sind. Die Klage über die weitgehende Verrohung der Jugend beruht doch nicht auf Einbildung. Und wenn man bei dem aus den Volksschulen hervorgehenden, heranwachsenden Geschlecht diese Verrohung gerade damit begründen will, daß die Schule etwa vom vierzehnten Lebensjahre an so gut wie keinen Einfluß mehr ausüben kann, wie kommt es denn, daß z. B. das Studententum in sittlicher Beziehung durchaus nicht allgemein, aber vielfach nicht auf sittlicher Höhe steht? Es ist ja bekannt, welche Verwüstungen der Alkohol gerade in diesen Kreisen anrichtet, und welche Unsummen von sittlicher und leiblicher Kraft hier die männliche Jugend durch ein unreines Leben vergeudet. Und wollte man die Geltung des Gesetzes, sittlich zu leben, auch leugnen und dadurch diesem Vorwurf die Spitze abzubrechen versuchen, man muß doch bei der heutigen wissenschaftlichen Erkenntnis zugeben, daß ein unsittliches Verhalten in geistig-leiblicher Beziehung äußerst folgenschwer ist für das kommende Geschlecht.

Es muß wohl die Erziehung zum Sittlichen in Schule und Haus nicht einflußreich genug gewesen sein. Sonst würden die heranwachsenden Zöglinge vor gemeinen Wegen und Sünden gegen das sechste Gebot sowohl durch sittlichen Widerwillen, als auch durch die Erkenntnis gefeit sein, daß des Jünglings Sünde am Manne gestraft wird, wenn er als Vater seine Kinder infolge seiner Verfehlungen leiden sieht.

Das ist nur ein Mißerfolg moderner Erziehung, dem sich so manche andere anreihen, und zwar nicht nur in Ansehung des männlichen, sondern auch des weiblichen Geschlechtes.

Und nun halte man dagegen den ungeheuren Aufwand an Zeit, Mühe und Kosten, dessen unsere heutige höhere Erziehung nicht entraten kann. Das Ergebnis ist beschämend.

Es mag sein, daß diese Tatsache dem Erzieher nicht so zum Bewußtsein kommt als dem kritischen Beobachter unseres Kulturlebens. Allein sie ist vorhanden und ist um so betrübender, wenn man sich das prächtige, entzückende Menschheitsmaterial vergegenwärtigt, das uns in unseren Kindern gegeben ist. In diesen Knospen sind des Menschentums Blüten beschlossen. Und hernach — die Unzahl kraftloser, blasierter, gleichgültiger Jünglinge und Jungfrauen!

Was aber soll aus der Zukunft werden, wenn die Jugend so beschaffen ist? Und muß man nicht an der sittlichen Kraft unserer Zeit verzweifeln, wenn sie nicht einmal in dem, worauf sie

Digitized by Google

stolz ist und worin sie ihre Stärke sieht, in der Erziehung, bessere Früchte zur Reife bringen kann?

Auch Aussicht auf Besserung ist hier wenig vorhanden. Die Ehrfurcht vor dem Gewohnten und Hergebrachten, die bureaukratische Vergötterung des Schemas, die Bequemlichkeit mechanischer Dressur, die Liebe zur gesellschaftlichen Gleichförmigkeit, das ganze Examen- und Berechtigungswesen: dies alles wirkt hier einer grundstürzenden Änderung zum Bessern entgegen, wie es auch auf anderem Gebiet einer gesunden Entfaltung nationaler Kraft und persönlichen Lebens hinderlich ist. Was ist z. B. aus Deutschland geworden, seit an Stelle des wie eine jugendfrische Naturkraft wirkenden Bismarckschen Geistes der klügelnde, ängstlich allem Begeisternden und Begeisterten ausweichende Verstand getreten war, der neben sich weder den sicheren Wegeleiter eines gesunden Gefühles noch den tatenschaffenden Willen duldete.

Zwar wollen wir es den Leitern unserer Politik danken, daß sie in kluger Benutzung der Weltlage Deutschland wieder der achtunggebietenden Höhe nahe gebracht haben, auf der es zu Bismarcks Zeiten stand, und von der es recht tief herabgesunken war.

Allein wie schwach sind wir im Innern, und zwar jetzt besonders gegen den schwarzen Feind, den Ultramontanismus, wie abhängig von dem Wohlwollen einer Partei, die sich die Grundsätze ihres Handelns jenseits der Berge unseres Vaterlandes beim Erbfeind Deutschlands, von Rom her holt. Es scheint, schon diese Tatsache genügt, um den politischen Pessimismus zu rechtfertigen.

Aber weiter! In der Verwaltung und Rechtsprechung wieviel öder Formalismus!

Wieviel Rechtsvertrauen scheitert da an der unerschütterlichen Herrschaft des Paragraphentums! Und wieviel blühende Kraft wird den Götzen des Papiers und der Tinte geopfert! Wahrhaftig, um bezopftes Chinesentum kennen zu lernen, braucht man nicht zu den Chinesen zu gehen. Dabei eine alles umspannende Anbetung des Geldes! Der Reiche gilt dem Staate, der sich allzusehr als Fiskus fühlt, mehr als der minder Begüterte, und die Großen sind bei den Reichen zu Gaste, schießen ihre Hasen und trinken ihren Wein. O ja — Gott Mammon herrscht auch im neuen deutschen Reiche, in dem Reiche praktischen Christentums, und das verrückte Getriebe der Güterverteilung, in dem der Reiche für sein bißchen geistige Anstrengung Millionen erntet, der Trapezkünstler monatlich Tausende verdient, und unzählige

Digitized by Google

Arbeiter am Geiste, Lehrer, Geistliche, Künstler, Schriftsteller sich mühsam durchs Leben schlagen müssen, verschafft der sozialdemokratischen Weltanschauung immer neue Nahrung und neue Jünger.

Wohl hat das kirchliche und religiöse Leben an Stärke zugenommen, und die vielen neuen Kirchen — wenn nur nicht an diesen zum Teil etwas klebte, was an einen unschönen Handel in Mammons Börse gemahnte! Nun sagt man, das sei äußerlich, und die Kirchen seien gewiß insofern ein Segen, als sie einem kräftigeren Gemeindeleben förderlich seien. Das ist richtig. Aber in der Kirche selbst: wieviel unfruchtbares, konventionelles Wesen, wieviel Unwahrhaftigkeit des Glaubens, die in dem Nachsprechen von Dogmen und in dem Nachempfinden christlicher Gefühle die „Gutgesinntheit" und „Rechtgläubigkeit" des christlichen Staatsbürgers sucht! Und dann — weniger in der Kirche, aber desto mehr in den Kirchlein, Konventikeln und Sekten — der grenzenlose Hochmutsdünkel „wir sind die Auserwählten, denn wir sind die Wiedergeborenen und Bekehrten", die beschränkte Versessenheit auf vermeintlich rein biblische und „einzig richtige" Lehrmeinungen und die vielfältige theatralische Entweihung eines großen Heiligtums der Gemeinde Christi. Ich will gar nicht von den amerikanischen Geschäftsleuten reden, die sich durch Gesundbeterei Geld verdienen. Aber bezeichnend und tieftraurig ist es, daß gerade in den Kreisen, die sich besonders als Christen fühlen, das stille, keusche Heiligtum des Kämmerleins, von dem die Bergpredigt spricht, vor den Ohren des Spottes, des Unglaubens, der Heuchelei, des gemachten Christentums, der Halbheit in frömmelnder, frivoler Weise bloßgestellt wird! Und das zarte Geheimnis, das die Fähigkeit hat, eine lebendige Verbindung des Menschen mit Gott herzustellen, um Gott selbst zu gewinnen, wird dazu erniedrigt, als mechanisches Heilmittel, als eine billige Medizin, wie sich ein hervorragender Theologe ausdrückte, zu dienen.

Dann die ärgste Krankheit, die Lauheit und Gleichgültigkeit allem Warmen, Edlen, Großen, Heiligen gegenüber, die grenzenlose Blasiertheit unserer Gesellschaft, die verlernt hat, sich zu freuen, und doch von Genußsucht und von den Vergnügungen des gesellschaftlichen Lebens sich so in Anspruch nehmen läßt, daß Nerven, Arbeitsfrische, sittliche Kraft je länger, je mehr zugrunde gerichtet werden; die Überfüllung der Irrenhäuser, die vielen Selbstmorde, die viehischen Sinnlichkeits- und Roheitsverbrechen:

Digitized by Google

wahrlich, wer will sich wundern, wenn man angesichts dessen dem Pessimismus Tür und Tor öffnet und jedem Optimismus als leichtfertig und oberflächlich die Wege weist?

So ist denn auch die Stimmung eines großen Teiles unseres Volkes eine pessimistische, die je nach ihrem Träger sich edler oder unedler auswirkt und bald mit einem tragischen Heroismus, bald mit dem, was man Simplizissimusstimmung nennt, verwandt ist.

Solch eine Grundstimmung ist aber sowohl im Leben des Volkes wie der einzelnen vom allergrößten Übel.

Sie ist eine lebenhemmende Macht ersten Ranges. Die Hoffnungslosigkeit ist ihr verschwistert. Wer aber nicht mehr hofft, der kämpft und ringt auch nicht mehr. Oder, wenn er es doch tut, so ist es ein unfruchtbares, vergebliches Heldentum, das sich selbst verzehrt. Der Gedanke „Vergeblich" macht, auch wenn sich die wenigen, die imstande sind, tragische Persönlichkeiten zu sein, durch ihn nicht vom Wirken und Kämpfen abhalten lassen, doch alles Tun wirkungslos. Lebensentwickelung, Lebensförderung, Fortschritt, Aufbau, Erfolg, Besserung der Zustände: das ist alles unmöglich, wo man das lähmende Bewußtsein: „es nützt ja doch nichts" hat. Nicht an die sieghafte Kraft seiner Sache glauben, heißt von vornherein dieser Sache die Kraft nehmen, und wenn man selbst nicht an sie glaubt, wie will man andere zum Glauben an sie bringen!

Wer einmal diese Stimmung nicht als theoretisches Spiel der Gedanken oder als Gefühlssport, sondern als fürchterliche, sorgenschwere Wirklichkeit empfunden hat, der weiß, wie dieser Wurm am Lebensnerv nagt.

Pessimismus ist Todesstimmung, ist das sichere Voraussehen des Unterliegens. Und zwar nicht jenes tragischen Unterliegens, aus dem man dann doch noch den Sieg des Guten ahnend hervorschweben sieht, sondern desjenigen Unterliegens, das den endgültigen Sieg der Kräfte der Zersetzung bedeutet.

Weil so der Pessimismus alle edle Kraft lähmt, allen sieghaften Kampf unmöglich macht, alles fruchtbare, dem Guten dienende Wirken erstickt, darum darf er in unserem Herzen keine Stätte haben. Er ist trotz aller scheinbaren äußeren Berechtigung nicht die rechte Lebensstimmung. Und wenn er sich mit Übermacht in uns festnisten will, wir müssen, müssen ihn hinauswerfen. Denn wer recht arbeiten will, muß an den Erfolg seiner Arbeit glauben. Wer recht kämpfen will, muß an den Sieg glauben.

Der Glaube ist die Lebensluft alles Wirkens.

Digitized by Google

Der Glaube an den Sieg gewährleistet den Sieg.

Im Glauben werden wir größer als alles Entgegenstehende, im Glauben bricht unser Blick durch alles Dunkel zu den ewigen Sternen hindurch.

Das ist nicht nur im Religiösen so, nein, in all unsern Beziehungen zur Welt, zum Geschehen, zu den Menschen, zu uns selbst.

Wer daher Leben haben will, kraftvolles, sprießendes, fruchtbares, freudvolles Leben im Vollsinn des Wortes, der glaube!

Wer da will, daß all das Kranke, Trübe, Unzulängliche, Schlechte überwunden werde, der rufe unsere Zeit zum heiligen Optimismus, der uns stark und freudebeflügelt macht.

Das ist es, was uns fehlt, das ist es aber auch, was wir haben können, wenn wir nur wollen. Versucht es nur.

Dieser Optimismus ist etwas ganz anderes, als der eingangs erwähnte flache. Er leugnet das Schlimme nicht, verschließt nicht die Augen vor dem trüben Bilde der Gegenwart, verbirgt nicht wie der Strauß vor der Gefahr das Haupt in den Sand. Er setzt sich nicht leichtfertig über all den Jammer der Zeit und über das Leid, das die Menschheit trägt, hinweg. Er sieht es vielmehr scharf mit Wirklichkeitsaugen, so tief, als es nur der Pessimismus vermag; er empfindet es, aber er ist größer als alles und darum stärker. Siegesgewiß und klarsichtig schaut er in die Tiefen des Weltgeschehens. Er weiß: es muß alles zu einem guten, glücklichen Ziele kommen, gehe es auch durch den Abgrund der Höllenschmerzen.

Welch eine ungeheure Kraft würde dieser Optimismus in den sozialen Kämpfen der Gegenwart sein! Wie würden die finsteren, trüben Augen anfangen zu leuchten in dem Bewußtsein: all das Sehnen und Ringen ist nicht vergeblich; es kommt einmal die Zeit der Erquickung für alle.

Wie würde es die Spannkraft edler Geister erhöhen, wenn sie von der Überzeugung getragen wären: der harte, mörderliche Kampf ums Dasein, der Klassenhaß, Neid, der wirtschaftliche Egoismus läuft einmal in einen frohen Wettkampf starker, glücklicher, reiner Menschen um immer neue Lebenskränze aus. Es kommt die Zeit, da die Menschen entdecken, daß sie eines Stammes sind, da sie nicht mit wütenden Stimmen nach Brüderlichkeit brüllen oder salbungsvoll von ihr predigen, sondern sie als etwas Natürliches und Selbstverständliches üben.

Digitized by Google

Und ebenso tröstlich ist das Licht, das dieser hohe, ernste Optimismus auf die politischen Wettkämpfe fallen läßt.

All die inneren und äußeren politischen Wirren und Händel beruhen auf der geheimnisvollen Bewegung einer unendlich weisheitsvollen Kraft, die die Menschheit in ihrer völkischen Gliederung durch Kriegsjammer und Friedensglück, durch wirtschaftliche Kämpfe und Verträge einem herrlichen Ziele zuführt.

Den Wert eines solchen Optimismus kann aber der einzelne vor allem in seinem eigenen Leben erproben. Freilich der Oberflächliche, dem stets alles glatt von statten gegangen ist, der kein tiefes Gefühl für das Bitterharte und Unzureichende im Menschen- und Völkerleben hat, dem die ungeheure Not, der herzzerreißende Jammer der Menschen nie zum Bewußtsein gekommen ist, der braucht weder jene große, totüberwindende Grundempfindung, noch ist er empfänglich für sie. Die aber um ihr eigenes Leben und um das ihrer Geliebten zu bangen gelernt haben, die die Not des Lebens an ihrem Herzen spüren und so die Leidträger der Menschheit sind; die ein Anrecht auf ein Leben der Vollkommenheit in sich fühlen und mit diesem Anspruch körperlich und geistig in tausendfältigen Widerstreit mit den Widrigkeiten und Verkehrtheiten des Lebens geraten, sie erfahren es, welche Kraft aus diesem Optimismus auf sie herabflutet. Sie finden in ihm ihr wahres Leben, das nie vergeht. In ihm besinnt sich der Mensch auf seine göttliche Art und Bestimmung. Nie schöner, tiefer, echter ist dieser Optimismus gelehrt und gewirkt worden, als durch die christliche Auffassung, und im Glauben des echten Christen vollendet er sich. Das ist das unmittelbare und unbedingte Vertrauen auf den Ewig-Guten, der Willen und Macht hat, das Gute im Großen und im Kleinen zu verwirklichen. Und zwar ist das tatsächlich nicht eine schöne Theorie, sondern praktisch erprobt. Denn was dieser Glaube auch sonst noch sein mag, er ist vor allem das kraftwirkende Berührtsein von der wirklichen, ewigen Lebensmacht, die wir Gott nennen. Wer von dieser Berührung nichts weiß, dem sind freilich solche Worte Einbildungen. Er ist zu bedauern, wie der Blinde, der die sonnige Welt der Farben nicht kennt. Soviel dürfte aber auch dem Leugner klar sein: wenn es damit seine Richtigkeit hätte, daß der einzelne Mensch ein Wesen von ewigem Werte ist, bestimmt zu einem unvernichtbaren, persönlichen Leben, das in jedem Betracht Vollkommenheit ist, und wenn diese Bestimmung ihrer Verwirklichung entgegengeht, sofern der Mensch nur selbst will, dann ist mit einem

Digitized by Google

Schlage das Weltbild geändert, da alles Übel und Schlechte nur ein relatives, vorübergehendes Entwicklungsglied ist. Wie groß, frei und licht wird dann die Aussicht auf Weltlauf und Leben. All die finstern Mächte, die das arme Menschenherz in unerhörter und unsäglicher Weise quälen: Krankheit, Schmerz, Unterdrückung, Not, Sorge, Furcht, Trauer, Erfolglosigkeit, Trennung von den Geliebten verlieren ihre Übermacht und selbständige Bedeutung und sinken zu dienenden Gliedern in der Kette der kraftfreudigen Entwicklung herab, deren Ziel das Reich Gottes ist.

Die deutsche Heimarbeitausstellung.

Von Anna Behnisch-Kappstein.

Zugleich mit der glänzenden Jahrhundertausstellung in den Prachträumen unserer Nationalgalerie, zugleich mit der Überfülle von Darbietungen unserer eleganten Kunstsalons lud zum Schluß der Wintersaison eine Ausstellung zum Besuch ein, die mit Eleganz, Pracht oder auch nur Ansehen recht wenig zu tun hatte, die einmal an ganz andere Gefühle appellierte, als auch gewerbliche Ausstellungen sonst zu tun pflegen. Andere nationale und internationale Gewerbe- und Kunstgewerbeausstellungen legen es regelmäßig darauf an, ein imponierendes Bild von den Fortschritten unserer Kultur aufzurollen. Sie sind ein Hochgesang auf die Entwickelungsfähigkeit des Menschengeistes und der Menschenhand. Bei allem Ernst ihrer Absichten treten die Schatten des Arbeitslebens hinter den Lichtseiten vollständig zurück. Bei der deutschen Heimarbeitausstellung, der die Räume unserer alten Akademie Unter den Linden zur Verfügung gestellt waren, wurden die Dinge einmal umgekehrt betrachtet. Bitterer, zum Himmel schreiender Ernst war alles, was hier gezeigt wurde; nur Schatten, gar nichts von einer Sonnenseite mehr. Also wohl auch hier eine Einseitigkeit; denn das triviale Wort hat nun einmal recht, daß alle Dinge zwei Seiten besitzen und die Wahrheit gewöhnlich in der Mitte liegt.

Digitized by Google

Immerhin kam diese Heimarbeitausstellung in der Hochsaison einer Weltstadt gerade recht. Manchen Betrachter, vor allem manche Betrachterin — denn die Hauptkonsumenten der ausgestellten Artikel setzen sich aus Damen zusammen — wird doch ein Verwundern, wenn nicht ein brennendes Schamgefühl angekommen sein, daß für die hundert winzigen Kleinigkeiten, die uns täglich durch die Hand gehen und gerade darum so unentbehrlich sind, wie wir es kaum ahnen, solche jammervollen Hungerlöhne bezahlt werden. Es gab da Waren und daneben Preisangaben, vor allem aus den Gebieten des Erzgebirges und aus Schlesien, vor denen man zurückprallte: das kann ja nicht möglich sein. Die nüchterne Statistik aber sprach die Tatsache dieser Möglichkeiten klar und deutlich aus. Es gibt Menschen, die in einer Stunde eineinviertel Pfennig verdienen und sich davon ernähren müssen. Freilich darf man nun wieder bei der praktischen Betrachtung dieser Zustände nicht vergessen, daß auch die Statistik ein einseitiges Geschäft ist. „Zahlen beweisen" — doch nicht ausschließlich. Denn die Lohnsätze haben natürlich eine ganz verschiedene Bedeutung in den verschiedenen Industriebezirken, in denen sie geboten werden. Es ist selbstverständlich, daß die Weber des Eulengebirges und die Puppenmacher in Thüringen mit einem weit geringeren Wochenverdienst auskommen können, als es etwa die Arbeiter in Berlin imstande sind, die sehr hohe Wohnungsmieten zahlen müssen und auch für Lebensmittel und Kleidung erheblichere Ausgaben haben als die Landleute, denen doch auch allerhand zuwächst, die z. B. selbst Vieh und Acker besitzen. So wollte es mir einseitig erscheinen, wenn man als einen entsetzlichen Vorwurf für die Besitzenden die Löhne der schwarzwäldischen Uhrenarbeiter anführte — pro Stunde 11 bis 16 Pfennig in Triberg und St. Georgen — und dabei außer acht ließ, daß gerade in diesen Ortschaften auch die Arbeiter vielfach beträchtlich am Touristenverkehr verdienen und von ihren Häuschen zwei bis drei Stuben als Fremdenquartier hergeben, in dieser Zeit natürlich sich selber beim Wohnen aufs äußerste beschränken. Man erlebt auf den Gebirgsreisen ja oft, daß die Bauern sogar im Stall schlafen, um während der Reisesaison jeden irgendwie benutzbaren Raum an die Sommerfrischler zu vermieten. Würde man nachher diesen Stall für eine Ausstellung als Wohnstätte des betreffenden Bauern photographieren, so erweckte man doch in bester Absicht eine ziemlich falsche Vorstellung von dem Bauernleben. Ich glaube, bei aller Sympathie, mit der man sozialen Bestrebungen gegenüber steht, wie die Heimarbeit-

Digitized by Google

ausstellung sie anregte, darf man sich zugestehen, daß neuerdings in diese Fürsorge ein Überfluß an Sentimentalität hineinspielt.

Das herbe Wort des Kaisers, die Kompottschüssel des Arbeiters sei nun für eine Weile gefüllt, verdient doch auch bedacht zu werden. Nicht als ob durch solchen Hinweis der Eindruck des wirklichen Elends, der durch diese Ausstellung wachgerufen wurde, geschmälert werden sollte; nur auf die Gefahr soll aufmerksam gemacht werden, daß in einer Stadt wie Berlin auch solche Angelegenheiten sozialen Liebeswerks leicht zum Schlagwort, zur Modesache werden und man sie dann mit einer Ausschließlichkeit betreibt, die zur Ungerechtigkeit gegen andere Berufsklassen führt. Plötzlich schlägt die künstlich hinaufgeschraubte Stimmung dann um, und eine erst in allen Tonarten gepriesene Angelegenheit wird unvernünftig hart befehdet.

So war es im vorigen Frühling mit dem Kinderhilfstag, dessen Förderung eine Weile für jeden halbwegs anständigen Menschen als Ehrensache angesehen wurde, während eine Weile später diejenigen, die der freundlichen Unternehmung ihre Gunst erhielten, von der öffentlichen Meinung beinahe zwischen die Betrüger und Hochstapler einrangiert wurden. So war es mit der Dienstbotenenquete Oskar Stillichs, die erst Sensation machte und in jedem Salon als Zeichen der Zeit gelesen und besprochen wurde und die in kürzester Frist ob ihrer praktischen Mängel einer nun doch wieder nicht ganz verdienten rettungslosen Vergessenheit anheim fiel. Auch diese Enquete bewies die Mängel der Statistik. Denn ihre Resulate, aufgestellt von einem Junggesellen, der von einem Familienhaushaltsbetrieb keine Ahnung hat, waren derart, daß jede im wirklichen Leben stehende Hausfrau sie belächelte. Zwischen Praxis und Theorie klaffen bei solchen Versuchen oft weite Lücken, besonders wenn eine Tendenz durchgedrückt werden soll. Alles Relative der praktischen Lebensführung wird dann zu leicht übersehen. Eben das dürfte auch bei einzelnen objektiv richtigen Angaben der Heimarbeitausstellung zutreffen. Stundenlöhne von 1 Pfennig, 4 Pfennigen, auch 16 und 17 Pfennigen sind ein Skandal; doch finden wir bei einigen Branchen, z. B. im Schuhmacher- und Schneidergewerbe, auch Lohnhöhen bis zu 50 und 55 Pfennigen pro Stunde. Bemißt man nun, daß diese Arbeiter doch auch ohne gesellschaftliche Verpflichtungen leben und in den Vierteln, in denen sie wohnen, billiger einkaufen als die sogenannten „Herrschaften“ und daß sie für ihre Kinder kein Schulgeld zu zahlen haben, so wird man natürlich noch nicht von

Digitized by Google

einem Wohlleben dieser Kreise sprechen können, aber an ein dem Stande entsprechendes Auskommen ist dabei doch schon eher zu denken.

Jedenfalls — und das wird gern totgeschwiegen — ist in weiten Kreisen des geistigen Arbeitsproletariats die Erwerbsmöglichkeit nicht größer. Das Ärzteelend ist in den letzten Jahren durch einige krasse Fälle in seiner ganzen Tiefe beleuchtet worden. Und der Arzt muß, wenn er in seinem Stande überhaupt weiter existieren will, auf Kleidung und Wohnung etwas geben, genießt für seine Kinder nicht Schulgeldfreiheit und hat, ehe er verdienen kann, lange, teure Studienjahre hinter sich. Ein Berliner Kassenarzt versicherte mir jüngst glaubhaft, daß er bei seiner Armenpraxis einen Stundenverdienst von — 35 Pfennigen zu verzeichnen, durch bestimmte Vorschriften des Krankenkassenwesens einen Patienten, der ihm in die Klinik gelegt wird, monatelang zu verpflegen habe und mit dieser langwierigen Pflege, Voruntersuchung und Operationen — im ganzen — 2,50 Mark an ihm verdiene, dafür aber seine kostbaren Instrumente abnutzen und für Handreichungen eine Hilfe halten müsse.

Wir fanden bei den Angaben aus thüringischen Spielzeugarbeiterkreisen eine Berechnung von 8 Mark pro Woche für Heizung und Beleuchtung, die neben kleinen Unkosten für Arbeitsmaterial vom Verdienst abgehen. Für ländliche Verhältnisse, in denen oft von den Kindern das Holz aus dem Walde geholt wird, erscheint ein wöchentlicher Aufwand von 8 Mark für Licht und Wärme überraschend hoch, erschiene schon für städtische Verhältnisse recht reichlich. Welcher andere Arbeiter bis hoch hinauf, welcher Schriftsteller, welcher Maler, welcher Arzt oder andere Gelehrte kommt ohne Heizung und Beleuchtung aus? Wenn nun auch sie ihre sonstigen erheblichen Auslagen für Instrumente, Ölfarben, Leinwand, die oft ein kleines Kapital verschlingen, in Anschlag bringen würden — ob in vielen Fällen der Prozentsatz zwischen Verdienst und Unkosten sich sehr zu gunsten der gebildeten Kreise gegenüber den Handarbeitern stellen würde? Hier liegt die Kurzsichtigkeit vieler sozial Interessierten. Der Arzt ist für ihre Begriffe von vornherein Geheimrat und Professor, der bei russischen Millionären die Rubel scheffelt, der Dichter ein Tantiemenbezieher, der 50000 Mark Jahreseinnahme versteuert, der Künstler ihnen identisch mit einem Begas, den glänzende Staatsaufträge überhäufen.

Daß neben solchen Leuchten der Kunst und Wissenschaft Hunderte und Tausende im Dunkeln vegetieren in nervenzerreibender

Digitized by Google

Sorge für das Brot des nächsten Tages, wird außer acht gelassen, weil — kurz weil das Interesse für das Elend dieser geistigen Arbeiter zufällig nicht an der Tagesordnung ist. Die Handarbeiter, mit denen die Öffentlichkeit sich so viel beschäftigt, haben dadurch den Mut gewonnen, ihre Misere aller Welt ins Gesicht zu schreien; der Gebildetere, der überhaupt von Erziehungs wegen an eine gewisse Diskretion gewöhnt ist, entschließt sich dazu nicht so leicht.

Aber die Schauspielergehälter, die z. B. der vielbesprochene Berliner Theaterdirektor Ferdinand Bonn an seine Mitglieder zahlt und deren Sätze neulich durch Berliner Blätter gingen, haben auch diese Frage einmal wieder ins Rollen gebracht. Dreißig Mark Monatsgage für eine Schauspielerin, die bei solchem Hungerlohn eine Dame bleiben soll, sich standesgemäß kleiden muß und nicht wie ein Ladenmädchen etwa das Billigste vom Billigen wählen kann, sondern die durch ihre Toilette sich von Berufs wegen zu einem möglichst vorteilhaften Aussehen verhelfen und bei ihrer Kunstleistung Frische, Feuer, Schwung und geistige Kraft entfalten muß, die den Abend im Theater verbringt, Rollen lernt und Proben absolviert, deren Tätigkeit also keine mechanische ist, sondern deren Fortkommen auf der Entwickelung ihrer Individualität beruht — ist nicht sie schlechter gestellt als die Heimarbeiterin, die es in der Woche auf 10 bis 15 Mark Verdienst bringt bei einer zwar monotonen, aber auch rein mechanischen Beschäftigung, die keine langwierige und kostspielige Ausbildung voraussetzt? Denn darüber wird man ja trotz aller sozialen Gleichmacherei nicht hinwegkommen, daß Arbeitszeit und Arbeitszeit bei verschiedenartiger Leistung nicht gleichwertig zu berechnen ist, und daß alles produktive Schaffen höhere Wertung besitzen muß als das mechanische. Sonst brauchten wir keine Genies mehr in der Welt, keine großen Männer, die wie Wunder aus der Masse aufstehen und sie mit der Macht ihres Gedankens vorwärtsreißen zu einem höheren Kulturniveau mit weiten Ausblicken; sonst könnte in der gleichmäßigen Körnerarbeit der geistlosen Masse die Welt versanden wie eine Dünenlandschaft.

Übrigens sind auch Widerlegungen seitens der Fabrikanten nicht ausgeblieben, die auf einzelne positiv unrichtige Angaben der Statistik hinwiesen und ausführten, daß die Angaben des Stundenverdienstes nur dann statistischen Wert besäßen, wenn zu erfahren sei, ob es sich dabei um gelernte oder ungelernte Arbeiterinnen handelt.

Digitized by Google

Das, meine ich, ist in unserer von Humanität überfließenden und in vieler Beziehung recht charakterlosen Zeit der Vorbehalt, mit dem eine solche Ausstellung zu betrachten ist. Hat man ihn gemacht, dann mag man ihr die gebührende Gerechtigkeit widerfahren lassen. Das Interessante an ihr waren nicht die Ausstellungsobjekte, die Puppen und Puppenteile, die Kasperletheater, Tiere, Tuschkasten und Schiffe aus Sonneberg in Thüringen, die Korbstühle, Soutachebesätze, Jacken, Stiefel und Portemonnaies, sondern die Angaben, die auf weißen Zetteln daneben liegen. Zwei erwachsene Personen arbeiten mit Hilfe von zwei Kindern wöchentlich zwanzig Dutzend Weihnachtsmänner und erreichen zusammen bei täglicher achtzehnstündiger Arbeitszeit einen wöchentlichen Reinverdienst von 17,70 Mark. An kleinen Holzkühen, Kinderspielzeug wird pro Stunde dreieinviertel Pfennig erübrigt, an Holzkörbchen für Kinder, im Erzgebirge, zweieinviertel Pfennig und für Schachfiguren sechs Pfennig. Traurig ist auch der Verdienst der Faberschen Bleistiftarbeiter in Nürnberg, der Mittenwalder Geigenarbeiter und der Perlmutterknopfmacher. An Schirmkrücken wird dreieinhalber Pfennig, an Hampelmännern aus Holz fünf Pfennig stündlich erworben. In der Solinger Messerindustrie, in der Handschuh- und Lederfabrikation liegen die Löhne etwas besser. Schlimm sieht es auch im Spessart aus, wo an kostbaren Paillettenstoffen zehn Pfennig pro Stunde, bei Knüpfarbeiten, wieder im Erzgebirge, sogar nur drei Pfennig erarbeitet werden, während der Lohn der Bandweber in Barmen zwischen 31 und 41 Pfennig schwankt und für Porzellandekoration sogar 55 Pfennig für die Stunde bezahlt werden. Um den Lohnunterbietungen seitens der Arbeitgeber zuvorzukommen, scheint nur eine gänzliche gesetzliche Abschaffung der Heimarbeit, die auch als Trägerin von Krankheitskeimen für Produzenten und Konsumenten Gefahr bringt, durchführbar. Denn in den Fabriken ist der Verdienst höher, und die Klage über das Mangelhafte desselben Raumes zum Arbeiten, Schlafen, Kochen und Wohnen fällt damit weg. Zwar verrät die ländliche Bevölkerung durch ihre sprichwörtliche Scheu vor frischer Luft, die sie an schönsten Sommertagen die Fenster ängstlich verschlossen halten läßt, sonst keine Empfindlichkeit gegen verbrauchte Atmosphäre. Allerdings werden dann auch wieder die Frauen nicht mehr in der Lage sein, neben der Industriearbeit Kinder und Haushalt zu besorgen, und auch das dürfte ein neuer Grund zur Klage werden. Aber auch die Mitarbeit kleiner Kinder fiele dabei fort. Wie aber ist die Heim-

Digitized by Google

arbeit zu diesen furchtbar niedrigen Preisen gekommen? Die Arbeiterverbände geben es selbst zu in den ausliegenden Druckschriften. Durch die verschämten Armen, die sich auch ihrer Arbeit schämen und sie lieber heimlich in den Häusern betreiben als öffentlich in den Fabriken, durch die Frauen und Töchter von kleinen Beamten, die sich durch Nähen ein Taschengeld erwerben und damit den eigentlich Bedürftigen die Arbeitsgelegenheit rauben. Die Verbände klagen auch über gewerbliche Arbeiter, die aus ihrem Stande springen und in den Eisenbahn- oder Postdienst treten, um dann in Freistunden die gesamte Bekanntschaft für billiges Geld zu „bekleiden" und zu „beschuhen". Für solche privaten Verhältnisse wird aber schwerlich eine gesetzliche Regelung zu erzielen sein.

Übrigens vermißte ich auf der Ausstellung die Angaben über den Verdienst der Berliner kunstgewerblichen Malerinnen, von denen ich weiß, daß sie bei der Heimarbeit, beim Fächermalen z. B. und ähnlichen Beschäftigungen, einen Dutzendlohn von ungefähr 2 Mark erreichen, wobei also auch auf die Arbeitsstunde wenige Pfennige kommen. Nicht zu vergessen, daß zum Fächermalen eine teure und lange kunstgewerbliche Ausbildung gehört, jedenfalls eine längere und kostspieligere als zum Knöpfedrehen und Bäumchenmachen. Man hätte dieses Fach der Heimarbeit, diese schon wieder etwas geistigere Arbeit, der Gerechtigkeit wegen mit aufnehmen sollen. Es existieren in Berlin auch Fabriken, die feine Rokoko-Genrebildchen auf Schwanenhaut malen lassen, wozu eine sehr geschickte Hand und ein sehr feinfühliges Auge, beinahe ein Künstlerauge erforderlich sind, und zu deren Anfertigung die Malerin sich Farbe, Pinsel und Goldbronze selbst beschaffen muß. Sie wird dabei, wenn sie vom Morgen bis zum Abend, also stundenlang bei Lampenlicht arbeitet, einen Tagesverdienst von 2—3 Mark zu verzeichnen haben. Und wie kurze Zeit halten die armen Augen diese unendlich mühevolle Tätigkeit aus? Professor Sommerfeld hat den schädlichen Einfluß des Schneiderhandwerks auf den Organismus in einer sehr umständlichen und gelehrten Ausführung nachgewiesen, die Vorwärtsbeugungen der Lendenwirbelsäule gezählt, die Arbeit des Zwerchfelles, die Blutzirkulation der Lunge genau berechnet, um zu dem Resultat zu gelangen, daß „die professionelle sitzende Haltung mittelbar zur Tuberkulose führen kann und bestehende Herzkrankheiten durch derartige Hemmungen im Kreislauf des Blutes ungünstig beeinflußt werden". Ich denke, es kann sich nur darum handeln, blutsaugerische Ausnutzung

Digitized by Google

der Arbeiter zu verhindern und ihnen im allgemeinen gesunde Lebensverhältnisse zu verschaffen.

Die Erkenntnis, daß Arbeit den Organismus abnutzt, die die verschiedenen Branchen in ihren besonderen Fällen jedesmal vorwurfsvoll anführen, gilt für uns alle. Der Schneider endet vielleicht im Lungensanatorium und der Gelehrte in der Nervenheilanstalt, der Offizier auf dem Schlachtfeld. Alle Arbeit, alle Dienstleistung, die Arbeit des Lebens an sich nutzt ab. Und doch ist jedes rechten Menschen Stolz die Arbeit, und alles Leben, wenn es ethischen Wert hat, ist ein Opfern. Wenn wir die Abnutzung durch die Arbeit vermeiden wollten, so müßte die Welt still stehen. Da halt ich's mit Meunier, dem Schöpfer des Monumentes der Arbeit, der wahrhaftig unter den Schaffenden sein Leben lang einer der fleißigsten war. Er hat die befreiende Kraft der Arbeit gefeiert, und seine Arbeiter stehen erhobenen Hauptes da, gewiß, als ein Rädchen im Triebwerk der Welt ihre Bedeutung zu haben. Da ist keine Sentimentalität; da ist Wille zur Arbeit, Wille zum Leben. Unter diesen Gesichtspunkt müßten auch Arbeitsausstellungen gebracht werden, wenn sie einen positiven Nutzen haben sollen.

Korea, „das Land der Morgenröte".

Deutsch von M. Beßmertny.

Ein Mitglied der russischen Gesandtschaft in Peking machte eine Orientierungsreise nach Korea und veröffentlichte seine Eindrücke in dem Moskauer Tagesblatte „Rußkija Wjedomosti". Besonders eingehend behandelt der Autor das Eindringen des Christentums in Korea, und diesen Ausführungen entnehmen wir folgendes:

Das Christentum fand sehr schwer Eingang in Korea. Im Jahre 1838 zählte die Halbinsel 9000 Christen. Die christenfeindliche Partei entwickelte eine eifrige Tätigkeit, bis nach dem sogenannten Opiumkriege von 1840/41 zwischen England und China, das Interesse der europäischen Staaten sich in größerem Maße auf den fernen Osten lenkte. Frankreich entsandte zuerst eine Expedition unter dem Kapitän Cécil mit der Mission,

Digitized by Google

einen im merkantilen und strategischen Sinne bequemen Hafen im Süden Japans zu finden und zu besetzen, und einen Vertrag mit Japan und besonders mit Korea zu schließen.

1841 gelangte das Schiff glücklich nach Macao. Dort nahm Cécil zwei Koreaner mit sich, die das wissenschaftliche Seminar beendet hatten, und zwei französische Geistliche. Der Opiumkrieg ging gerade seinen letzten Phasen entgegen, und so hielt der Kapitän es für richtiger, diese vier Teilnehmer zunächst allein nach Korea zu senden. Nach vielen Abenteuern und Hindernissen infolge der chinesischen Besatzung mußten diese Reisenden nach Mukden unverrichteterdinge zurückkehren. Sie schlossen sich aber bald darauf dem Bischof Jean Josef Férole an, der von Rom aus geschickt wurde, um die katholischen Kirchen in China und in Korea zu festigen. Einer der Koreaner, mit Namen Kym, der sich besonders für die Verbreitung des Christentums in seiner Heimat interessierte, fiel den Spionen in die Hände. Der Admiral Cécil war ebenfalls das Opfer vieler Verfolgungen, so daß er froh war, 1848 wieder nach Frankreich zurückzukehren, während der Bischof in China blieb.

Erst im Jahre 1857 setzte eine neue christlich-katholische Propaganda in Korea ein, und die Bekehrten erreichten die Zahl von 16500.

Die politische Physiognomie Koreas begann sich zu ändern. Ein nordamerikanisches Geschwader tauchte auf, und China, der mächtige Nachbar, beteiligte sich an dem englisch-französischen Kriege von 1860.

Die Folgen der Ereignisse in Peking, wie die Zerstörung und Verbrennung des Sommerpalastes vom Bogdichan, machten einen großen Eindruck auf die Regierung in Korea.

Der inzwischen abgeschlossene Vertrag zwischen China und Rußland durch den Grafen Ignatjew erschloß den Russen den Amur und Sungari. Die Russen wurden somit die nächsten Nachbarn von Korea. Das konnte der koreanischen Regierung um so weniger lieb sein, als koreanische Christen sich in größerer Zahl auf russisches Gebiet zu flüchten begannen, wo sie sich sicherer fühlten. Beunruhigend wurde auch für Korea der Umstand, daß Japan die Tore seines Landes allen Europäern erschloß und sogar den Missionaren den Eingang gewährte.

Damals waren die leitenden Kreise in Korea derartig auf einen Überfall und eine Eroberung Koreas seitens der Europäer gefaßt, daß die vornehmen Familien Söul verließen und geschützte Orte in den Bergen aufsuchten.

Digitized by Google

Damit war ein günstiger Moment für das Christentum eingetreten, denn die Geängstigten suchten Schutz bei den Christen; bald jedoch begann eine Reaktion. Die Regierung in Korea überzeugte sich, daß nur eine unbegründete Panik die Gemüter erschreckt hatte, und rüstete sich energisch, um jedem feindlichen Angriff wirksam begegnen zu können.

Zu diesem Zwecke wurden Geldsammlungen vorgenommen, die Kaufleute sehr stark mit Steuern belastet, und die Regierung füllte ihre Arsenale und Festungen mit Waffen und Geschützen. Die Festung Kan-gua wurde neu verstärkt, und Korea war gefaßt, drei Feinde an seinen Gestaden zu sehen, nämlich: England, Rußland und Frankreich. Der bewaffnete Friede zog sich in die Länge, und sorglos widmete sich der Hof und die Diplomatie wieder den politischen und Palastintrigen, denen die vom Jahre 1392 stammende Dynastie sehr ergeben ist. Kinderlos starb der König Tschull-Tschang, und seine drei königlichen Witwen machten Ansprüche auf den Thron, den die älteste von ihnen erlangte. Diese Königin Tscho faßte mit starker Hand die Zügel und wurde die Herrin der Situation.

Mit Umgehung eines Neffen ernannte sie einen zwölfjährigen Prinzen, der ihr entfernt verwandt war, zum Thronfolger, obgleich dessen Vater nichts von der Politik verstand.

Hingegen entwickelten sich bei letzterem sehr bald der Ehrgeiz und die Herrschsucht, und die Koreaner sagten von ihm, „daß er ein ‚steinernes‘ Herz und ein eisernes Eingeweide habe.“

Das war ein Mensch ohne Furcht, ohne Erbarmen und ohne Gewissen. Er beschlagnahmte die königliche Macht und Würde und ließ sich zum Tai-un-gun ausrufen, d. h. zum Herrn des Hofes, ein Titel, der nur dem Vater des regierenden Herrschers gebührt. Neun Jahre knebelte er Korea und säete den Haß gegen die Christen, die Fremden und gegen jeden Fortschritt.

Wohl empfanden die Christen den Einfluß der feindlichen Strömung, aber sie hatten doch soweit schon Boden gefaßt, um sich der Bedrückung widersetzen zu können. Offenkundig vollzogen sie in Söul ihre religiösen Gebräuche, und aus den Typographien der Missionare nahmen christliche Flugschriften in Massen ihren Weg ins Land.

In Söul befand sich eine geistliche Akademie mit sehr vielen Zöglingen. Ein neues Leben zog in Korea im Jahre 1860 ein, als der ganze ferne Osten neuen Einflüssen unterworfen wurde.

Leute der verschiedensten Nationalität, Vertreter großer

Digitized by Google

Handelsfirmen und viele Abenteurer hielten ihren Einzug in Söul. Damit gewannen die Christen ein gesellschaftliches Leben und verschiedene politische Parteien. Eine dieser Parteien, die sich als patriotische kennzeichnete, sah die Hauptgefahr des Landes in der Nachbarschaft mit Rußland. Die Träger dieses Gedankens bemühten sich, die Regierung zu überzeugen, daß ein Anschluß Koreas an England oder Frankreich erforderlich sei, um ein Gegengewicht gegen Rußland zu schaffen. Eine diesbezügliche Proklamation wurde dem Regenten zur Prüfung unterbreitet. Er äußerte seinen Wunsch, die Schrift dem katholischen Bischof zur Begutachtung vorzulegen, was die christenfeindliche Partei entschieden ablehnte. Es verbreitete sich das Gerücht, daß die Christen Korea schädigen wollten und daß an ihnen daher Rache genommen werden sollte. Die Gelegenheit bot sich sehr bald dazu!

Aus China kam die Nachricht, daß dort viele Christen erschlagen worden seien. Der Haß der Koreaner gegen die Christen war so stark, daß sie jene Kunde gar nicht erst auf ihre Richtigkeit hin prüften, sondern sie als nachahmenswertes Faktum behandelten mit der Devise: „Tod den Christen, Tod den westlichen Barbaren".

Tai-un-gun, der Herrscher haßte zwar sehr die Christen, doch sah er als Staatsmann die Notwendigkeit ein, das Ministerium zu überzeugen, daß eine Christenverfolgung schlimme Folgen nach sich ziehen könnte, da ein europäisches Kriegsschiff dicht bei Korea lag, und die Franzosen noch des Christengemetzels von 1839 eingedenk waren, bei dem auch viele ihrer Untertanen umgekommen waren.

Die Stimme der Vernunft kam aber nicht zu Gehör. Die feindliche Partei war erbittert und setzte eine Christenhetze in Szene, die sich durch eine besondere Grausamkeit auszeichnete. Bischöfe, Geistliche, tausende koreanischer Christen wurden ins Gefängnis geworfen, der Folter unterworfen und schließlich vor Gericht gestellt, um nur ihr Todesurteil zu vernehmen.

Das Christentum wurde in Korea reichlich in Blut getränkt. Die Antwort auf diese letzten Christenschändungen war eine französische Expedition nach Korea. Sie bestand aus drei Schiffen, die glücklich den Fluß Chan passierten und dann in die Enge zwischen dem Kontinent und der Insel Kan-gua gelangten. Die Teilnehmer dieser französischen Expedition waren begeistert vom Anblick der wunderbar landschaftlichen Schönheiten und auch von den prächtig gepflegten Reisfeldern. Die vielfach verstreuten Dörfer machten ebenfalls einen freundlichen Eindruck.

Digitized by Google

An den Ufern waren verschiedene Forts, in denen jedoch weder Geschütz noch Soldaten vorhanden waren. Die gutmütigen Dorfbewohner liefen an das Gestade und sahen erstaunt auf die fremdartigen dunklen Fahrzeuge, die ohne Ruder und Segel sich ihnen näherten. Zwei andere Schiffe, die später einliefen, begegneten bereits den Schüssen, die von den Forts und einer kleinen Flottille kamen, um den Franzosen den Eingang zu wehren. Der Untergang von zwei koreanischen Booten und eine von den Franzosen abgefeuerte Granate brachte das koreanische Geschütz zum Schweigen.

Glücklich kamen die fremden Fahrzeuge am 25. September 1866 durch die Enge, an den Felsen vorbei, dicht vor Söul.

Die französischen Offiziere stellten Tiefmessungen an, zeichneten Karten, und der Bischof Riedel, der zur Expedition gehörte, fuhr ans Land in der Hoffnung, koreanische Christen zu treffen und von ihnen Auskunft zu erhalten.

Der Bischof war nicht lange unterwegs, da mußte er auch schon an Bord zurückkehren.

Erst später, als das Geschwader sich von Söul hinweg nach der Insel Buase begab, kamen dort zwei koreanische Christen, die von dem Christengemetzel und der Verjagung aller Europäer berichteten. Es stellte sich heraus, daß das amerikanische Schiff „General Sherman“ damals auch von den Koreanern vernichtet worden war. Laut einem Regierungsbefehl sollten überhaupt alle Christen ausgerottet werden, die von Söul aus kein besonderes Privilegium besaßen.

Die Ankunft der Franzosen nahm der Herrscher sehr ernst auf. Das Militär wurde aus der Provinz zusammengezogen, es wurden die Divisionen der sogenannten „Tigerjäger“ organisiert und Waffen angekauft. Das Fahrwasser des Flusses Chan füllte sich absichtlich mit Frachtbööten.

Die in Fusan und auf der Insel Dzuschima wohnenden Japaner schickten Boten nach Tokio, um die Rüstung Koreas bekannt zu geben und auch um Schutz gegen einen Überfall der Franzosen zu erbitten.

Die japanische Regierung, die aber kurz vorher einen Vertrag mit Frankreich geschlossen hatte, vermochte in diesem Falle keine Hilfe zu leisten. Im Gegenteil, es wurde sogar in Japan beschlossen, einen Bevollmächtigten nach Korea zu schicken, um dort den König dahin zu beeinflussen, daß er sein Land den Europäern erschließe. Der unerwartete Tod des Mikado änderte jedoch diesen Beschluß der japanischen Regierung.

Digitized by Google

Inzwischen kündete der Vertreter Frankreichs in Peking, Bellonet, der chinesischen Regierung sowie allen ausländischen Gesandten an, daß er eine Expedition nach Korea entsenden wolle, um eine Kriegsaktion gegen die Halbinsel zu beginnen.

Auf dem Flusse Chan tauchte auch in der Tat bald ein französisches Geschwader auf, das sieben Schiffe mit 600 Mann Besatzung hatte. Der Chef des Geschwaders, Admiral Rosé, hatte den Befehl, dem König von Korea direkt ohne Vermittelung des Ministeriums die offensive Absicht Frankreichs kundzutun.

Es war jedoch sehr unvorsichtig von den Franzosen, in solch kleiner Stärke den Angriff zu wagen!

In der Bucht bei der Insel Buase warf Admiral Rosé am 13. Oktober Anker, ließ die Stadt Kan-gua rekognoszieren und nahm schließlich die Festung mit zwei Kanonen ein. Am 16. Oktober wollten die Franzosen das zweite Fort einnehmen. Sie wurden zwar mit einem Kugelregen empfangen, drückten jedoch die Feinde an die Wand und schlugen sie in die Flucht.

Wie es sich erwies, war Kan-gua die Hauptstation für die Aufbewahrung von Pulver, Proviant und Geld. Außer Waffen und Pulver gelangten auch viele Manuskripte und das offizielle Archiv in die Hände der Franzosen.

Dann wurde Ton-tschin, am entgegengesetzten Ufer gelegen, rekognosziert, von wo sich ein Weg direkt nach Söul zieht. Vor der mit einer Mauer umfriedigten Stadt war ein großes Tor, auf dem sich Pagoden erhoben. Hinter dem Tore waren mächtige, aus Stein geformte Schildkröten. In der Nähe befand sich auch ein Kloster. Die Eingangspforte wurde von den Franzosen gestürmt. Die bewaffneten Koreaner warfen sich zwar nach dem Ufer, verstanden aber nicht, die ihnen unbekannten Metallgeschosse abzuwehren, und versteckten sich schließlich hinter den Wiesen.

Regierung und Volk in Söul waren so haßerfüllt gegen die Franzosen, daß derjenige mit Tod bedroht wurde, der einen Friedensschluß mit den Franzosen vorschlagen würde. Die Sache nahm eine sehr ernste Wendung. Der koreanische General Ny sandte dem französischen Admiral ein langes Schreiben mit vielen Zitaten aus chinesischen Klassikern. Die Zitate bezogen sich alle darauf, daß jeder Fremde, der mit Gewalt an die Grenze eines Staates kommt, dem Tode verfallen ist. Als Antwort auf dieses Reskript verlangte der französische Admiral die Auslieferung der drei ersten Hofbeamten, und machte im Verweigerungsfalle die koreanische Regierung für die Folgen verantwortlich.

Digitized by Google

Die Verhandlungen führten zu keinem Resultat. Am selben Tage noch, als das koreanische Schreiben abging, wurde vom Norden Koreas das Militär herbeigezogen, darunter waren auch die „Tigerjäger“, 800 ganz außerordentlich gewandte Schützen, die das Kloster verteidigten. Inzwischen hatten die Koreaner auch die französischen Schiffe angegriffen und eine Explosion im Kloster verursacht. Dadurch waren die Franzosen in einem Augenblick auf den Kopf geschlagen. Viele Verwundete suchten hinter Reishaufen, Strohhügeln und Hütten Schutz und Zuflucht. Als die Ruhe einigermaßen hergestellt war, wurden nur noch achtzig kampffähige Leute bei den Franzosen gefunden.

Sie ergriffen einen schleunigen Rückzug, da der Admiral das Schicksal seiner noch übrig gebliebenen Landsleute nicht auf sein Gewissen nehmen wollte, ohne irgend eine Direktive seiner Regierung zu besitzen.

Die mißlungene Expedition der Franzosen aber blieb nicht ohne einen großen Einfluß auf die allgemeine Lage der Christen und der Europäer überhaupt im fernen Osten. Die Koreaner frohlockten; das Prestige Frankreichs in Korea und China war so weit gesunken, daß 1870 jenes entsetzliche Franzosenblutbad in Tientsien möglich war, das als direkte Folge der verfehlten Expedition nach Korea anzusehen ist. China gewann einen größern Einfluß in Korea, wo Japan den seinigen einbüßte, weil es als europafreundlich verdächtigt wurde.

Die koreanische Regierung feierte die Befreiung von den Franzosen als einen bedeutsamen Sieg in Söul und erließ eine Verordnung, die Christen mit Stumpf und Stiel auszurotten. Das Morden begann denn bald, und Frauen und Kinder wurden auch nicht geschont.

China schürte in Korea den Haß gegen die Europäer und gewann dort eine derartige Macht, daß für den 14jährigen, jungen König eine Frau aus der chinesischen Familie Min gewählt wurde. Alle Versuche europäischer Expeditionen, Handelsbeziehungen mit Korea abzuschließen, erwiesen sich in der Folge als vergeblich.

Nur Japan gelang es 1876, den Widerstand Koreas zu beugen und nach mancherlei fruchtlosen Bemühungen einen Traktat mit Korea zustande zu bringen, laut dem die koreanischen Häfen sich dem japanischen Handel erschlossen haben.

Digitized by Google

Die französische Literaturgeschichte in jesuitischer Beleuchtung.

Von Dr. Fritz Friedrich.

Als fünfter Band der großen Geschichte der Weltliteratur von Alexander Baumgartner S. J. ist kürzlich bei Herder in Freiburg in 1.—4. Auflage, 747 Seiten stark, die Geschichte der französischen Literatur erschienen. Schon weil es der erste Teil ist, der die Nationalliteratur eines modernen Volkes behandelt, beansprucht er besondere Teilnahme, da man seine Art bis auf weiteres als typisch für die noch ausstehenden Bände wird ansehen dürfen. Treten doch erst in den christlichen Völkern die Probleme hervor und seit der Reformation recht eigentlich in den Vordergrund, die das Urteil eines Jesuiten nach den verschiedensten Richtungen notwendig beeinflussen müssen. Dieser Umstand dürfte eine eingehendere Betrachtung des Werkes rechtfertigen.

Von der genaueren Besprechung schließe ich die Darstellung des altfranzösischen Schrifttums aus, doch nicht, ohne das viele Gute hervorzuheben, das davon zu sagen wäre. Das Mittelalter mit seiner Glaubenseinheit, seiner ganz im Dienste der Kirche stehenden Wissenschaft, seiner scholastischen Philosophie, seiner unbedingten Verehrung alles Geistlichen, ist dem Verfasser von vornherein sympathisch, und er überträgt diese Sympathie auch auf die literarischen Hervorbringungen jener Zeit. Sein Urteil über ihren Lebens- und Kunstwert wird hier nur in Ausnahmefällen von unsachlichen Gesichtspunkten bestimmt. Mit Liebe und feinem Gefühl vertieft er sich in jene längst versunkene Welt, und es macht nicht viel aus, daß er den Schatten, der ihr wahrlich auch nicht gefehlt hat, so hell wie möglich abtönt. Das Bild, das er entwirft, ist doch echt, und seine Schilderung ist genußreich zu lesen. Denn Baumgartner ist ein ungemein gewandter Stilist; er verfügt über eine erstaunlich reiche Skala von Ausdrucksmitteln, seine Sprache ist frisch, kernig und doch geschmeidig, sie besitzt bildnerische Kraft und rednerischen Schwung. Freilich kommen diese Vorzüge nur dort recht zur Geltung, wo der Verfasser loben kann, d. h. eben vor allem in der altfranzösischen Periode. Muß er tadeln, so färbt gemeinhin die Herbigkeit seiner Rüge und die Schroffheit seines Urteils auch auf seinen Stil ab, er

Digitized by Google

gerät ins Zanken und Schmälen, und es entschlüpfen ihm drastische, aber nicht eben kunstgerechte Wendungen, wie nachleiern und nachlallen, sich vergaffen, eine Komödie dahinwüten, verworrene Hamsterarbeit u. dgl., alles Beispiele aus dem zweiten Buche.

Dies zweite Buch umfaßt die Zeit von 1500 bis 1800, das dritte das 19. Jahrhundert. Jenes zerfällt in 19, dieses in 16 Kapitel. Größere Unterabteilungen fehlen, m. E. mit Unrecht. Zwar die beiden Zeitalter des Klassizismus und der Aufklärung heben sich ziemlich klar voneinander ab, aber im dritten Buch herrscht eine vollkommene Konfusion. Die Darstellung der Romantik wird völlig zerrissen durch zwei Kapitel über Geschichtsschreiber und Philosophen, revolutionäre Publizistik und Volksdichtung. Dann wird die „moderne Dramatik" von Mérimée bis auf Rostand in einem Kapitel abgehandelt, und dann erst „die Entwicklung des Romans von Chateaubriand bis auf Flaubert" nachgeholt. Auf diese Weise wird das unbedingt Zusammengehörige weit voneinander getrennt, und man gelangt nur schwer zu klarer Unterscheidung der verschiedenen literarischen Strömungen und zu wirklichem Verständnis ihrer Eigenart.

Das Eigentümliche des zweiten und dritten Buches ist nun ein starkes Betonen des konfessionellen Elements, was an sich kein Tadel sein soll. Ganz äußerlich zeigt sich das schon in der Konfessionsstatistik der Dichter des 16. und 17. Jahrh., an deren Stelle später eine Art Gläubigkeitsstatistik tritt. Für viele Autoren ist ja ihre religiöse Stellung wichtig und kann nicht übergangen werden; aber auch, wo dies nicht der Fall, versagt sich's Baumgartner selten, anzumerken, wie sich der Betreffende in Leben und Schriften zur Kirche verhielt, ob er auf dem Sterbebett den Priester rufen ließ oder unversöhnt mit der Kirche in die Grube fuhr. Selbst den religiös gestimmten Dichtern sieht er scharf auf die Finger, ob ihr Christentum auch das rechte und korrekte ist. Nicht nur Molière erweist sich im Tartüffe „nicht gerade als sattelfester Theologe. Er hält ein gut Teil der äußeren Andacht für ziemlich überflüssig und glaubt allzuleicht, mit bloßer Innerlichkeit auszukommen" (S. 386); auch Lamartine war „nicht recht sattelfest in seinem Katechismus" (S. 597), und Fénelons Quietismus wird zwar mit auffallender Milde, aber doch mit aller Entschiedenheit als dogmatisch unkorrekt abgelehnt.

Die Ausführlichkeit der Behandlung richtet sich gleichfalls nicht wenig nach dem kirchlich-konfessionellen Werte des betr.

Digitized by Google

Schriftstellers. Ich will gewiß nichts gegen die literarische Bedeutung Josef de Maistres sagen; aber daß ihm ein ganzes Kapitel von 20 Seiten gewidmet ist, während für einen Dichter ersten Ranges, wie Musset, eine Seite hinreichen muß, nimmt sich allerdings etwas merkwürdig aus, zumal, da überhaupt die kirchlich-religiösen Schriftsteller ausführlicher behandelt werden, als in allgemeinen Literaturgeschichten üblich ist.

Betrachten wir zunächst die kirchlich-religiösen Strömungen der Neuzeit in Baumgartners Beleuchtung.

Es versteht sich von selbst, daß die Reformation für den Jesuiten Teufelswerk ist; doch spricht er von der „Kirchenspaltung" mit Ruhe und Mäßigung. Fast möchte man meinen, daß er ihre Entstehung begreift, wenn er sie auch mißbilligt. Sein Vergleich Luthers mit Rabelais (S. 253) enthält viel Wahres, beweist Verständnis für Luthers Art, wenn er natürlich auch nicht ins Innerste seines Wesens dringt, und eine gewisse Anerkennung zumal in dem Satze: „Während dem deutschen Augustiner die Kirche zu äußerlich, zu vernunftmäßig, zu menschlich, ja, fast heidnisch erschien, war sie dem französischen Franziskaner schon zu ernst und fromm, zu mystisch, zu supranaturalistisch, zu wenig im Einklang mit der Natur und der antiken Bildung." Für Calvin hat er weniger übrig; noch ganz zum Schluß klagt er darüber, daß Brunetière gegen diesen, ebenso wie gegen Rabelais, Pascal und Voltaire „zuviel Milde und Gnade walten" läßt (S. 731).

Die Genfer Sittenpolizei und der kalvinistische Rigorismus erhalten manchen kleinen Hieb; doch werden Äußerungen echter evangelischer Herzensfrömmigkeit, wie du Bartas' Epen „Judith" und „Die Woche", anerkannt (S. 273) und von gläubigen Protestanten, wie Guizot, wird mit Hochachtung gesprochen (S. 607). Seinem prinzipiellen Standpunkt tut der Verfasser damit keinen Abbruch. Der erhellt klärlich aus seiner Mißbilligung jener französischen Legitimisten, die sich „in der Hitze des Kampfes sogar hinreißen ließen, Religionsfreiheit, Kultusfreiheit und Preßfreiheit als prinzipielle Forderungen auf ihre Fahne zu schreiben" (S. 614), oder aus den von ihm angeführten Worten des sterbenden Augustin Thierry (S. 609).

Weit grimmiger als gegen die eigentliche Reformation eifert Baumgartner gegen zwei innerhalb der römischen Kirche selbst verlaufende Strömungen, den Jansenismus und den Gallikanismus. Sein Haß gegen die Jünger Jansens ist grenzenlos.

Digitized by Google

Ihre Bestrebungen zeichnet er zwar nicht unrichtig, aber mit den wegwerfendsten Ausdrücken. Nicht nur ihr „hartnäckiger Ketzergeist" wird gescholten (S. 344), selbst die Aufrichtigkeit mancher ihrer Anhänger bezweifelt (S. 327). Die Jansenisten waren bekanntlich gar nicht tolerant und ebenso fanatisch wie ihre Gegner, warum sie aber deshalb in höherem Grade als diese „zu den wirkungsvollsten Bundesgenossen des modernen Unglaubens" geworden sein sollen (S. 333), ist wirklich nicht ganz leicht einzusehen. Daß auch der Jansenismus zu Heuchelei und Frömmelei verleiten und ausarten konnte, wird niemand leugnen, obwohl geschichtlich unzweifelhaft feststeht, daß die am Hofe des alternden Ludwigs XIV. unter den Auspizien der Maintenon herrschende Bigotterie nicht von der jansenistischen, sondern von der jesuitischen Färbung gewesen ist. Man wundert sich daher, zu lesen, es gehe aus zahlreichen Umständen deutlich genug hervor, daß Molière für den Tartüffe „seine Modelle bei der Jansenistenpartei gefunden habe, ohne lange zu suchen" (S. 387). Der Jesuitenpater Kreiten soll das in seiner Molière-Biographie, S. 238—273, eingehend nachgewiesen haben. Ich will die Gelehrsamkeit Kreitens, dessen Buch ich nicht kenne, nicht ungeprüft verdächtigen; ich will ohne weiteres voraussetzen, daß er wirklich eine Anzahl Fälle jansenistischer Frömmelei geschichtlich festlegt; aber daß Molière mit dem Tartüffe auf sie exemplifiziert, das wird durch das Stück selbst und seine Aufnahme durch die Jesuiten so sehr widerlegt, daß alle andern Molière-Biographen diese Idee abgelehnt haben (z. B. Lotheißen S. 200 f., Schneegans S. 125 ff.). Woher aber diese Sucht, einer Richtung am Zeuge zu flicken, welche, obschon von Rom verworfen, doch die Kirche nicht noch einmal gespalten hat und eine große Zahl ihrer hohen Würdenträger zu den ihrigen zählte? Hier kann wohl die Antwort nur heißen: Weil sie das ausgesprochene Widerspiel des Jesuitismus ist. Denn inbezug auf seinen Orden kennt Baumgartner kein Zugeständnis und kein Kompromiß. Bei Gelegenheit der Provinzialbriefe widmet er ihm eine beredte Verteidigung (S. 332). Von seiner Unterdrückung an datiert er den Anfang der großen Revolution (S. 523). Mitten in den zersetzenden Mächten des Unglaubens, der Aufklärung und des Sittenverfalls, welche am Sturz des Ancien Régime arbeiteten, stand er als das einzig Gesunde und Kräftige aufrecht. „Fast der ganze Adel, die höhere Beamtenwelt und Bürgerschaft, auch die Elite der Wissenschaft und Literatur wurden in ihren Kollegien erzogen. Aber meist nach wenigen Jahren

Digitized by Google

war schon das ganze mühevolle Werk ihrer Erziehung vernichtet. In den frivolen Kreisen der Hauptstadt verloren die jungen Leute rasch Unschuld und Glauben, stürzten sich in Liebesabenteuer und niedrigen Lebensgenuß und wurden zu Feinden alles dessen, was ihnen ihre Erzieher gepredigt hatten, gar oft zu Feinden, ja Todfeinden des Ordens selbst" (S. 419). Dies sind Baumgartners eigene, anklagende Worte. Der Gedanke, der doch so nahe liegt, kommt ihm nicht, ob der Erziehung der frommen Väter nicht doch irgend etwas gemangelt haben muß, da sie sich als ein so schwaches Bollwerk gegen die Versuchungen des Lebens erwies und oft das gerade Gegenteil der erhofften Früchte zeitigte. Nein, an dem Orden war und ist alles gut, wehe seinen Feinden! Bei dieser Stimmung ist es schon alles Mögliche, daß er Pascals Provinzialbriefe nicht als Erzeugnis teuflischer Bosheit, sondern als Ausfluß eines trübseligen Rigorismus und irregeleiteter Moralität darstellt, als Werk eines „kränklichen, nervösen Gelehrten, der, überarbeitet und überstudiert, infolgedessen einem krankhaften Mystizismus anheimgefallen, die Nachsicht nicht mehr begreift, welche Christus mit den Sündern hatte, und welche gleich ihm die gewissenhaftesten Welt- und Ordenspriester im Beichtstuhl üben, und der sie nun samt und sonders zu pharisäischen Schuften stempelt" (S. 333). Die Richtung aber, welche diesen Mann hervorgebracht, konnte nicht scharf genug verdammt werden.

Nicht um das Dogma, sondern um das Verhältnis von Kirche und Staat handelt sich's im Gallikanismus.

Dem Verfasser scheint er das Schlimmste am ganzen Ancien Régime zu sein (S. 714), denn er soll der Kirche die Hand gegenüber der Sittenverderbnis gebunden haben (S. 420), und den großen Kirchensäulen, die ihn solange gestützt haben, verübelt der Jesuit ihre Haltung fast so sehr wie eine Ketzerei.

De Maistres berühmtes Buch „Vom Papste" bringt ihn auf die Unfehlbarkeit, „das Postulat der höchsten Souveränität des Lehramts, von Gott selbst (!!) durch feierliche Verheißung dem hl. Petrus und seinen Nachfolgern zugesagt, von der Überlieferung aller Jahrhunderte dem Papste praktisch zuerkannt." Daß er das Verhältnis des unfehlbaren Priesters zum Konzil sehr glücklich und sehr logisch formuliere, wird man nicht behaupten, wenn man diese Sätze liest: „Mit ihm (dem Papst) vereint, steht das Konzil einigermaßen über dem Papst; aber schließlich steht das Haupt innerhalb des Organismus doch wieder diesem vor" (S. 571). Doch

Digitized by Google

muß bemerkt werden, daß Baumgartner die Gegner der Unfehlbarkeit recht sanft anfaßt.

Von den kirchlich-religiösen Bewegungen i. e. S. wenden wir uns zu den sich ablösenden, teils politischen, teils philosophisch-wissenschaftlichen Tendenzen, die sich in der Literatur Ausdruck verschafft haben. Über den Absolutismus des Ancien Régime urteilt Baumgartner sympathisch, vermeidet aber eine grundsätzliche Stellungnahme. Die Gründe seines Zusammenbruchs sucht er nicht in irgend welchen tatsächlichen Übeln des Systems, sondern in der „inneren Zersetzung des Protestantismus" (S. 560). Die anscheinend alles Sinnes bare Anklage kann sich wohl nur auf die aus dem protestantischen England eingedrungene Aufklärung beziehen.

Diese ist recht eigentlich Baumgartners Popanz, die Epitheta „flach" und „seicht" sind ihr wie angewachsen. Nirgendwo sonst zeigt sich die innere Unfreiheit des Jesuiten so nackt, nirgendwo sonst auch die absolute Unvereinbarkeit seiner Lebensanschauung mit der des neueren Protestantismus und der autonomen Wissenschaft. Vergebens ereifert er sich, um nachzuweisen, daß auch Roms Kirche und Klerus nicht dem Fortschritt, sondern nur der Überstürzung, nicht der Umgestaltung, sondern nur der willkürlichen Umwälzung des Alten abhold seien (S. 323): er kommt nicht darüber hinaus, daß Rom eben doch der grübelnden Vernunft und dem forschenden Verstand Schranken setzt, daß es das Einschlagen neuer, unerhörter Gedankenbahnen, das den genialen Kopf kennzeichnet, als Willkür und Auflehnung verdammt, und er regt sich selbst schon um eine solche Nichtigkeit, wie den Umsturz der hierarchischen Ordnung der Wissenschaften, auf. Freilich, was soll auch alles Denken der Philosophen für Zweck haben, da doch „die wahre Philosophie" längst feststeht (S. 612, u. öfter)? Von solchem Standpunkt aus muß man es freilich beklagen, daß der kecke Descartes als erster „diesen verhängnisvollen Pfad beschritt und in das hergebrachte Bildungssystem Bresche legte" (S. 323); von ihm aus kann man an der Aufklärung kein gutes Haar lassen. Und das tut Baumgartner auch nicht. Als „Ahnfrau und Stammutter" der scheußlichen Bewegung requiriert er, wie um ihr von vornherein den Stempel der Schande aufzudrücken, die Kurtisane Ninon de Lenclos (S. 429). Schon ihren Vorläufern ergeht es übel. Einen Geist wie Montaigne kann der Jesuit schlechterdings nicht verstehen. „Anstatt sich, gleich seinem jüngeren Zeitgenossen Duperron, an solchen gründlichen Quellen

Digitized by Google

(wie Suarez, Tolet, Bellarmin) Rat zu holen, las sich Montaigne seine moralischen Anschauungen aus den alten Klassikern zusammen. Ohne sie an den christlichen Grundsätzen zu prüfen und zu verbessern, verquickte er sie mit seinen eigenen, meist ziemlich oberflächlichen Erwägungen, die ganz vom Übernatürlichen absehen" (S. 279). Nun ja, das tat er freilich, aber darin besteht eben seine persönliche und schriftstellerische Eigenart, die ihr Lebensrecht hat so gut wie andere, und es ihm tadelnd vorzurücken, heißt, ihm verargen, daß er Montaigne war. Mit Montesquieu steht es nicht viel anders. Das Hauptverdienst seines Esprit des lois, das erkennt Baumgartner vollständig, besteht darin, daß er seine Staatstheorie auf ein ungeheures Tatsachenmaterial stützte, also Empiriker war. Wären ihm die Späteren auf diesem grundsätzlich richtigen Wege nachgefolgt, so wären sie nicht bei den Utopien des Gesellschaftsvertrags und der revolutionären Praxis angelangt. Ob diese Tatsachen lückenhaft und teilweise schlecht verbürgt und irrig waren, ist daneben ziemlich gleichgültig; die „wirkliche, geschichtliche Staatsentwicklung der christlichen Völker" drückt sich doch in ihnen aus, und Montesquieu hat sie weder außer acht gelassen, noch ausdrücklich verneint. So beschränkt ist er allerdings nicht gewesen, seine Staatstheorie auf die alttestamentliche Offenbarung — und die christliche! man wüßte gern, welche? — zu begründen, denn er lebte nicht mehr im Mittelalter. Daß ihm das ein Jesuit im 20. Jahrhundert zum Vorwurf macht und von „bloß natürlicher, heidnischer Grundlage" spricht, zeigt allerdings, zu welcher vorsintflutlichen Art profaner Wissenschaft er uns gern zurückverhelfen möchte.

Genau so unberechtigt ist ferner der Vorwurf, daß „die Philosophie ihre bisherigen sicheren Bahnen verlassen und durch Zweifelsucht den ganzen Bestand der wissenschaftlichen Überlieferung in Frage gestellt hätte" (S. 422). Das gehört ja doch zum Wesen der Philosophie; denn ist nicht der Zweifel ihr Vater, ohne den sie in keines Menschen Hirn entsteht? Alles in Frage stellen, ist der Anfang jedes Fortschritts im geistigen Leben des Menschen gewesen, und was nicht wert war, daß es zugrunde ging, dem hat solch stürmisches Fragen nie etwas anzuhaben vermocht. Aber da liegt für unseren Jesuiten eben der Hase im Pfeffer. Wie vieles, was er ungern vermißt, ist doch damals in Trümmer gesunken. Die hätten helfen sollen, versäumten ihre Pflicht. Die französische Akademie z. B., „hätte sie dem religiösen Element ebensoviel Beachtung geschenkt wie dem nationalen, so hätte sie

Digitized by Google

vielleicht das Unheil der seichten Aufklärung und die Schrecken der Revolution von Frankreich abwenden können" (S. 301). Ist das nicht komisch? Die arme Akademie, was man ihr alles zumutet!

Doch im Ernst, an solchen Auslassungen erkennt man die völlige Unfähigkeit und Hilflosigkeit einer Geschichtsbetrachtung, welche die Frage nicht stellen darf, ob diese vielgeschmähte Aufklärung nicht eine Pferdekur gegen wirkliche und unerträgliche Leiden gewesen ist, sondern in ihr nur ein Werk der Bosheit und Gemeinheit, der Frivolität und Lasterhaftigkeit, des Trotzes und der Auflehnung erblicken muß. Dies ist der Gesichtswinkel, unter dem allein sie Baumgartner betrachtet. Mit Voltaire verfährt er immer noch erträglich; er beurteilt ihn scharf, doch nicht gerade ungerecht — nur die Geschichtswerke allzu einseitig —, wenn er auch das größte Verdienst seines Lebens, das immer wieder mit den tiefen Schatten seines Charakters versöhnt, in einem Nebensatze geringschätzig abtut (S. 456). Aber alle Ruhe, alle Besonnenheit verläßt ihn bei den Enzyklopädisten. Hier ist seine Feder in Gift getaucht; der Haß, und nur der Haß, diktiert ihm seine Sätze. Aber der Haß ist ein schlechter Geschichtslehrer; wenn das Treiben der Enzyklopädisten gewiß nicht paradiesisch war, so ist es doch auch keine satanische Orgie gewesen. Als solche aber erscheint es bei Baumgartner, und Diderot als der Oberhexenmeister, der das Ganze kommandiert. Daß ein Jesuit an der Enzyklopädie keine Freude haben kann, versteht sich von selbst, aber ist es deshalb nötig, gar nichts Gutes an dem großen Werk zu lassen? Mußte er darum verschweigen, daß z. B. in den technischen Artikeln eine Unsumme solidesten Wissens verarbeitet ist, daß überhaupt die Enzyklopädie im ganzen auf der Höhe der Wissenschaft ihrer Zeit steht? Die sogen. Philosophen dieser Zeit sind ja wirklich größtenteils fade Klugschwätzer: man weiß, mit welchem Widerwillen sich der junge Goethe von Holbachs greisenhaftem „System der Natur" abwandte; aber muß man ihnen darum allen Ernst absprechen, muß man sie namentlich alle über denselben Kamm scheren? Diderot wird als ein Mensch hingestellt, der nie gründlich über etwas nachgedacht hat; „seine philosophischen Schriften besitzen heute keinen höhern Wert als seine Artikel in der Enzyklopädie." Wahrscheinlich hat Baumgartner sie ebensowenig gelesen wie ich; aber aus Rosenkranz' vorzüglichem Diderot-Buche kann man sich leicht überzeugen, daß sie allerdings ihren Wert haben, daß sie sehr reiflich durchdacht sind und Urkunden

Digitized by Google

einer vollkommen geradlinigen, logischen Entwicklung ihres Verfassers vom Theismus über Deismus und Indifferenz zum atheistischen Materialismus darstellen, einer unerfreulichen Entwicklung, die gleichwohl für den Ernst Diderots vollgültiges Zeugnis ablegt. Aber freilich, dieser Mann hat nicht nur den schmutzigen Roman „Les bijoux indiscrets", sondern auch die „Nonne" geschrieben; und den kann ihm der Jesuit nicht verzeihen. „Die Nonne", sagt er, „ist ein widerlicher Schauer- und Skandalroman, der die völlige Unkenntnis des Ordenslebens voraussetzt" (S. 475). In Wahrheit ist es ein psychologisches Meisterwerk und zugleich ein Stück Kulturgeschichte von packender Lebendigkeit, allerdings kein erquickliches, das stimmt; aber dafür kann Diderot nicht. Ob die hier geschilderten Dinge in Nonnenklöstern häufig vorkommen, ist für den Wert des Romans ziemlich belanglos; daß dergleichen vorkommen kann, haben gewisse Prozesse der letzten Jahre klar genug erwiesen; Diderots Unkenntnis des Ordenslebens ist also durchaus nicht so arg.

Mitten in dem enzyklopädischen Hexensabbat nimmt sich das Kapitel über Rousseau wie eine Oase aus. Aber noch oft muß der Verfasser der verhaßten Aufklärung mit seinem Ecrasez l'infâme! zu Leibe rücken; er trifft sie wieder bei der freiheitsdurstigen Frau von Staël und den liberalen Doktrinären des Julikönigtums, er trifft sie in der „verworrenen Hamsterarbeit einer gott- und ideenlosen Geschichtsbaumeisterei", die er der christlichen Geschichtsphilosophie Bossuets gegenüberstellt (S. 342), und bei dem tief verhaßten Renan, dessen Ruhm er zerpflückt wie Butterblumen; er findet sie bei der „frostigen, von Gott abgekommenen Wissenschaft" unserer Tage, die, wie er behauptet, „lästert und flucht" (S. 705), und wird sie, fürchte ich, auch im 20. Jahrhundert nicht los werden.

Von diesem zweiten Längsschnitt durch die französische Geistesgeschichte der Neuzeit kommen wir endlich zu dem im strengsten Sinne Literarischen, um unser Verfahren hier ein drittes Mal anzuwenden. Hier gilt es besonders, auf die Maßstäbe zu achten, welche der Verfasser an die literarischen Richtungen im ganzen (Renaissance, Klassizismus, Romantik, Naturalismus und dgl.) wie an die einzelnen Erscheinungen legt, ob sie aus der Sache selbst abgeleitet oder von außen an sie herangetragen sind, ob sie durch seine Eigenschaft als Katholik und Jesuit beeinflußt sind oder nicht. Ein günstiges Vorurteil erwecken da eine Reihe nicht zu unterschätzender Tatsachen: zunächst die durchaus treffliche,

Digitized by Google

einsichtige Behandlung der altfranzösischen Literatur; dann die unverkennbare Verehrung, mit der Baumgartner von den „Dichterfürsten" Shakespeare, Calderon und Schiller (S. 655, auch 450), namentlich aber immer und immer wieder von Goethe spricht, über den er selbst fünf Bücher geschrieben hat;*) endlich seine ganz ungeheure Belesenheit in den Literaturen der entlegensten Völker, von den Ostasiaten bis zu den Isländern, welche, wenn irgend etwas, ihm den Sinn schärfen mußte für echte Dichtung und bloße Schriftstellerei, für das Lied, das aus dem Herzen quillt, und das Reimgeklingel der Versklinstler.

Auf der anderen Seite finden wir freilich auch Äußerungen allgemeiner Natur, welche an der Unbefangenheit von Baumgartners ästhetischem Urteil zweifeln machen müßten. Doch prüfen wir an der Sache selbst.

Man ist längst von der Ansicht abgekommen, daß die Renaissance ohne Vorbehalt als ein Glück für die französische Dichtung anzusehen sei. Seit man die reichen Schätze echt nationaler, volkstümlicher Poesie besser kennen gelernt hat, die dem alten Frankreich eigen waren, ihre urwüchsige Kraft, ihre saftige Frische, ihre kindlich-treuherzige Einfalt, ihren kernigen derben Humor, hat man vielfach bedauern gelernt, daß die Renaissance, statt auf diesem alten Erbgut fortzubauen, einen schroffen Bruch mit der Volksliteratur vollzogen und unter der Flagge der höheren Kunst ihre stelzbeinigen, innerlich oft so unwahren, unfranzösischen Imitationen an ihre Stelle gesetzt hat. So empfindet z. B. Eduard Engel, dessen Geschichte der französischen Literatur soeben in 6. Auflage erschienen ist. Die Volksdichterin Louise Labé steht ihm hoch über all den Literaturgötzen der Plejade. Nicht so Baumgartner. Wohl tadelt er an Du Bellays berühmter „Deffence et Illustration de la langue françoise" das Schulmeisterliche der Einzelheiten; aber das Programm als Ganzes ist ihm doch „der erste Schritt zu einer höheren Kunstauffassung, zu einem wirklichen Klassizismus", und „die ersten Dichter, welche sich an seiner Verwirklichung versuchten, haben sich damit kein geringes Verdienst erworben" (S. 263). Dichter, die sich an der Verwirklichung eines Programms versuchen: klingt das nicht wie ein Widerspruch in sich selbst, fast wie eine Parodie? Aber wie,

*) Goethes Jugend 1879, Goethes Lehr- und Wanderjahre 1882, Goethes Leben und Werke, 3 Bände, von 1885 an, Goethe und Schiller 1886, Der Alte von Weimar 1886 (nach Kürschners Literaturkalender).

Digitized by Google

„haben nicht ein Lessing, Goethe und Schiller das ganze Programm zum höchsten Gewinn der deutschen Literatur verwirklicht?“ Das steht tatsächlich da, unmittelbar hinter den 53 aus der Deffence zitierten Zeilen, welche die Entnationalisierung der französischen Dichtung mit nackten Worten predigen und eine Verständnislosigkeit für Poesie bezeugen, die ihresgleichen sucht. Weil Goethe sein Formgefühl an den Alten schulte, weil er in ihre tiefste künstlerische Eigenart einzudringen suchte und daraus bleibenden Gewinn zog, weil Schiller eine „Braut von Messina“ schrieb und Lessing einen „Laokoon“ — denn was ließe sich für diesen Todfeind der klassizistischen Geschmacksschablone sonst anführen? —, deshalb sollen diese Männer den nichtsnutzigen Humbug der Deffence verwirklicht haben? Das hat ja noch nicht einmal Ronsard getan, der sich doch, „das Drama ausgenommen, mit glücklichstem Erfolg in allen Arten der Dichtkunst versucht hatte“ (S. 265). Man traut seinen Augen kaum, was Baumgartner dem Manne alles nachzurühmen weiß, von dem Engel — m. E. mit Recht — sagt, die drei Bände seiner Werke wären wohl das denkbar Langweiligste, was an öder Reimerei in Frankreich je geleistet worden (a. a. O. S. 156): enthusiastische Jünglingsbegeisterung, Gewandtheit, Schwung und Kraft, Ideen, großartige Bilder und Vergleiche, poetische Inspiration und künstlerischen Sinn, Reichtum und harmonische Abrundung des poetischen Schmucks, wahre Empfindung, fein abgetönte Stimmung und vorab tiefes Naturgefühl. In Wahrheit ist nichts von alledem bei dem öden Phrasendrescher und Reimdrechsler vorhanden, und man ist in der stärksten Versuchung, die ganze Herrlichkeit darauf zurückzuführen, daß Ronsard ein gar so unversöhnlicher Hugenottenfresser war, der nicht einmal „von der bedingten Duldung, welche der diplomatische Kanzler L'Hôpital den Hugenotten (1562) gewährte,“ etwas wissen wollte. Die anderen Plejadendichter werden nämlich nicht so maßlos verhimmelt, obschon Du Bellay ohne Zweifel viel mehr poetisches Gefühl und eine mindestens ebenso vollkommene Technik besaß wie Ronsard.

Mit dem Wirken Malherbes ist der Verehrer Ronsards natürlich auch einverstanden. Er beurteilt ihn nicht unbillig und läßt seinen Bemühungen um die sprachliche Form die Gerechtigkeit widerfahren, die ihnen gebührt. Doch übersieht er, daß Malherbe deshalb selbst noch lange kein Dichter war, und daß er mit seiner Pedanterie den Nachfolgern ein unerträgliches Joch aufgezwungen hat. Er hat „die zeitgenössischen Dichter in Zucht

Digitized by Google

und Ordnung gehalten." Lieber Gott, was müssen das für Dichter gewesen sein!

Mit solchen Würdigungen steuert Baumgartner unverkennbar auf eine runde Verherrlichung des Klassizismus hin. Aber so einfach liegen die Dinge nicht; vielmehr tritt nun wieder zutage, wie schon in der altfranzösischen Periode, daß trotz allem ein feines Gefühl für lebendige Poesie und echte Kunst in diesem Jesuiten steckt, und daß es ihm nur nicht gelungen ist, es zu solcher Klarheit emporzuläutern und zu steigern, daß es sich gegenüber den vielen feindlichen Mächten der Vorurteile überall siegreich behaupten könnte. Zwei Seelen wohnen in seiner Brust, und keine kann die andere überwinden. Betrachten wir sie nacheinander.

Der französische Klassizismus will bekanntlich antike Muster nachbilden. Die Art, wie ihm das gelungen ist, befriedigt Baumgartner nicht. Weder Corneille noch Racine haben aus den echten Lebensquellen hellenischer Tragik geschöpft oder „den antiken Geist in seiner Vollkraft widerspruchslos und harmonisch widerspiegeln" können. Corneilles „halb spätrömische, halb französische Heldenwelt" ermangelt „des inneren vollen Lebens wie der Freiheit". Das Antike ist nur ein Kostüm; Blut und Leben des hellenischen Klassizismus pulsieren in dem französischen nicht. Dieser ist vielmehr eine von unverständigen Theoretikern den Dichtern aufgenötigte Zwangsjacke, in der die reichen Gaben eines Corneille verkümmert sind, „mehr ein Klassizismus des Äußeren, der Form, der Nachahmung, als des Gehaltes, des schöpferischen Geistes, des inneren poetischen Lebens". Nur „dem poetischen Genius eines Racine und Molière ist es zu danken, daß dieser Klassizismus nicht ganz in der Form aufgegangen ist" (S. 312, 368, 373, 404).

Dem ließe sich entgegnen, wie es Lotheißen etwa getan hat: Um so besser. Was sollten wir mit einer Literatur, in der wirklich der echte antike Geist wieder auferstünde? Unter dem antiken Firnis haben wir hier doch wenigstens echt französische Menschen voll moderner Gedanken und Gefühle. Man abstrahiere von jenem Kostüm, und dem reinen Kunstgenuß wird nichts mehr im Wege stehen. — Baumgartner stellt sich nicht auf diesen Standpunkt. Wohl mögen es im Grunde Franzosen sein, die dargestellt werden, aber nicht das Volk, die wahre Heimat aller Poesie, sondern „die mit Perücken behaftete Hof- und Salonwelt des

Digitized by Google

damaligen Paris, welche mit vornehmer Verachtung auf das Volksleben und die Volkssprache der Provinzen herabsah und sie höchstens als Gegenstand der Komödie würdigte." Sehnsüchtig blickt er aus nach der spanischen Dichtung, in der sich „das Volkstümliche mit den Gebilden der eigenen Sage wie mit den fremdesten und entlegensten Stoffen so glücklich verschmolzen hatte," während sich die Franzosen die „frischen Quellen der christlich-nationalen Überlieferung, des geschichtlichen Volkstums und des echten Volkshumors" absperrten (S. 403 f.). Auf diesem falschen Wege kam Boileau geradezu zu einem verkehrten Begriff von Poesie, indem er „wohl vorübergehend einmal Einfachheit, Natürlichkeit, ungesuchte Schönheit predigt, aber bei weitem mehr Vernünftigkeit, Klarheit, Regelmäßigkeit, Sorgfalt, sprachliche Reinheit, technisches Durcharbeiten, unermüdliche Feile," und „die Poesie weit mehr in die Schönheit des technischen Aufbaus, des Ausdrucks, des Reimes und der Sprache, als in die Macht der Phantasie und der Empfindung und die innere Lebenswahrheit des Gedichtes legt" (S. 404 f.).

Solche Ausführungen, die hier absichtlich mit den Worten Baumgartners wiedergegeben sind, dürften das obige Urteil wohl rechtfertigen. Es entspricht ihnen ganz und gar, daß diejenigen Dichter des Klassizismus, die sich das meiste Volkstümliche bewahrt haben, von ihm mit dem größten Verständnis gewürdigt werden. Es sind Molière und Lafontaine, die ja im Grunde gar nicht zu den Klassizisten gehörten. Das Kapitel „Molière" kann einen wirklich mit vielem in dem Buche versöhnen, und man freut sich, wenn man Molière liebt, daß vor diesem ganz Großen kein Vorurteil standgehalten hat. Auch in der Tartüffefrage zeigt sich der moderne Jesuit verständiger als seine Ordensbrüder im 17. Jahrhundert; er erklärt das Stück für unverfänglich und den großen Lärm, den es hervorgerufen hat, für unbegründet. Er liebt es nicht, wenn die Bühne zur Kanzel gemacht wird — ich komme darauf noch zurück —; aber er würdigt vollkommen die Lebenswahrheit, den tiefen sittlichen Ernst, den wehmütigen Humor von Molières großen Charakterlustspielen, ohne deshalb den künstlerischen Wert seiner leichtgeschürzten Possen und urkomischen Gelegenheitsstücke zu verkennen. Er stellt ihn, was Erfindungsgabe, technische Bühnengewandtheit, volkstümliche Frische und Lebendigkeit der Sprache betrifft, über Corneille und Racine. Das braucht ihn nicht zu hindern, auch diesen gerecht zu werden; denn sicher war mindestens Racine auch ein wirklicher Dichter,

Digitized by Google

und der tiefer dringende Blick entdeckt in seinen Dramen weit mehr persönliches Leben, als man anzunehmen geneigt ist.

Bis hierher also bin ich ganz mit Baumgartner einig und will über Einzelheiten, wie die ungenügende Charakterisierung des „Amphitryon" und des „Geizigen", die Überschätzung von Racines „Iphigenie" und Corneilles steifleinenem Märtyrerdrama „Polyeuct" nicht mit ihm rechten. Selbst den „Literaturfrühling, wie ihn die Franzosen noch nie erlebt hatten" (S. 338), will ich mir gefallen lassen, obschon diese ganze Blüte mehr nach Treibhaus als nach dem holden Lenz aussieht. Aber heißt es nicht, das Gesagte geradezu widerrufen, wenn jener klassischen Literatur nachgerühmt wird, daß sie „gleich den besten Werken der Alten hohen ästhetischen und sittlichen Anforderungen entsprach und als wahres Bildungsmittel veredelnd und sittigend auf die folgenden Generationen einwirken konnte?" (S. 344). Heißt diese Betonung der sittigenden Wirkung nicht gleichzeitig ein der Poesie an sich fremdes Moment einführen? Und wenn es noch wahr wäre: aber wo sind jene „Besseren", denen diese Literatur „in Zeiten arger Entartung und Entsittlichung ein fester Ankergrund geblieben ist, an welchem ihr Geist sich wieder zurechtfand"? Ist das nicht bloße Phrase?

Je weiter Baumgartner sich von dem klassischen Zeitalter entfernt, in um so hellerem Lichte erscheint es ihm; dem romantischen „Maskenball" gegenüber nimmt er beinahe uneingeschränkt Partei für den Klassizismus. So gut hat er dem phantasielosen, nüchternen Boileau heimgeleuchtet; angesichts der Romantik bricht er in die Klage aus: „Die Phantasie verdrängt den ruhig schaffenden Künstlerverstand" (S. 645). Als ob es nicht hohe Zeit gewesen wäre, daß die Phantasie in der Dichtung des durch und durch rationalistischen Franzosenvolks endlich einmal zu ihrem Rechte kam. Er zollt Beifall, als Ponsards Lucrèce das romantische Unwesen überwindet, „Vernunft und Maß, feineren Geschmack und edlere Auffassung" wiederbringt (1843), obschon Ponsard den wirklichen Errungenschaften der Romantiker gar nichts anzuhaben vermocht hat; und im Ausgang seines ganzen Werkes gibt er Brunetière recht, wenn er den Klassizismus, der so tief in der Eigenart der Nation wurzele, „als einen rettenden Ausweg aus dem Chaos der heutigen literarischen Anarchie betrachtet" (S. 731). Stimmt denn diese Ansicht zu der früher verfochtenen, daß die klassische Kunst durch und durch unvolkstümlich gewesen sei? Schon zur Verteidigung Corneilles gegen Lessing und A. W. Schlegel

Digitized by Google

hat er einmal gesagt, oft treffe „der deutsche Tadel im Grunde nicht so sehr den Dichter selbst als die Eigenart des französischen Geistes jener Zeit, welcher in strenger Beobachtung geselliger und höfischer Formen, in abgezirkelter Wortwahl, in reflexiver Rhetorik, in künstlichen Antithesen ... lauter Schönheiten, ja, einen Triumph der Kunst über die Natur erblickte" (S. 320). Und wenn dem so wäre, wenn wirklich zu einer gegebenen Zeit ein ganzes Volk aus angeborener Geistesanlage den frischen Waldquell der Poesie in ein Bassin en rocaille abgeleitet und einen Springbrunnen daraus gemacht hätte, den man mit einem Hahne auf- und zudreht: nähme uns dies das Recht, gegen den Ungeschmack, die Künstelei und Poesiewidrigkeit solchen Verfahrens Einspruch zu erheben? Soviel ist ja wahr, der französische Geist will feste Regeln, und weder in Deutschland noch in England hätte jene Zwangsästhetik entstehen können; aber gemacht haben sie weder die Dichter noch das Volk, sondern theoretisierende Philister, und nur, weil den Franzosen kein dichterisches Genie geschenkt wurde, das sie hohnlachend zersprengt hätte, nur darum konnte sie so unglaublich lange in Geltung bleiben. Sie beseitigt zu haben, dies Verdienst bleibt den Romantikern, und weil Baumgartner das nicht anerkennt, wird er ihnen nicht gerecht.

Denn das wird er nicht, weder der Bewegung im ganzen, noch den einzelnen Vertretern. Er verkennt oder sagt doch nirgends ausdrücklich, daß erst die Romantik den Franzosen eine wertvolle Lyrik geschenkt hat. Ist das kein Verdienst? Ein Volk, das immer nur gereimte Prosa gehabt hatte, besitzt auf einmal vier Lyriker wie Lamartine und Hugo, Vigny und Musset! Was das heißt, kommt bei Baumgartner gar nicht zur Geltung. Er erkennt eigentlich nur den frommen Lamartine an; den andern gesteht er mit sauersüßer Miene Formvollendung, Technik u. dgl. zu, aber de Vigny soll Schiffbruch erlitten haben, Mussets Giftblüten fehlt das wahre Leben, und daß Victor Hugo ein großer Lyriker war, kann man bei ihm überhaupt nicht erkennen. Der Romantik gegenüber ist Baumgartner genau so parteiisch wie gegenüber der Aufklärung. Überhaupt nimmt seine Befangenheit gegen Schluß des Werkes immer mehr zu, und man kann nicht mehr zugeben, daß seine Darstellung des 19. Jahrhunderts noch bescheidenen Ansprüchen an Zuverlässigkeit entspricht, wo irgend eine seiner kirchlichen Sympathien und Antipathien in Frage kommt. Vieles, was er an V. Hugo tadelt, ist allerdings tadelnswert; über seine sogen. Tragödien urteile ich ganz wie er; aber in seinem Haß

Digitized by Google

gegen den Pfaffenfeind vergißt er vollständig das viele Gute, das gleichfalls von ihm zu sagen ist.

Eine parteiische Beurteilung findet man bei so gut wie allen Literaturgrößen des Jahrhunderts. Wer gut katholisch ist, wie Thiers, wird herausgestrichen; wer die Kirche angreift, wird entweder ganz und gar abgeschlachtet, wie Paul Louis Courrier, oder doch nach Möglichkeit verkleinert, wie Stendhal, Béranger, Georges Sand, Augier, Michelet. Wer den Kampf um die Freiheit des Gedankens für Teufelswerk hält, kann natürlich diesen Geistern nicht voll gerecht werden; aber so derb und grob durfte die Tendenz sich doch nicht aufdrängen. Ein Kritiker des 3. Bandes dieser Weltliteratur hat die diplomatisch feine Zurückhaltung gerühmt, mit der der Verfasser seinen Standpunkt mehr durchschimmern lasse als eigentlich ausspreche;*) läse er diesen 5. Band, so würde er gewaltig enttäuscht werden.

Seit dem Versickern der Romantik haben die Franzosen den Literaturmarkt durch zwei Erzeugnisse beherrscht, durch das Lustspiel und den Roman. Von allen Komödiendichtern der Zeit reicht Baumgartner die Palme: Scribe, und zwar auf Grund einer Kunstlehre, die an Plattheit die Fabrikware dieses geschickten und witzigen Vielschreibers stark übertrifft. Er teilt im Grunde noch ganz die Ansichten des Präsidenten Lamoignon, der Molière vorhielt, die komische Bühne habe nicht die Aufgabe, die anständigen Franzosen Moral zu lehren. „Für ein christliches Volk, das durch Predigt und Religionsunterricht hinreichend sittlich geschult ist, hat es im Grunde etwas Närrisches und Verkehrtes, sich auch noch im Theater wieder vor allem sittliche Bildung holen zu wollen“ (S. 663); aber — darf man wohl hinzufügen — für ein heidnisch gewordenes Volk, dessen Männer überhaupt in keine Predigt mehr gehen, ist es vielleicht doch besser, wenn es sich sittliche Bildung im Theater, als wenn es sie sich nirgends holt. Dem Lustspiel lediglich die Aufgabe des Amüsierens zuweisen und alle ernsteren Probleme aus ihm verbannen, heißt, es der flachsten Flachheit ausliefern. Wesen und Ziele der Komödie liegen keineswegs soweit von jenen der Tragödie ab, wie Baumgartner meint (S. 388). Sie behandeln nicht schlechthin verschiedene Gebiete des Lebens, die eine das Ernste, die andere das Spaßhafte darin, Gegensätze, die nur das im Inhalt Vorwaltende, den Ton und

*) O. Immisch in der Historischen Vierteljahrsschrift.

Digitized by Google

den schließlichen Ausgang der Konflikte charakterisieren; vielmehr ist ihr Gegenstand das Leben selbst, und da dies Ernstes und Heiteres mischt, ja, da ein und dieselbe Sache häufig beides in sich birgt, wie jüngst Davignon sehr hübsch auseinandergesetzt hat,*) so muß es auch dem Lustspieldichter frei stehen, ernsten Dingen sein Augenmerk zuzuwenden. Schließlich gibt es ja auch noch die Zwischengattung des Schauspiels. Von alledem will Baumgartner nichts wissen. Daß Augier sich „zum Sittenprediger aufwirft," ist ein „verhängnisvoller Seitenweg," „er selbst besaß nicht sittlichen Ernst und Halt genug, um jene Rolle durchzuführen" (S. 666), denn seine Moral ist nicht Buchstabe für Buchstabe die christkatholische. Selten zeigt sich die pharisäische Selbstzufriedenheit und gröbliche Ungerechtigkeit des jesuitischen Kritikers greller als gegenüber dem tapferen und ehrlichen Lebenswerke Augiers, den er von Rechts wegen als Bundesgenossen gegen die Scham- und Zuchtlosigkeit des Lebens und der Bühne begrüßen sollte. Aber dieser Mensch hat sich erfrecht, auch gegen den Klerikalismus zu Felde zu ziehen und die Ehescheidung zu verfechten: dadurch „gab er sein ganzes besseres poetisches Selbst preis" (S. 667). Ein „Historiker", der dermaßen verrannt ist, daß er nur noch seine eigene approbierte Meinung ertragen kann, ist nicht mehr ernst zu nehmen.

Ich will deshalb darauf verzichten, ihm durch die neuere Romanwelt zu folgen, in der er begreiflicherweise fast nur zu tadeln und zu verdammen weiß. Nur eins muß ich noch hervorheben: die geradezu schändliche Mißhandlung und Verleumdung Zolas (S. 696 f.). Man kann über Zolas Stoffe und seine Weltauffassung, über seine Technik und über seine Sprache sehr absprechend urteilen: aber sein krasser Pessimismus, seine brutale Nüchternheit, das absolute Fehlen des Schlüpfrigen und Lüsternen sichern seine Bücher, auch die scheußlichsten, in den Augen aller, die wissen, daß Sittlichkeit Gesinnung ist, vor dem Vorwurf der Immoralität und Pornographie. Baumgartner sagt wörtlich, er habe „alles Große und Edle, alles Reine und Heilige, alles Schöne und Menschenwürdige recht eigentlich in den Kot gezogen, alles Gemeine und Erbärmliche, Häßliche und Scheußliche, Laster-

*) Davignon, Molière et la vie, Paris, o. J. (1904) s. meine Besprechung in der wissenschaftlichen Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 6. Dezember 1904.

Digitized by Google

hafte und Bestialische auf den Thron gehoben." Nun, Taten beweisen, und Zola hat durch eine Tat gezeigt, was er verehrte und auf den Thron gehoben sehen wollte. Dieser tapferen Tat wird man gedenken, wenn kein Mensch mehr seine Romane lesen wird, und wenn dann einer, neugierig geworden, sie aufschlagen sollte, dann wird er es nur konsequent und harmonisch finden, daß derselbe Mann, der die Bestie im Menschen in ihrer ganzen Verworfenheit mit unbarmherziger, unkünstlerischer Einseitigkeit, aber unverkennbarer sittlicher Empörung zeichnet, Ruf, Freiheit und Ruhe aufs Spiel gesetzt hat, um eine Tat, die ganz Frankreich zur Schande gereichte, eine Verwirrung der sittlichen Begriffe, die sein ganzes Volk ergriffen zu haben schien, wieder gut zu machen. Sollte ihm dann auch Baumgartners Buch in die Hände fallen, so wird er sich wundern, daß von dieser schönen Tat dort gar nichts gesagt ist. Wir wundern uns nicht darüber.

Das Buch ist also — um zusammenzufassen — nur für stramm ultramontane Leser geeignet, denen es nicht auf wirkliche Belehrung, sondern auf weitere Festigung in ihrem ultramontanen Panzer von Ideen und Vorurteilen ankommt. Andere Leute können die altfranzösische Periode hier mit Nutzen studieren, die Renaissance und den Klassizismus, wenn sie bereits ein eigenes Urteil haben, mit Interesse lesen. Von der Aufklärung an wird für sie aber das Buch immer ungenießbarer, die kirchliche Tendenz verdrängt immer stärker die sachliche und künstlerische Würdigung und verleitet den Verfasser zu einer solchen Unmasse einseitiger und geradezu ungerechter Urteile, daß man Belehrung nicht mehr über das Dargestellte, sondern nur noch über den Darsteller und seine Richtung daraus schöpfen kann.

Digitized by Google

Herakles in den Dramen des Euripides, Sophokles und Aristophanes.

Von Erich Bußler.

[Teil I.]

In dem frühesten der uns überlieferten Dramen des Euripides, der Alkestis, tritt Herakles auf, um hier, wenn auch nur erst als Nebenperson, von der attischen Bühne aufgenommen zu werden. Obgleich zwar die Gestalt des Heros nur wenig befriedigt, zeigt uns die Tragödie im allgemeinen doch eine gewisse Vorliebe des Autors für ihn, die er bis in das Greisenalter bewahrt hat, wie er durch seinen „Herakles" beweist, in welchem uns der Held zwar nur im zweiten Teile, aber in glänzendster Weise vor Augen geführt wird. Bestimmend hat diese Tragödie auf „die Trachinierinnen" des Sophokles gewirkt, welcher ebenfalls das Weltelend an den Schicksalen unseres Helden zu verdeutlichen sucht; bedeutungslos ist allerdings seine Rolle im „Philoktet".

Auch die Komödie verschmähte den Heros nicht. Wir finden ihn abgesehen von einigen Fragmenten bei Aristophanes in den „Vögeln" und in den „Fröschen".

I. Herakles in den Dramen des Euripides.

a) Herakles in der Alkestis.

Herakles steht in der Alkestis, und darauf ist viel Gewicht zu legen, unbestritten als Sohn des Zeus vor uns. Wir erfahren es sofort durch die Anrede Admets (509):

„Willkommen, Sohn des Zeus und Perseus Enkel, du!"

durch des Königs Worte (1136):

„O, edler Sproß des allgewaltigen Vaters Zeus!"

und durch die an sich selbst gerichteten (837 ff.):

„Nun zeig', mein Herz, daß du so viel erduldet hast,
Welch' einen Sohn dem Zeus Alkmene von Tiryns,
Die Tochter des Elektryon, geboren hat."

Im festen Vertrauen auf seine Stärke will er dem Tode bei dem Grabe der Alkestis auflauern, auf ihn zuspringen und ihn

Digitized by Google

dann mit beiden Armen so fest umschlingen, daß er ihm die Beute freiwillig überläßt. Indessen erscheint uns diese Tat im Verlauf der Handlung keineswegs als eine zu gewaltige. Kraft und Mut hat er, wie wir hören, bereits durch die beiden ersten großen Arbeiten, die Kämpfe mit Lykaon und Kyknos, bewiesen und will sie von neuem in vollem Lichte zeigen, um sich im Streit die feuerschnaubenden Rosse des Diomedes zu erwerben und diese dann dem Eurystheus zuzuführen.

Dem Chor, der ihm seine Besorgnisse wegen dieses dritten Heldenkampfes ausdrückt, gibt er nur kurze, aber sichere Antworten, wie 487:

„Ich werde niemals dieser Arbeit mich entzieh'n"

und ähnliche (s. 489. 505.).

Dieses Selbstbewußtsein, diese Strenge gegen sich, mit der er auch seine Pflichttreue betont (1149 f.), arten jedoch keineswegs in rohe Kampfeswut aus, sondern es geht ihm sehr zu Herzen, wenn er in dem Gegner einen Mann sieht, der ihm als Freund lieber gewesen wäre. Laut klagt er, als er vernimmt, daß Diomedes ein Sohn des Ares sei (499 ff.), und auch seine treue Freundschaft gegen den König, seine heitere Lust am Zechen, sowie einzelne Äußerungen seines frommen Gemütes lassen ihn in weit milderem Lichte erscheinen, als man vielleicht erwarten möchte.

Gegen den Freund will er möglichst rücksichtsvoll sein. Erst allmählich überzeugt er den Admet, daß er sein Vorhaben, die Wiederholung der Gattin aus dem Hades, wirklich ausgeführt habe, und ermahnt ihn mit dem Hinweis auf die alles besänftigende Zeit, nun von seinen Tränen abzulassen.

Über die Anschauungen des Herakles über die Götter und das Verhältnis der Menschen zu ihnen bemerken wir kurz folgendes. Im allgemeinen gibt er seiner Überzeugung von der bösen Eifersucht der Götter Ausdruck, wenn er zu Admet, der sich über die Wiedererlangung seiner Gemahlin freut, warnend sagt (1135):

„Du hast sie! niemals treffe dich der Götter Neid!"

und auch sein Entschluß, mit dem Tode zu kämpfen, offenbart uns, wie wenig ihn die Wesen befriedigen, welche der Mensch anbetet. Dennoch dürfen wir hieraus und auch aus den Versen (799 ff.):

Digitized by Google

„Das Sinnen eines Irdischen muß irdisch sein,
Für alle, die da grübeln nur mit krauser Stirn
Und düst'rem Blick, ist, so wie mir es scheinen will,
Das Leben nicht ein Leben, sondern Unglück nur"

keineswegs nur Verzweiflung an allem Göttlichen herauslesen. Herakles verwirft die Ewigen nicht, sondern hofft auf Güte und Freundlichkeit von ihnen.

Von einzelnen Gottheiten spricht er nur selten; am ehesten könnte man noch einem Ausspruch über das Schicksal Gewicht beilegen, als er dem Diener Lust zum Wohlleben einflößen will (782 ff.):

„Die Menschen sollen alle in den Tod einst geh'n,
Und niemand derer, die da sterben müssen, weiß,
Ob er den nächsten Tag noch lebend schauen wird,
Denn in ein Dunkel ist des Schicksals Lauf gehüllt."

Gleichwohl hindert ihn nichts neben dieser Moira noch mehrere Gottheiten anzunehmen, und dringend empfiehlt er den Menschen ihre Verehrung. Wenigstens liegt nach seinen an Admet gerichteten Worten (1144 ff.):

„Die Gattin darf zu dir nicht eher sprechen, als
Den unt'ren Göttern sie sich selber hat gesühnt,
Und uns zum drittenmal das Licht geleuchtet hat,"

welche also einen bestimmten und üblichen Kult gewisser Götter gewahrt wissen wollen, die Annahme nahe, daß er Gleiches von den Menschen auch den anderen Unsterblichen gegenüber erwartet.

Wunderbare Kraft, Willensstärke und treue Freundschaft sind also die am meisten charakteristischen Züge im Herakles des Euripides. Es ist zwar noch nicht sehr viel über ihn gesagt — aber die Nebenbemerkungen über ihn geben immer noch keinen Widerspruch mit dem Hauptbilde des Helden, und wir können nicht genug betonen, daß Herakles in diesem Drama eben nicht die Hauptperson bildet.

b) Herakles im Herakles.

Im Drama Herakles ist der Tyrann Lykos entschlossen, den Amphitryon, den Vater, die Megara, die Gemahlin, und die Kinder des Herakles sowie diesen selbst verbrennen zu lassen. Trotz aller Warnungen der Anwesenden, das Schicksal zu ver-

Digitized by Google

suchen, und unberührt von dem herrlichen Chorgesange, der Ehrenpreisung des Dodekathlos, befiehlt er schon, das Holz herbeizubringen, und gestattet nur noch der Megara und ihren Kindern den Gang in das Haus, um sich dort zu dem nahen Tode vorzubereiten, da erscheint plötzlich Herakles, hört von seiner Gesinnung und seinen Taten und ruft laut nach Rache, ohne auf die Mahnungen seines Vaters zur Vorsicht zu achten. Schon scheint völliges Glück dem Hause des Herakles wiedergegeben zu sein, da nahen sich Iris und Lyssa in der Luft im Auftrag der Hera, welche auf jenen durch die Ermordung seiner eigenen Kinder Blutschuld laden und ihn deshalb vorher in Wahnsinn stürzen wolle. Den Böses Ahnenden bestätigt ein Bote bald darauf die Greueltaten des Helden und fügt noch hinzu, er hätte sicher noch Schwereres begangen, wenn er nicht von Athene durch ein ihm auf die Brust geworfenes Felsstück betäubt und von weiterem Rasen zurückgehalten worden wäre. An eine Säule gebunden, schlafend und von den Leichen umgeben, sehen wir den Helden vor uns; er kann sich nur noch der Fesseln entledigen und im Gram über sein Elend laut erklären, daß er willig sei, seinem Leben mit eigener Hand ein Ende zu bereiten. Ihm aber, der vergeblich hatte retten wollen, kommt jetzt noch zeitig genug der Retter. Sein Freund Theseus, welcher dem Herakles einst die Rückkehr aus dem Hades verdankt, weiß ihm auch jetzt seine trüben Gedanken zu verscheuchen, ihm die Bedenken, die er noch in betreff seines Vorschlages, mit ihm nach Athen zu kommen, hegt, zu nehmen, und ihn zu überreden, dort den Ruhm seines früheren Lebens zu genießen. Da kann selbst ein Herakles nicht widerstreben, und nach herzlichem Abschied von den Seinigen folgt er als der Freunde treuester dem Freunde zur Burg der unbesiegbaren Pallas.

Die Bedeutung dieses Dramas ist eine gewaltige gewesen, besonders da es so vieles bringt, das des Dichters eigenes Denken und Trachten widerspiegelt. Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf hat uns in seinem Werke: Euripides-Herakles (Berl. 1895. 2. Aufl.) im Anschluß an seine Ausführungen über die vielen Widersprüche in der Tragödie selbst die Überzeugung gegeben (S. 132): „Die Ehrlichkeit und Energie des Dichters wird bei keiner Vergleichung verlieren, der den Zwiespalt, den er in der Welt und in der Sage und in sich empfindet, auszusprechen und zu verkörpern wagt. Aber glücklich war er gewiß nicht. Die Disharmonie seiner Heraklestragödie ist ein Abbild der Disharmonie, die für seine Überzeugung zwischen der Heraklessage und der reinen Sittlichkeit,

Digitized by Google

zwischen dem Mythos und der echten Religion oder Philosophie vorhanden war."

Dies Trauerspiel des Euripides will eben für sich und anders als alle übrigen des Dichters genommen sein, um voll und recht verstanden zu werden.

Mehrmals wird betont, daß man von Herakles sagen könne, er stamme von Zeus ab, als auch, er sei der Sohn des Amphitryon. Der Chor versichert uns (696): „Zeus Sohn ist er" (vergl. 1020. 1087) und auch Iris erinnert daran (826): „Man sagt, er sei ein Kind Alkmenes und des Zeus," und spricht nur von diesem als seinem Vater. Daneben wird die menschliche Abstammung nicht geleugnet. Amphitryon bekennt selbst, daß sein Sohn auch mit Recht als der eines Gottes bezeichnet werde (1—3 u. 339 f.), der Chor aber verlangt, daß er auch als eines Menschen Sohn betrachtet werde, so sehr auch das ganze Leben des großen Helden bereits einen untrüglichen Beweis für seine göttliche Abkunft gebe. Der Dichter will also möglichst beiden Auffassungen gerecht werden.

Für den Herakles der Sage bilden die zwölf Arbeiten das Charakteristikum, und auch Euripides ist voll des Lobes über sie und behält dem Chor den Preis der Tugend seines Heros in einem Gesange über die einzelnen, bereits vollendeten Kämpfe vor, indem er sich dabei selber gleichsam als Motto den Vers setzt (356): „Tugend in herrlichen Taten bewährt, dient auch den Toten zum Schmuck." Der Held ist sich dieser Kraft wohl bewußt, und nicht am wenigsten zeigt er es uns in den Worten, mit welchen er Vater, Gattin und Kinder von seiner Mannhaftigkeit überzeugen will, in den Versen (565 ff.):

Ich aber will — denn jetzt muß handeln meine Hand —
Schnell uns'res neuen Herrschers Haus vollends zerstör'n,
Sein gottlos Haupt abschlagen und den Hunden es
Zur Beute geben. Sollt ich denn Kadmeer seh'n,
Die mein Verdienst durch Undank wollten lohnen mir,
Vernicht' ich sie mit dieser Siegeswaffe hier
Und schieß' auf sie mit Pfeilen, die befiedert sind.
Mit Leichen füll' ich dann Ismenos' ganzen Lauf,
Und auch der Dirke weiße Flut wird rot gefärbt.
Wem würd' ich eher helfen als der Ehefrau,
Den Kindern, meinem Vater? Nichts will hören ich
Von früh'ren Mühen — alle nützen wenig mir.
Ich muß so, wie sie jetzt für mich es tun, für sie
Den Tod erleiden, doch im Kampf! Denn wär' es schön,
Wenn ich Eurysthens folgend zwar dem Löwen, wie

Digitized by Google

Der Hydra widerstand, doch zu der Kinder Heil
Nicht sterben wollte? Wie könnt' ich mich dann jemals
Noch Herakles, den Unbesiegten, nennen? — Nein!"

Hier erklärt sich der Tapfere gewiß zu schneller Tat, zu jeder Pflichterfüllung bereit. Natürlich hat er auch seine Neider, aber ihre Spöttereien seines Ruhmes werden von keinem edlen Manne beachtet, und besonders im Gegensatz zu dem elenden Lykos wird er von Amphitryon verteidigt (170 f.) und Megara bricht, als sie ihn wiedersieht, in die begeisterten Worte aus (521 f.):

„Ja, selbst dem Zeus,
Dem Bringer alles Heils, steht dieser hier nicht nach."

Doch nicht um des Ruhmes willen allein werden Mut und Kraft von Herakles geübt, sie dienen auch dem edlen Zwecke, die ganze Menschheit zu erfreuen und zu fördern; und damit lernen wir eine andere Seite seiner hochherzigen Natur kennen, das Bestreben, ein eifriger Vorkämpfer der Kultur zu sein. Daher wendet sich der Chor an ganz Hellas mit der Warnung, jemals seine Kinder dem Tode zu überlassen, indem er mahnend ausruft: (132): „Noch sind wir ihm dankbar!" und würdevoll singt (696 ff.):

„Sohn des Zeus zwar, war er stets doch
Mehr durch Tugend als durch Abkunft
Angeseh'n. Ein ruhig Leben
Schaffte er den Menschen allen
Durch Vernichtung jedes Raubtier's."

Sogar Lyssa, der es schwer wird, den Helden mit Wahnsinn zu schlagen, hält der Iris ihre Bedenken mit den Worten vor (849 ff.):

„Der Mann, in dessen Haus zu gehen du mich heißt,
Ist hier auf Erden wie bei Göttern wohl bekannt.
Er hat das unwegsame Land, das wilde Meer
Gereinigt — von den Göttern er allein — und sich
Die Ehre, der die Rohen drohten, hergestellt."

Allerdings ist hervorzuheben, daß er unser Wohlwollen daneben noch durch ganz andere Eigenschaften gewinnt: durch seinen aus dem innigsten Verhältnisse zu seiner Familie entstandenen Eifer, ihr alles Gute anzutun, sowie durch seine treue Freundschaft, hier speziell zu Theseus. Aus allen Reden der Megara geht hervor, eine wie innige Liebe sie miteinander verbindet; und wie groß diese auch bei ihm zu seinen Kindern ist, sehen wir sofort bei seinem ersten Auftreten. Der Chor findet nur Anerkennung

Digitized by Google

für sein Vorhaben zugunsten der Kinder (583 f.), und hocherfreut sagt die Mutter zu ihnen (521 f.):

„Nun kommt, umarmt ihn, lasset ihn nicht los; er bringt
Euch allen gleiche Hilfe, wie der Retter Zeus."

Übrigens deutet er auch selber seine stete Angst und Sorge um die Kinder an, indem er erzählt, daß ein ungünstiger Vogelflug ihn zu schnellerer Eile und zu heimlichem Sicheinschleichen in die Stadt angetrieben habe (595 ff.), und mit Freuden hören wir seine Worte, als er seine Kleinen, die sich immer mehr an seinen Kleidern festhalten wollen, trösten will mit dem Ausspruch (628):

„Ich ließe selbst beschwingt die Kinder nicht allein"

und er zu sich sagt (633 ff.):

„Allen Menschen geht es so.
Die Sterblichen vom höh'ren Range lieben ja
Die Kinder ebenso wie Nied're, nur das Gold
Trennt sie. Ja, ihre Kleinen haben alle lieb."

Daher hört er nur mit Schaudern, daß er in seinem Wahnsinn auch sie getötet habe; daher seine Verzweiflung (1146 ff.), sein heißes Bitten an den Vater um ihre Bestattung (1358 ff); und ergreifend ist seine Ansprache an die Leichen selbst, an seine unschuldigen Kinder, denen er das schönste Erbteil, die unbefleckte Ehre seines Namens, hatte hinterlassen wollen.

Neben dieser Liebe zu den Seinigen steht, wie wir sahen, seine Freundschaft zu Theseus. Doch soll hier mehr die frühere Wohltat des Herakles vergolten, als dieser selbst zu neuem Handeln gezwungen werden; ich will nur kurz erwähnen, daß beide Heroen gern ihr gegenseitiges Bündnis rühmen (1169 ff. u. 1220 ff.).

Nach seinem Wiedererwachen zeigt sich der Held ganz verwandelt. Von der früheren Kraft, der Tatenlust, dem Verlangen, Gutes zu wirken, merken wir nichts. Matt und abgestumpft, aber von Weh und tiefem Groll erfüllt, steht er vor uns. Allmählich wird es auch ihm klar, was er getan, und er erkennt, daß er sein geliebtes Theben nun verlassen und heimatlos in der Welt umherwandeln müsse. Am schrecklichsten aber ist ihm der Gedanke an Selbstmord. Schon zu Amphitryon sagt er verzweifelnd (1146 ff.):

„Weh' mir, soll ich mein Leben schonen jetzt,
Da ich die lieben Kinder selbst ermordet hab' ..."

und hält ihm vor, wie mancherlei er sich aus den verschiedenen einzelnen Arten des Todes wählen könne, indem er auch das

Digitized by Google

eigene Verbrennen des jugendlichen Leibes niemals zurückweisen würde, wenn es ihn nur von der ihm drohenden Schande befreien könnte. Er erzählt selbst, wie Hera gegen ihn von seiner Geburt an nur entsetzlichen Haß gezeigt habe, daß es also völlig gerecht sei, wenn er auch seinerseits trotzig gegen sie auftrete, und mit Verachtung sagt er zu Theseus (1307 ff.):

„Wer denkt denn noch an sie,
Die, weil sie Zeus mißgönnte eine zweite Ehe',
All' denen, welche unserm Hellas wohlgetan,
Verderben brachte, waren sie auch frei von Schuld"

und bekennt zugleich seine völlige Ohnmacht in den Worten (1392 f.):

„Wir alle sind vernichtet nun
Und elend — ach, allein, weil Heras Schlag uns traf."

Wenn er nun auf Zureden des Theseus sich bereit erklärt, ihm nach Athen zu folgen, so ist es zum mindesten nicht gesagt, ob der Erfolg, den letzterer schließlich ja zu verzeichnen hat, mehr der Macht der Freundschaft zu verdanken ist, die von Herakles ausgeht, oder in einem freiwilligen, wohl überlegten Entschlusse seinen Ursprung hat, oder endlich, ob er das Ergebnis einer stumpfen Willenlosigkeit ist, die den Verzweifelten jedem ausliefert, der sich ihm naht, besonders, wenn er offen sein Wohlwollen gegen ihn ausspricht.

v. Wilamowitz-Möllendorf meint (S. 129f.): „es ist ja nicht der appell der freundschaft, dem sich Herakles ergibt: er nimmt die kraft des letzten entschlusses wenigstens scheinbar aus eigner seele," und ähnlich sagt er vorher (S. 126): „er erfaehrt, was er getan hat, will sterben, Theseus kommt, sie reden hin und her, aber nicht der zuspruch des Theseus, sondern ein freiwilliger, scheinbar ganz unvermittelter entschluß bestimmt den Herakles, nach Athen zu ziehen."

Indessen der Ausdruck dieses Willens unseres Helden zeigt nichts Freiwilliges mehr; allerdings bleibt er im Zeichen einer sich von neuem regenden Geisteskraft und ist gleichsam eine Erinnerung an sein früheres Sein. Entflammt aber ist er weniger durch eine Kette logisch sich aneinander reihender Gedanken, als durch die Worte des Freundes, des Zuspruchs des Theseus, dessen Macht gegenüber er seine frühere Natur verleugnet, dem er willig folgt in der Überzeugung, daß sein Rat ihm nur zum Heil gereichen kann.

Es fehlt mir an Zeit, die Macht der Freundschaft beider

Digitized by Google

Heroen nach den Schilderungen des Dichters wiederzugeben, und wie wir an verschiedenen Versen erkennen (1425 f. 1416), und nur nebenbei sei bemerkt, daß sich unmittelbar hieran die vom Chorführer gesprochenen und zugleich die Tragödie schließenden Worte reihen:

„Elende sind wir, vielen zum Mitleid —
Wir verloren den besten der Freunde! —"

Mit der Einführung der Freundschaft hat der Dichter also einen tief ergreifenden Eindruck machen wollen; den Gedanken aber, unser Interesse mehr auf den leidenden und Freundschaft empfangenden Held als auf den glücklichen und eine solche anbietenden zu lenken, jene Macht demnach mehr von der passiven als von der aktiven Seite herzuführen, können wir nur als einen sehr gelungenen bezeichnen. Daher glaube ich gern mit von Wilamowitz-Möllendorf, daß unser griechischer Dichter im Herakles das Ideal der selbstgenügenden Menschenkraft nach den Anforderungen der Sophistenzeit habe wiedergeben wollen, aber die Wahrscheinlichkeit der folgenden Worte des hohen Gelehrten (S. 130): „darin liegt eine gewisse incongruenz, eine schaedigung des wunderbaren freundschaftsmotivs" fällt weg, weil ich eben eine Inkongruenz anzunehmen nicht für nötig halte. So tief auch Herakles selbst in seinem letzten Entschluß noch vor uns sinkt, so gewinnt doch die Idee, daß er auf fremden Zuspruch hin das Böse gelassen hat und gern dem Guten gefolgt ist, um so mehr.

Öfter endlich redet Herakles von seinen religiösen Anschauungen. Daß er wiederholt Zeus seinen Vater nennt und den Haß der Hera erwähnt, haben wir bereits erfahren. Von dem Fatum bekennt er (1349 f.):

„Denn wer des Schicksals Mächten sich nicht fügen will,
Kann niemals eines Menschen Waffe widersteh'n"

und gesteht (1357):

„Dem Schicksal muß ich dienen jetzt, wie es mir scheint."

Dieser Funke des Glaubens wird noch weiter genährt durch eine kurze Antwort auf des Theseus Rede (1314 ff.), welcher es nicht begreifen kann, daß die Götter jetzt trotz der so vielen Verbrechen, die sie einst nach der Überlieferung der Dichter begangen haben, glücklich und selig im Olymp wohnen sollen. Er erwidert ihm nämlich, daß er solche Schandtaten der Himmlischen nicht für möglich halte, und setzt in heftiger Entrüstung hinzu (1345 f.):

„Denn es bedarf der Gott, ist er in Wahrheit Gott,
Ja nichts. Elende Sänger singen solches nur."

Digitized by Google

Gern erzählt er dem Amphitryon von seiner Einweihung in die Eleusinischen Mysterien und verfehlt nicht, den Göttern auch seinerseits den üblichen Kult (523 ff.) darzubringen. So sagt er z. B. zu Amphitryon (608 ff.):

„Du redest recht; Dir folgend will in's Haus ich geh'n,
Der aus dem sonnenlosen Heim des Hades und
Der Kore ich gekommen; denn ich will durchaus
Des Hauses Götter ehren durch den ersten Gruß."

Solche und ähnliche Aussprüche, die wir von ihm zu einer Zeit hören, in der er soeben in der Fülle seiner Kraft in die Heimat zurückgekehrt ist, sind nicht etwa mit Rücksicht auf die Gefühle eines anderen oder im Widerspruch zu seinen sonstigen Überzeugungen gesagt, sondern sind von größter Bedeutung für uns. Zwar haben die Götter eines Herakles nicht die Gestalten, in denen wir sie sonst finden, zwar wissen wir nicht, ob er sie sich mehr als selbständige Formen oder als Ausflüsse des Einen waltenden Schicksals ausgemalt hat, zwar sehen wir ihn in seinem Schwanken als das treueste Abbild der Sophistenzeit, ja vielleicht des Euripides selber: aber von Wilamowitz geht zu weit, wenn er von diesem behauptet (S. 124): „ihm sind alle goettlichen figuren ja doch nur conventionnelle fictionen einer religion, die seinen vorstellungen vom wesen der gottheit widerspricht." Wir sind jetzt eben deshalb, weil der Dichter seine religiösen Anschauungen so sehr oft geändert hat, nicht mehr fähig, feste Grundsätze im allgemeinen aufzustellen, aber auch nicht berechtigt, einen völligen Bruch seiner Ideen mit den früheren zu konstatieren, trotz alles Einflusses der Sophisten und des Strebens nach Aufklärung, welche er ja selber so sehr herbeisehnte.

Eine Wiedergabe des Gesamtbildes des Herakles ist uns eben nicht mehr möglich; wir haben nur noch zwei Helden in einer Gestalt vor uns, den Heros vor und den nach dem Kindermord, den glücklichen und den unglücklichen. Es liegt zwar nahe, noch näher die Unterschiede der beiden dramatischen Personen des Herakles in der Alkestis und im Herakles zu betrachten — aber zu einem sicheren Ziele kommen wir auch dadurch nicht. Wir müssen nur niemals außer acht lassen, daß Euripides seinem Helden vieles von seinem eigenen Charakter verliehen hat, und daß ihm sehr vieles — aber nicht alles! — anhaftet, was man als Eigenarten der Sophistenzeit ansehen möchte; allerdings letzteres in sehr hohem Grade. [Fortsetzung.]

Digitized by Google

Zur Entwickelung der Arbeitgeberverbände.

Von Willy Brachvogel.

Die Organisation der Arbeitgeber ist noch in den Kinderschuhen. Trotzdem hat sich aber gezeigt, daß sie, sogar angesichts ihrer jugendlichen Bewegung, den Sturm der organisierten Arbeiter verschiedentlich aufgehalten und sogar zurückgeschlagen hat. In Deutschland bestehen zurzeit zwei Zentralorganisationen: Die „Hauptstelle deutscher Arbeitgeberverbände" und der „Verein deutscher Arbeitgeberverbände", denen die Arbeitgeber teils als Einzelpersonen, teils als Mitglieder eines beigetretenen Verbandes angehören. Bekanntlich bestanden bei uns Vereinigungen gewerblicher Unternehmer seit langem, und insbesondere seit den sechziger Jahren haben sie, veranlaßt durch die sich rege entfaltende Industrie, einen starken Ausbau erfahren. Aber sie entstanden als Fabrikantenvereine u. dgl., der bewußte Gegensatz zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer war nicht vorhanden, von einer Regelung des Verhältnisses zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern war noch keine Rede.

Die Arbeitgeberorganisationen entstanden erst, als die Gewerkschaften in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts einen außerordentlichen Aufschwung nahmen. Jedoch haperte es bei dem neuen Unternehmen an Geschlossenheit; man glaubte, ganz Deutschland mit einem Netz lokaler Verbände zu überziehen, die in einer Zentrale vereinigt werden sollten. Die Gewerkschaftsorganisationen wirkten vorbildlich und eine ebenso straffe Organisation sollte auch in den Arbeitgeberverbänden herrschen. Man dachte aber nicht im Moment daran, wie lange Zeit die Gewerkschaften dazu brauchten, um über eine Million Mitglieder aufzuweisen und sich überall im Deutschen Reiche bei den Arbeitern Sympathien zu erwerben. Im Jahre 1900 bestanden erst sechs Arbeitgeberverbände im besonderen Sinne des Wortes.

Einen Aufschwung erfuhr die Organisation der Arbeitgeberverbände durch den Crimmitschauer Textilarbeiterstreik. Im Februar 1904 wurde beschlossen, „eine Zentralstelle der Arbeitgeberverbände zu errichten, um sie zur Bekämpfung unberechtigter Bestrebungen der Arbeiter miteinander in Verbindung zu bringen".

Digitized by Google

Inzwischen hatte schon eine Versammlung von sächsischen Textilindustriellen ein aus 11 Personen bestehendes Komitee gewählt, das Statuten für die Bildung eines derartigen Verbandes ausarbeiten sollte usw. Der Zentralverband wartete auf die Leistungen des Komitees. Als sie ausblieben, berief er auf den 12. April eine Delegiertenversammlung, die die vorgelegte Satzung der „Hauptstelle deutscher Arbeitgeberverbände" annahm; in kurzer Zeit war die Hauptstelle mit dem Sitz in Berlin gegründet. Nach § 2 der Satzung hat sie „neben dem Bestreben, ein friedliches Zusammenwirken von Arbeitgebern und Arbeitnehmern zu fördern", zum Zweck a) durch Vereinigung der in Deutschland bestehenden oder sich neu bildenden Arbeitgeberverbände die gemeinsamen Interessen der Arbeitgeber gegenüber unberechtigten Anforderungen der Arbeitnehmer zu schützen, b) den Schutz der Arbeitswilligen, c) die Ausdehnung der Arbeitsnachweise der Arbeitgeber zu fördern, d) die Streikklausel nach Möglichkeit durchzuführen, e) den Rechtsschutz der Arbeitgeber in Angelegenheiten von grundsätzlicher Bedeutung zu übernehmen.

Diejenigen Kreise, die anderen wirtschaftlichen Anschauungen huldigen als der Zentralverband, sich aus irgendwelchen anderen Gründen ihm nicht angliedern wollen oder können oder handwerklichen Verbänden angehören, haben ebenfalls am 12. April 1904 sich zu einer freien Vereinigung von Arbeitgeber- und wirtschaftlichen Verbänden zusammengeschlossen, deren Zweck es ist, die auf eine Gesamtorganisation der Arbeitgeber Deutschlands gerichteten Bestrebungen zu unterstützen.

Nach kurzer Zeit wurde diese lose Organisation zu einer festeren Vereinigung, dem „Verein deutscher Arbeitgeberverbände" ausgebaut, der denselben Zweck wie die Hauptstelle verfolgt. Hauptstelle und Verein haben einen Kartellvertrag abgeschlossen, in dem die gemeinsame Förderung ihrer Ziele ausgesprochen ist, ferner die Sammlung von Materialien und die Einrichtung eines Nachrichtendienstes über alle für die Arbeiterbewegung bedeutungsvollen Tatsachen sowie deren Austausch beschlossen wurde.

Die Arbeitgeberverbände im Ausland sind dagegen bedeutend älter und infolgedessen bedeutend größer. In Großbritannien wurde bereits 1875 der erste derartige Verband gegründet. Großen Aufschwung hat die Bewegung nicht genommen, gegenüber den Trade Unions spielt sie nur eine geringe Rolle. Des öfteren sind zwar Versuche gemacht worden, der Bewegung durch Gründung eines Zentralverbandes zu regerem Leben zu

Digitized by Google

verhelfen, allein sie sind stets gescheitert. Als größere, aber sehr lose Zusammenfassung bestehen zwei parlamentarische Gruppen, die die Verteidigung gegenüber den Trade Unions führen. Dieselben weisen insgesamt 848 Vereinigungen auf, wovon die Mehrzahl im Baugewerbe mit 414 zu finden ist.

In Frankreich bestanden am 1. Januar 1904 2948 Arbeitgeber-Fachvereine mit 236819 Mitgliedern, wozu dann noch die Arbeitgeber zu rechnen wären, die sich den syndicats mixtes und den syndicats agricoles, in denen sich Arbeitgeber und Arbeitnehmer befinden, angeschlossen haben, um hier friedlich mit den Arbeitern über die gegenseitigen Forderungen zu verhandeln.

In Schweden sind es im wesentlichen Arbeitgeberorganisationen von Handwerkern und kleinen Industriellen, die sich zu „Handwerksvereinigungen" zusammengeschlossen hatten. Im Jahre 1900 gab es solche an 76 bedeutenden Orten Schwedens mit etwa 6000 Mitgliedern, die sich vor allem mit der Erörterung rein gewerblicher Fragen befaßten. Infolge der starken Entwickelung der Arbeiterorganisationen kamen auch alsbald andere Arbeitgeber, besonders die Großindustriellen, zu der Ansicht, daß es ratsam sei, sich zu Schutz- und Abwehrvereinigungen gegen die Arbeiter zusammenzuschließen. Demzufolge gründeten auch die Handwerksvereinigungen eine „Allgemeine Arbeitgebervereinigung" und eine „Schwedische Arbeitgebervereinigung". Beide verfolgen den Zweck „zunächst der Herstellung eines guten Verhältnisses zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern", sowie der Vorbeugung und Beilegung von Arbeitskonflikten.

In Norwegen gründete man im November 1900 eine „Norsk Arbeidsgiverforening", einen Arbeitgeberverband im engeren Sinne, wie sich aus § 1 der Satzungen ergibt, der sagt: „Der Zweck der Vereinigung ist die Aufrechterhaltung eines guten und dauernden Verhältnisses zwischen Arbeitgebern und Arbeitern ... durch Rücksichtnahme auf berechtigte Ansprüche, aber gleichzeitige Abwehr unberechtigter Forderungen der Arbeiter oder ihrer Vereine." Zur Arbeitgebervereinigung gehörten 1902 1053 Betriebe, in denen 34650 Arbeiter beschäftigt wurden.

In Dänemark haben ebenfalls Arbeitgeberverbände festen Boden gefaßt. Sie gehörten bis zum Jahre 1899 entweder der „Arbeitgebervereinigung", insbesondere soweit sie das Baugewerbe betrieben, oder der „Faellesrepresentationen for dansk Industri og Haandvaerk" an. Im selben Jahre aber noch fand eine Verschmelzung beider Vereine in eine „Dansk Arbeidsgiver- og

Digitized by Google

Mesterforening" statt. Sie will dazu beitragen „Zwistigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, soweit möglich, zu vermeiden oder, sofern Zwistigkeiten ausgebrochen sind, sie auf friedlichem Wege ohne Arbeitseinstellung beizulegen". Ihr gehörten 1903 63 Vereine mit 7321 Mitgliedern sowie 18 große Unternehmungen (worunter 15 Aktiengesellschaften) an.

Am weitesten vorgeschritten sind nun die Arbeitgeberverbände in den Vereinigten Staaten von Amerika. Die Organisationen bestehen hier schon seit einer Reihe von Jahren, sie haben alle die gemeinsame Aufgabe, ein Gegengewicht gegen die Arbeiterorganisationen zu bilden; sie suchen nicht den Kampf, sondern versuchen, sich den Arbeiterorganisatinnen bei jeder sich bietenden Gelegenheit zu nähern und gemeinsam mit ihnen „extremen Vorfällen auf beiden Seiten vorzubeugen". Bereits im Jahre 1886 wurde die erste Organisation „Stove founders (Ofenbauer) National Defense Association" gegründet, welcher 1898 die „National founders (Gießer) Association" folgte. Ihr haben sich 495 Hauptbetriebe mit 42 von diesen errichteten Filialen angeschlossen. Desgleichen hat die „National Metal Trades Association", die gegenwärtig mehr als 320 Korporationen und Firmen umfaßt, einen starken Aufschwung genommen. Was das Vermögen dieser Vereinigungen anbelangt, so reicht das der beiden erstgenannten nicht annähernd an das Vermögen der letzten Vereinigung heran, deren Streikfonds der größte der Welt ist. Letztere gibt auch neben den üblichen Publikationen monatlich ein amtliches Bulletin heraus, das über Arbeitseinstellungen und die Lage des Arbeitsmarktes berichtet.

Aus diesen kurzen Mitteilungen der Arbeitgeberorganisationen des Auslandes sieht man zur Genüge, daß dieselben in Deutschland noch im Werden begriffen sind. Vor allem fehlt es aber den deutschen Arbeitgeberverbänden an einer straffen und zielbewußten Organisation! Wollen sie Sieger auf der ganzen Linie bleiben, so müssen sie einiger und geschlossener vorgehen und — was nicht genug betont werden kann — auch gegebenenfalls Hand in Hand mit den Arbeiterorganisationen zu den Arbeitermassen selber unmittelbare Fühlung nehmen. Das beste Argument ist der letzte Elektrizitätsarbeiterstreik. Hatten die Unternehmer auch hier einen Erfolg zu verzeichnen und den Arbeitern gezeigt, daß von einem Lohnkampfe nicht die Rede sein konnte, so kann den Arbeitgebern nicht oft genug ans Herz gelegt werden, daß einem äußeren Wachstum

Digitized by Google

ihrer Macht auch eine innerliche Vertiefung, eine moraliſche Erſtarkung zur Seite ſtehen muß! Angeſichts des jetzt entſchloſſeneren Vorgehens der Unternehmer unterlaſſen es die Arbeiterorganiſationen nicht, darauf hinzuweiſen, daß ihnen das Wachstum der Arbeitgeberverbände immer unbequemer wird und ſie in künftigen Fällen alles daranſetzen müſſen, um einmal die Entwickelung der Arbeitgeberverbände zu hemmen und ferner auch dann noch die Zügel nicht aus der Hand zu geben.

Jedenfalls kann man in Zukunft — und das wäre nur zu wünſchen — jedem Streik ruhiger entgegenſehen, wenn die Unternehmer enger miteinander Fühlung nehmen, geſchloſſener als je vorgehen und im geeigneten Moment die nötigen Mittel flüſſig haben. Bemerkenswert iſt aber noch, wie ich ſchon anführte, gegebenenfalls auch mit den Arbeiterorganiſationen in Verhandlungen zu treten; denn ſchon hierdurch wird mitunter dem Streik die Schärfe und Erbitterung genommen, welche nachher Platz greift. Wird dies von den Unternehmern beherzigt, ſo kann jedem Anſturm der modernen Arbeiterbewegung ein Damm geſetzt werden!

Diakoniſſen und Nonnen.

„Gott, ja, man muß es ihnen laſſen, die barmherzigen Schweſtern leiſten mehr als unſere Diakoniſſen.“ Oder:

„Weißt du, mein Mann ſagt, er ſelbſt und alle ſeine ärztlichen Kollegen ziehen die katholiſchen den evangeliſchen Schweſtern vor.“

„Profeſſor N. — folgte der Name eines berühmten Chirurgen — brachte ſich aus ſeinem früheren Wirkungskreiſe in den neuen eine Nonne mit, die ihm aſſiſtierte und das Operationszimmer in Ordnung hielt. Ja, dieſe Ordensſchweſtern werden von unſeren kaum je erreicht.“

Ähnliche, im Sinne gleiche Äußerungen hörte ich in unſerem konfeſſionell gemiſchten deutſchen Süden nicht nur, nein, ich habe

Digitized by Google

sie auch nachgesagt. Mit bedauerndem Achselzucken fügte ich wohl bei: „Schade, der religiöse Fanatismus der Nonnen ist durch nichts zu ersetzen. Er ist die treibende Kraft, die ihnen das Übergewicht sichert über evangelische Krankenpflegerinnen."

Nun bin ich heute noch der Ansicht, daß ausschließlich das praktische Erfassen der christlichen Heilswahrheiten es ist, das ein Mädchen zu der hohen Selbstlosigkeit befähigt, die wahre Weltflucht bedeutet und damit die Aufopferungsfähigkeit zeitigt, die zur Ausfüllung des Krankenpflegerberufes nötig ist.

Was ich aber geändert habe, das ist meine Ansicht über Ordensschwestern. Ich schäme mich heute meines gedankenlosen Nachplapperns des unsere Diakonissen herabsetzenden Urteils, denn die Nonnen gewinnen nicht beim Nahesehen. Ich habe sie mir betrachtet, als ich fast drei Monate in einem ihrer Krankenhäuser lag.

Der berühmte Gynäkologe Geheimrat X. hat seine Privatklinik im — sagen wir: Lorettospital. Es ist dort ein Pfründnerhaus, eine Zentralstelle für Gemeindepflege und eben die Frauenklinik, in der bis zu 30 Kranke Aufnahme finden. Die Schwestern gehören einem äußerst wohl berufenen Orden an. Man rühmt allgemein die sorgsame Pflege im Lorettospital.

Ich schließe mich diesem Urteil an, verdanke ich doch dem Hause und seinem bedeutenden Arzte nichts weniger als mein Leben. Ein elendes Restexistenzchen, beinahe fertig mit meiner Kraft und ganz zu Rande mit allem Mut, so kam ich eines Tages in des Geheimrats Sprechstunde. Dort machte ich zuerst die persönliche Bekanntschaft einer Nonne. Schwester Hilaria war's, die Vorsteherin der Klinik — nicht des Spitals.

Sie assistierte dem Arzt. Brauchte man sie, so stand sie bereit. Was der Geheimrat wünschte, hatte sie meist schon in der Hand. Wollte man mit ihm allein reden, so war sie verschwunden. Unter den weitausladenden weißen, von schwarzen Schleiern überdeckten Kopftüchern schaute ihr rundes, frischfarbiges Gesicht mit blitzenden Augen und blitzenden Zähnen so fröhlich, recht eigentlich lebensprühend auf die von Körper- und Seelenqualen erschöpften, kaum noch zurechnungsfähigen Patienten. Ihre starke, sonore Altstimme ist der einzige, mit gesunder Elementarkraft sich geltend machende Klang unter all den vorsichtig abgedämpften in diesen Zimmern und Korridoren, die angefüllt scheinen vom Fluidum des Leidens. Zwischen all der gräßlichen Notwendigkeit von Elend, Kämpfen und Schmerzen, die diese Räume gleichsam ausstrahlen, verkörpert Schwester Hilarias

Digitized by Google

stattlich gerundete, flink sich drehende, niemals verlegene, vor nichts sich duckende, immer zu einem Witzwort bereite Persönlichkeit die Lebenssiege, die zu erkämpfen dem großen Meister, dem dirigierenden Arzte so oft gelingt.

Sieben Nonnen besorgen die Klinik, und zwar ist die Einrichtung so getroffen, daß jede Kranke alle Nonnen kennen lernt. Ich hatte nicht, wie es in Diakonissenhäusern Brauch ist, eine, also „meine" mich pflegende Nonne, sondern es erschien zu jeder Verrichtung eine andere. Die heizte den Ofen, jene brachte Essen, die dritte besorgte meine Toilette, Numero vier kratzte den Parkettboden „uff." An Schwester Hilarias Geistesgaben, ihre Kenntnisse, Geschicklichkeit und Erfahrung reichte keine andere hin. Es ordneten sich ihr auch alle willig unter, obgleich — das ist eine bemerkenswerte Eigentümlichkeit katholischer Orden — es da keine Titel gibt, und ausnahmslos alle Mitglieder untereinander nennen sich „Sie". Schon in der Zeit vor meiner Operation, als ich zur Beobachtung im Lorettohaus verweilte, bildete ich mir ein später sich modifizierendes und bestätigendes Urteil über die einzelnen Schwestern. Es gab da mehrere sehr schwach begabte und ausgebildete. Orthographisch schreiben konnte wohl nur die Hilaria. „Ehl" stand anstatt „Öl" auf meiner Tabelle.

„Wer ist der Herr, der die Dame nebenan täglich besucht?" fragte ich einst.

„Es ist ihr Sohn, aber nicht der rechte," antwortete eine Schwester.

„Wieso: nicht der rechte? Was verstehen Sie darunter?" forschte ich weiter.

„Wisset Ihr" — man wurde gelegentlich in solcher Form angeredet — „den hat sie vorher gehabt, eh daß sie geheiratet hat. Sie sagt ihm Schwiegersohn!!!"

Natürlich riet ich der Nonne dringend, sie solle niemals wieder eine solche Ansicht preisgeben. Daß sie aber meine Erklärung der Sachlage und die Übersetzung des Ausdrucks Schwiegersohn in Tochtermann ganz begriff, wage ich nicht zu behaupten. Einigermaßen bildungsdurstig war die Schwester — nennen wir sie Solane — ja entschieden. Sie bat mich, ihr das Wort Eau de Cologne so oft zu wiederholen, bis sie es behalten könne. Auch unterbreitete sie mir die Schwesternamen zur Verdeutschung. Dulcadia, Archangela, Domenica, Theobalde ꝛc. ꝛc. wollte sie wissen. Jede Nonne bekommt bei ihrer Einkleidung einen religiösen Namen. Es ist ihr damit verboten, den bisherigen Namen zu nennen oder über

Digitized by Google

ihre Herkunft, Familie ꝛc. zu sprechen. Ich würde eine solche Satzung auch für Diakonissen empfehlen und ausführbar finden, denn es macht auf Patienten einen unangenehmen Eindruck, wenn Pflegerinnen häufig eigene Angelegenheiten und Familienbeziehungen erwähnen.

Schwester Solane habe ich besonders gern gehabt. Willig und heiter, still und freundlich, tat sie in rührender Treue auch die widerwärtigsten Dienstleistungen einer so schweren Pflege wie der meinigen. Als Nachtwache war sie ideal. So sorglich sah keine andere nach mir wie sie. Morphium einzuspritzen liebte sie nicht, weil sie den Kranken wehzutun fürchtete, und Schwester Hilaria mochte sie nicht wecken — nun ich denke, die war brummig genug, wenn man sie nächtlich störte.

„Ein bißchen barsch," nannte sie sogar der Geheimrat, dem gegenüber sie ausschließlich ihre glänzendsten Eigenschaften zu entwickeln sich bestrebte.

Es gab auch eine laute, lustige Schwester und ein schwerfälliges Trampelchen, deren Elefantenschritt, wenn sie das Zimmer durchmaß, lange ein schmerzendes Echo in meinem Leib weckte. Es gab eine mühsame, hustende Nonne, aber es gab unter allen nur eine einzige fanatische Nonne. Selbst diese schien nicht, was man bei uns unter dem Ausdruck „religiös" versteht. Ihr Christentum war den Schwestern keine erhebende Herzenssache, sondern eine Übung, wie das Krankenpflegen — verdienstvoll.

Messe, Frühlehre, Amt, Rosenkranz, geistliche Lesung ꝛc. reihten sich, von den Nonnen fleißig besucht, den Tag durch in der Kapelle aneinander.

Es gab Stunden — auch des Nachts — wo aufs Klingeln keine Pflegerin erschien. Das Haus voll Kranke lag ausgestorben, verlassen. „Wissen Sie, beten muß man auch sein Sach, man hat halt zu schaffen," pflegte Schwester Solane mich zu belehren. Daß man aber aus freien Stücken, im heißen Drang, Gott zu danken für seine Durchhilfe, daß man da betet, vernahm sie als Neuigkeit von mir. Das kam so:

Als nach dreiwöchigem verzweifelten Ringen der Ärzte mit meinem, nötige Funktionen verweigerndem Körper der Sieg da war anstatt des Untergangs, der, von gräßlichen Qualen begleitet, mir fürchterlich nahe gestanden, da lachte die Schwester und fing an, Witze zu machen.

Digitized by Google

Die Empörung lieh mir Kraft zur Überwindung meiner Todesmattigkeit: „Warten Sie mit dem Lachen, bis Sie draußen sind, Schwester. Ich kann's nicht hören. Wenn Sie eine von den unsern wären, würde ich sagen: Knien Sie an meinem Bette nieder und danken Gott mit mir!"

Etwas Denkwürdigeres als das in diesem Augenblick von den verquicktesten Gefühlen aus allem Gleichmaß verzogene einfältige Kindergesicht der Solane habe ich nie gesehen.

Täglich war sie, gleich mehreren ihrer Kolleginnen, erstaunt, daß „auch Protestanten beten". Die „Fanatische" war böse darüber. Wenn sie bei mir wachte, durfte ich nur in Schmerz und Elend mühsam genug — einen Spruch oder Liedervers lispeln, so vernahm sie es — was ich sonst etwa fragte, mußte ich dreimal wiederholen, eh sie es begriff, da aber stand sie sofort dicht vorm Bett: „Sie dürfen nicht reden, sind Sie still."

Schwester Solane hat mir, auf mein Betteln hin, an den zwei Morgen nach der Operation die Herrnhuter Losung vorgelesen, am dritten weigerte sie sich traurig, es zu tun: Der Kooperator habe es ihr verboten.

Was das für mich bedeutete, kann man erst nach klarer Betrachtung meines damaligen Zustandes ermessen. Mein Mann und ich hatten, als ich mich ins Lorettohaus begab, den Umstand, daß ich unter Katholiken sein werde, wohl ins Auge gefaßt und ihn als Erschwerung des Entschlusses empfunden. Wie sehr ich aber darunter leiden würde, sahen wir nicht annähernd voraus. Man traf ja seine Vorkehrungen. Der Geheimrat erlaubte, daß mich, mit Ausnahme der allererstes Tage nach der Operation, ein Geistlicher besuchte, und er gab mir sein Wort, daß er im selben Moment, wo er todesdrohende Symptome bei mir entdecke, den Pfarrer und meinen Mann zu mir lasse. Er hat das auch treulich gehalten.

Eines Morgens traf er mich in einem seelisch desolaten Zustande, den die Anfechtungen einer in Krämpfen und schrecklichen Wahnbildern durchlittenen Nacht geschaffen. Was ich damals geredet, weiß ich nicht annähernd alles, aber das ist mir in Erinnerung, daß ich dem Geheimrat als einem Protestanten, wie er sich über mich beugte, vorsichtig zuflüsterte: „Ich merke, daß die Nönnchen denken, so wie die müssen nur Verdammte leiden."

Auch was er ebenso behutsam, um von der Hilaria nicht gehört zu werden, mir antwortete, weiß ich felsensicher: „Es tut mir leid, daß Sie bei uns in dieser Richtung so viel zu tragen

Digitized by Google

haben!“ Dann legte er mir sanft die zum Verbinden schon abgenommene Decke wieder über und er, der Vielbelastete, dessen Zeit so voll besetzt ist, sagte: „Ich komme später wieder, jetzt werde ich den Herrn Pastor und Ihren Gatten zu Ihnen senden!“

Gewiß wäre ich nicht so zum äußersten gehetzt worden, wenn in das Seelendunkel meiner Nächte je und je der Stern eines köstlichen Spruches geblinkt hätte. Solchen Beistand können den Patienten, ohne anstrengend oder aufregend zu wirken, aber nur die Pflegerinnen leisten. Selbst die Besuche eines heißersehnten und hochverehrten Seelsorgers habe ich in jenen Zeiten äußerster Schwäche ebenso schlecht körperlich ertragen, wie seelisch notwendig gebraucht.

Ich kenne das Diakonissenhaus in Fr—t und seine Leiterinnen. Was dort die beiden hochgebildeten und praktisch tüchtigen Frauen für Dutzende von religiös bedürftigen Kranken schlicht und unaufdringlich schon gewesen, habe ich erst ermessen gelernt, als ich erfuhr, daß Nonnen das nie bieten — ich behaupte dreist: auch den Leidenden ihrer eigenen Konfession nicht. Dort wirken sie ja auf Buße und Gebetsübungen hin, denn: „Verdienst“ muß angesammelt sein. Dem religiösen Bedürfnis aber vermögen sie nicht abzuhelfen, weil ihnen jedes Verständnis dafür fehlt.

Schwestern wie die Hilaria sind wenig oder gar nicht religiös, aber voll ehrgeizigen Eifers, dem Beichtvater und dem Arzte zu gefallen. Herr Geheimrat X. sagte an einem der ersten Tage meines Aufenthaltes in seiner Klinik: „Ich achte eines jeden religiöse Überzeugung.“

Damit sprach er die Wahrheit; aber — — ich spreche das dem großen Arzte gegenüber, dem ich viel verdanke, zögernd aus: wäre es nicht allseitig wünschenswert, daß er seine eigene Überzeugung etwas fester formulierte und mehr betonte? Ein Mensch wie er, sieht Gott zu oft am Werk, um mit ihm unbekannt zu sein. Daß er in seiner eigenen Klinik, wie er meinem Manne achselzuckend versicherte, keinerlei Befugnisse hat übers Geistliche, weder bei Patienten, noch bei den Schwestern, ist doch hemmend. Er bemüht sich ja im dumpfen Respekt der vom Norden kommenden gebildeten Protestanten vor Roms geheimnisvoller Macht nicht darum. Mit seiner gepflegten, von häufiger Anwendung der Desinfektionsmittel etwas rauh gewordenen Ärztehand strich er sich übers vergnügt zuckende, narbenreiche Korpsstudentengesicht, um das Lächeln zu verbergen, das, in tausend Flämmchen die Mundwinkel umspielend, den Schnurrbart sträubte und die wimperlosen, klugen,

Digitized by Google

hellfarbigen Augen sprühen machte, als er mich fragte: „Wollen Sie denn den Geistlichen selbst dann, wenn es Ihnen anstandslos gut geht?“

„Ja, nicht nur zum Sterben, auch zum Leben,“ war meine Antwort. Später, als ich sein Wesen deutlicher ergründete, als ich sein vergnügtes Schuljungenlachen, wenn er der Patienten widerspenstigem Körper etwas abgetrotzt, sein sieghaft frohes: „Schön geheilt“ oder den Faufarenton seiner Mahnung: „Nehmen Sie sich zusammen“, womit er wie mit Eisenfäusten, mit einem: „Pfui, schäme dich, sterben! das gibt's bei mir nicht“, mein flatterndes Körperchen vom Todesrand zurückriß — als ich dies alles nicht mehr nur fühlte, sondern nachdenkend klassifizierte, erschien mir als eine typische jene Frage von ihm nach meinem Seelsorgerbedürfnis.

Aufnötigen wird man keiner Patientin des Lorettohauses den evangelischen Geistlichen, das dachte ich mir, aber das „Warum nicht?“ beantworte ich heute anders als vordem. Es ist nicht Geringschätzung, es ist Furcht vor seinem Einfluß, was die Leiter der Nonnen gegen ihn einnimmt. Die Schwestern werden — das ist natürlich nur meine Ansicht — sorgsam vor dem Kennenlernen einer anderen als ihrer Konfession behütet. Ob man ihnen von seiten der geistlichen Obern keine Überzeugung zutraut? Ob sie auch deshalb uns nichts vorlesen dürfen?

Im Mittelpunkt der Gesetzlichkeit des Lorettospitals steht, vom Personal meisterlich durchgeführt, eine große Lüge. In diesem Hause, dessen Lebenssiege ausnahmslos durch Todesschatten gehen, darf nie vom Sterben die Rede sein. Je dichter der Tod am Bette steht, um so zuversichtlicher sagt man zur Kranken: „Pah, hat nichts auf sich.“

Der katholische Geistliche redet auch nicht vom Tode. Ich weiß das, denn ich hörte mit an, wie im Nebenzimmer eine Frau vor der Operation „ihre Andacht machte“. Das habe ich mir wahrhaftig anders vorgestellt, analog der Art, wie in solchen Fällen wir uns durch Genuß des heiligen Abendmahls aufs Sterben bereiten. Die Katholiken gucken zur Seite. „Gesundwerden“, etwas anderes erwähnt man nicht. Wendet sich's zum Schlimmen, täuscht man bis zuletzt.

Fest gelogen! Gewöhnlich nützt das so viel, daß die Kranke in voller Genesungshoffnung das Bewußtsein verliert, also den Tod nicht schmeckt.

Digitized by Google

Gegen diese angezwungenen Vogelstraußmanieren empörte ich mich als evangelische Frau. Auch bevorstehende Schmerzen werden weggeleugnet.

Wer das liebt, gehe in ein Nonnenspital. Ich mag's nicht. Nie fühlte ich mich so haltlos ärmlich, schwächlich, mir selbst verächtlich, wie in den Momenten, wo es, trotz gegenteiliger Versicherungen der Schwestern, Schweres auszuhalten gab. Schmerzen vergißt man, sowie sie vorüber sind, aber die Schande feiger Aufführung nie. Ich mache sie dem Nonnenbetragen zum Vorwurf.

Über eines bin ich mir bis heute unklar geblieben: Weiß der Geheimrat um das Trinkgeldertreiben in seiner Klinik?

Ich zweifle stark.

Eine Freundin von mir und alte Patientin des Geheimrats, zugleich Verehrerin der Schwester Hilaria, die sie stets als „wundervolles Geschöpf" bezeichnet, sagte mir, „du mußt ihr jedesmal was schenken. Geld ist ihr das liebste, doch nimmt sie auch Schokolade, Orangen u. dgl."

„Unmöglich!" erwiderte ich, „Nonnen sind ja ganz und gar uneigennützig."

„Gewiß," verteidigte meine Freundin ihren Schützling, „aber sie haben, wie andere Menschen, ihre kleinen Bedürfnisse, für die eben vom Orden aus barbarisch wenig gesorgt ist."

Also ich befolgte den Rat. Vor der ersten größeren Konsultation bot ich Schwester Hilaria diskret einen Taler.

„Eh, was denken Sie auch!" sagte sie sichtlich erfreut mit charakteristischem Zurückwerfen ihrer Schleier, und das Geldstück war in ihren Ärmel- oder sonstigen Kleidfalten verschwunden. Ich traue der wirklich gutherzigen Nonne zu, daß sie auch ohne Trinkgeld gegen die Patienten anständig ist; aber ich für meinen Teil fühlte während meines Aufenthaltes deutlich durch, so wie es Zeit war, neu nachzuhelfen. Ich hab es gut bei ihr gehabt, möchte aber auch nie im Lorettohaus liegen, wenn sie mich nicht leiden könnte. Ich weiß von einer Dame, die sehr über Vernachlässigung klagte und auf meine dahingehende Frage erklärte: „Nein, Trinkgeld anzubieten wagte ich nicht."

Im Zimmer neben mir wird eine Patientin wohl auch nichts gegeben haben. Ich hörte, wie nach dem Verbinden Schwester Hilaria mit dem Glase klapperte, in dem die Morphiumspritze stand. „Jesses, Jesses," sagte sie, „jetzt hab ich was vergessen. Ich komm dann hinterher und mach's." Bei mir hatte sie alles

Digitized by Google

zur Hand, und kaum war die Zahl der „Teils—triche“ von des Geheimrats Lippen gefallen, fühlte ich schon die Spritze. Unglaublich wie rasch, und dann gibt's Ruhe.

Ich mußte überhaupt selten warten. Einmal, zur Zeit des Verbindens, trat Hilaria allein an mein Bett mit einem unsäglich listigen und doch kaum merkbar zuckenden Lächeln um Mundwinkel und Pupillen. „Der Geheimrat muß her, sonst fangen Ihre Schmerzen an. Er will nicht. Das Wartezimmer ist noch voll Leute. Jetzt bin ich ihm einfach fort. Ohne mich kann er nicht Sprechstunde halten. Sie werden sehen, er kommt gleich. Ich weiß schon, wie ich ihn erwische!“

Sie behielt recht. Noch schwankte der Latz ihrer weißen Schürze vom unterdrückten Kichern, als schon des Arztes vornübergebeugte Reckengestalt durch die Tür trat. Ihm hafteten die eigentümlich vorsichtigen, lässigen Bewegungen körperlich sehr großer Menschen an. Es war, als vermeine er stets, mit Kopf oder Ellbogen an Hindernissen zu rühren. Da war's hübsch zu sehen, wie Schwester Hilaria ihn umhegte. Sie quirlte und drehte sich, tat ihm Handreichung, hielt ihm den Rockärmel. Das Haubenknittern und Schleierrauschen begleitete in diskreter Harmonie ihre ehrfurchtsvollen Assistentenmanieren.

„Ich weiß schon, wie ich ihn erwische!“ sollte das etwas wie ihre Losung sein? Ich habe die Schwester gefürchtet. Eines Tages bat ich sie, mich mit dem Arzt einen Augenblick allein zu lassen. War's Zufall, daß er daraufhin zweimal keine Visite bei mir machte? Was ich zu sagen hatte, vertrug den Aufschub.

Andere männliche Wesen konnte Schwester Hilaria nicht leiden. „Unvernünftige Männer!“ der Ausdruck war ihr geläufig. Wenn ich Besuch von meinem Manne oder Seelsorger gehabt, pflegte sie ins Zimmer zu stürzen: „Puh . . . riecht's“ — sie benutzte aber ein gänzlich unsalonfähiges Verbum — „riecht's da nach Herren!“

Ihren Antipathien Worte zu leihen, zögerte sie gar nicht. Unseres Hausarztes Stimme, der mit dem heiseren Beiklang des Weinkenners redete, gefiel ihr wenig. Auch meinen Geistlichen, einen ehrwürdigen Greis, dessen ganze Erscheinung die Tönung milden christlichen Lebensernstes trug, goutierte sie so wenig, wie, zum Glück, der Geheimrat ihn sympathisch fand.

Wer behauptet, eine Hilaria, diese Mischung von großen Fähigkeiten und Fehlern, sei als Diakonisse unmöglich, hat nach meinem Urteil recht. Als evangelisch wäre sie entweder sittlich-

Digitized by Google

christlich hochstehender, oder eben nicht Schwester. Von Lebensgier und Lebensglut entflammt, habe ich die selbstbewußte Nonne gesehen. Sie stieß dann kleine Schreie aus und wippte in zuckenden Bewegungen mit den Absätzen: „Herrjeh, nur zu schaffen, zu schaffen bis genug, sonst wird's mir miserablig!"

Das gesunde Rot ihres Gesichts bekam in solchen Zeiten einen Stich ins Bläuliche. Ordentlich apoplektisch schimmerten ihre gedunsenen Wangen aus dem schneeigen Weiß der Kopfbinden. Roms eiserne Rute zwingt solche Geschöpfe mit erhabener Selbstverständlichkeit ins Gleichmaß, und wenn nicht, wenn das heiße Blut der großartigen, guten, geraden Herrennatur einer Hilaria über die Dämme schäumt? Was dann?

Nichts!

Wem schadet's?

Niemand.

Nur der Nonne, und sie ist von da an „niemand". An ihrem Posten steht eine andere.

Sie geht in Exerzitien.

Die Nonnen kennen ihr Schicksal des Lebendig-Vermauert-Werdens. Theobalde, das Trampelchen, erzählte mir: „Der Missionspater hat gepredigt: müßt nit meinen, mer braucht euch Schwestern. Wenn ein Ziegel ra fällt, steckt mer en andern!"

Die untergeordneten Nonnen standen an Geldgier ihrer Oberin nach. Genommen haben aber alle ein Douceur, nur die Fanatische lehnte ab. Auch ihre Askese wäre wohl einem Zureden von meiner Seite gewichen, aber ich gab mir bei ihr keine Mühe, mochte nicht. Sie war die einzige Schwester, die mich schlecht behandelte — nicht immer, sie konnte im Gegenteil sehr nett sein, verstand auch in manchen Handreichungen Schwester Hilaria am besten zu vertreten. Aber eines Nachts muß ich, vor Schmerzen unzurechnungsfähig, gestöhnt und damit meine Nachbarn gestört haben. Sie trat ein und schalt mich aus. Wenn ich es ja fertig gebracht, hätte ich gern geschwiegen, allein ich konnte nicht, jammerte weiter. Anstatt mir nun, wie sie gekonnt, nein gesollt hätte, Morphium zu geben, schaute sie stundenlang nicht nach mir, bis alle Nachbarn klingelten, um zu fragen, ob ich sterbe. Dann erst benachrichtigten sie die Hilaria. An jenem Ereignis merkte ich, in welchem Grade solidarisch eine Nonne für die andere eintritt. Damals, sonst nie, ist auch Hilaria häßlich gegen mich gewesen. Meinen schüchternen Versuch, mich zu verteidigen,

Digitized by Google

überschrie sie: „Man werde selbst mich noch fragen dürfen, was mir fehle. Das und nicht mehr habe die Donata getan."

Sogar auf den Geheimrat färbte ihr Zorn ab. Unwirsch brummte er: „Das ganze Haus fragt nach Ihnen."

„Warum habe ich kein Morphium bekommen?" wagte ich zu fragen.

„Weil ich's nicht will!" Damit tat er mich ab.

Ich habe aber später stets sofort eine Spritze gekriegt, ganz unverlangt. Mich um eine zu wehren, hätte ich in den Krämpfen nie vermocht. Man bot mir aber fortan öfters Morphium an als Vorbeugungsmittel, und, als ich ablehnte, sagte der Geheimrat: „Nehmen Sie ruhig. Frauen, wie Ihnen, gewöhne ich's leicht wieder ab!"

Nun, morphiumsüchtig bin ich allerdings keineswegs geworden. Jene Geschichte sieht mir heute, wie damals fast so aus, als habe der Arzt das Verfahren nur gebilligt, um die stolzen, selbstgerechten Nonnen, die der leiseste Tadel zu Furien macht, nicht zu verletzen.

Als Vorsteherin des Frauenvereins in unserem Städtchen bin ich die nächste Vorgesetzte der Diakonisse, die wir halten. Ich ziehe unsere Schwestern den Barmherzigen vor, glaube nicht, daß jene mehr leisten. Die hiesigen Ärzte glauben's auch nicht. Eben jetzt haben wir eine Diakonisse, deren Stelle keine von den mir bekannten Nonnen ausfüllen würde, denn die Nonnen sind ganz einseitig ausgebildet, Schwester Hilaria z. B., die Vielgewandte, kann gar nicht kochen. Eine richtige Gemeindediakonisse aber versteht alles.

Was mir bei den Nonnen vorbildlich scheint, ist der Drill, die Haltung nach außen.

Prachtvoll, wie in sich versunken sie auf der Straße gehen! Auch im Hause diese abgeklärte Ruhe in Mienen und Bewegungen. Aufgeregtes Hetzen, nervöses Mienenspiel, wie ich es leider in Diakonissenhäusern schon sah, wird den Nonnen nicht gestattet. Ihre gut geschulte Weltfremdheit macht einen wohltuenden Eindruck. Aber könnte es unsere Schwestern nicht ebenso gelehrt werden?

Ich glaube.

Unsere Gemeindediakonisse beherzigt meine dahingehenden Winke. Wieviel mehr würde sie lernen, wenn es ihr von ihren Erziehern während der Ausbildungszeit eingeprägt würde.

Man ist in evangelischen Kreisen sehr geneigt, aufs Äußere

Digitized by Google

wenig Wert zu legen, sich mit der „evangelischen Freiheit“ zu brüsten. Das taugt nichts. Die richtige Freiheit ist ein Produkt höchster Herzensbildung und Menschenreife. Frei kann ein Mädchen nicht sein, sondern muß es auf langem und beschwerlichem Wege werden.

Ich möchte unsere Schwestern um keinen Preis vom Weg des Strebens danach verdrängen, wenn ich auch glaube, daß nur wenige das Ziel erreichen.

Von den Nonnen erstrebt's gar keine. Sie sind und bleiben nützliche Teile einer großen Ordensmaschine. — —

Erst in den letzten Tagen meines Aufenthalts im Lorettospital lernte ich die Schwester Vorsteherin kennen. Sie hatte lange an Gicht krank gelegen.

Eine alte Nonne ist an und für sich etwas Seltenes, denn in Spitälern verwendet man beinahe ausschließlich Schwestern unter vierzig Jahren. In evangelischen Kreisen hörte ich diese Tatsache dahin beurteilen, daß die Nonnen ihrer viel größeren Leistungen halber früh sterben oder, total aufgebraucht, in die Stille der Mutterklöster zurück müssen. Weggenommen werden sie aber meiner Ansicht nach nur, wenn die Gefahr einer Verweltlichung droht, nicht um sie zu schonen. Die dem Orden sehr nützlichen bleiben auch alternd an ihren Stellen. Die greise Vorsteherin war eine vornehme, eine geborene Herrschernatur. Die Gewohnheit des Befehlens und Organisierens sprach aus ihren massigen, von vorspringenden Backenknochen überwölbten Zügen. Es lag auch etwas Weltentrücktes auf dem farblosen, ausgewaschenen, wie ein Spirituspräparat getönten Gesicht. Viel hatte sie in sieben Jahrzehnten ihres Lebens an fremdem Leid an sich vorüberziehen sehen, wie Wolkenflug über des Lorettohauses Giebeln. Die Menschen kamen, die Menschen gingen. In ewig neuem Lachen und Weinen starben und gesundeten die Patienten, verjüngte sich immer wieder die Welt und schwand dahin. Sie kannte das alles. Es rührte sie nicht mehr. Nur einen Schimmer tiefen Mitleids strahlen die ausgebleichten Nonnenaugen, und die karge leise Greisenstimme sagt: „Mer hat ein' Seel zum Verantworte!“

Sie hat mir gefallen, die alte Klosterbeherrscherin. Ich kann mir sie vorstellen als Richterin einer gefallenen Schwester. Dann muß das bindenumpanzerte Gesicht furchtbar anzuschauen sein in seiner leidenschaftslosen, mitleidslosen Verachtung.

Digitized by Google

Es liegt etwas Berückendes für schwache, staunenshungrige Gemüter in solcher, mit mittelalterlicher Zuchtgewalt ausgerüsteten Nonnenkönigin. Aber lassen wir uns nicht blenden. Ich kenne eine Diakonissenoberin, die in schlichter Einfalt, ohne Roms tragenden Nimbus, ebenso hoch steht, wie die größte ihrer katholischen Kolleginnen.

Wem aber etwas dem ähnliches bevorsteht, wie das ist, was ich hinter mir habe, der überlege wohl, ob er nicht ein evangelisches Haus wählen kann.

Es wird ihm dort viel Seelennot, die er im katholischen durchzumachen hätte, erspart bleiben.

Vom Torengeschlecht.

Lose Blätter von Johanna Niemann.

I.

Vom Walde her marschierte die Kapelle der schwarzen Leibhusaren zur Straße am Berge hinunter, um der alten Frau Rittmeister ein Ständchen zu bringen. In faltigen, schwarzen Überröcken, die bis zu den gespornten Reitstiefeln abwärts reichten, traten die Leute aus dem jungen Waldgrün heraus, und die blanke, frostige Sonne des Vorfrühlings blitzte ihnen entgegen.

Vor dem Hause, darin die Rittmeisterin den ersten Stock bewohnte, beschrieb der Kapellmeister mit dem Taktstock einen Kreis in der Luft. Die Trompeter traten auseinander, stellten die schlanken Pulte auf, breiteten die Notenblätter aus und holten die Instrumente aus ihren Hüllen. Dann standen sie, hauchten über die erstarrten Finger und sahen zur kleinen Kirche auf, die ihnen gegen Osten den Rücken deckte; sie war neu, ein roter Backsteinbau mit spielzeugartigem Turm. Majestät hatte ihn so hoch und schlank haben wollen, denn er sollte vom Meere aus gesehen werden können, wenn der Herrscher zu Schiffe herkam, sein Leibregiment zu besuchen.

Neben der Kirche arbeiteten Handwerker an einem Neubau; sie legten ihr Handwerkzeug aus der Hand, setzten sich aufs Gerüst und ließen die Beine hängen.

„Nu man los! Aberst scheene!“ rief der jüngste herunter.

Der Kapellmeister war in der Haustür drüben verschwunden, zwei, mit den Enblemen des Regimentes geschmückte Programmblätter in der Hand. Er klingelte im ersten Stock.

Digitized by Google

Hinter der Wohnungstür rannten Schritte, schlugen Türen und wurde Geschrei vernehmbar.

Niemand öffnete.

Er klingelte noch einmal.

Ein blasses Fräulein, über dreißig alt, schloß auf, hinterher kam eine Dienstfrau in schlechter Kleidung angeschlurft. Der Kapellmeister faßte an den Tschako und fragte, ob das Spiel genehm wäre, zugleich überreichte er die Programme.

Das Fräulein und die Dienerin sahen einander mit Blicken an, die schwer zu deuten waren, dann streckte das Fräulein die Hand nach den Blättern aus, gab das eine der Dienstfrau, die damit verschwand, behielt das andere in der Hand und sagte kühl:

„Es ist gut! Lassen Sie spielen."

Die Wohnungstür fiel wieder zu und noch im Hinabsteigen der Treppe hörte der Kapellmeister die schreiende Stimme von vorhin und das Geräusch von zuschlagenden Türen und hinfallenden Gegenständen.

„Gnädige Frau, die Husarens lassen fragen" — — —

Mit diesen Worten und dem flatternden Blatt in der Hand war die Dienstfrau am Ende der Zimmerreihe zu der Gnädigen gekommen, die im Bette lag.

„Kanaille du, hast wieder Feuer auf dem Herd!" war die Antwort.

„I wo, gnädge Frau, wovon denn? das bischen Holz von vergangner Woche her is man längst alle."

„Schweig, Lügenmaul, aber den Kessel zeige, bring her den Wasserkessel, hörst du?"

Die Stimme brach plötzlich ab und der Arm, der sich schon erhoben hatte, um nach der Aufwärterin mit irgend einem Gegenstand zu werfen, sank nieder, denn zu dem Fenster stieg mit mächtigem Einsatz der Choral der Trompeter empor:

„Lobe den Herrn!"

Eine Wandlung ging in dem Gesicht der erzürnten Greisin vor, in diesem, bei achtzig Jahren noch immer schönen und zart gefärbten Gesicht.

Von vollem, weißem Haar umfaßt, lag der Kopf nun auf den Kissen, seine blitzenden, blauen Augen verloren den harten Blick herzlosen Geizes und einer wilden, ungebändigten Herrschsucht. Etwas wie Leuchten, Sinnen, ja Lächeln ergoß sich aus dem, was die gehörten Klänge in der Seele weckten, über die sterbenden Züge.

Sterbend. — Der große Augenblick war ganz nahe.

Niemand wußte es.

„Helene! Helene!" Niemand hörte.

Die Dienstfrau, erst seit kurzem im Hause, denn länger als ein paar Wochen hielt niemand bei der Rittmeisterin aus, war nach der Küche und von dort auf die Straße entwichen, und Helene, die Nichte und Pflegetochter der Sterbenden, stand auf dem großen, offnen Balkon und sah auf das Programmblatt mit den Abbildungen einer Säbeltasche, Totenköpfen und Trompeten und von da auf ihre Wirklichkeit unten und auf das Kinder- und Dienstbotengetümmel, das beim ersten Geschmetter zusammengerannt war und jetzt einen Kreis um die Spielleute bildete.

Die Noten wurden gewechselt; auf den Choral folgte:

Digitized by Google

„Blättlein im Winde."

„Scheene, recht scheene! Meine verbindlichste Anerkennung!" rief der Lehrjunge vom Gerüst und lüftete seinen, vom Ziegelstaub roten Filz.

Vom Kirchturm flogen Tauben auf; mit langem Flügelschlage kreisten sie über der Szene unten.

„Die wundern sich auch, was ihr und eure Hörners bloß allens können," klang es vom Gerüst.

Über dem Balkon, auf dem Helene stand, waren die Kinder aus dem zweiten Stock mit ihrem Kinderfräulein herausgetreten.

„Du," sagte das eine, „warum wird denn der alten Frau Rittmeister so schöne Musik gebracht. Sie ist doch längst ohne Mann und solch Drache außerdem, weißt du."

„Still doch, was fällt euch denn ein," mahnte das Fräulein.

Der große Junge erzählte wichtig:

„Das hängt ganz natürlich zusammen; der verstorbene Rittmeister hat dem Regiment was vermacht, von den Zinsen soll jedes Jahr ein Liebesmahl veranstaltet werden, an dem Tage, wissen Sie, da der Rittmeister in das Regiment eingetreten war. Das Regiment, Fräulein, will sich natürlich auch nicht lumpen lassen und schickt immer mal die Musik." „Liebesmahl!" wiederholte die Stimme des kleinen Mädchens mit zärtlichem Verweilen auf dem schönen Wort.

Helene unten hörte, was über ihr gesprochen wurde und hörte es auch nicht, sie hörte das Rufen der Rittmeisterin und ließ es unerwidert.

Die gespielte Weise: „Blättlein im Winde" blieb ihren Ohren ein regelloser Tonschwall und, angeweht vom kalten Lufthauch draußen, der den Frühling Lügen strafte, beherrscht vom Grauen des letztnächtlichen Erlebnisses, fast aufgezehrt von einer Spannung, die durch Jahre hoffte, bangte und lauerte, starrte sie mit gebanntem Innenblick auf den furchtbar öden Weg eines Lebens der Sklaverei,, der seelischen und leiblichen Verkümmerung, der schlimmen und schlechten Gefühle. Dieses Leben war ihr Leben, verfehlt, verwartet, verspielt, drangegeben an einen Irrtum, eine Betörung, einen Selbstbetrug, dessen Ende? — Sie schauderte in sich selbst zusammen.

Unten fuhr ein Wagen vor; der Fahrgast, der ihm entstieg, lüftete den Hut gegen Helene, sprang leichtfüßig heraus und bedeutete den Kutscher, daß er umwenden und warten solle.

„Der Doktor?" fragten die Kinder oben und beugten sich über die Brüstung, um zu sehen, was auf dem Balkon unter ihnen geschehen würde. Das Kinderfräulein verwies ihnen die Neugier.

„Gebt acht, sie spielen ein neues Stück."

„Welches? Sag doch."

„Ich weiß nicht, hätten wir doch ein Programm. Es scheint ein Tanz."

„Des Kaisers Fackeltanz" stand auf dem Programm und die Melodie leise nachsummend, trat der Herr, der nicht der Doktor, sondern der Rechtsanwalt der Rittmeisterin war, zu Helene auf den Balkon.

Sie trat ihm zwei Schritte entgegen und betroffen von ihrem Aussehen, stellte er rasch das Summen ein und fragte:

„Wie geht es denn?" und dann: „Wir haben wohl nicht geschlafen, wie?" Helene zuckte die Achseln.

„Ich fand meine Tante morgens auf der Erde, steif und scheinbar

Digitized by Google

bewußtlos und mußte hinauflaufen zu Majors, das Dienstmädchen zu bitten — allein hätte ich sie nicht ins Bett zurücklegen können. Unsere Aufwärterin war noch nicht da."

„Auf der Erde? Was ist denn vorgefallen?"

„Tante hat ihr Portemonnaie haben wollen, das ruhig im Sekretär lag, und auch wieder mal was Schriftliches aufsetzen, und die Kraft hat nicht gereicht. Schwindelanfall vermutlich." Ein eigener Zug lag um ihren Mund, als sie dies sachlich berichtete.

Der Anwalt verstand den tieferen Sinn sehr wohl; er schüttelte den Kopf.

„Immer noch der alte, lebendige Wille, der kräftige Eifer!" sagte er. „Es ist zum verwundern. Sie haben natürlich zum Arzt geschickt?"

„Nein." Ihr kühler Blick hielt den seinen aus.

„So will ich mal hinein gehen. Ist es erlaubt?"

„Bitte, Herr Rat, selbstverständlich."

Bis zur Schlafzimmertür ging sie mit, dann ließ sie ihn und kehrte müden Schrittes auf den Balkon zurück.

Er trat an das Bett der alten Freundin und betrachtete sie aufmerksam. Sie lag mit geöffneten Augen, erkannte ihn aber nicht, doch schien von der Musik draußen etwas in ihr Bewußtsein zu dringen. Vielleicht, daß die vernommenen Klänge ihr Denken der Gegenwart entrückten. Ein visionäres Schauen war in ihren Augen. „Sie ist bei Hofe und sieht des Kaisers Fackeltanz vorbeiziehen" dachte der Rechtsanwalt. „Diese ihre stolzeste Erinnerung, von der sie am liebsten sprach." Und er beugte sich über sie, von dem etwas zu verstehen, was ihre Lippen murmelten:

„Exzellenz! Les dames seules. Standesgemäß — gemäß — ge —" darauf ein trocknes Lachen, das in Husten und zuletzt in Röcheln überging. Ja, sie war in ihrer Jugendzeit bei den Festen, die sie geliebt hatte, bevor sie die reiche Witwe geworden war. Sie tanzte wieder mit den Offizieren des Regimentes, die ihrer Schönheit huldigten, sie nannte die Namen derer, die längst nicht mehr am Leben waren. Und das auf ihrem Sterbebette!

„Wie das vorhält, wie das unvergänglichen Duft bewahrt!" dachte der Mann, der sie so sah, und obschon er es mit einer gewissen Sachlichkeit, wie eine Sentenz seiner Amtsstuben bei sich feststellte, ergriff ihn doch ein fremdes, ungewohntes Empfinden, das geheimen Ursprungs war.

Todesnähe! Weibesmacht! Von diesem seltsam unverwelkten Antlitz ausgehend.

„Sie ist den Lebenden vieles schuldig geblieben, aber das Leben auch ihr. Hätte Zarin werden müssen, oder was ähnliches."

Er bückte sich und küßte sie auf den Scheitel und entsann sich, indem er es tat, daß sie bis zuletzt nicht unempfänglich für Komplimente gewesen war, die er ihrem weißen Haar, ihren Augen gemacht hatte und ähnlichen Reizen, aber mit Helene doch wütend um jeden notwendigen Wäschewechsel gezankt hatte, weil er doch Geld kostete. Daß sie ihm selber zwar zwei wertvolle geschnitzte Eichenschränke testamentarisch verschrieben, aber es kaum jemals über sich gebracht hatte, ihm ein Glas Wein vorzusetzen.

Er blickte im Zimmer umher, darin sie lag und auf sie. Merkwürdig! Wie eine Hospitalitin war sie mit einer wattierten Jacke von schwarz-

Digitized by Google

wollenem Oberstoff bekleidet, um es warm zu haben ohne Kohlenverbrauch, und richtig: auf dem Bettischchen lag ihr Portemonnaie und ein Stück Papier, darauf geschrieben stand: „Ich bestimme, daß Helene Dormann, meine Pflegetochter und Nichte ohne“ — — Weiter war sie nicht gekommen die Tintenspur der hingefallenen Feder lief quer über das Blatt.

Der Anwalt lächelte für sich. Er kannte das und hatte Helene wohl verstanden, als sie vorhin darauf hingedeutet hatte.

Nun, das Testament, das Helene zur Universalerbin bestimmte, lag wohl verwahrt in seiner eignen Wohnung; die Versuche, Helene wieder zu enterben, von den Launen, Ängsten, Tücken und Einfällen eines Charakters eingegeben, der rätselhaft und gefährlich auch denen bleiben mußte, denen er scheinbar Vertrauen geschenkt hatte, diese Versuche hatte der bewährte Ratgeber machtlos gemacht, ein für allemal. Durch ein Labyrinth von Gut und Böse war er dabei gewandert; einem Gemisch von Weib und Teufel hatte er bis in die Seelenfalten geblickt.

An dies und anderes denkend, empfand er plötzlich die unheimlich kalte Luft in dieser Kammer einsamen Sterbens, stand auf und trat an den Ofen. Auch kalt — natürlich! Er stieß die Tür zum Nebengemach auf und noch größere Kälte schlug ihm entgegen. Hier wohnte Helene, wie er wußte. Wo er hinsah, nackte Dielen zwischen den paar Möbelstücken, kein Teppich, kein Bettvorleger, keine schützenden Vorhänge an den Fenstern. — Er trat zurück, von halb singenden Lauten des Entzückens gelockt.

Die Rittmeisterin hatte sich halb aufgerichtet und sang — sang die Melodie des Reitermarsches, der eben unten von der Kapelle gespielt wurde.

Unter ekstatischen Rufen sank sie in die Kissen zurück.

Er heftete noch einen Blick auf sie, sah bläuliche Schatten sich über das Antlitz breiten, den Ausdruck sich verwandeln und hastete, vom ängstlichen Gefühl der Todesnähe fortgetrieben, in das nächste Zimmer. Als er es durchschritt, hafteten seine Augen eine Sekunde lang auf den bewußten zwei Schränken, dann war er wieder bei Helene auf dem Balkon.

„Es ist eine Veränderung im Gange, Ihre Frau Tante phantasiert; sie kennt mich nicht mehr.“ Dies sagte er in dem geschäftsmäßigen Bureauton, den seine Klienten an ihm kannten. Da Helene nichts erwiderte, fuhr er fort: „Die Musik hat ihr vergangene Tage zurückgebracht, scheint mir.“ Dabei zeigte er auf die Spielleute hinunter, bemerkte, daß Helene ein Programm in der Hand hielt, bückte sich darüber und las: „Schneidige Truppe, Reitermarsch.“

Fast hätte er gelacht, besann sich aber und sagte mit Handbewegung abwärts: „Die Leute spielen übrigens gut. ‚Schneidige Truppe!‘ Da liegt was drin.“

Helene schien nicht zu hören, sie antwortete noch immer keine Silbe. Dies fiel ihm nun doch auf, er sah sie schärfer an und bemerkte mit veränderter Stimme: „Sie müssen übrigens jetzt an sich selbst denken und etwas für sich tun, Fräulein Helene. Es ist die höchste Zeit! Wein, Schlaf, Luftwechsel — vor allem,“ dies wurde mit kleinem Lächeln gesagt, „vor allem lassen Sie heizen.“

Und Helene ließ ihn sprechen und schwieg wie in Starrheit befangen.

„Wissen Sie noch,“ fuhr er fort, „wie ich einmal fast Gewalt angewendet

Digitized by Google

habe, Sie auf Urlaub zu schicken in bessere Pflege? Wie lange ist das wohl her?"

„Acht Jahre."

„So lange? Was Sie sagen. Wer weiß, was damals ohne meinen Eingriff geschehen wäre?"

„Verhungert einfach" sagte sie trocken.

„Na, na! aber beinahe. Hören Sie? hören Sie das Singen? Schneidige Truppe!" Er wies nach der Richtung, wo das Schlafzimmer der Rittmeisterin lag, „sie singt weiter."

Helene hörte es mit Schaudern, biß die Zähne auf die Unterlippe und fühlte, daß sie einem Weinkrampf nahe war, rein aus Erschöpfung.

Wie hätte sie antworten können. Die Kapelle unten packte ein, der Kapellmeister verbeugte sich grüßend gegen den Balkon, und die Kinder des Majors oben riefen: „Auf Wiedersehn! auf baldiges Wiedersehn!"

„Das ist ihr letztes Ständchen gewesen," sagte der Anwalt und winkte seinen Wagen heran.

Er hielt Helene die Hand hin und fühlte mit Unbehagen, wie kalt und schlaff die ihrige war.

„Mut, Mut!" sagte er. „Mein Rat ist, Sie telegraphieren an den Herrn Vetter Ihrer Tante, Baron S., nach Potsdam und schicken doch sogleich zum Arzte. Für alle Fälle ist das besser! Und wenn Sie mich brauchen, auch natürlich zu mir."

Sie beugte den Kopf, sah sein glattes Lächeln, das ihr fatal war, und begleitete ihn durch das Balkonzimmer, wo die geschnitzten Schränke standen.

Ein Gruß, und er verließ sie. — — — — — — — — — — — —

„Als der Herr Rechtsanwalt gegangen war, weil die Trompeters nun abgezogen, sind die Fräuleins von nebenan mit ihrer Mama gekommen und haben Fräulein Helene Wein, Aepfel und Braten gebracht, und haben ihr geholfen. Und gegen Abend, so um Uhre acht herum, ist sie dann gestorben, die Frau Rittmeister. Aber die Depeschens waren schon abgegangen."

So erzählte die Dienstfrau im Vorgarten und an der Haustür jedem, der es hören wollte.

„Es heißt, sie werden ein schönes Begräbnis ausrichten, ganz militärisch, als wenn der Herr Rittmeister noch leben tät."

Die Kleine von Majors stand in der Nähe und hörte die Worte:

„Du?" fragte sie. „Aber das Ständchen und das Liebesmahl? die kommen wohl nicht mehr?"

Und nach einer Weile: „Gibt es noch wo anders eine Frau Rittmeister?" Sie mochte sich überlegen, ob es nicht einzurichten sei, in deren Haus zu wohnen.

Mit der militärischen Bestattung hatte es seine Richtigkeit.

Am Begräbnistage standen Treppe und Vorplatz von Mannschaften der schwarzen Leibhusaren voll, die auf den Schluß der häuslichen Totenfeier drinnen warteten, um den Sarg der toten Rittmeisterin hinab zu tragen. Unter den Klängen des Reitermarsches „Schneidige Truppe" würden sie vom Friedhofe heimkehren.

Im großen Balkonzimmer umstanden die Offiziere während der Leichenrede den Sarg. In Anbetracht, daß sie die Rittmeisterin persönlich gar nicht gekannt hatten, bewahrten auch die jüngsten schneidige Haltung.

Digitized by Google

Als der Geistliche von Helene sprach, die er abwechselnd die treue, unermüdliche Pflegerin, die Nichte und einzige Verwandte, die mutterlose Waise, die bei der Greisin ein schützendes Dach gefunden habe und innige Dankbarkeit im Herzen trage, blickten die Leutnants zu dem Major hin, der ihnen gegenüberstand, ein einäugiger Mann und Hagestolz, warfen dann verstohlene Blicke einander zu und blieben zuletzt in Betrachtung der eigenen blanken Stiefelspitzen versunken. Der Einäugige kniff sein einziges kleines Auge noch ein wenig kleiner und gönnte sich einen prüfenden Blick auf die treue Pflegerin und Nichte. Er fand sie „nicht direkt unsympathisch".

Helene nahm dies alles wahr, wie einer jeden Dorn eines Stachelgürtels einzeln am Leibe fühlen würde.

Sie fand sich bloßgestellt durch alles, was Lüge heißt, und sie benannte alles Lügenhafte um sie her mit seinem harten Wahrheitsnamen.

Sie meinte aller Gedanken zu lesen. Sie sah, wie der Blick des Rechtsanwalts die Eichenschränke an der Wand gegenüber liebkoste, sie las die peinliche Ungeduld und Geistesabwesenheit des Barons aus seinem Blick auf die Standuhr und dem mechanischen Griff in die Brusttasche, wo er seine Rückfahrtkarte nach Potsdam hatte, sie empfand die unwohnliche Kälte ringsum und die Bitternis, daß alle Stacheln ihres Empfindens, die ihr heimliche Schreie auspreßten, verdient, tausendmal verdient waren, und daß, wenn nun als ewiger Begleiter Lüge, Eigennutz, Berechnung und verkappte Verachtung sich an ihre Sohlen hefteten, sie sich nicht zu beklagen habe. Und um dies alles hatte sie so furchtbar und unaussprechlich gelitten Jahr um Jahr, diesen schlimmsten Gefühlen hatte sie Jugend und Leben geopfert. Wie jämmerlich! wie unsäglich jämmerlich! wie über alle Maßen töricht!

Die beiden großen Spiegel waren verhängt, einen kleinen hatte man übersehen und er hing ihr gegenüber. Sie sah hinein, mußte hineinsehen und sah ihr Gesicht spitz und scharf, mit dem Stempel des Geldhungers, der Seelenverkäuferei, des gelebten Sklaventums gezeichnet. Sie sah die Schrift ihrer Zukunft darauf stehen, für alle lesbar und allen verächtlich.

Ein wahnsinniger Trieb kam über sie, sich nieder zu werfen mit dem Antlitz zur Erde und zu bitten, daß man sie geißeln und züchtigen und das Opfer ihres Selbst hinnehmen möge.

Sie fühlte, wie unselig allein sie immer und ewig dastehen würde, weil sie nicht mehr arglosen Herzens würde geben und empfangen können. Wer sollte und würde ihr noch mit ungefärbter Neigung nahen? Niemand würde sie, sie selber, alle würden nur ihr Geld meinen, und wenn sie das nicht wirklich taten, der Argwohn würde immer in ihr Wache stehen und alles vergällen und vergiften.

Der Geistliche schloß seine Rede, Gesang und Gebet folgten. Mit Entsetzen erkannte Helene, daß nicht ein gutes Gefühl, kaum ein Gedanke in ihr der Toten in dieser letzten, ihr geweihten Stunde gehört hatte. „Der Tod ist groß," wußte sie. Ja, den Großen, den Weisen und den Gütigen; denen, die ihres Geistes waren, ist er stumm und entadelt.

Während die Soldaten von der Treppe nun hereinkamen und den Sarg aufhoben und hinaustrugen, trat der Husarenoberst zu dem Baron und wechselte einige Worte, der Pfarrer reichte Helene die Hand, die Leutnants, hochmütig wie sie waren, standen von fern, nur der einäugige Major näherte sich, machte ernsthaft seine Extraverbeugung und sagte:

Digitized by Google

„Gestatten Gnädiges Fräulein mein besonderes Beileid auszudrücken. Die Tage sind schwer; wenn Gnädigste irgend eines Rates bedürfen sollten — ich bitte über mich zu verfügen."

Sie dankte ihm, zugleich aber entging ihr das fatale leise Lächeln der jungen Kameraden nicht.

Während des Ganges zum Kirchhofe hielt sich der Major an der Seite des Rechtsanwaltes.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Einige Monate waren vergangen. In ihrem Verlaufe hatte der einäugige Major schriftlich und in Wendungen, die nicht ungeschickt waren, um Helene angehalten. Ein Jugendfreund, den sie geliebt, hatte die Anzeige von dem Tode der Rittmeisterin mit der Nachricht beantwortet, daß seine Frau ihm so eben einen Sohn geboren habe. — Die wertvollen Schränke der alten Rittmeisterin waren in das Privatarbeitszimmer des Rechtsanwaltes übergesiedelt und er selber saß ihnen gegenüber an seinem Schreibtisch und vollzog die rechtsgültige Unterschrift eines Schreibens, das den Erbgang des Vermögens und aller Wertstücke des Fräulein Helene Mathilde Dormann, an das Diakonissenmutterhaus in N. notariell beglaubigte.

„Wer das gedacht hätte," murmelte der Schreibende für sich, legte die Feder aufs Schreibzeug und den Kopf rückwärts gegen die Stuhllehne. „Wenn sie das wollte, hätte sie's die Jahre vorher bequemer haben können. Unverständliche Torheit; wenn man schließlich doch fein heraus ist. Könnte jetzt die schönsten Reisen machen, sich einen Umgang schaffen, heiraten — machte mir immer den Eindruck der Erwartung." — Er gab sich einen Ruck, stand auf, öffnete eine der Schranktüren mit dem herrlichen Schnitzwerk und verschloß das Dokument sorglich. „Wenn ich nur wüßte, wer sie darauf gebracht hat?"

Helene hätte es ihm, auf eine ganz einfache Formel gebracht, sagen können. „Ich fand, es sei genug mit der Vergiftung und Entwürdigung von zwei Menschenleben. Das Geld ist jeder schädlichen Wirkung und aller Habgier entrückt, in meinem Dasein gibt es weder Geldsorge noch Wunsch mehr — und."

Was sonst noch zu sagen war, hatte die Oberin des Diakonissenmutterhauses in langer Beichte entgegen genommen und — begriffen.

„Unter diesen Umständen bist du nicht zu alt für unsere Arbeit hier, auch nicht zu schwacher Kraft. Komm — du sollst hier Schätze heben, die weder Motten noch Rost fressen und denen die Diebe nicht nachgraben und und sie stehlen."

Digitized by Google

Kunstberichte.

Berliner Kunstausstellungen.

Von Max Osborn.

Kurz vor seinem Hingang hat der Berliner Kunstwinter noch einmal einen kräftigen Aufschwung genommen; noch um Mitte März sind die Salons in einen neuen Weltlauf eingetreten, wenn es auch nirgends dabei zu weltbewegenden Ereignissen kam. Eine besondere Bedeutung hatte die Ausstellung bei Schulte: sie stellte den Abschied vom Pariser Platz dar. Am 1. April sind die Tage des Redernschen Palais, das nun immerhin ein Ende voll Ruhm und Schönheit erlebt hat, gezählt, und die Kunsthandlung der Berliner „Gesellschaft" zieht um. Seit zwanzig Jahren gehören die Schaufenster dieses Salons zum festen Bestande der Hauptstraßenpromenade unserer Stadt; nun wird er von der Südseite der Linden auf die Nordseite hinübergedrängt, wo Alfred Messel neben der Einmündung der Neuen Wilhelmstraße an der Stelle des abgerissenen Schwerinschen Palais einen stattlichen Neubau errichtet hat. Seit zwanzig Jahren ist Schulte seinem Programm treu geblieben, das sich mit nicht geringem Geschick zwischen den Parteien der Kunstkämpfe auf einer gewiß goldenen Mittelstraße hinbewegt hat. In klug berechneter Abwechslung bekam hier jeder etwas, das ihm Freude machte: der Kenner und der harmlose „Kunstfreund", der zufrieden ist, wenn ihn eine heitere Genreszene amüsiert, der modern Gesinnte und der konservativ Veranlagte, der Freund des Auslandes und der Heimatkunst-Schwärmer, sie alle kamen und kommen hier auf ihre Kosten. So haben die Leiter des Salons es erreicht, daß sich in ihren Räumen wie nirgends sonst alle Kreise treffen und in bunten Bildern durcheinanderwirbeln. Alle sind ihnen dankbar, niemand ist ihnen böse.

Die Abschiedsausstellung war nicht gerade imposant, aber sie brachte immerhin eine Kollektion, die Interesse erweckte: Gemälde und Zeichnungen von Walther Georgi in München, einem der Männer von der „Scholle". Von Hause aus ist Georgi im wesentlichen ein zeichnerisches Talent. Die Lust, ein Stück Wirklichkeit auf seine Hauptlinien zu bringen, ist das Primäre bei ihm. Um so mehr, als seine Art der Zeichnung eine rein lineare, ruhige, nicht auf malerische Bewegtheit bedachte ist, als seine Abstraktionen dekorative, nicht realistische Ziele verfolgen. Nun aber kommt ein koloristisches Bedürfnis hinzu. Das spricht sich zunächst aus, indem die Zeichnungen eine milde Tönung erhalten; mit dem Kohlestift verbinden sich Pastell-, Aquarell- und Temperafarben. Die Arbeiten, die auf solche Weise entstanden sind, haben einen außerordentlichen Reiz. In der Führung der Linien und in der Abtönung der fast wie Vorlagen zum lithographischen Druck behandelten Farbenflächen liegt ein so tiefes und feines Verständnis für das innerste Wesen dieser Ausschnitte, daß man sich stark gefesselt fühlt. Die Themata sind von einer leisen romantischen oder Mörike-Stimmung.

Digitized by Google

Wir sehen alte Häuserquartiere und Gehöfte, sehen mit einem jungen Paar von einem hölzernen Aussichtsturm über das deutsche Land mit Wiesen und herbstlich leuchtenden Wäldern, auf die Landstraße, über die zwischen dem Braun und Grün der Bäume und Büsche ein blauer und ein gelber Zigeunerwagen dahinrumpeln, aufs Feld, wo Landleute und schwere Ackergäule ihre Arbeit versehen, oder blicken in die traulichen Schatten eines Obstgartens, wo zwischen beladenen Bäumen schiefwinkelige Tische, Stühle, Leitern herumstehen und vom Leben stiller Menschen erzählen. Dann aber drängt den Künstler jenes koloristische Bedürfnis weiter. Er hatte vordem die Neigung, auch größere Kompositionen mit Ölfarben in ähnlicher Weise dekorativ zu behandeln. Jetzt hat er die frühere Schwere und Glätte gelockert und mit modernen Mitteln zu reicherer Beweglichkeit aufgelöst. Er hat sich dazu eine etwas seltsame malerische Technik gebildet, bei der gewissermaßen die Monetschen „Kommata" in breite Pinselstrich-Rechtecke verwandelt sind, die meist die Größe einer Kinderhandfläche erreichen. Es ist das ein Mittelding zwischen impressionistischer und dekorativ vereinfachender Behandlung, das aber eben an diesen Schwankungen leidet. Georgi muß nun noch einen Schritt weitergehen und auch jene Rechtecke lockernd auflösen. Ansätze dazu waren in einigen schön gelungenen Porträts schon zu spüren.

Wie mächtig der Einfluß des Impressionismus ist, dem sich letzten Endes niemand heute völlig entziehen kann, erkannte man auch in der Ausstellung, die Eugen Bracht im Künstlerhause veranstaltete. Auch seine neuen Bilder geben Kunde von einer tapferen und energischen Arbeit, deren Ziel es ist, den dekorativen Gefahren, in die sich dieser bedeutende Landschafter begeben hatte, wieder zu entrinnen. Die Lust zu stilisierenden Vereinfachungen in Linie und Farbe hatte Bracht lange Zeit so sehr beherrscht, daß über der Freude an lyrischen und elegischen Stimmungsreizen die Intimität der Naturauffassung mehr und mehr verloren zu gehen drohte. Nun hat der Künstler sich noch zur rechten Zeit gerettet, und es scheint, als sei er mit heiler Haut davongekommen. Er hat sich mit neuer Liebe den malerischen Problemen der Wirklichkeit hingegeben und so wieder festen Boden unter den Füßen gewonnen. Diese Bilder aus sächsischen Landstrichen, die Bracht von Dresden aus durchstreift hat, sind die Früchte redlichen Bemühens. Sie spiegeln in manchen Partien noch die Bedenklichkeiten der Manier wieder, in die er hineingeraten war. Harte Buntheiten und äußerliche Effektchen finden sich noch, deren Ursprung man klar erkennt. Aber im ganzen ist ein kräftiges Hinarbeiten auf lebendigeren und reicheren farbigen Ausdruck zu konstatieren. Es ist interessant, daß auch Bracht keinen anderen Ausweg sah, sondern bei dem Impressionismus, den er schon überwinden zu können glaubte, eine Anleihe machen mußte. Und nun schimmern auch bei ihm die Bilder von Städtchen und Schlössern, Wäldern und bergigem Gelände in den leicht hingesetzten analysierenden Farbentupfen, denen es wohl hier und dort noch an Sicherheit und Schlagkraft gebricht, die aber seinen Ausschnitten nun doch ein besser fundiertes malerisches Gefüge geben.

Bei Cassirer hatte Louis Corinth neue Arbeiten ausgestellt. Eine prachtvolle Serie! Gewiß, der Einwendungen gab es genug. Es ist nicht nötig, breiten Vortrag in wilde Patzerei, Derbheit der Pinselführung in Roheit

Digitized by Google

ausarten zu lassen. Man braucht sich dem impressionistischen Furor nicht so sklavisch zu verschreiben, daß man sich kaum mehr zu irgend einer Rundung irgend einer Arbeit Zeit läßt. Und man braucht sich nicht einzureden, man sei schon ein deutscher Philister, wenn man sich beim Figurenmalen gelegentlich einmal mit den seelischen Qualitäten der betreffenden Personen oder bei der Gruppierung mehrerer Gestalten mit Kompositionsproblemen auseinandersetzen würde. Gewiß, gewiß! Aber Corinth hat anderes dafür einzusetzen, das respektablen Wert hat. Hinter jedem seiner Bilder steht seine kräftige, handfeste, vierschrötige und dann doch wieder von weichen Regungen bestimmte Persönlichkeit. Hinter jedem steckt ein ganzer Mensch, in jedem Strich liegt ein Erlebnis seines Farbensinns. Einmal hat Corinth sich verraten: in dem prachtvollen Bilde eines Kronleuchters mit flimmernden Kerzen vor einem Spiegel, unter deren flackerndem Licht sich ein Paar beim Wein ganz gut zu unterhalten scheint. Hier ist er nicht der wilde Mann, sondern ganz der liebevolle, zärtliche Schilderer eines intimen malerischen Vorwurfs, der mit einer an die modernen Dänen erinnernden Eindringlichkeit und mit einem menzelhaften Vergnügen an dem prickelnden Spiel tanzender Reflexe behandelt ist. Also: es geht auch einmal so. Allerdings für die brünstige Tigerdogge, für die an infernalischer Fleischfreude Rubens übertrumpfende Szene zwischen Faun und Nymphe, für den blutrünstigen Anblick des geschlachteten Stieres paßt die Schwerthiebtechnik Corinths vielleicht wirklich besser. Wenn auch unter der Wucht dieser Streiche vieles verloren geht oder hingemetzelt wird, es bleibt doch überall etwas: bei der Dogge, trotz der hölzernen Vorderbeine, der lechzende Wolfsrachen und die zitternde Oberfläche des gefleckten Fells, bei der Rubensszene, trotz der ganz vernachlässigten Komposition, das fabelhaft gemalte feiste Fleisch der überreifen Schönen, bei dem Stier eine von Rembrandt abstammende Kraft in der Bewältigung dieses Metzgerthemas mit seinem berauschenden koloristischen Akkord. Zu glänzender Wirkung aber stieg Corinth in dem Porträt des Bildhauers Friedrich empor, den er — immerhin eine originelle Auffassung — mit nacktem Oberkörper konterfeite. Wir haben nicht viele Künstler, die einen Rückenakt mit solcher Bravour treffen.

Wie unsere Art, solche Dinge zu sehen, in den letzten Jahrzehnten sich verändert hat, erkannte man, wenn man von diesen Arbeiten Corinths zu dem großen Bilde der „Ringer“ von Courbet trat, das auf kurze Zeit bei Cassirer eingetroffen war und eine willkommene Ergänzung der schönen Courbet-Ausstellung des Januar gab. Namentlich die schweren Schatten, welche die fabelhaft gemalten Figuren der nackten Riesen selbst umspielen, erinnern in diesem Bilde noch an das braune Dunkel der vergangenen Epoche, während die Landschaft, in der die kämpfenden Gestalten stehen, von weicheren und lichteren Tönen Kunde gibt. Mit diesen und anderen Werken Courbets vereinigte sich bei Cassirer dann nach dem Schluß der Corinth-Ausstellung eine größere Schar von modernen französischen Bildern, unter denen namentlich ein kostbarer Gartenblick von Manet und ein delikates Logenbild mit zwei weiblichen Gestalten von Renoir hervortraten.

Auch sonst war mancherlei von ausländischer Kunst zu sehen. In den Wochen, da Russisch Trumpf war in Berlin, durfte ein russischer Maler nicht fehlen. Alexander Alexejewitsch Borissoff, der bei Keller und Reiner

Digitized by Google

mit einer umfänglichen Ausstellung erschien, erfüllte das Amt, den Einmarsch der russischen Schauspieler und Literaten nach der Seite der bildenden Kunst hin zu ergänzen. Allerdings mit der hohen Reife des Moskauer Theaters konnte Herr Borissoff nicht aufwarten. Aber er wußte durch seine ungewöhnliche Persönlichkeit zu fesseln (ähnlich wie das einst Wereschtschagin vermochte), durch eine merkwürdige Mischung von Abenteuerlust, Forscherdrang und Künstlertum. Damit ist schon gesagt, daß sich die Kunst mit anderen Dingen in sein Interesse teilen muß, daß sie sein Leben nicht allein und auch nicht in erster Linie beherrscht. Mit ebensoviel Aufmerksamkeit, wie man seine Bilder betrachtete, las man die biographische Einleitung des Katalogs. Daraus lernte man, daß Borissoff als Bauernsohn im hohen Norden in einem entlegenen Nest geboren ist, als Junge sich in einem Kloster an der Küste des Weißen Meeres als Heiligenmaler einquartierte, dort vom Großfürsten Wladimir entdeckt und nach Petersburg auf die Akademie gebracht wurde, und sich dann zu einem russischen Nansen entwickelte, der in mehreren Expeditionen auf einer von ihm erbauten Yacht Nowaja Semlja und die weiteren arktischen Regionen bereiste, unter unglaublichen Entbehrungen und mit Überwindung zahlloser Schwierigkeiten. Dort oben nun hat er seine Bilder und Studien aus der Polarregion gemalt, bei einer Kälte, die bis zu 23 und 30 Grad Réaumur hinaufstieg, mit fast erstarrter, in dickem Pelz steckender Hand, während der Frost die Farben in eine klebrige, zähe Masse verwandelte und sogar das Terpentin anfing, sich zu kristallisieren. . . . . Das alles hat nun freilich mit der rein künstlerischen Bewertung der Arbeiten Borissoffs nichts zu tun. Aber es spricht doch mit, wenn wir uns mit der Persönlichkeit des Russen beschäftigen. Denn etwas von der frischen Verwegenheit des Eismeerfahrers ist auch in manche seiner Bilder eingedrungen. Namentlich in die Studien, die an Ort und Stelle entstanden sind, als rasch festgehaltene Impressionen, zu deren sorgsamer Auspinselung die Kälte keine Zeit ließ. Hier ist oft eine schöne Wirkung erreicht, wenn die tollen Farbenkontraste einer monderhellten Polarnacht, einer arktischen Sonnenfinsternis, einer Gletschergrotte oder Felsenpartie wiedergegeben sind, wenn in der Ferne die Eisbären wie kleine helle Mäuse über die blauweiße Schneedecke schnuppern, oder wenn der Fischerhafen von Archangelsk sich zeigt und die Ansiedlungen der Samojeden noch letzte Kunde von Menschennähe geben. Oft freilich fehlt die freie malerische Bewältigung der großartigen Motive, die Studien und Bilder haben dann mehr den Charakter von sachlichen Berichten, vor denen man die Empfindung hat, daß der Eindruck der grandiosen Vorbilder selbst nicht entfernt erreicht ist, eben weil der Künstler so objektiv und unpersönlich-wissenschaftlich vorging. Namentlich bei den größeren Bildern ist das der Fall, die ja natürlich erst später im städtischen Atelier gemalt sind.

Bei Gurlitt sah man zur selben Zeit eine große Kollektion des Engländers Walter Crane, die namentlich darum interessierte, weil wir den Spät-Präraffaeliten hier zum ersten Male auch auf einem anderen Felde künstlerischer Tätigkeit kennen lernten: als den Schöpfer feiner, kleiner Aquarelle, die jene strengen Stilisierungsgesetze aufgeben und sich teils in schlichten Schilderungen, teils in pikanten japanisierenden Impressionen mit der Welt der Wirklichkeit auseinandersetzen. Daneben erschien bei Gurlitt eine Reihe neuer Bilder des Berliner Malers Paul Höniger, die gleichfalls den ver-

Digitized by Google

stärkten Einfluß des Impressionismus dokumentierten, frische, vom hellsten Licht und wehender Luft erfüllte Ausschnitte aus französischen Landschaften und Berlinischen Straßenbildern, von reichem inneren Leben erfüllt und malerisch aufs sorgsamste durchgearbeitet.

Doch auch die aparte Ausstellung deutscher Silhouettenkunst darf nicht vergessen werden, die in der sonst wenig hervortretenden Kunsthandlung von Karl Werckmeister veranstaltet wurde. Es war eine fesselnde Übersicht über die Schöpfungen dieser zierlichen, heute leider fast verschwundenen Scherenkunst, in der alle ihre Reize wiederauflebten, von den Schwarzbildchen der Rokoko- und Empirezeit, namentlich aus dem Weimarer Goethekreise, über eigenartige Versuche aus der Mitte des Jahrhunderts zu Paul Konewkas entzückenden Blättern, zu den kostbaren Musikerbildern und -Karikaturen von Otto Böhler in Wien und zu einigen vereinzelten modernen Bemühungen, an denen sich namentlich mehrere Frauen erfolgreich beteiligen. Von Wänden und Tischen und Schaukästen grüßte uns rings eine wunderliche Schar kleiner Mohrengesichter und Schattengestalten, die uns in phantastischem Reigen umtanzten. Und mit innigem Behagen ließen wir die harmlos-lustigen Geheimniskrämereien dieser verschwiegenen Blättchen passieren, die mit der scharfen Geschlossenheit charakteristischer Umrisse Körper und Gesichter summarisch andeuten, daß unser Auge das anregende und unterhaltsame Spiel genießt, in dieser geizigen Sparsamkeit des Gesagten das Nichtgesagte zu erraten.

Musik.

Von Gustav Dippe.

So gierig wie die Opernkomponisten nach einem wirksamen dramatischen Stoff ausschauen, der, unter Musik gesetzt, geradeswegs in Erfolg, Ruhm und Unsterblichkeit hineinführen möchte, ebenso inbrünstig suchen zur Zeit die Beherrscher der zweiunddreißig Notensysteme nach einem glücklichen Vorwurf für die symphonische Dichtung. Wer sucht, ist in der Regel ein Optimist. Ein solcher ist auch M. Loeffler gewesen, als er den „Tod des Tintageles“ von Maeterlinck in Musik umdeutete. Das daraus entstandene „symphonisch-dramatische Gedicht für großes Orchester und Viola d'amour“ führte Nikisch im neunten der „philharmonischen Konzerte“ vor. Das Programmbuch brachte einen Auszug aus dem Maeterlinckschen „Trauerspiel“; das war ein ehrliches Bekenntnis, daß man auf eine allgemeine Bekanntschaft mit dieser hysterischen Dichtung nicht zu rechnen wagt. Und doch kann als Vorwurf für die ausschließlich orchestrale Gestaltung sinngemäß nur ein Stoff benutzt werden, der dem Hörer nicht allein geläufig ist, sondern ihm auch kraft besonderer Eigenschaften einen Kreis bestimmter Gedanken, Vorstellungen, Bilder oder Stimmungen zu eigen gemacht hat. Zudem entsprach der wenig glücklichen Stoffwahl eine geringe musikalische Gestaltungskraft; ein paar harmonische Ausgeklügeltheiten, reichliche Klang-

Digitized by Google

finessen und ein Minimum thematischer Erfindung. Dieses Orchesterstück mit der bombastisch-phrasenhaften Bezeichnung: „symphonisch-dramatische Dichtung" wurde einfach abgelehnt.

Nicht besser erging es einem Kunstwerk gleichen Stils „Sir John Falstaff, eine Humoreske" von Hugo Kaun, die Weingartner im siebenten Symphonie-Abend der Königlichen Kapelle zum ersten Male zu Gehör brachte. Die Idee, dieser populärsten Gestalt Shakespeares mit den modernen musikalischen Mitteln beikommen zu wollen, war glänzend. Leider hatte der Komponist, dem wohl eine Art Gegenstück zu Strauß' bezauberndem Till Eulenspiegel vorgeschwebt haben mag, sein Können nach jeder Richtung hin weit überschätzt.

Unsere jüngste Oper an der Weidendammer Brücke brachte den Donizettischen „Don Pasquale" in einer „neuen Verdeutschung" von Otto Julius Bierbaum. Diese komische Oper gehört zu den Werken, die jedesmal eine überaus anerkennende Bezeichnung zu finden pflegen, so oft ihrer gedacht wird. So nennt sie auch der „Neu-Verdeutscher" in dem Vorwort zum Textbuch nach allgemeiner Gewohnheit „eine reizende Oper". Nach meiner Überzeugung wird das Werk sehr überschätzt. Der Text zeigt freilich eine gewisse Geschicklichkeit in Szenenführung und Ausnutzung der gegebenen Situation. Demgegenüber ist aber das Fundament der Handlung, die Voraussetzung des ganzen Spiels so kindisch, daß an der Entwickelung der Vorgänge nur jemand Interesse zu gewinnen vermag, dem es in der Oper nicht töricht genug zugehen kann. Im Mittelpunkte des Ganzen ein alter Onkel, der sich zu verheiraten beabsichtigt, um — seinen ungehorsamen Neffen zu ärgern. Da dieser gegen den Neffen gerichtete Anschlag ausschließlich in dem Verlust der Renten aus der Tasche des reichen Onkels bestehen konnte, war dieses Resultat doch wahrlich bequemer zu erreichen. Der gute Don Pasquale mußte aber noch in einer zweiten Hinsicht sehr unwahrscheinlich werden, um die Aktion in Fluß zu bringen. Er, der bis zum weißhaarigen Alter keine Bedürfnisse nach ehelicher Verbindung verspürt hat, gerät nach gefaßtem Ärger-Beschluß in eine Heiratswut, die ihn vollkommen trottelhaft macht. Zwei Unwahrscheinlichkeiten haben nun leider nicht die Fähigkeit, einander aufzuheben, sondern sie liefern ein doppelt schlechtes Endergebnis. So lange es sich nur um scherzhafte Szenen handelt, die auf diesem unsoliden Untergrunde errichtet sind, kann man die Bewertung des Textes noch als Angelegenheit eines mehr oder weniger anspruchsvollen Geschmackes betrachten, in dem Augenblick jedoch, wo Pasquales Pseudogattin, die unternehmungslustige junge Witwe Norina roh wird und das Spiel eine tragische Note empfängt, sieht man sich einem verletzenden Mangel an künstlerischem Takt gegenüber.

Die Musik ist mit äußerst behender Feder hingeworfen, stellenweise wirkt sie sehr anmutig; ein andermal verblüfft sie durch virtuose Behandlung der Singstimme; Herzenswärme aber fehlt ihr gänzlich. —

Nun haben auch die Klaviergewaltigen ihre diesmaligen letzten Konzerte gegeben. Busoni schloß mit einem gemischten Programme: César Franck, Rubinstein, Brahms und Charles Valentin Alkan, den in Deutschland wieder geschätzt zu machen, Busonis eifriges, aber sicherlich fruchtloses Bemühen ist. Was aber Busoni auch spielen mag, unter seinen Händen gestaltet sich alles zu einer stupenden Virtuosenleistung und zu einer Apo-

Digitized by Google

theose des Bechsteinflügels. Wie man im Zirkus sich schwer darüber klar wird, an wen man eigentlich die Bewunderung zu adressieren hat, ob an den Reiter oder das edle Pferd, durch dessen Dressur er verblüfft, so würde man es als ganz gerechtfertigt empfinden, wenn auch der Bechsteinflügel durch einen graziösen Knix für den überlauten Beifall danken würde, den Busonis Klangeffekte allemal bei seiner Zuhörerschaft findet. — D'Albert gestaltete seinen letzten öffentlichen Klaviervortrag zu einem Beethoven-Abend. Mächtig, mit dem ihm eigentümlichen rücksichtslosen Anschlag, gab er die wundervollen C-Moll-Variationen, wahrlich titanenhaft, von schier unheimlicher Größe und Herbheit schuf er die Appassionata nach, unnahbar schön das unfaßliche Wunder Op. 111, von übermutsprudelnder Laune das entzückende Rondo a capriccio — und doch — und doch — er ist nicht mehr der frühere d'Albert, unter dessen gottgesegneten Händen alles schlechthin vollendet, abgelöst von den Begriffen: Technik und Auffassung, in Erscheinung trat, es ist etwas Krampfhaftes, etwas Forciertes in sein Spiel hineingekommen, das sich außer den Übertreibungen in Menge und Grad seines Fortespiels vornehmlich in kleinen rhythmischen Nervositäten (Kürzungen der letzten Note des Taktes zu gunsten des prononzierten Eintritts des folgenden Schlages) bemerkbar macht. Sollte an dieser betrüblichen Tatsache, die einstweilen freilich wohl nur wenigen erkennbar ist, der Umstand schuld sein, daß d'Albert den Schwerpunkt seiner künstlerischen Arbeit nach der Komposition hin verlegt hat, so werden wir uns damit schon abfinden müssen. Daß er das Komponieren von Opern einschränkt oder gar läßt, dazu ist ja wenig Aussicht vorhanden; wenn man an die reizende „Abreise" denkt, ist es wohl auch gar nicht einmal wünschenswert. Was Größe des Stils und vollkommene Hingabe an das Werk anlangt, ist er doch immer noch der Erste unter den lebenden Klavierspielern.

Berliner Theaterkunst.

Von Theodor Kappstein.

Agnes Sorma.

Ihre jüngste Rolle im Deutschen Theater ist die Königin Jokaste in Hugo von Hofmannsthals Tragödie: Ödipus und die Sphinx, über der das tiefsinnige Wort von Hölderlin schwebt: „Des Herzens Woge schäumte nicht so schön empor und würde Geist, wenn nicht der alte stumme Fels, das Schicksal, ihr entgegenstände." Der talentvolle Wiener Neuromantiker gibt in seinem Drama die Vorgeschichte zu dem Ödipus, den wir aus der zweiteiligen Dichtung des Sophokles kennen. Er führt die Handlung bis in die Tage des reifen Mannes hinein, dort setzt der alte Grieche ein.

Digitized by Google

Von erlesener Schönheit ist der Bericht, den Ödipus seinem alten Diener Phönix aus Korinth über seinen Aufenthalt im Tempel des delphischen Orakels erstattet. Alles äußere Geschehen ist hier verinnerlicht, der Schicksalsspruch des Orakels wird nicht wie ein Netz des Verhängnisses zu befremdetem Staunen über den Menschen geworfen, sondern aus seinem Blut wächst ihm die Erkenntnis seines Schicksals, das als Gesetz der Entwickelung, als sein eigen Ich vor ihn hintritt. Den Götterspruch kann man zu umgehen suchen, aber sich selbst läuft niemand davon. Auch der antike Mensch sah sich zur Erfüllung des Fatums verurteilt; aber er empfand es, wie das Kind die Strafe des Lehrers, oder wie ein Bürger den Wortlaut eines zufälligen Gesetzesparagraphen, dessen Meinung von seiner eigenen Empfindung durch Welten getrennt sein kann. Der moderne Ödipus trägt in seiner eigenen Brust seines Schicksals Sterne; die Götter weihen sein Blut, daß es sich dem Gotte entgegenhebt aus eigener Kraft. Ödipus erlebt, wie seine Ahnen durch sein Blut hindurchziehen, bis er auf dem Grunde seiner Seele den grausigen Spruch findet: „Des Erschlagens Lust hast du gebüßt am Vater, an der Mutter Umarmens Lust gebüßt, so ist's geträumt und so wird es geschehen." Der zweite Teil des zweiten Aufzugs führt Jokaste auf den Plan, er schuf einen hervorragenden künstlerischen Erfolg für Agnes Sorma und ihre Partnerin Adele Sandrock. Jokaste und Antiope, die Mutter des Laïos, des erschlagenen Gatten der Königin, enthüllen sich in ergreifender Zwiesprache die Geheimnisse ihrer fraulichen Seelen. Das junge Weib hat Furchtbares erlitten vor und bei der Geburt des Sohnes, den sie nicht kennt und der das Schicksal ihres Lebens zu sein bestimmt ist. Sie hat dem Leben geopfert, wie niemals zuvor geopfert wurde —

Und dafür
hat uns das Leben angeschaut, als wäre
es über unsrer Tat erstarrt und müßte
mit Blicken, unter denen unser Mark
gefror, uns zahlen, daß wir ihm zu wild
gedient. — Des Todes Zeichen sind um mich —
meinst du, ich fühl' es nicht? Mein Leben starrt
nicht mehr versteinert auf mich her, ich sehe
die Dinge alle so, als hätte ich
sie lieb gehabt und müßte um sie weinen:
mir ist, als wäre hinter ihnen allen
mein totes Kind versteckt.

Es grüßt sie der Tod, sie hört seine Fittiche rauschen, und die Totenlieder hüllen sie ein. Die Mütter aus dem Schattenreich senden, sie zu holen; „die Mütter" ziehen alles hinter sich, das Blut ist stark, die Welt hängt an den Müttern. Es ist von großer Schönheit, wie die Künstlerin diese Abgeschlossenheit ihres Lebens, durch die doch alle Ahnungen zucken, daß ihr ein seltsames Erleben noch bevorstehe, mit schöner Weihe wiederzugeben weiß. Das Volk ruft sie heraus, es fordert den königlichen Herrn, der das Land von dem Ungeheuer befreie, von den Verheerungen der Sphinx, und hingenommen von der Größe der Stunde und von dämmernden weiblichen Instinkten verspricht Jokaste feierlich dem Volke:

Digitized by Google

Ich schwöre, wenn ein fremder Mann
euch von der Sphinx erlöst, so wird das Haus
ihm offen stehen, offen seiner Hand
das Schwert, der Stirnreif und des Laïos Bette —
und mich dann findet er in dem Gemach.

Die Blicke des Ödipus und der Jokaste treffen sich; unwillkürlich ruft die unglückselige Mutter, als sie ihn sieht: Laïos! Ihre Augen senken sich ineinander. Jokaste urteilt nach diesem entscheidenden Augenblick: Ich habe nie gelebt! Es sind die Höhepunkte der Dichtung, die soviel Tiefes im Gedankengehalt und soviel Funkelndes und Eigengeprägtes in der Sprache enthält, die Agnes Sorma mit ihrer reifen, natürlichen Kunst uns als bleibende Eindrücke in die Seele legte. Der Sieger kehrt heim und die Königin ist sein: Du bist ein Gott und ich bin dein Geschöpf; in einen Schlaf hast du mich wie in Feuer hinabgeworfen und mir drin erneut die Seele und die Glieder. Nur Götter schaffen um, was sie berühren. Dies selige Aufgehen des liebenden Weibes in den Armen dieses Mannes; dies Hochzeitsbild, mit dem die Tragödie schließt und hinter dem eine neue Tragödie mitten aus dem Glück als aus seiner Wurzel emporsteigt, ist eine schlechthin vollkommene Leistung der Bühnenkunst von Agnes Sorma. Hier sind Kunst und Natur, Anmut und Reife, starkes Vergessen und zitterndes Ahnen zu wundervollem Bunde vermählt. Und feierlich, fast andächtig, so leicht und so schwer, so sonnentrunken und doch bewölkt von etwas Unaussprechlichem klingen ihre letzten Worte:

Wo sind die Götter, wo ist denn der Tod,
mit dem sie immer unser Herz zerdrücken?
Er war doch immerfort um mich, er war
vor meinem Aug', in meinem Haar, er hing ja
an mir so wie ein Rauch, wo ist er hin?
Er ist in meinen Leib hineingesunken,
wie eine namenlose Lust, ein un-
geheures Versprechen; o mein König,
o du: wir sind mehr als die Götter, wir,
Priester und Opfer sind wir, unsre Hände
heiligen alles, wir sind ganz allein
die Welt! . . .

Agnes Sorma, die eigentlich Agnes Jaremba heißt, ist am 17. Mai 1865 in Breslau geboren. Frühzeitig trat sie am heimatlichen Stadttheater in Kinderrollen auf. Ihre Lehrjahre in der Provinz absolvierte sie in Görlitz, Posen und Weimar. Dann wurde Adolf L'Arronge auf sie aufmerksam und engagierte sie für das Deutsche Theater in Berlin, das er im Herbst 1883 mit seinen Sozietären Haase, Barnay, Friedmann und Förster sowie mit Frau Hedwig Niemann eröffnete. Ein Kenner ihrer Anfänge in Berlin, der ältere Theaterkritiker Heinrich Hart, schreibt in frischem Gedenken: „Noch erinnere ich mich ihres ersten Auftretens in Berlin. Es war am 15. Oktober 1883. Als Anhängsel zu irgend einem anderen Drama wurde im Deutschen Theater Wilbrandts Einakter Jugendliebe gegeben. Den Backfisch des Stücks sollte eine neue Naive, Fräulein Sorma, die niemand

Digitized by Google

kannte, von der niemand je gehört, als Probe ihres Könnens zum besten geben. Sie trat auf und siegte. Sie gewann sich sofort die Herzen durch die Schlichtheit ihres Spiels und den waldfrischen Zauber ihrer Stimme." Niemand aber ahnte damals den ganzen Reichtum ihrer Begabung. Bis sie derselbe L'Arronge auch für die höhere Kunst entdeckte. Der Direktor brauchte eine Vertreterin der Ophelia und bestimmte die junge Künstlerin dazu, die Rolle versuchsweise einzustudieren und ihm vorzuspielen. Sein Urteil faßte er in die Worte zusammen: „Du wirst die Ophelia spielen." Sein scharfer Blick hatte recht gesehen. Das Publikum nahm die Ophelia an, und nun ging es unaufhaltsam aufwärts. Das Käthchen von Heilbronn und ihre leidenschaftliche Jüdin von Toledo führten sie hinüber zu Julia und Desdemona; von Lessings Franziska zur bezähmten Widerspänstigen, zum prächtigen Schwung des Esterfragments Grillparzers und zu dem originellen Humor in desselben Dichters Ebrita („Weh' dem, der lügt"). In allen Rollen zeigte sie, daß sie Seelenstimmungen nachzuempfinden und auszusprechen wußte, und als Grundzug ihrer Art erscheint eine zartbesaitete, leicht erregbare Weiblichkeit. Ihre Frische und Natürlichkeit wirken erholend und ansteckend, ihre mimische Begabung aber darf mit Recht wegen ihrer unbegrenzten Ausdrucksfähigkeit bewundert werden. Wer etwa ihre Christine gesehen hat in Schnitzlers „Liebelei", der weiß wie meisterhaft sie den Übergang nehmen kann von der anmutigen Munterkeit zum Rührenden und Ergreifenden. Wo sie plaudert, da plaudert sie deutsch, naiv und liebenswürdig, schelmisch und herzenssinnig; und von wie einfacher Würde ist sie in tragischen Rollen, jede zuckende Wildheit der Bewegung, Prunk und Pathos meidend, weil sie mit hellen Augen die Wirklichkeit sieht und nach Wahrheit trachtet.

Im Jahre 1890 trennte sich Frau Sorma, die in diesem Jahre mit Demetrius Mitro, Grafen von Minotto in Venedig, sich verheiratete, vom Deutschen Theater und ging zum Berliner Theater unter Ludwig Barnay über. Hier wirkte sie drei Jahre. Das Ereignis dieser Zeit wurde für sie die Nora von Ibsen, die sie zu ihrer Lieblingsrolle erkor. Mit unbedingter Sicherheit führt sie den Charakter dieses großen Kindes im Puppenheim hinüber zu der starren Entschlossenheit des zu sich selbst erwachenden reifen Menschen; „die jähen Übergänge aus dem Lachen ins Weinen, aus dem Entsetzen in die Ausgelassenheit, das ganze fieberische Hin und Her, die Darstellung des ewigen Stimmungswechsels, das alles verrät ebensoviel technische wie innerliche Meisterschaft. Da ist kein Wort, keine Bewegung, die nicht bedeutungsvoll sind, die sich nicht gegenseitig aufs innigste durchdringen und verschmelzen." Die Nora der Schlußszene, die beinahe ein Abstraktum geworden ist aus der Nora des blühenden Lebens in den ersten Akten, spielt sie weniger gut, weil hier das Menschliche der Gestalt, wie so oft in den Schlußakten der Ibsenschen Dramen, von der Tendenz des Wahrheitsfanatikers zurückgedrängt ist. Ebenso sehenswert waren ihre anderen Gestalten in den Stücken des Nordländers, wie die Rita Allmers in „Klein Eyolf" u. a. Für vier Jahre kehrte die Künstlerin an das Deutsche Theater (unter der Direktion Otto Brahms) zurück. Sie stand neben Josef Kainz, wie schon früher einmal, und kreierte, einen Erfolg um den anderen sich erringend, eine lange Reihe weiblicher Hauptrollen in den Stücken von Hauptmann, Sudermann, Fulda. Sie war das unvergessen

Digitized by Google

holde Rautendelein in der „Versunkenen Glocke", sie vertrat die drei Frauenrollen in Sudermanns „Morituri". Wer kann ihrer Salome ohne Freude gedenken in Sudermanns großer Tragödie „Johannes", die unserem deutschen Spielplan Jahre hindurch angehört hat und ihm wieder, und dann bleibend, zugehören wird! Gretchen und Hero, Claire (Hüttenbesitzer) und Froufrou, Rautendelein und Salome — welche Gegensätze umspannt die Kunst dieser Frau; und was der Schauspielerin schwerer wird als dem männlichen Kollegen durch die Veränderungen des Bartes: welche Wandlungsfähigkeit ist ihr möglich! Darin versagt z. B. Irene Triesch fast völlig.

Im Jahre 1896 begann Frau Sorma die unruhigen Jahre ihrer Gastspielschaft. Sie wollte in keinem festen Engagement mehr stehen, sondern bald hier, bald da, wie das Mädchen aus der Fremde, an den verschiedenen Bühnen in den Städten erscheinen und jedem eine Gabe bringen. Die glänzenden Erfolge, die ihr zufielen, machten sie kühn. Weihnachten 1899 stellte sie sich eine eigene Gesellschaft zusammen und spielte deutsche Stücke zum ersten Male in Paris. Ich erinnere mich noch sehr lebhaft, wie dies Unternehmen damals in der deutschen Presse gefeiert wurde. Ich gehörte der Redaktion des „Berliner Tageblatt" an, und als die Sorma zum ersten Male in der französischen Hauptstadt auftrat, hatten wir Feuilletonredakteure späten Abenddienst. Wir waren darüber am Weihnachtsfeiertag nicht gerade sehr entzückt. Der Pariser Korrespondent hatte Auftrag, von Akt zu Akt telegraphisch zu berichten; ein großes glänzendes Feuilleton, das aus den ausführlichen Depeschen erwuchs, verbreitete am andern Tage das „ungeheure Ereignis" in der gebildeten Welt. Im Jahr darauf erlitt Agnes Sorma dagegen eine Niederlage, die nicht ganz unverdient war. Sie trat wieder mit einer eigenen Truppe eine große Gastspielreise an, die in Brüssel begann, sich in Mailand und Florenz, Rom und Neapel fortsetzte und in Ungarn und Österreich beschlossen werden sollte. In Athen und Konstantinopel verfolgte sie der Unstern; sie mußte vor leeren Häusern spielen und sah sich genötigt, da die finanzielle Einbuße schwer war, die ganze Tournee in Wien abzubrechen, und zog sich in tiefer Depression nach Meran zurück. Das Zigeunernde eines solchen unsteten Wanderlebens ging nicht spurlos an ihren Leistungen vorüber. Als sie dann im Lessingtheater wieder auftrat, hatte sie zwar als Notstandskind Marikke in Sudermanns „Johannisfeuer" und noch mehr als „Zwillingsschwester" in Fuldas graziösem Verslustspiel neue große Erfolge zu verzeichnen; aber wer schärfer zusah, der vermißte an ihr in jener Zeit etwas von der sieghaften Frische, die sie vordem wie ein Diadem geschmückt. Es war etwas Hastiges, Fahriges, Reisemäßiges in sie hineingekommen, die Nerven waren erregt. Die leuchtende Sicherheit ihrer Natur schien in Gefahr, von der Routine verdrängt zu werden. Jeder Freund ihrer Kunst begrüßte es darum aufrichtig, als sich Frau Sorma entschloß, wieder seßhafter zu werden und ihre Gastspiele nicht mehr zum Hauptzweck zu machen, sondern als Erholung vom Engagement zu betrachten. Sie hat sich in den letzten Jahren denn auch von jenen Attacken ausgeruht; und als Max Reinhardt das Deutsche Theater übernahm, um es im alten und neuen Geist zu leiten, da war er so klug, sich vorher Agnes Sormas Kunst zu sichern. Diese Porzia in dem „Kaufmann von Venedig" zeigt alle Vorzüge der Künstlerin in strahlendem Licht. Es geht ein Charme von ihr aus, dem sich niemand entziehen kann noch mag;

Digitized by Google

wie sie die Freier prüft, wie sie mit ihren Gespielinnen scherzt, wie sie im Gerichtssaal des Dogen mit dem Juden verhandelt, bis hin zur romantischen Neckerei in der Mondscheinszene des letzten Akts — das sind Bilder, die haften bleiben. Es will mir scheinen, als hätte die weibliche Schauspielkunst in Berlin, zumal nach dem Weggange der lieblichen und tüchtigen Teresina Geßner, keine Vertreterin aufzuweisen, die es mit Agnes Sorma aufnehmen könnte in bezug auf den Reichtum der Gestalten und in der realpsychologischen künstlerischen Darstellung der weiblichen Art — soweit diese allerdings nicht das Gebiet der sexuellen Nervenheilkunde berührt.

Streiflichter.

Seit Wochen tagt die Marokko-Konferenz; heute steigt dort die politische Quecksilbersäule, morgen sinkt sie, und so geht es in täglichem Wechsel fort. Die Schwierigkeiten der marokkanischen Fragen unterschätze ich gewiß nicht, aber mir will doch scheinen, die Diplomatie tut hier an zeitraubender Umstandskrämerei, an althergebrachter Pedanterie, an einem verwirrenden Hin und Her des „Guten" erheblich zu viel. Entweder will man eine Verständigung oder man will sie nicht; in beiden Fällen kann man rascher zum Ziele kommen. Bei völkerrechtlich-diplomatischen Verhandlungen sollte es schließlich nicht anders hergehen, als bei sonstigen Verhandlungen zwischen Menschen, die wissen, was sie wollen, es auch hergeht. Aber Diplomaten sind leider noch immer nicht Menschen im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Je dunkler, je umständlicher, um so „diplomatischer". Wieviel Zeit, Nerven und — Geld (man denke nur an die durch Algeciras geschaffene und in Permanenz erhaltene Unsicherheit der Lage für Handel, Industrie usw., von den großen Kosten der Konferenz selbst zu schweigen) hat nicht bis jetzt das spanisch-maurische „Idyll" den beteiligten Kulturstaaten schon gekostet. Heute (17. März) scheint die Einigung zwischen Deutschland und Frankreich ferner denn je. Wird es wegen Marokko zum Kriege kommen? Möglich ist alles; aber käme das Schreckliche wirklich, dann trüge Frankreich und das hinter ihm stehende England — oder steht nur Eduard VII. hinter ihm — die schwere Schuld an der Menschenschlächterei. Denn, was Deutschland in und für Marokko verlangt, ist der Billigkeit durchaus entsprechend.

Deutschland und Frankreich! Während sie da unten im Süden sich mißtrauisch einander gegenüberstehen und den Weg des Verstehens nicht finden können, haben sie sich oben im Norden zu gemeinsamer, edler Kulturarbeit die Hände gereicht: Das furchtbare Grubenunglück zu Courrières hat deutsche Bergleute in die Mitte ihrer französischen Berufsgenossen

Digitized by Google

geführt, und gemeinsam setzt der Deutsche mit dem Franzosen das Leben ein für die Rettung Verschütteter und die Bergung Toter. Da war kein langes Überlegen, kein „wenn" und „aber", da wurde gehandelt. Das Ziel lag klar vor Augen, und der Weg zu ihm wurde gebahnt. Die Arbeiter haben den Diplomaten ein Beispiel gegeben. Wie an den rußgeschwärzten Kohlengruben die Gemeinsamkeit der Menschlichkeitsinteressen die „Feinde" zu Freunden machte, so sollte im sonnigen Algeciras die Gemeinsamkeit der Kulturinteressen die Gegensätze überbrücken. Daß die Arbeit dort unten unvergleichlich schwerer ist, als die Arbeit dort oben war, weiß ich. Allein noch einmal: wo ein Wille, da ist ein Weg, und der Wille zum Frieden muß doch vorhanden sein.

Auf die sonst so schön verlaufenen Tage des Doppelfestes im Kaiserhause sind nun doch Schatten gefallen. Zunächst: keine Amnestie! Wer dem Kaiser diesen Rat gegeben hat, war ein schlechter Ratgeber. Die Herzen von Millionen schlugen dem Kaiserpaare entgegen; in zahlreichen und großartigen sozial-wohltätigen Stiftungen gab sich die treue Liebe kund. Da hätte vom Throne her auch eine soziale Wohltat die Antwort sein müssen. Was die offiziösen Blätter sagen, Amnestie erfolge nicht bei Familienfesten, ist mehr als schwach. Gerade zum Charakter des Familienfestes passen die in der Amnestie liegende Güte und Menschenfreundlichkeit vortrefflich. Noch jüngst hat der greise bayerische Prinzregent bei Gelegenheit seines 85. Geburtstages — doch wohl auch ein Familienfest — Amnestie gewährt, und die Wirkung des Gnadenerweises war bei allen Parteien und in allen Kreisen eine ausgezeichnete. Wir leben in einer das soziale Wohltun geradezu gebieterisch heischenden Zeit. Bedauerlich, daß man in Berlin oft so wenig Verständnis für die Zeichen der Zeit besitzt!

Der zweite Schatten über den Festtagen ist die Verleihung des Adelstitels an einige Finanzgrößen. Solange Adelsverleihung als Auszeichnung gilt, muß sie dem wirklichen Verdienste und nicht bloß dem großen Geldbeutel verliehen werden. Die Verdienste der neuen Adeligen liegen aber ausschließlich auf dem Gebiete des Geldausgebens für — Jagden, Freilegung des Brandenburger Tores und für den berüchtigten Henkelschen Millionenfonds zur Aufbesserung der Offiziersgehälter. Die Bestreitung der offiziösen Blätter ist keine Bestreitung, zwischen den Zeilen steht das Geständnis der Existenz dieses Fonds, der nicht scharf genug verurteilt werden kann. Was ist dieser Fonds anders, als Besoldung von Offizieren durch reiche Privatleute; und das ist ein Gedanke, der einem den Magen umdreht.

Der „Fall Römer" ist im Abgeordnetenhause zur Sprache gekommen und hat dort leider eine Behandlung erfahren, die zum Widerspruch herausfordert. Pfarrer Römer war, wie man weiß, von der evangelischen Gemeinde in Remscheid nach einer Gast- und Probepredigt zum Pfarrer gewählt worden. Eine verschwindende Minderheit hatte an der Predigt „Anstoß" genommen, erhob Einspruch gegen die Bestätigung, und das Koblenzer Konsistorium stellte sich auf die Seite der wenigen und bestätigte Römer nicht. Ein in Preußen leider nicht mehr ungewöhnliches „evangelisches" Verhalten. Schlimmer aber als diese engherzige Tat einer bureaukratischen Behörde ist, daß nationalliberale Abgeordnete das

Digitized by Google

Koblenzer Autodafé verteidigten, und unter ihnen Herr D. Hackenberg. Freilich der Abgeordnete Hackenberg war in einer mißlichen Lage: Als Vorsitzender der rheinischen Provinzialsynode hatte er selbst beim verurteilenden Konsistorialentscheide hervorragend mitgewirkt, und jetzt sollte er als Abgeordneter sein peccavi et erravi sprechen. Hätte Hackenberg seinen Irrtum offen eingestanden, so wäre sein eigenes und der evangelischen Kirche Ansehen nur gestiegen. Allein, was man bei dem talentvollen Hunsrücker Pastor häufig beobachten kann, zeigte sich auch hier wieder: seine unleugbar diplomatische Begabung überwucherte Liberalismus und Charakterfestigkeit. Hackenberg führte aus, im Falle Römer handle es sich nicht um einen „Lehrprozeß", nicht gegen die Freiheit der Lehre habe er mit den anderen Koblenzer Herren Front gemacht, sondern Herr Römer sei aus pastoralen Gründen für eine bestimmte einzelne Gemeinde als weniger tauglich befunden worden; es stehe nichts im Wege, daß Herr Römer für andere Gemeinden durchaus passend sei! Selbst bei der Herrn Hackenberg nahestehenden „Nationalzeitung" erregte diese Auslegungskunst „Kopfschütteln", und sie ist in der Tat so „diplomatisch", daß dabei die objektive Wahrheit in die Brüche geht. Objektive Wahrheit steht ganz auf seiten des Herrn Römer und subjektive Wahrhaftigkeit auch; aber unevangelischer Gewissenszwang, Lehrunfreiheit finden sich im Lager derer um Hackenberg. Wer wie ich aus der katholischen Gewissensunfreiheit in die evangelische Freiheit mit hochgespannten Erwartungen eingetreten ist, der empfindet es tief schmerzlich, wenn er die von fern geschaute Freiheit in der Nähe in „Freiheit, die ich meine" sich wandeln sieht. Und dies Lied sang Herr D. Hackenberg im Abgeordnetenhause. Die evangelische Kirche braucht mehr als je religiöse Pfarrer, und Pfarrer, die Männer sind. Herr Römer scheint ein solcher zu sein, und ihn haben das Koblenzer Konsistorium und D. Hackenberg abgesägt! Daß bei derartiger „Ausästung" am evangelischen Kirchenstamm schließlich nicht mehr viel Gesundes, Triebkräftiges übrig bleibt, ist begreiflich. Mich persönlich hat übrigens das Verhalten Hackenbergs nicht erstaunt. Als er ins Abgeordnetenhaus gewählt wurde, habe ich, nach meiner damaligen Kenntnis von ihm, mit vielen mich gefreut und große Hoffnungen auf ihn gesetzt; wiederholt habe ich das Herrn Hackenberg persönlich ausgesprochen. Die Hoffnungen haben sich nicht erfüllt! Hervorragendes Talent und große Rednergabe sind für einen Abgeordneten gewiß wertvolle Gaben, aber sie allein tun's nicht. Der Abgeordnete unserer Zeit muß die Stärke besitzen, den Punkt aufs i zu setzen und unter seine Ausführungen einen geraden, festen Strich zu ziehen, auch wenn das an gewissen Stellen nicht gefällt. Ein: Hier stehe ich, ich kann nicht anders, ist auch in der Politik eine segensreiche Tat. Kompromisse in grundsätzlichen Fragen kompromittieren.

Ein bedeutungsvoller Tag für unser gesamtes wirtschaftliches Leben war der 1. März. Mit ihm begann die Ära der neuen Handelsverträge. In wirtschaftlichen Dingen prophezeien ist fast noch schwerer als in politischen. Fragen wir aber die Vergangenheit, so steht zweierlei fest: erstens, die neuen Handelsverträge bedeuten den Bruch mit den seit fast hundert Jahren zunächst von Preußen und dann vom Zollverein befolgten Grundsätzen der Zoll- und Handelspolitik, deren hervortretendster Zug war: Erleichterung der Einfuhr von Rohstoffen und Lebensmitteln zu

Digitized by Google

gunsten der Bevölkerung und der Industrie. Auf diesen Grundsätzen fußend haben Handel und Industrie eine fast beispiellos glänzende Entwickelung genommen, die nicht nur finanziell, sondern vor allem auch politisch segensreich war für unser Vaterland, indem die Zoll- und Handelspolitik Preußens und ihre vorzüglichen Ergebnisse die Kleinstaaten zum wirtschaftlichen und dann auch zum politischen Anschluß an den führenden deutschen Staat bewogen. Unter diese gute Vergangenheit nun machen die neuen Handelsverträge einen dicken Strich. Ein neues Blatt in Deutschlands wirtschaftlichem Hauptbuche ist am 1. März aufgeschlagen worden; leider kein unbeschriebenes Blatt mehr: auf ihm stehen schon verzeichnet die Mißerfolge, die andere Staaten (Frankreich, Spanien, Österreich, Rußland usw.) mit der von uns jetzt begonnenen Handelspolitik erlitten haben. So hat der Vaterlandsfreund die Grenzscheide zwischen dem 28. Februar und dem 1. März 1906 nicht ohne Sorgen für Deutschlands wirtschaftliche Zukunft überschritten.

Ich muß wieder einmal mehrere Unterlassungssünden der Presse in bezug auf den Ultramontanismus verzeichnen. Der Vatikan hat ein „Weißbuch" veröffentlicht über seine Beziehungen zu Frankreich. Das 8. Kapitel dieses „Weißbuches" — wie sehr erinnert doch solch ein diplomatisches „Weißbuch" des „Statthalters Christi" an Christus — enthält hochbedeutsame Auslassungen über die Stellung des gegenwärtigen Papstes zur Frage des Kirchenstaates. Pflicht der Presse wäre es gewesen, diese Auslassungen wiederzugeben, weil gerade Pius X. noch immer hingestellt wird als ein Papst, der den Kirchenstaat preisgegeben hat. Das „Weißbuch" redet darüber eine andere Sprache, als solch schönfärberische Unwissenheit oder bewußte Unwahrhaftigkeit. Da heißt es: „Aus der schweren Verpflichtung des Papstes, den Absichten der Vorsehung (!) bei der Einsetzung des Papsttums zu entsprechen (!), folgt, daß der Papst, wenn er die durch die Ereignisse von 1870 geschaffene Zwangslage ertragen muß, nie dieselbe billigen oder etwas tun kann, was in der öffentlichen Meinung den Anschein erwecken könnte, er habe seine Zustimmung gegeben." Sieben große antiultramontane Zeitungen lese ich täglich, in keiner einzigen waren diese bedeutsamen programmatischen Worte verzeichnet, ebensowenig wie die beiden folgenden höchst wichtigen Kundgebungen des Papsttums. In der „Konstitution" vom 18. Januar 1906 „verfügt" der Papst „kraft apostolischer Vollgewalt, daß in Zukunft alle gemischten Ehen in Deutschland als gültige Ehen anzusehen sind, auch wenn sie nicht vor dem zuständigen katholischen Pfarrer geschlossen wurden; ferner, daß für die Vergangenheit die gemischten und die rein protestantischen Ehen als gültige zu gelten haben, wenn auch die Form ihrer Eingehung den Bestimmungen des Konzils von Trient nicht entsprochen hat!" (Köln. Volksztg. vom 23. Februar 1906). Diese päpstliche Bestimmung, die deutlich auch die Protestanten der „apostolischen Vollmacht" unterstellt, erlangt „Gesetzeskraft" am 15. April. In der Enzyklika vom 11. Februar an die französischen Bischöfe betont der Papst den Unterschied zwischen „lehrender" und „lernender" Kirche: „Diese Kategorien sind derart verschieden voneinander, daß bei den Hirten (der Hierarchie) ausschließlich das Recht vorhanden ist, alle zu lenken. Was die Menge betrifft, so hat sie keine andere Pflicht, als sich

Digitized by Google

führen zu lassen und als gelehrige Herde ihren Hirten zu folgen" (Germania vom 20. Februar). Drei päpstliche Offenherzigkeiten hat uns also der Beginn des Jahres gebracht, die der Hervorhebung und Festnagelung sehr wert gewesen wären. Aber dieser starke römische Wind brachte kein Rauschen im Pressewald hervor, den doch sonst das leiseste Sensationslüftchen zum Brausen erregt.

„Das Zentrum herrscht", lautete die Überschrift eines vor wenigen Tagen in einem großen antiultramontanen Berliner Blatte veröffentlichten Leitartikels. Sehr richtig, das Zentrum herrscht, und durch das Zentrum herrscht Rom, und nicht zum mindesten herrschen beide deshalb, weil die Presse es unterläßt, die Welt über den in Rom und im Zentrum verkörperten Ultramontanismus sachlich, gründlich und systematisch aufzuklären. Den Schaden dieser schweren Unterlassungssünde trägt unser Volk.

Ganz besonders „herrscht" das Zentrum in Kolonialangelegenheiten, und der Weg zur Herrschaft ist hier die Verquickung kolonialer Kulturaufgaben mit den katholischen Missionen. Der Abg. Dr. Arendt rief jüngst, allerdings in anderem Zusammenhange, dem neuen Kolonialdirektor die Worte zu: Erbprinz, werde hart! Möchte er es werden! Kolonialangelegenheiten sind staatliche Dinge, Missionen nicht.

Das Schulgesetz ist aus den Kommissionsberatungen noch nicht herausgekommen. Für diejenigen, die in der Konfessionsschule die Festlegung konfessioneller und kultureller Zerklüftung sehen, bieten die bisherigen Beratungen ein sehr unerfreuliches Bild. Warten wir aber mit dem abschließenden Urteile, bis das Plenum gesprochen hat. In den Januar-Streiflichtern habe ich es „Verrat" genannt, ein solches Schulgesetz zu beschließen. Aufmerksam darauf gemacht, daß der Ausdruck eine persönlich unehrenhafte Gesinnung unterschiebt, erkläre ich gern, daß mir dieser Vorwurf den Vätern und Verteidigern des konfessionellen Schulgesetzes gegenüber fern gelegen hat und daß ich deshalb das Wort „Verrat" zurücknehme. Was die Kommissionsberatungen bis jetzt gezeitigt haben, läßt denjenigen, die in der Konfessionsschule die systematische Zerklüftung unserer kulturellen und nationalen Einheit und deshalb ein nationales Unglück sehen, wenig Hoffnung, daß dies Unglück uns erspart bleiben wird. Warten wir aber mit dem abschließenden Urteile, bis das Plenum seine Arbeit beendet hat.

„Wir müssen aus dem Turm heraus" ruft der Zentrumsführer J. Bachem in den „Historisch-politischen Blättern" (1. März 1906), und meint damit, daß das Zentrum auch unter nichtkatholischen Abgeordneten werben müsse, es müsse eine interkonfessionelle Partei werden. „Ist's gleich Wahnsinn, so hat es doch Methode!" Und die Furcht ist gerechtfertigt, daß unklare Köpfe, die ihre Kenntnis über Zentrum und Ultramontanismus aus der Kölnischen Volkszeitung, aus der Christlichen Welt oder aus den Preußischen Jahrbüchern schöpfen, in die freundlich geöffnete „interkonfessionelle" Hürde springen werden: Et erit pastor unus et ovile unum! Und so hat der alte Mönch von Lehnin richtig „prophezeit". Halten wir anderen Ohren und Augen auf, und lassen wir dem Bachemschen Sirenengesang gegenüber die harte Stimme der ultramontanen Tatsachen vernehmen; sie ist überall hörbar für den, der hören will.

Digitized by Google

Eines, und nicht das Unwichtigste bleibt noch zu erwähnen. Unwidersprochen ist in der Presse verbreitet worden, der neue Staatssekretär des Auswärtigen von Tschirschky und Bögendorff sei ohne Wissen des Reichskanzlers vom Kaiser ernannt worden; Bülow habe darauf seinen Abschied eingereicht, sich aber wieder „beruhigen" lassen. Ob Bülow gehen wollte, sich dann aber wieder „beruhigte", mag unerörtert bleiben, echt Bülowsch wäre es. Trifft es aber zu, daß der neue Staatssekretär ohne Wissen des verantwortlichen Leiters unserer auswärtigen Politik ernannt worden ist, so läßt das auf einen „Absolutismus" in der Leitung unserer Politik, auf den Mangel eines Verantwortlichkeitsbewußtseins schließen, die zu den allerernstesten Bedenken Anlaß geben. Gerade jetzt, wo die internationale Spannung den höchsten Grad erreicht hat, wo Krieg oder Frieden auf des Messers Schneide stehen, darf nichts ohne diejenigen Stellen geschehen, die amtlich die Verantwortung tragen und dafür vom deutschen Volke mit schwerem Gelde bezahlt werden. Was im Januarheft dieser Zeitschrift ein Fachmann ausführte, wird durch dieses „absolutistische" Vorkommnis aufs neue bestätigt: nicht deshalb steht Deutschland so isoliert da und wird mit so mißtrauischen Blicken von den anderen Mächten angesehen, weil man, wie es in der Reichstagsthronrede hieß, „deutsche Art verkennt", sondern weil wegen des herrschenden persönlichen Regiments, das sich durch Plötzlichkeit und Impulsivität kennzeichnet, das Gefühl der Unsicherheit und Unstetigkeit sich in bezug auf Deutschland bei den übrigen Regierungen und Völkern festgesetzt hat. Eine tief beklagenswerte Tatsache! Möchte das Bismarcksche Wort: Wilhelm II. will sein eigner Kanzler sein, nicht in einem Sinne und in einer Form Wahrheit werden, die für unser Vaterland verhängnisvoll sind! Der Kanzler Bülow wird ja leider dies Verhängnis, wenn es überhaupt am Schreiten ist, nicht aufhalten.

18. III. 06. Graf von Hoensbroech.

Verantwortlicher Redakteur: Graf Paul von Hoensbroech, Groß-Lichterfelde.
Verantwortlich für die Anzeigen: Emil Kopitz, Berlin.
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn, Berlin W., Schöneberger Ufer 43.
Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.

Digitized by Google

Protestantische Unfehlbarkeit.

Von Graf von Hoensbroech.

Nun hat auch der Oberkirchenrat sein Wort im Falle Römer (vgl. Streiflichter des Aprilheftes S. 122) gesprochen: Römer kann nicht Pfarrer von Remscheid werden. Irgendwo anders kann er es werden — theoretisch gesprochen —, nicht aber in Remscheid. Und er kann es dort nicht werden, weil er seiner theologisch-wissenschaftlichen Überzeugung, daß Christus der auf natürlichem Wege gezeugte Sohn Mariens und nicht der metaphysisch-wesenhafte Sohn Gottes ist, Ausdruck auf der Kanzel gegeben hat, und weil an dieser Kanzeläußerung etliche Remscheider „Anstoß" genommen haben.

Nach dem Urteile des Oberkirchenrates darf Herr Römer seine theologisch-wissenschaftliche Überzeugung haben, er darf sie nur nicht auf der Kanzel aussprechen, sondern muß, gegebenen Falles, ihr Gegenteil zur „Erbauung" der Gemeinde von sich geben. Nette „Erbauung", die schließlich auf Heuchelei hinausläuft, werden mit mir nicht wenige, die sich gesundes Empfinden bewahrt haben, zu diesem oberkirchenrätlichen Urteile sagen.

Aber nicht das und nicht manches andere in dem Entscheide des Oberkirchenrates ist es, was ich beleuchten will — es ist reichlich durch die Tagespresse geschehen: ich möchte auf das Widersinnige einer protestantischen Unfehlbarkeit hinweisen, die sich hier, wie schon so oft, in oberkirchen- oder konsistorialrätlichen Erlassen kundgibt.

Hätte der Oberkirchenrat als oberste Behörde des unter staatlicher Aufsicht stehenden, sich Landeskirche nennenden Vereins gesagt: unser Verein — genannt Landeskirche — hat in seinen Satzungen das Bekenntnis der jungfräulichen Geburt und der metaphysischen Gottessohnschaft Christi; du, Römer, erkennst diese landeskirchlichen Vereinsstatuten nicht an, also kannst du inner-

Digitized by Google

halb unseres landeskirchlichen Vereins nicht angestellt werden, so wäre nichts einzuwenden. Denn jeder Vereinsvorstand hat das Recht, ja die Pflicht, die bestehenden Vereinsstatuten aufrecht zu erhalten. Was tut aber der Oberkirchenrat? Er verwirft die Probepredigt des Herrn Römer, weil sie gegen „Gottes Wort", gegen die „Heilige Schrift", gegen „das evangelische Glaubensbekenntnis" verstoße.

Wenn ich nicht irre, ist der Oberkirchenrat eine rein menschliche, dem Irrtum unterworfene Behörde, zusammengesetzt aus so und so vielen nicht irrtumslosen Menschen; und wenn ich ferner nicht irre, gibt es nach evangelischer Auffassung keine unfehlbare, das „Wort Gottes", die „Heilige Schrift" unfehlbar auslegende Autorität unter uns Menschen, sondern es besteht, wiederum nach evangelischer Auffassung, für den einzelnen das Recht der freien Forschung, welche Irrtumsmöglichkeit begrifflich einschließt. Wie kommen nun die dem Irrtum so gut wie jeder andere von uns unterworfenen Oberkirchenräte dazu, ihre Ansicht von der jungfräulichen Geburt und von der metaphysischen Gottessohnschaft Christi als „Wort Gottes", als „Heilige Schrift", also als die allein richtige hinzustellen? Damit sprechen sie sich Unfehlbarkeit der Schriftauslegung zu. Wie kommt der Oberkirchenrat ferner dazu, in diesem Zusammenhange von einem „evangelischen Glaubensbekenntnisse" zu sprechen und sich als seinen, wohl doch irrtumslosen Hüter hinzustellen? Mit Verlaub, ein Glaubensbekenntnis einer organisierten evangelischen Gemeinschaft und einen Hüter eines solchen Glaubensbekenntnisses gibt es nicht. Es gibt den Glauben des einzelnen evangelischen Christen, wie er sich ihn frei, nach seinem individuellen Wissen und Gewissen unter Gottes Beistand erworben hat. Alles aber, was eine organisierte kirchliche Vereinigung, mag sie nun Landeskirche oder wie immer heißen, auf religiösem Gebiete für ihre Mitglieder behördlich festsetzt, ist menschliches Vereinsstatut, weiter nichts, und ein Oberkirchenrat, oder wie sich sonst der Vorstand eines religiösen Vereins nennt, ist Vereinsvorstand und Hüter von Vereinssatzungen, weiter nichts. Eine sogenannte unfehlbare Autorität setzt den Glauben an diese Unfehlbarkeit von seiten derjenigen voraus, die diese Autorität anerkennen. Nur deshalb ist der Papst „unfehlbar", weil die Katholiken an seine „Unfehlbarkeit" glauben. Wo aber ist der evangelische Christ, der an eine oberkirchenrätliche Unfehlbarkeit glaubt?

Aber unsere symbolischen Bücher, aber Luther! Auch

Digitized by Google

die symbolischen Bücher, auch Luther sind rein menschliche Autoritäten und sonst nichts, deren Ansehen so gut oder so schlecht ist, so gut oder so schlecht ihre Gründe für diese oder jene religiöse Meinung oder Schriftauslegung sind.

Ein ganz energisches: Schuster, bleib' bei deinem Leisten muß im Interesse der Religion dem Oberkirchenrat zugerufen werden: Deines Amtes ist, die menschlich gewordenen Satzungen der Landeskirche zu hüten und vorkommenden Falles zu sagen: das oder das ist gegen die Satzungen.

„Unfehlbare" Glaubensentscheidungen zu treffen, „unfehlbare" Wort-Gottes-Auslegungen zu geben, überlasse der Oberkirchenrat dem „unfehlbaren" Papste; der kann es wirklich besser und mit mehr Erfolg.

Protestantische Unfehlbarkeit — Brr —, mich schüttelt der Widerwille.

Die Papstwahl und das Veto der katholischen Mächte.

Von Dr. J. Kreyenbühl.

Bei der Wahl des gegenwärtig regierenden Papstes Pius X. hat sich bekanntlich ein Zwischenfall ereignet, der nicht bloß für den unmittelbar davon Betroffenen eine unangenehme Folge gehabt, sondern auch in den kurialistischen Kreisen viel Ärger und Aufregung und eine Debatte verursacht hat, die noch nicht geschlossen ist und, nach der neuesten Wendung der Dinge zu urteilen, zu praktischen Maßnahmen hinsichtlich der Papstwahl führen wird. Kardinal Rampolla, der Staatssekretär Leos XIII., so wird mit Sicherheit behauptet, hätte die zur Papstwahl nötige Stimmenzahl auf sich vereinigt, wenn nicht Österreich zur rechten Zeit gegen diese Kandidatur sein Veto eingelegt hätte. Infolgedessen fiel dann die Wahl auf den Kardinal Giuseppe Sarto, den

Digitized by Google

Patriarchen von Venedig. Die römische Kurie aber benutzt nun diesen Anlaß, um gegen das Veto als einen Mißbrauch anzukämpfen und seine Abschaffung zu fordern, da dadurch die Freiheit der Papstwahl beeinträchtigt werde. Nun ist allerdings richtig, daß das Veto in keiner Bestimmung des kanonischen Rechts niedergelegt ist, sondern sich lediglich auf die Autorität des Souveräns stützt, der gegen die Wahl eines Kardinals zum Papste Einsprache erhebt. Es üben nämlich die größeren katholischen Regenten schon seit Jahrhunderten herkömmlich das Recht, einen ihnen mißfälligen Kardinal vorher von der Wahl auszuschließen. Der Kaiser von Österreich hat daher bei der sogenannten Exklusive Rampollas nur ein Gewohnheitsrecht ausgeübt, das vor ihm seine Vorfahren sowie andere katholische Potentaten ausgeübt haben. Das wissen die Herren von der Kurie selbstverständlich so gut wie wir, und auch davon werden sie wohl überzeugt sein, daß die katholischen Mächte sich diesen positiven und nicht unbedeutsamen Einfluß auf die Papstwahl nicht durch eine einseitige Verfügung des Papstes aus der Hand reißen lassen.

Da nun aber der Papst nach den Nachrichten der Blätter eine geheime apostolische Konstitution an die Kardinäle gerichtet hat, in der diejenigen, welche in einem nächsten Konklave sich dazu hergeben, im Namen einer Macht ein Veto gegen einen Papstkandidaten einzulegen, mit schweren kirchlichen Strafen bedroht werden, so ist es an der Zeit, dieses Vorgehen der Kurie vom geschichtlichen und kirchenpolitischen Gesichtspunkte aus zu beleuchten. Die Kurialisten vergessen oder verschweigen offenbar, daß die Wahl des Papstes in früheren Zeiten unter ganz andern Beschränkungen durch weltliche Mächte stattgefunden hat und daß das Veto nur noch als ein geringer Überrest jenes früheren Einflusses der Mächte auf die Wahl des Papstes anzusehen ist. Verschwiegen wird auch, daß die Ausübung des Vetorechtes früher mehrfach und unbeanstandet stattgefunden und unseres Wissens der katholischen Kirche nicht den mindesten Nachteil gebracht hat.

Wie die Stellung des römischen Bischofs keineswegs stets dieselbe gewesen ist, sondern in der Geschichte mannigfache Veränderungen der mit dieser Stellung verbundenen Befugnisse durchgemacht hat, so hat auch die Wahl des Papstes verschiedene Stadien der Entwickelung durchlaufen. Ursprünglich — nachdem sich die Würde des Episkopats überhaupt herausgebildet und

Digitized by Google

konsolidiert hatte — geschah die Wahl des Bischofs von Rom durch die benachbarten Bischöfe, den Klerus und das Volk, also durch Faktoren, von denen bei der heutigen Papstwahl keiner mehr in Betracht fällt. Später übten die Kaiser und dann auch die gotischen Könige einen wesentlichen Einfluß aus, indem sie zur Wahl Abgeordnete sandten und zwiespältige Wahlen durch ihre Entscheidung schlichteten. Nach der Wiedereroberung von Italien nahmen die Kaiser einen gleichen Einfluß in Anspruch. Die Erledigung des päpstlichen Stuhles wurde von den Beamten, welche während der Sedisvakanz die Verwaltung führten, dem Exarchen von Ravenna angezeigt. Dann wurde der neue Papst durch den Klerus, die römischen Großen und das Volk gewählt und zuletzt an den Kaiser durch den Exarchen darüber berichtet. Sobald hierauf die kaiserliche Bestätigung eingegangen, wurde der Gewählte, nachdem er vorher sein Glaubensbekenntnis abgelegt hatte, konsekriert. In größere Abhängigkeit kam aber die Papstwahl durch die fränkischen Könige, ja, Papst Hadrian soll sogar dem König Karl das Recht, den päpstlichen Stuhl zu besetzen, ausschließlich überlassen haben. Der Kanonist Richter bezeichnet diese Nachricht als unverbürgt; jedenfalls ist ein solches Recht praktisch niemals ausgeübt worden. Wohl aber ist gewiß, daß die nach altem Brauche durch Klerus und Volk vollzogene Wahl durch den Kaiser oder seine Abgeordneten geprüft und, nach Ablegung des Treueides durch den Gewählten, bestätigt wurde. Störungen dieser, durch die Päpste selbst anerkannten, Wahlordnung kamen jedoch öfter vor, und auch, nachdem Leo VIII. (963) dem Kaiser Otto I. die Ernennung des Papstes zugestanden hatte, blieb jener ungeordnete Zustand, in welchem der römische Stuhl gewöhnlich einer der römischen Adelsfaktionen als Beute zufiel.

Deshalb richtete sich das im elften Jahrhundert hervortretende Bestreben der Päpste, den römischen Stuhl frei und stark zu machen, auch auf diesen Punkt, und es wurde von Nikolaus II. (1059) eine neue Ordnung erlassen, nach der die Wahl durch die Kardinalbischöfe geschehen, und der Klerus und das Volk beistimmen sollte. Schon im folgenden Jahrhunderte änderte sich diese Feststellung dahin, daß die Wahl allen Kardinälen und zwar ausschließlich zufiel. Auch das noch von Nikolaus II. anerkannte Bestätigungsrecht des Kaisers kam allmählich außer Übung. Die jetzt für die Papstwahl geltenden Bestimmungen sind im wesentlichen noch ganz dieselben, wie sie durch das dritte Laterankonzil (1179), durch das zweite Konzil von Lyon

Digitized by Google

(1274) und durch das Konzil von Vienne (1311) festgesetzt worden sind.

Aus dieser kurzen Skizze ergibt sich, daß vor Nikolaus II. die weltlichen Behörden und das Volk einen wesentlichen Einfluß auf die Papstwahl ausgeübt haben. Man darf aber keineswegs behaupten, daß jener Einfluß der Behörden, namentlich der deutschen Kaiser, ein unheilvoller gewesen, und daß umgekehrt durch die Wahl der Kardinäle nur vortreffliche Männer zum päpstlichen Thron gelangt seien. Im Gegenteil hat der von den deutschen Kaisern geübte Einfluß das moralische Ansehen des Papsttums mächtig gehoben und es insbesondere dem ehrgeizigen Treiben der römischen Adelsparteien entrissen, die unter dem Titel des römischen Patriziats über das Pontifikat verfügen zu dürfen glaubten. Demgemäß haben das römische Volk und der Papst an Heinrich III. und seine Nachfolger das Patriziat und zugleich das Recht übertragen, fortan den päpstlichen Stuhl zu besetzen. Daher hat Heinrich III. die Päpste Damasus II. (1048), Leo IX. (1048—1059) und Viktor II. eingesetzt, indem er vorher Rat mit den deutschen Großen, namentlich den Bischöfen hielt, also die Ernennung des Papstes wie eine deutsche Reichsangelegenheit behandelte und den Römern nur ein Recht auf die Designation eines ihnen genehmen Kandidaten übrig ließ. Von seiten der römischen Kirche war man mit dieser Praxis vollkommen einverstanden, „denn nur in Anlehnung an das deutsche Kaisertum, welches in der Besetzung des römischen Stuhles stets glückliche Griffe getan hatte, konnte die notwendige Kirchenreform durchgesetzt und der schädliche Einfluß der römischen Adelsparteien fern gehalten werden“ (Hinschius, Kirchenrecht I, 247). Noch Gregor VII., den gewiß kein Katholik als einen schlechten Papst bezeichnen wird, hat seine Wahl dem Könige Heinrich IV. behufs Einholung der Bestätigung angezeigt, wiewohl die Rechte des Königs bei der Wahl dieses Papstes nicht den Bestimmungen des Wahldekrets Nikolaus' II. gemäß gewahrt worden waren.

Umgekehrt hat gerade infolge der ausschließlichen Papstwahl durch das Kollegium der Kardinäle eine Reihe der ärgerlichsten Vorkommnisse stattgefunden, die kein günstiges Licht auf diese Körperschaft werfen und in jener Wahlart jedenfalls durchaus keine Bürgschaft für lauter treffliche Päpste anzuerkennen gestatten. Wir erinnern nur an die wiederholten Wahlen von Gegenpäpsten, an das Schisma von Avignon, das erst durch die einschneidenden Maßregeln des Konzils von Konstanz beseitigt

Digitized by Google

werden konnte, indem der Papst Martin V. durch ein eigenes Wahlkollegium, gebildet aus 23 Kardinälen und aus 30 Bischöfen als Vertreter der auf dem Konzil versammelten Nationen, gewählt wurde. Auch auf dem Reformkonzil von Basel wurde (1439) Papst Eugen IV. abgesetzt und im Auftrage des Konzils von den Kardinälen und 32 deputierten geistlichen Mitgliedern des Konzils Felix V. gewählt. Der berüchtigte Papst Alexander VI. Borgia (1492—1503) hat seine Wahl bekanntlich durch Bestechungen durchgesetzt und seinen Nachfolger Julius II. (1503 bis 1513) zum Erlasse einer Konstitution veranlaßt, in welcher er anordnete, daß ein infolge von Simonie (Bestechung oder andere unerlaubte Mittel zur Erreichung eines geistlichen Amtes) Gewählter die päpstliche Würde durch die Wahl nicht erlangen könne.

Seit dem 14. Jahrhundert hatte sich in dem Kardinalskollegium vielfach bei den Wahlen der Gegensatz der Nationalitäten geltend gemacht; außerdem trat im 16. Jahrhundert die Sitte hervor, daß der Neffe des verstorbenen Papstes mit den übrigen von demselben Papste ernannten Kardinälen in dem Konklave eine eigene Partei bildete, und so war den weltlichen Mächten leicht die Möglichkeit gegeben, ihre Einflüsse auf die Wahl durch die Benutzung dieser Gegensätze geltend zu machen. Diesen Übelständen sollte durch die Konstitution Gregors XV. (1621 bis 1623) abgeholfen werden.

Wie nun aber im Kardinalskollegium bei der Papstwahl zum Teil die weltlichsten Rücksichten und die menschlichsten Schwächen nicht ausgeschlossen sind, so haben bis jetzt auch die weltlichen Mächte in der Form des schon genannten Exklusivrechtes sich einen gewissen Einfluß auf die Papstwahl zu erhalten vermocht. Die Zeit der Entstehung dieses Rechtes ist unbekannt, und ebensowenig läßt sich irgend ein Zusammenhang mit den von den deutschen Kaisern früher geübten Befugnissen ermitteln. Nach den neuesten Forschungen von Wahrmund und Sägmüller hat sich das Eingreifen der weltlichen Mächte ungefähr in folgender Weise gemacht und entwickelt. Nachdem seit dem 11. Jahrhundert jede rechtliche Einwirkung der deutschen Kaiser auf die Besetzung des päpstlichen Stuhles aufgehört hatte, suchten seit dem 15. Jahrhundert die großen katholischen Mächte, der deutsche Kaiser, beziehungsweise Österreich, Spanien und Frankreich, durch die ihnen ergebenen Kardinäle tatsächlich den ihren Interessen angemessen erscheinenden Einfluß auf die Wahlen des

Digitized by Google

Kardinalkollegiums auszuüben und namentlich mißliebige Kardinäle von der Wahl zum Papst dadurch auszuschließen, daß sie für ihre Kandidaten so viele Stimmen zusammenbrachten, daß es für die ersteren unmöglich war, die erforderliche Zweidrittel-Majorität zu erlangen. Daraus, daß derartige Exklusionsaufträge bald nicht mehr geheim gehalten, sondern dem ganzen Konklave mitgeteilt wurden, und mit Rücksicht auf die hinter den führenden Kardinälen stehende Partei auch beachtet wurden, scheint sich die seit dem 17. Jahrhundert vorkommende Exklusive im eigentlichen Sinne entwickelt zu haben. Dies ist das Recht der genannten Staaten — auch Neapel und Portugal haben es beansprucht —, bei der Papstwahl je einen Kardinal vor Vollendung der Wahl durch Erklärung eines in das Vertrauen gezogenen Kardinals von der Wahl auszuschließen.

Tatsächlich ist dieses Recht bei Papstwahlen wiederholt ausgeübt worden. So erhielt z. B. der bekannte Kardinal Baronius 1605 zweimal von Spanien die Exklusive. Höchst beachtenswert sind aber die Berichte aus dem Kardinalkollegium selbst, welche den Beweis führen, daß die Exklusive bis in die neueste Zeit in Rom als praktisch geltend anerkannt wird, wenn auch die Kurie dieses Recht niemals ausdrücklich, etwa in einer Konstitution über die Papstwahl, anerkannt hat. Wir erwähnen hier die Berichte eines Mannes, dessen Rechtgläubigkeit und kurialistische Gesinnung über jeden Zweifel erhaben sind und der selbst dem Kardinalkollegium angehört hat, also sicher in der Lage gewesen ist, über die Zwischenfälle bei einer Papstwahl sich aus den zuverlässigsten Quellen zu unterrichten. Nikolaus Kardinal Wiseman erwähnt in seinen geistvollen und lebendig geschriebenen recollections of the last four popes (London 1858, S. 356, 416, Übersetzung von Reusch, 3. Aufl., Köln 1864, S. 304) eines zweifachen Falles, in dem das Recht der Exklusive zur Ausübung gekommen ist. Bei der Wahl Leos XII. (1823—1829) wäre beinahe der Kardinal Severoli gewählt worden, welcher früher Nuntius in Wien gewesen war. Aber der Kardinal Albani verhinderte als Bevollmächtigter des Kaisers von Österreich seine Wahl durch eine Note, „die in nichts weniger als höflichen Ausdrücken abgefaßt war". Kardinal Severoli empfahl darauf seinen Freunden den Kardinal Annibale della Genga, der dann als Leo XII. gewählt wurde. Sein Gegenkandidat war Kardinal Castiglione, später Pius VIII.

Bei der Wahl Gregors XVI. wiederholte sich dasselbe

Digitized by Google

Schauspiel. Das Konklave wurde nach dem Tode Pius' VIII. Mitte Dezember 1830 unter Beobachtung der gewöhnlichen Förmlichkeiten begonnen. Einmal schien es mit der Wahl des Kardinals Giustiniani schließen zu sollen, da legte der spanische Hof sein Veto ein. Der Kardinal Giustiniani hatte am 7. Januar 1831 bereits 21 Stimmen erhalten, so daß ihm nur noch 8 Stimmen an der erforderlichen Zahl fehlten. Da teilte der spanische Bevollmächtigte, Kardinal Marco, in schonender Weise erst dem Neffen Giustinianis, Odescalchi, dann dem Kardinal-Dekan Pacca mit, daß Spanien gegen diese Wahl protestiere. Man war allgemein erstaunt. Giustiniani war Nuntius in Spanien gewesen, und man glaubte, der spanische Hof habe ihm die Exklusive gegeben, weil er zu der Ernennung von Bischöfen für Südamerika durch Leo XII. mitgewirkt habe. Wenn dem so war, so erreichte Spanien seinen Zweck gar nicht. Jede der drei katholischen Mächte verliert nämlich ihr Recht, sobald sie es ausgeübt hat. Kardinal Capellari aber war bei jenem Schritte Leos XII. viel stärker beteiligt als Giustiniani, und nun wurde er Papst, ohne daß Spanien es hindern konnte.

Aus diesen Tatsachen ergibt sich, daß das Recht der Exklusive noch immer ein praktisches Institut ist, wenn es auch z. B. bei der Wahl Leos XIII. nicht zur Anwendung gekommen ist. Auch ist, soweit bekannt, noch niemals eine Nichtbeachtung der erhobenen Exklusive vorgekommen, trotzdem das Institut nur auf Konnivenz beruht und die Beachtung eines derartigen Protestes nirgends in den Konstitutionen über die Papstwahl erwähnt, geschweige denn als Bedingung der Gültigkeit anerkannt ist. Anderseits aber hindert nichts die Kardinäle, eine solche Einsprache zu beachten, denn ein direktes, dahingehendes Verbot hat keine der früheren und der neueren, die Papstwahl betreffenden Konstitutionen aufgestellt, auch die letzte, von Pius IX. erlassene nicht. Erst Pius X. war es vorbehalten, durch den oben erwähnten Erlaß das Veto für die Zukunft abzuschaffen. Dieser Schachzug des Papstes, der doch selbst durch die Ausübung des Exklusivrechtes auf den päpstlichen Stuhl gelangt ist, dürfte den Regierungen der katholischen Staaten den Anlaß bieten, die Frage ihrer Stellungnahme zu einer künftigen Papstwahl einer grundsätzlichen Behandlung zu unterziehen. Sie werden sich die Frage vorzulegen haben, ob sie auf den letzten Rest der Einwirkung auf die Papstwahl verzichten oder aber die Exklusive trotz der päpstlichen Konstitution weiter ausüben oder ihr eine neue und viel-

Digitized by Google

leicht zeitgemäßere Form geben wollen. Indirekt berührt diese Frage auch paritätische Staaten, wie Preußen, da es auch für solche Staaten nicht gleichgültig ist, zu was für einem Papste die Regierung eines solchen Staates in Beziehungen tritt.

Bei dieser Sachlage muß man aufs neue das staatsmännische Genie des Fürsten Bismarck bewundern, der schon im Jahre 1872, also sechs Jahre vor dem Tode Pius' IX., in einer vertraulichen Zirkulardepesche die Aufmerksamkeit der Großmächte auf die zukünftige Papstwahl gelenkt hat. Der Reichskanzler steht in diesem Erlasse (abgedruckt im europäischen Geschichtskalender von Schultheß 1875, S. 266—268) unter dem Eindrucke der päpstlichen Unfehlbarkeit, die im Juli 1870 als Dogma festgestellt worden war. Er bemerkt daher im Eingange seines Schriftstückes, das vatikanische Konzil und seine beiden wichtigsten Bestimmungen, über die Unfehlbarkeit und über die Jurisdiktion des Papstes, habe die Stellung des letzteren, auch den Regierungen gegenüber, gänzlich verändert und das Interesse der letzteren an der Papstwahl aufs höchste gesteigert, damit aber ihrem Rechte, sich darum zu kümmern, auch eine um so festere Basis gegeben. Durch die Beschlüsse des vatikanischen Konzils, fährt Bismarck fort, ist der Papst in die Lage gekommen, in jeder einzelnen Diözese die bischöflichen Rechte in die Hand zu nehmen und die päpstliche Gewalt der landesbischöflichen zu substituieren; die bischöfliche Jurisdiktion ist in der päpstlichen aufgegangen; der Papst übt nicht mehr, wie bisher, einzelne bestimmte Reservatrechte aus, sondern die ganze Fülle der bischöflichen Rechte ruht in seiner Hand; er ist im Prinzip an die Stelle jedes einzelnen Bischofs getreten, und es hängt nur von ihm ab, sich auch in der Praxis in jedem einzelnen Augenblicke an die Stelle desselben gegenüber den Regierungen zu setzen; die Bischöfe sind nur noch seine Werkzeuge, seine Beamten ohne eigene Verantwortlichkeit, sie sind den Regierungen gegenüber Beamte eines fremden Souveräns geworden, und zwar eines Souveräns, der vermöge seiner Unfehlbarkeit ein vollkommen absoluter ist — mehr als irgend ein absoluter Monarch in der Welt.*) Ehe die Regierungen irgend einem neuen Papste eine

*) Daher begreift sich vollkommen, daß alle, auch die „intransigenten", Bischöfe sich dem Vatikanum rasch und unbedingt unterworfen haben. Dem Verfasser dieser Zeilen sagte einer dieser Oppositionsbischöfe, Karl J. von Hefele in Rottenburg, im Jahre 1871 wörtlich: Ich habe nur die Wahl, abzudanken oder mich zu unterwerfen.

Digitized by Google

solche Stellung einräumen und ihm die Ausübung solcher Rechte gestatten, müssen sie sich fragen, ob die Wahl und die Person des Papstes die Garantien darbieten, welche sie gegen den Mißbrauch solcher Gewalt zu fordern berechtigt sind.

Der Reichskanzler weist dann ausdrücklich darauf hin, daß die vom römischen Kaiser, von Spanien und Frankreich geübte Exklusive sich oft genug als illusorisch erwiesen habe; der Einfluß, welchen die verschiedenen Nationen durch Kardinäle ihrer Nationalität im Konklave ausüben konnten, hänge von zufälligen Umständen ab.

Aus allen diesen Erwägungen erklärt es der Reichskanzler als wünschenswert, daß diejenigen europäischen Regierungen, welche durch die kirchlichen Interessen ihrer katholischen Untertanen und durch die Stellung der katholischen Kirche in ihrem Lande bei der Papstwahl interessiert sind, sich rechtzeitig mit den die Papstwahl betreffenden Fragen beschäftigen, und wo möglich sich untereinander über die Art und Weise verständigen, wie sie sich derselben gegenüber verhalten wollen, und über die Bedingungen, von welchen sie eventuell die Anerkennung einer Wahl abhängig machen würden. „Eine Einigung der europäischen Regierungen in diesem Sinne würde von unermeßlichem Gewicht und vielleicht imstande sein, im voraus schwere und bedenkliche Komplikationen zu verhindern."

Aus diesem Aktenstücke geht hervor, daß Bismarck der Ansicht war, die Regierungen sollten sich zu einem gemeinsamen Vorgehen einigen, welches den Zweck hätte, nur eine solche Persönlichkeit auf den päpstlichen Stuhl gelangen zu lassen, welche die Bürgschaft bot, daß sie die dem Papste durch das Vatikanum zuerkannte Gewalt nicht mißbrauchen werde. In bezug auf das zukünftige Konklave hatte Bismarck die Befürchtung, daß selbst diejenigen Garantien, mit welchen in früheren Zeiten ein Konklave umgeben war, nicht zur Anwendung kommen werden. Auch von der sogenannten Exklusive urteilte der Kanzler, daß sie die von ihm gewünschte Garantie für die Wahl eines friedlich gesinnten Papstes nicht bieten könne, da sie sich oft genug als illusorisch erwiesen habe. Deshalb wird vom Reichskanzler ein neuer Modus der Verständigung über das Verhalten der Regierungen zur künftigen Papstwahl angeregt.

Was nun das Schicksal und die Wirkungen der Zirkulardepesche Bismarcks vom 14. Mai 1872 anbetrifft, so ist uns unbekannt, ob die übrigen Mächte wirklich zu einem Meinungs-

Digitized by Google

austausch über die von Bismarck angeregte Frage die Hand geboten haben. Seine Befürchtungen über das künftige Konklave haben sich allerdings als grundlos erwiesen, da die Wahl Leos XIII. in aller Ruhe, rasch und unter Wahrung aller kanonischen Formen vor sich gegangen ist. Dagegen hat die Ironie der Geschichte es gewollt, daß bei der Wahl Pius' X. die Exklusive sich nicht als illusorisch, sondern als eine ziemlich einschneidende Maßregel erwiesen hat, indem durch das Vorgehen Österreichs der intime Freund Frankreichs und ebenso intime Feind des Dreibundes, Kardinal Rampolla, von der Würde des Pontifikats ausgeschlossen worden ist. Es ist dies doch ein Beweis, daß die Exklusive, wenn auch nicht immer, so doch unter gewissen Umständen, in den Händen der Regierungen eine Waffe bildet, deren Gebrauch für das Staats- und Kulturleben von großer Bedeutung werden kann.

Durch die neueste apostolische Konstitution Pius' X., der die das Vetorecht im Namen einer katholischen Macht ausübenden Kardinäle mit schweren kirchlichen Strafen bedroht, hat der Papst allerdings gegen das Vetorecht Stellung genommen. Aber damit ist das Vetorecht selbst noch lange nicht abgeschafft. Bei der Bedeutung des Papsttums für das europäische Staatsleben ist es gänzlich ausgeschlossen, daß die Mächte das Exklusivrecht ohne Ersatz fahren lassen und sich in Zukunft, gehorsam dem Winke des Pontifex, jeder mittelbaren oder unmittelbaren Einwirkung auf die Papstwahl enthalten werden. Die Regierungen werden unter allen Umständen Mittel und Wege finden, ihren Einfluß bei den Papstwahlen geltend zu machen und kein Kardinalkollegium wird den Einspruch einer bedeutenden katholischen Macht gegen einen Papstkandidaten ignorieren dürfen. Wie es sich aber auch in Zukunft mit der Gestaltung und Handhabung des Vetorechtes verhalten mag, es war ein großer Gedanke Bismarcks, die Papstwahl gleichsam vor das Forum der europäischen Regierungen zu bringen und sie zu einer Angelegenheit aller Staaten zu machen, die in mannigfacher Form an den Schicksalen der katholischen Kirche und des Papsttums beteiligt sind. Die bisher geübte Exklusive sichert nur den großen katholischen Mächten einen gewissen Einfluß auf die Besetzung des päpstlichen Stuhles. Bismarck hatte den modernen Kulturstaat überhaupt im Sinne, als er die Regierungen zu einem neuen Vorgehen in Sachen der Papstwahl einlud. Da die Machtverhältnisse der alten katholischen Staaten sich vielfach verschoben haben und das Papsttum eine internationale

Digitized by Google

politische Macht bedeutet, so dürfte in der Zukunft dem Vorschlage Bismarcks, durch ein gemeinsames Vorgehen der Regierungen einen ständigen, starken und maßgebenden Einfluß auf die Papstwahl zu gewinnen, in irgend einer Form die Verwirklichung beschieden sein. Bis dahin aber wird allen päpstlichen Protesten zum Trotz das Recht der Exklusive wie bisher in Geltung bleiben und seine Wirkung tun.

Die verschiedenen Forschungswege in der Psychologie.

Bericht über den V. internationalen Psychologenkongreß zu Rom.

Von Ludwig Deinhard.

Im August 1889 fand in Paris der erste internationale Psychologenkongreß statt. Damals hatten alle die, deren Blicke auf das geheimnisvollste aller menschlichen Forschungsgebiete — auf jene rätselhafte Welt des eigenen Innern — gerichtet sind, zum ersten Male Gelegenheit, über die bei dieser Forschung einzuschlagenden Wege mündlich ihre Anschauungen auszutauschen. Zum erstenmal war allen Gelegenheit geboten, sich über den Ariadnefaden, der durch dieses dunkle Labyrinth von Rätselfragen, an denen sich der Menschengeist seit unvordenklicher Zeit abmüht, hindurchführt, gegenseitig auszusprechen. Auf den Pariser Kongreß folgte drei Jahre später 1892 der von London, dann 1896 der von München. Um die Wende des Jahrhunderts, im August 1900, trafen sich die Psychologen aller Welt wiederum an der Seine, um, unbekümmert um den damaligen Pariser Weltausstellungstrubel, ihre Probleme zu diskutieren. Und zum fünften Male endlich tagten sie nach den Ostertagen verflossenen Jahres und zwar diesmal in der „ewigen Stadt" an dem Tiber, deren ebenso ewiger Straßenlärm und fürchterliches Fremdengetriebe gerade um diese Osterzeit die notwendige Sammlung zu solchen

Digitized by Google

Tagungen doch recht bitter zu erschweren drohten. Alle Bedenken bezüglich der Wahl des Versammlungsorts und der Zeit der Zusammenkunft wurden aber verscheucht durch den namentlich für uns Deutsche so verführerischen Klang des Wortes Rom. Also auf nach Rom!

Trotz alledem fehlte dem in Rom tagenden Psychologenkongreß der Charakter einer internationalen Gelehrtenzusammenkunft. Das Ausland war schwach vertreten. Außer Italien waren eigentlich nur die beiden anderen Dreibundstaaten — Deutschland und Österreich-Ungarn einigermaßen würdig repräsentiert, vom übrigen Europa merkte man sehr wenig und noch weniger von den außereuropäischen Kulturländern. Kurz, die ganze Beteiligung des Auslands beschränkte sich auf eine kleine Schar deutscher und österreichischer Universitätsprofessoren, zu denen sich ein paar Kollegen aus Frankreich, Holland und Skandinavien gesellten. England war gar nicht, Nordamerika nur durch Professor William James (Cambridge U. S. A.), Südamerika durch einen Dozenten an der Universität Buenos Aires in Argentinien und endlich Japan durch Professor Motora von der Universität in Tokio vertreten. Außer diesen offiziellen Repräsentanten von Universitäten hatten sich aus den genannten Ländern noch einige jüngere Fachgelehrte eingefunden. Dagegen war alles, was sich in Italien nur irgendwie mit Psychologie und Psychiatrie beschäftigt, in Rom versammelt: der greise Lombroso aus Turin. Morselli aus Genua, Fano aus Florenz, Tamburini aus Modena, Belucci aus Perugia, und aus Rom selbst: Sergi, Sciamanna, Ottolenghi und noch viele andere. Alle italienischen Universitäten — und es gibt deren bekanntlich recht viele — hatten ihre Vertreter gesandt, ebenso alle psychiatrischen Kliniken der Halbinsel.

Bei der feierlichen Eröffnung des Kongresses auf dem Kapitol präsidierten zwei italienische Minister: Tittoni, der Minister des Äußern, und Bianchi, der Minister des Erziehungswesens. Als erster Kongreßpräsident fungierte der Anthropologe Sergi, als die Seele des ganzen aber — ein Psychologenkongreß muß doch auch eine Seele haben — galt der Psychiater Dr. Sante de Sanctis. Während der fünf Kongreßtage fanden zahlreiche festliche Empfänge statt, in denen sich die italienische Gastfreundschaft in glänzendstem Licht zeigte. Der Glanzpunkt dieser Veranstaltungen bildete unstreitig der festliche Empfangsabend auf dem Kapitol. Das Museo Kapitolino —

Digitized by Google

das berühmte Skulpturenmuseum auf dem Kapitol — zeigt sich nur bei ganz feierlichen Anlässen, so z. B. bei Besuchen des deutschen Kaisers, im Glanz des elektrischen Lichts. Auch den Psychologen wurde dieser seltene ästhetische Genuß bereitet. Auch sie durften diese wertvolle Sammlung antiker Skulpturen bei elektrischem Licht, und noch dazu unter den Klängen Wagnerscher Musik bewundern.

* * *

Es ist eine recht bunt zusammengesetzte Schar, das Gros eines solchen Psychologenkongresses. Es sind ja nicht bloß die wirklichen Fachgelehrten — die Psychologen, Psychophysiologen, Psychopathologen, Psychiater — die an einem solchen Kongreß teilnehmen, sondern es kann sich ihm jeder anschließen, den die unsere Psyche betreffenden wissenschaftlichen Probleme tiefer interessieren. So entsteht ein Gros von Zuhörern beiderlei Geschlechts, die namentlich in den Plenarsitzungen das eigentliche Auditorium bilden. Von den vier zugelassenen Kongreßsprachen: Deutsch, Französisch, Englisch und Italienisch wurde in Rom gerade unser geliebtes Deutsch am wenigsten verstanden, so daß nur ein ganz verschwindend kleiner Teil des anwesenden Auditoriums den gründlich vorbereiteten Vorträgen, die unsere deutschen Psychologen dort gehalten haben, mit wirklichem Verständnis folgen konnte, während sich dagegen um die französisch redenden „Conférenciers" stets ein andächtig lauschendes Auditorium scharte.

Das Programm des Kongresses entsprach völlig der üblichen Gepflogenheit: Einteilung in vier Sektionen; in eine Sektion für Experimentalpsychologie, eine solche für introspektive Psychologie, eine für pathologische Psychologie und endlich eine für kriminelle, pädagogische und soziale Psychologie. Neben den Sektionsarbeiten mit ihrer Flut von kurzen, oft nur auf wenige Sätze zusammengedrängten Mitteilungen, feierliche Plenarsitzungen, für die die bedeutendsten unter den anwesenden Fachgelehrten Vorträge angemeldet hatten — Vorträge, in denen es sich vielfach um prinzipielle Fragen, wie die Feststellung einer ganz bestimmten Arbeits- und Forschungsmethode, eine in der Psychologie bekanntlich noch sehr viel umstrittene Frage, handelte. Von einer Besprechung der Sektionsarbeiten müssen wir hier ganz absehen. Was die römischen Tagesblätter darüber berichtet haben, war natürlich so konfus, wie nur möglich. Hoffentlich wird der

Digitized by Google

später zu gewärtigende offizielle Kongreßbericht einen klaren Überblick über diese Sektionsverhandlungen gewähren. Dagegen wollen wir uns hier mit den Plenarsitzungen befassen, soweit es zurzeit möglich ist, darüber ein zuverlässiges Referat zu liefern.

Ehe wir nun aber darangehen, die in diesen Plenarsitzungen gehaltenen Vorträge zu skizzieren, wollen wir einen flüchtigen Blick in die psychologische Literatur werfen. Wir müssen uns zunächst über die mancherlei Richtungen und Strömungen orientieren, die in der Methode der gegenwärtigen psychologischen Forschung vorherrschen. Es tauchen hier Grundfragen auf, die noch immer der definitiven Lösung harren. Wilhelm Wundt, der Altmeister unter den deutschen Psychologen der Gegenwart, hat zu der Festschrift für Kuno Fischer, die unter dem Titel: „Die Philosophie im Beginn des 20. Jahrhunderts" unter Mitwirkung verschiedener Gelehrter von W. Windelband herausgegeben wurde,*) einen trefflichen Beitrag geliefert, der gerade die Psychologie behandelt und zur Orientierung über die uns hier zunächst beschäftigende Frage außerordentlich geeignet ist. Wundt beginnt seine interessanten Ausführungen mit folgenden Worten:

„Mehr vielleicht als irgend ein anderes Gebiet der Philosophie sieht sich die Psychologie im Wendepunkt des 19. und 20. Jahrhunderts in einer umstrittenen Lage. Was ihre Aufgabe sei, welche Wege zu deren Lösung sie einzuschlagen habe und wie sich demzufolge ihre Zukunft gestalten werde, darüber schwanken die Meinungen nicht am wenigsten unter denen, die sich selbst an der psychologischen Forschung beteiligen. Da gibt es manche, die sie ganz aus der Philosophie ausscheiden, um sie der Naturwissenschaft als deren jüngstem Sproß anzugliedern; andere, die umgekehrt in ihr die spezifische „Geisteswissenschaft" sehen, in der sie die Philosophie selbst aufgehen lassen wollen. Daneben fehlt es nicht an einer vermittelnden Richtung, die den fördernden Einfluß naturwissenschaftlicher Methoden und die Notwendigkeit einer Allianz mit der Biologie und Physiologie zur Lösung der Probleme des Lebens anerkennt, dabei aber doch die Eigenart der psychologischen Arbeit gegenüber diesen naturwissenschaftlichen Nachbar- und Hilfsgebieten zu wahren sucht. Und hier zerfällt nun freilich auch diese Mittelpartei wieder in zwei Fraktionen usw."

Aus diesen Worten Wundts geht ja wohl deutlich hervor, daß man sich durchaus nicht wundern darf, wenn es auf den

*) Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung 1904.

Digitized by Google

heutigen Psychologenkongressen nicht gerade sehr friedlich zugeht. Handelt es sich doch vielfach um Aufstellung und Verteidigung eines ganz bestimmten Programms für die Forschung gegenüber Anschauungen, die auf ganz anderen Prinzipien beruhen. Eine solche Programmrede par excellence war gleich der erste der in den Plenarsitzungen des römischen Kongresses gehaltenen Vorträge, und zu einer Darstellung dieses Vortrags wollen wir jetzt übergehen.

* * *

Es war der den Lesern dieser Zeitschrift wohlbekannte Dr. Theodor Lipps, Professor der Philosophie an der Universität München, der gleich in der ersten Plenarsitzung als erster Redner das Wort ergriff. Der Titel des Vortrags lautete: die Wege der Psychologie. Lipps charakterisierte in wunderbar klarer Diktion zunächst ausführlich die Psychologie als Wissenschaft der Bewußtseinserlebnisse und fuhr dann folgendermaßen fort:*)

„Die Psychologie ist kurz gesagt nicht Wissenschaft vom Bewußtsein schlechtweg, sondern von dem da und dort an die dinglich reale, d. h. vom Bewußtsein unabhängige Welt gebundenen Bewußtsein. Oder: sie ist die Wissenschaft von den Vorkommnissen in dieser dinglich realen Welt, die wir damit bezeichnen, daß wir sagen, dieses oder jenes Individuum habe diese oder jene Bewußtseinserlebnisse, oder es finde in ihnen ein so oder so gearteter Zusammenhang des Bewußtseinslebens statt."

„Neben diese Psychologie" — fuhr Lipps dann fort — „tritt nun aber noch eine weitere Disziplin, die nicht mehr Psychologie ist, obgleich sie denselben Gegenstand hat, wie die Psychologie. Ich meine die Psychophysiologie. Die unmittelbare Betrachtung des Bewußtseinslebens, die immer nur Betrachtung des eigenen Bewußtseinslebens sein kann, weist nirgends hin auf ein Gehirn. Daß ich ein solches habe und daß mein Bewußtseinsleben daran gebunden ist, erschließe ich aus der Analogie meiner selbst mit den fremden Individuen. Wie nun weiß ich überhaupt, daß es fremde

*) Vergl. die „Münchener Neuesten Nachrichten" Nr. 219 vom 9. Mai 1905. Nach Niederschrift dieses Aufsatzes erschien der Lippssche Vortrag im Verlag von W. Engelmann in Leipzig als Sonderabdruck aus: „Archiv für die gesamte Psychologie", VI. Bd., 1. Heft.

Digitized by Google

Individuen gibt, d. h. wie weiß ich von einem fremden Bewußtseinsleben? Und weiterhin: Wie weiß ich von einem Gebundensein desselben an ein physisch Reales überhaupt und insbesondere an ein Gehirn? Darauf lautet die Antwort: Wir wissen von einem fremden Bewußtseinsleben nur auf dem Wege der Einfühlung. In gewissen Vorgängen, die wir Lebensäußerungen eines fremden Körpers nennen, liegt für uns mit ursprünglicher Notwendigkeit ein Bewußtseinsleben, vergleichbar demjenigen, das wir in uns selbst unmittelbar vorfinden. Dasselbe ist für uns an diese Vorgänge unmittelbar gebunden. Das Gebundensein ist kein räumliches. Es könnte ein solches nur dann sein, wenn ich mit meinem sinnlichen Auge eben da, wo ich die Lebensäußerungen sehe, zugleich das Bewußtseinsleben, die Empfindungen, Vorstellungen, Gedanken, Gefühle des andern sähe! Aber dies alles kann ich ja doch nicht sehen. Sondern der Sinn jenes Gebundenseins ist der: Im Akte der Wahrnehmung der fremden Lebensäußerung „liegt" für mich zugleich ein Fühlen und Wollen, d. h. indem ich diese Akte vollziehe, habe ich zugleich das Bewußtsein eines Wollens oder irgend einer psychischen Tätigkeit oder Verhaltungsweise. Dabei aber stehen jener Akt der Wahrnehmung und dies Bewußtsein eines Psychischen nicht nebeneinander, sondern beides ist ineinander. Ich erlebe jenes Psychische unmittelbar in jenen körperlichen Vorgängen und gewinne dabei zugleich das Bewußtsein seines objektiven Daseins und seiner Zugehörigkeit zu den wahrgenommenen körperlichen Vorgängen. Ich verlege, was ich unmittelbar nur in mir finden kann, in einen sinnlich wahrgenommenen Gegenstand, oder versetze es in einer nicht näher beschreibbaren Weise da hinein, „projiziere" es und objektiviere es damit zugleich. Jene Lebensäußerungen aber nun sind an sich physische Vorgänge und sofern sie dies sind, ist es Aufgabe des Naturwissenschaftlers, sie in einen physischen Kausalzusammenhang einzuordnen. Dieser Kausalzusammenhang aber weist zuletzt auf das Gehirn, als den einheitlichen Ausgangspunkt aller dieser Lebensäußerungen. In diesem physisch realen Ding fassen sich also für den Naturwissenschaftler alle diese Lebensäußerungen zusammen."

„Anderseits fassen sich auch für das Bewußtsein des Naturwissenschaftlers, den wir jetzt genauer als Psychophysiologen bezeichnen müssen, die Bewußtseinserlebnisse, die er in jene physischen Vorgänge notwendig hineinlegt, zusammen in der Einheit eines Bewußtseins oder eines Ich. Und damit treten für den Physio-

Digitized by Google

logen das Gehirn einerseits und diese Bewußtseinseinheit anderseits in eine gedankliche Beziehung. Das Bewußtseinsleben und der Zusammenhang der Gehirnvorgänge — sofern nämlich in diesen letzteren jene Lebensäußerungen wurzeln — erscheinen als zwei parallele Zusammenhänge, d. h. der Zusammenhang des individuellen Bewußtseinslebens wird in das Gehirn notwendig hineingelegt, genauer gesagt: es wird ein Bewußtseinsleben bezw. es werden Modifikationen eines Bewußtseinslebens in dem Zusammenhang der mechanischen Gehirnprozesse und seiner Modifikationen notwendig mitgedacht oder als mit ihnen zugleich vorhanden gedacht. Dies und nichts anderes ist der Sinn des psychophysischen Parallelismus. Er besteht in diesem notwendigen Mitgedachtsein, das seinerseits in der nicht weiter erklärbaren Einfühlung seinen Grund hat. Dabei schließt jenes Mitdenken ebensowenig wie dies Einfühlen ein Bewußtsein eines räumlichen Zusammenhangs in sich, sondern es ist lediglich diese unsagbare Zusammengehörigkeit."

„Und nun ist es die Aufgabe des Naturwissenschaftlers, d. h. des Psychophysiologen, diesen Parallelismus im einzelnen zu erkennen, d. h. insbesondere diejenigen gehirnanatomischen und gehirnphysiologischen Tatsachen festzustellen, in welchen diese oder jene bestimmten Daseinsbestätigungsweisen eines individuellen Bewußtseinslebens zugleich mitgedacht werden dürfen und müssen. Sein Ziel ist zunächst ein rein naturwissenschaftliches, nämlich die volle Einsicht in den kausalen Zusammenhang des materiellen Gehirngeschehens, d. h. die volle Auflösung desselben in ein, allgemeinen mechanischen Gesetzen gehorchendes mechanisches Geschehen. Das Ziel des Psychophysiologen ist dann weiterhin die volle Einsicht in jenen Parallelismus. Und weder in jener Mechanisierung, noch in dieser Parallelisierung darf er irgendwo Halt machen. So gewiß nun jene Aufgabe eine naturwissenschaftliche ist, so gewiß ist diese zugleich eine psychologische. Vielmehr sie setzt die psychologische Aufgabe als gelöst voraus. Gemeint ist hier zunächst die deskriptive Aufgabe. Daß es so etwas wie Bewußtseinsleben überhaupt gibt, davon kann der Gehirnphysiologe nur wissen aus der Betrachtung des Bewußtseinslebens selbst. Natürlich aber genügt für ihn diese allgemeine Einsicht nicht. Er muß auch in die Beschaffenheit des Bewußtseinslebens die genaueste Einsicht haben, wenn er nach den bestimmten Gehirnvorgängen suchen soll, denen dieses oder jenes bestimmte Bewußtseinserlebnis parallel läuft. Aber die Aufgabe des Psychophysio-

Digitized by Google

logen setzt noch mehr voraus, als diese bloße Kenntnis des Bewußtseinslebens. Der Psychophysiologe will auch wissen, welcher Zusammenhang der Gehirnvorgänge dem Zusammenhang des Bewußtseinslebens parallel läuft. Dann muß er auch wissen, welcher Art dieser letztere Zusammenhang ist."

„Das heißt mit anderen Worten, die ganze deskriptive und kausalerklärende Psychologie, also die ganze Psychologie ist bei dem Unternehmen des Psychophysiologen vorausgesetzt. Danach sind Psychologie und Psychophysiologie nicht einander parallel laufende und sich ergänzende Wissenschaften, sondern die letztere ist einerseits zwar, sofern sie Physiologie ist, eine besondere, naturwissenschaftliche Disziplin; sie ist aber anderseits ganz und gar von der Psychologie und ihren Leistungen abhängig. Sie kann keinen Schritt tun, wofern ihr nicht die Psychologie die Fackel voranträgt und den Boden erhellt. Sie ist einerseits jene naturwissenschaftliche Disziplin, anderseits angewandte Psychologie, physiologische Interpretation der unabhängig von ihr gewonnenen psychologischen Erkenntnisse. Soweit aber jene Voraussetzung der Psychophysiologie erfüllt ist, d. h. soweit die selbständig ihren Weg gehende Psychologie ihr Werk getan hat, kann und muß nun auch die Psychophysiologie selbständig ihren Weg gehen. Sie befindet sich jetzt in einer Sphäre, die völlig jenseits der Sphäre der Psychologie liegt. Das schließt eine Personalunion beider Wissenschaften nicht aus. Ja, es wäre gewiß das Höchste, wenn ein Psychologe jedesmal zugleich ein vollkommener Physiologe wäre oder umgekehrt, wenn also ein und derselbe Forscher in diesen beiden an sich so absolut unvergleichlichen Sphären der Wirklichkeit, die eine so völlig unvergleichliche Art und Tätigkeit der Beobachtung und wissenschaftlicher Begriffsbildung voraussetzen, wissenschaftlich zu Hause wäre. Und dies mag wohl bei einzelnen umfassenden Geistern wirklich der Fall sein. Soweit aber diese Voraussetzung nicht erfüllt ist, wird der Psychologe gut daran tun, alles Operieren mit physiologischen Begriffen, für die er doch nun einmal nicht selbst die volle Verantwortung übernehmen kann, zu unterlassen und alle seine Kräfte dem zuzuwenden, was seines Amtes ist. Und umgekehrt."

* * *

Soweit Lipps, dem gewiß jeder Leser bereitwillig das Zugeständnis machen wird, daß diese Darstellung seines Standpunkts an

Digitized by Google

Klarheit und Bestimmtheit kaum etwas zu wünschen übrig läßt. Dieser Lippssche Standpunkt, demzufolge es sich in der Psychologie zu allererst um den Ausbau eines Systems von psychologischen Einsichten, die auf introspektivem Wege unabhängig von aller Physiologie gewonnen werden, handelt, wurde nun aber von mehreren der folgenden Redner keineswegs geteilt. Namentlich war es der bekannte Psychiater der Universität Leipzig Professor Dr. Paul Flechsig, der in seinem Vortrag über: „Hirnphysiologie und Willenstheorien" aus seinen eigenen physiologischen Untersuchungen des menschlichen Gehirns eine Psychologie des Willens herzuleiten suchte. Nach Flechsig ist es besonders das Stirnhirn, das nahe Beziehungen zur aktiven Apperzeption im Sinne Wilhelm Wundts zur Bildung des Ichgefühls und damit auch zur Bildung des Selbstbewußtseins hat — zur Bildung abstrakter Begriffe dagegen nur insoweit, als hieran die aktive Apperzeption beteiligt ist. Es ist nach Flechsig also namentlich das präfrontale Gebiet, das zur Willenstätigkeit in engen Beziehungen steht, in weit engeren Beziehungen als andere „Assoziationszentren", wie das große hintere, sogenannte parieto-occipitotemporale Assoziationszentrum. Flechsigs Forschungsmethode ist also die des Hirnphysiologen.

Auf einem ähnlichen Standpunkt wie Flechsig steht offenbar der in diesen Plenarsitzungen ebenfalls als Redner aufgetretene italienische Gelehrte Ezio Sziamanna, Professor der Psychiatrie an der Universität Rom, obschon dieser in bezug auf die Rolle, die das Präfrontalgebiet bei psychischen Vorgängen spielt, eine andere Stellung einnimmt als Flechsig. Sziamannas Ausführungen richteten sich in der Hauptsache gegen die Anschauungen Professor Bianchis, des gegenwärtigen italienischen Ministers des öffentlichen Erziehungswesens. — Bianchi — sagte Sziamanna — habe 1894 den Satz aufgestellt, daß den Präfrontallappen bei den höchsten psychischen Vorgängen eine wichtige Rolle zufalle, und noch im Jahr 1900 behauptet, daß diese Lappen die eigentlichen Direktivorgane des Individuums darstellten, vermöge deren es sich in seiner sozialen und kosmischen Umgebung zu orientieren imstande sei. Nun hätten aber ihm (Sziamanna) Experimente, die er an Affen vorgenommen habe, den Beweis geliefert, daß eine solche Abhängigkeit zwischen den Stirnlappen und den psychischen Vorgängen in Wirklichkeit gar nicht vorhanden sei. Sziamanna demonstrierte dies seinem Auditorium dadurch, daß er zwei Affen vorführte, bei denen die vorderen Stirnlappen heraus-

Digitized by Google

genommen waren, indem er dabei auseinandersetzte, daß diese Tiere nach der Operation noch dieselben Instinkte, dasselbe Benehmen und die gleichen Gewohnheiten zeigten, wie vor derselben, woraus er schließen müsse, daß der von Bianchi behauptete Einfluß der Stirnlappen auf den Intellekt in Wirklichkeit nicht bestehe. Zur genauen Feststellung des Ergebnisses dieses Experiments wurde dann eine Kommission eingesetzt und in diese außer dem Vortragenden und dem Stockholmer Psychopathologen Henschen auch Flechsig berufen. Ob sich diese Kommission geeinigt, und wenn dies der Fall, worüber sie sich geeinigt, dies wird sich erst dem später erscheinenden offiziellen Bericht entnehmen lassen.

Wir wollen nun dazu übergehen, über den Vortrag eines Gelehrten zu berichten, dem die Auszeichnung zuteil wurde, in der Schlußsitzung des Kongresses vom ersten Präsidenten als der Typus eines wissenschaftlichen Psychologen der Gegenwart bezeichnet zu werden. Es ist dies Dr. Robert Sommer, Professor der Psychiatrie an der Universität Gießen. Sommer entwickelte in der 3. Plenarsitzung seine Ansichten über: die Methoden der Untersuchung von Ausdrucksbewegungen, ein Vortrag, den wir wenigstens im kurzen, von Sommer selbst herrührenden Auszug hier wiedergeben wollen, vollständig wird ihn erst der offizielle Bericht bringen: „Die gesamte Muskulatur" — so führte Sommer etwa aus — „steht unter psychophysischen Einflüssen. Diese äußern sich in Haltungen oder Bewegungen. Am deutlichsten tritt dies bei den sogenannten katatonischen Geistesstörungen (Spannungs-Irresein, Katalepsie, Starrsucht) hervor. Es ergibt sich nun die Aufgabe, die Ausdrucksbewegungen in den verschiedenen Muskelgebieten objektiv darzustellen, zu messen, zu vergleichen, diagnostisch für die Erkennung der verschiedenen Zustände zu verwerten. Die angewandten Methoden sind a) verbal deskriptiv; b) photographisch und kinematographisch; c) experimentell-neurologisch; d) mechanisch registrierend. Mit den zuletzt erwähnten — von Sommer speziell ausgebildeten — Methoden gelingt es, den Ablauf von Ausdrucksbewegungen durch längere Zeit lückenlos zu registrieren und zu messen. Dabei ergeben sich Einblicke in das Verhältnis psychophysischer Vorgänge zu den einfachen Reflexen, in die normale und die pathologische Haltung, Ermüdung, Schreckwirkung, Einfluß von Giften, besonders des Alkohols auf motorische Funktionen, ferner die Aufmerksamkeit, geistige Ablenkung und viele andere Vorgänge."

Digitized by Google

Zur Erläuterung und Illustrierung des Gesagten führte dann Sommer, ähnlich wie er dies schon 1896 auf dem Münchener Kongreß*) und 1900 auf dem Pariser Kongreß**) getan hatte, in Projektionsbildern die von ihm konstruierten sehr sinnreichen Apparate und die damit gewonnenen Resultate vor, wofür ihm sein Auditorium lebhaftesten Beifall spendete.

Ein Meisterstück oratorischer Kunst war der Vortrag Pierre Janets, Professor der Psychologie am Pariser Collège de France, über: „die Schwankungen des geistigen Niveaus". Janet sprach über seine in dieser Hinsicht an Hysterischen gemachten Beobachtungen, betonte aber, daß es ein Irrtum wäre, wenn man annehmen wollte, daß normale Individuen von solchen Schwankungen gänzlich frei blieben. Bei Hysterischen treten sie nur deutlicher auf. Die größten Störungen sind bei diesen von einem starken Herabsinken des geistigen Niveaus begleitet, das dann in Augenblicken der Ruhe sich wieder auf die normale Höhe erhebt. Solches Herabsinken des geistigen Niveaus äußert sich in einer starken psychischen Depression, in dem Gefühl einer innerlichen Verminderung, in auffallender Gedächtnisschwäche und ähnlichen Symptomen. Dabei ist das zuletzt Erfahrene gänzlich aus dem Gedächtnis geschwunden, die Gegenwart hat für den Kranken alles Interesse verloren, und dieser befaßt sich, solange der geistige Schwächezustand andauert, in phantastischer Weise mit fernliegenden, vollkommen nutzlosen Dingen.

Der französische Nervenarzt Dr. Paul Sollier (Boulogne sur Seine bei Paris) sprach über: „das Bewußtsein und seine Grade". Seine Ausführungen gipfelten in folgenden Sätzen: „Das Bewußtsein ist nicht ein selbständiges, uranfängliches, unabhängiges, für sich bestehendes Phänomen, keine besondere Form von Tätigkeit, die von sich aus auf die anderen psychologischen Manifestationen einwirkt. Es gibt kein Bewußtsein außerhalb der zerebralen Tätigkeit. Es ist auch nicht angängig, mit Bezug auf das Bewußtsein von einem Epiphänomen (einer Nebenerscheinung) zu reden, wie man dies getan, da solches tatsächlich auch dann vorhanden ist, wenn wir nichts davon gewahr werden,

---

*) III. Intern. Kongreß für Psychologie in München, (Lehmann) München 1897, S. 383.

**) IV. Congrès intern. de Psychologie, Paris (Felix Alcan) 1901, p. 427.

Digitized by Google

und da man nur die zerebrale Tätigkeit herabzusetzen braucht, um beobachten zu können, daß Phänomene, die man gewöhnlich für unbewußt hält, jetzt bewußt erscheinen."

So formvollendet die genannten beiden französischen Gelehrten auch ihre Sache vortrugen, es fehlte ihren Darstellungen — wie sich ein ungenannter deutscher Psychologe in der Beilage zur Münchner „Allgemeinen Zeitung" vom 10. Mai 1905 ausdrückte — „das geistige Band, die geistige Verarbeitung, die Fassung in bestimmte psychologische Begriffe, auf die die deutsche Psychologie trotz aller Gegensätze im einzelnen einmütig hinaus will." Allein eine nachträgliche Kritik in einer darauffolgenden Diskussion wurde nicht laut. Eine um so schärfere Kritik erfuhr der mit Spannung erwartete Vortrag des bekannten amerikanischen Psychologen Professor William James (Cambridge U. S. A.). James' Thema lautete: „der Begriff des Bewußtseins". Er begann — indem er sich klugerweise der französischen Sprache bediente, um besser verstanden zu werden — mit der Bemerkung, daß die alte Unterscheidung zwischen Subjekt und Objekt, zwischen dem Bewußtsein und der außerhalb des Bewußtseins befindlichen Welt zu einem Dualismus geführt habe, der sich mehr oder weniger verschleiert in allen Theorien vorfinde. Die Psychologie akzeptiere die Tatsache des Bewußtseins und stelle ihm die äußeren Dinge gegenüber, habe aber nicht das Recht, diese letzteren als etwas dem Bewußtsein heterogenes zu betrachten. „Meine Wahrnehmung von diesem Saal und dieser Saal sind ein und dasselbe. Wirklichkeit ist Wahrnehmung. Esse est percipi, so hat schon Berkeley gelehrt. Die Eindrücke, die die realen Dinge in uns hervorrufen, und die Vorstellungen, die unser Gedächtnis und unsere Phantasie unabhängig von äußeren Gegenständen in uns hervorrufen, sind der Substanz nach nicht verschieden. Das Bewußtsein ist sozusagen das Vermittelungsamt zwischen zwei verschiedenen Reihen von Tatsachen, die sich nur dem Namen nach als äußere und innere Tatsachen voneinander unterscheiden. Die Unterscheidung zwischen Subjekt und Objekt ist eine solche der Funktion, nicht ontologisch, wohl aber real." Dies ist kurz zusammengefaßt das Resümee des Jamesschen Vortrags.

Dieser verblüffende Monismus und an Berkeley erinnernde Idealismus forderten natürlich den Widerspruch von allen Seiten förmlich heraus. Niemals während des ganzen Kongresses war

Digitized by Google

die Diskussion eines Vortrages dramatisch so belebt, waren die Diskussionsredner so schneidig und in ihrem Widerspruch so einig als nach dem Jamesschen Vortrag. Mit größter Entschiedenheit erhob namentlich Professor Lipps Protest gegen jenen „Psychologismus", dessen Repräsentant James sei, gegen jene Richtung, die schon mit Berkeley und Hume begonnen habe, heute aber auf den kräftigen Widerstand der deutschen Wissenschaft stoße. Wenn James gesagt habe, daß die Dinge und die Gedanken aus demselben Stoff bestünden, so möchte er (Lipps) solchen Monismus in der Wissenschaft energisch bekämpfen. Der Monismus sei nur im Gebiete der Philosophie berechtigt, auf dem Boden der Wissenschaft aber herrsche der Dualismus.

Vielleicht wird der eine oder andere Leser nicht ganz klar darüber sein, was man sich eigentlich bei dem Wort „Psychologismus" zu denken hat. Psychologismus? — wird er fragen — was ist das für eine Richtung in der Psychologie? Auch der oben erwähnte psychologische Korrespondent der Münchner „Allgemeinen Zeitung" kommt in der Beilage vom 10. Mai 1905 auf diese Frage zu sprechen und gibt darauf folgende sehr anschauliche Antwort: „Psychologist im weitesten Sinne ist derjenige, welcher die Welt in eine Summe von psychischen Inhalten auflöst und ihre grundlegenden Gesetze, die der reinen Logik und Mathematik, als psychologische Gesetzmäßigkeiten ansieht. Der Psychologismus ist im ganzen eine dem modernen Impressionismus verwandte Erscheinung. Der impressionistische Maler fragt nicht: wie sehen die Dinge aus, welche Farben und Formen haben sie so, wie sie an sich sind? sondern er fragt: wie sehe ich die Dinge? Er malt in der Dämmerung vielleicht Dinge, die er gar nicht erkennt; er gibt seine Eindrücke wieder und nichts als diese. Gleicherweise kennt der Psychologist nichts als Bewußtseinsinhalte und deren Beziehungen. So wenig aber der impressionistische Maler eine Ästhetik der reinen Farben und Formen aufhebt, so wenig darf der Psychologe seine eigenen psychologischen Gesetzmäßigkeiten mit logischen und mathematischen verwechseln. Der Psychologist gleicht dem Maler, der da sagen wollte: Es gibt in der Welt überhaupt keine Gegenstände, sondern nur Farbenflecke." Dies also ist Psychologismus, eine Richtung, die Lipps sicherlich mit vollem Recht bekämpft. Ob freilich James wirklich solch ein Psychologist ist, das scheint denn doch noch nicht ganz so festzustehen, als seine Gegner annehmen. — In der letzten Plenarsitzung des Kongresses kam dann noch ein italienischer Gelehrter zum Wort. Es war dies

Digitized by Google

Professor Belucci aus Perugia, der mit harmlos-liebenswürdigem Humor über den von ihm seit Jahren studierten Fetischismus des italienischen Landvolks plauderte und dabei eine reichhaltige Sammlung der verschiedensten Amulette vorwies, wie sie heute noch in Italien, namentlich im Süden der Halbinsel, von den untersten Schichten der Bevölkerung zum vermeintlichen Schutz gegen allerlei Krankheiten, gegen Hexen und Gespenster in Anwendung sind. Da aber der Glaube an Hexen und Gespenster dem heutigen Gelehrtengeschlecht als das Nonplusultra von kindlichem Aberglauben gilt, so fanden Prof. Beluccis Ausführungen über den unausrottbaren Gespensterglauben seiner Landsleute bei seinem, solchem „Aberglauben" natürlich sehr fernstehenden Auditorium eine sehr beifällige Aufnahme.

* * *

Wir haben nun noch einiger Vorträge zu gedenken, die für die Plenarsitzungen des Kongresses zwar angekündigt waren, aber nicht stattfinden konnten, weil die betreffenden Redner am Erscheinen verhindert waren. Professor Franz Brentano (früher an der Wiener Universität, jetzt in Florenz lebend), der einen Vortrag über: „die psychologische Analyse der Tonqualitäten in ihre eigentlich ersten Elemente" angemeldet hatte, ließ vergeblich auf sich warten. Ebenso unterblieb leider auch der von Professor Theodor Flournoy (Genf) angekündigte Vortrag über: „die Psychologie der Religion", sowie der von Charles Richet, Professor der Physiologie an der Pariser Universität, angemeldete Vortrag über: „die Zukunft der Psychologie und die Metapsychik". Bedauert wurde namentlich das Fernbleiben Richets, einer der markantesten Persönlichkeiten auf allen bisherigen Psychologenkongressen — besonders auf dem Pariser vom Jahre 1900. Die Aufgabe, ein Zukunftsbild der Psychologie zu entwerfen, hätte dieser redegewandte Pariser Gelehrte gewiß in seiner bekannten geistreichen Art recht anziehend gelöst. Dessen war man sicher. Aber was bedeutet das von ihm gebrauchte Wort Metapsychik? Vielleicht wiederum eine neue Richtung in der Psychologie? Wie wenn es nicht schon genug Richtungen in dieser Wissenschaft gäbe!

Um uns klar zu machen, was Richet unter Metapsychik versteht, müssen wir etwas weiter ausgreifen. Vor etwa 23 Jahren

Digitized by Google

wurde in London von einigen Männern von anerkannter wissenschaftlicher Bedeutung unter dem Titel „Society for psychical research“ eine Gesellschaft begründet, die sich ein Forschungsgebiet als Arbeitsfeld wählte, das damals nur in den Händen von Laien lag und von der Wissenschaft gänzlich gemieden wurde. Es ist dies das Gebiet der — wie man sich gewöhnlich ausdrückt — anormalen psychischen Erscheinungen. Richtiger wohl wäre es, von supernormalen psychischen Erscheinungen oder von Supernormal-Psychologie zu reden. Dieses Gebiet ist das der Ahnungen, der sogenannten Telepathie, der supernormalen Fähigkeiten des Fernsehens und Hellsehens, der spiritistischen Phänomene usw. Die genannte Gesellschaft, die von Anfang an eine ungemein rührige Tätigkeit entfaltet und im Laufe der Jahre ein ungeheures Material von positiven Tatsachen auf dem bezeichneten Forschungsgebiet gesammelt, gesichtet, untersucht und beschrieben hat, ist seither in England zu großem Ansehen gelangt und zählt heute auch in anderen Kulturländern zahlreiche Mitglieder und mitarbeitende Gesinnungsgenossen. Der Vorstand dieser Gesellschaft setzt sich stets aus Männern von bedeutendem wissenschaftlichen Ansehen oder von hoher sozialer Stellung zusammen. Ausgezeichnete englische Naturforscher, wie die Physiker Sir William Crookes, Sir Oliver Lodge und Professor William Barrett, führten den Vorsitz. Ebenso war der vormalige englische Premierminister Mr. Balfour in früherer Zeit Präsident dieser Gesellschaft. Anfang letzten Jahres wurde Professor Charles Richet, der schon seit langer Zeit sich mit den Problemen der Supernormal-Psychologie beschäftigt, als erster Ausländer zum Vorsitzenden gewählt. Als Richet dann im Februar letzten Jahres in London seine erste Präsidentialrede hielt, stellte er den Antrag, das Forschungsgebiet der Society for psychical research, das man bekanntlich bisher als Okkultismus oder okkulte Wissenschaft zu bezeichnen pflegte, künftighin Metapsychik zu nennen.

Diese Metapsychik nun ist es, der Richet auf dem Psychologenkongreß zu Rom das Wort reden, auf die er dort seine Herren Kollegen in aller Freundschaft aufmerksam machen wollte. Schade, daß er, diese Absicht auszuführen, verhindert war. Auf allen bisherigen Psychologenkongressen ist diese Richtung nicht recht zum Wort gekommen. Man nimmt sie ja in Gelehrtenkreisen überhaupt nicht ernst. Man hält sie dort einfach für eine wohl bald vorübergehende Modeschwärmerei. Modeschwärmerei, nun ja. Aber diese sogenannte Modeschwärmerei wird heute

Digitized by Google

von nicht weniger als 175 Zeitschriften vertreten, von denen 96 in Europa und unter diesen 22 in deutscher Sprache erscheinen. Diese Zahlen reden doch eine deutliche Sprache. Sie besagen doch, daß die Kulturmenschheit jetzt an einem Punkt angelangt ist, wo ihr die Lösung metapsychischer Probleme zum Bedürfnis geworden ist. Trotzdem fahren die offiziellen Vertreter der Philosophie und Psychologie fort, diesem Bedürfnis so gut wie gar keine Beachtung zu schenken. Wenigstens ist dies bei uns in Deutschland so, wo nur Dr. Max Dessoir, Professor der Philosophie an der Berliner Universität, in dieser Beziehung eine rühmliche Ausnahme bildet. Im Ausland, in England, Frankreich, Holland, Skandinavien, Italien, liegen die Verhältnisse für die metapsychische Richtung im allgemeinen etwas günstiger. Namentlich gilt dies von englischen und nordamerikanischen Universitätsgelehrten, von denen nicht wenige — man denke an Männer wie Dr. Alfred Russel Wallace und den oben genannten Professor William James — sich der Society for psychical research angeschlossen haben.

Wenn also Richet, der gegenwärtige Präsident dieser Gesellschaft, seinen für den Römer-Kongreß angekündigten Vortrag wirklich gehalten hätte — was zweifellos mit großem Takt geschehen wäre —, dann hätten auch die Gegner dieser metapsychischen Richtung endlich einmal aus berufenem Mund zu hören bekommen, welch gewaltige Menge von Arbeit auf diesem, von ihnen geflissentlich ignorierten Gebiet in den letzten Jahrzehnten geleistet worden ist, und daß es nachgerade an der Zeit wäre, daß die Herren Kollegen von der streng wissenschaftlichen Observanz von diesen Arbeiten Notiz nähmen.

Digitized by Google

Was ist Staatswohl?

Von Konrad W. Jurisch.

[Teil I.]

Worin das Staatswohl besteht, ist eine Frage, welche jeden Staatsbürger angeht, mag er gebildet oder ungebildet sein. Denn jeder erwachsene und vollberechtigte Staatsbürger kann zum Volksvertreter gewählt werden, und würde dann seinen Wählern für Förderung des Staatswohls verantwortlich sein. Da man nun nicht annehmen kann, daß der Wahlakt ihm ein besonderes Verständnis verleiht, so muß man annehmen, daß er schon vorher über die Bedeutung des Staatswohls sich klar war.

Im alten Griechenland und im alten Rom galt es als selbstverständlich, daß jeder Bürger für die Beurteilung des Staatswohls kompetent war. Auch im kaiserlichen Rom blieb diese Kompetenz theoretisch bestehen. Wer sie aber im Widerspruch zum kaiserlichen Willen praktisch betätigen wollte, wurde gewaltsam beseitigt.

Auf diese Weise wurde das Staatswohl identifiziert mit dem Wohlbefinden des Kaisers oder der prätorianischen Machthaber, die den Kaiser in ihrer Gewalt hielten.

Die germanischen Völkerschaften, welche auf ihren Wanderungen nach besseren Wohnsitzen das römische Reich zertrümmerten, kümmerten sich noch nicht um Staatswohl. Sie konnten wohl Reiche bilden, aber noch keine festgefügten Staaten im heutigen Sinne. Dem ganzen Mittelalter war der Begriff des Staatswohls fremd. Wir kennen nur einen Anlauf in dieser Richtung in England: in der Ertrotzung der Magna Charta 1215 von dem schwachen Könige Johann ohne Land, nachdem schon sein Vorfahr Heinrich I. vor 100 Jahren den ersten Freiheitsbrief gegeben hatte. Aber diese Errungenschaft wurde später durch den Königswillen Heinrichs VIII. nahezu illusorisch gemacht. Unter ihm, 1509—1547, finden wir bereits die ersten Anzeichen des modernen Staatsbegriffs, der sich gleichzeitig namentlich in Spanien und Frankreich entwickelte.

Die Engländer aber hielten die Erinnerung an ihre verlorene Freiheit und an die vom römischen Altertum überkommene Vor-

Digitized by Google

stellung des Alleinrechts der res publica teuer. Umsonst bestätigte König Karl I. 1628 die Hauptrechte der Magna Charta. Sein Haupt fiel auf dem Richtplatz am 30. Januar 1649. Die damaligen Machthaber hielten seinen Tod im Interesse des Staatswohls für notwendig. Sie verfuhren nach dem Grundsatz: Salus publica suprema lex esto.

Später wurde die persönliche Sicherheit durch den Habeas Corpus Act von 1679 gewährleistet, den man durch die Bill of rights von 1689 noch auszubauen suchte.

Während dieser Zeit nahm die Entwickelung der Staatsidee einen anderen Verlauf in Spanien und namentlich in Frankreich. Der Begriff des Staatswohls wurde mehr und mehr identifiziert mit dem persönlichen Willen des absoluten Herrschers. Die Entwickelung gipfelte in dem bekannten Ausspruch Ludwigs XIV.: L'état, c'est moi.

Hiermit ist zugleich das Irrtümliche und Schädliche dieser Auffassung für jeden nachgewiesen, der die Geschichte zu lesen und aus ihr zu lernen versteht. Ludwig XIV. hielt offenbar seine beständigen Raubkriege gegen die Nachbarn für das französische Staatswohl für notwendig. Dadurch aber erschöpfte er Frankreich und trieb den Steuerdruck bis zur Unerträglichkeit.

Seine schwachen Nachfolger hielten dieselben Ansprüche aufrecht, ohne ein geistiges Entgelt dafür zu bieten. Sie waren in diesen Anschauungen aufgewachsen und hielten die Ausübung ihrer Rechte für göttliche Ordnung. Sie wurden unterstützt durch die herrschende Klasse, welche aus dem Königtum nur Vorteile zog. Noch heutiges Tages sagen die Leute, welche das Königtum zur Erlangung von Sondervorteilen benutzen wollen:

Und der König absolut,
wenn er unsern Willen tut.

Das französische Volk war anderer Meinung. Am 21. Januar 1793 fiel Ludwigs XVI. Kopf unter der Guillotine. Mit ihm starben die Mitglieder der herrschenden Klasse, soweit sie nicht rechtzeitig hatten fliehen können.

An einem warmen Sommertage besuchte kürzlich ein empfindsamer Reisender*) die Gärten von Versailles. Als der Abend nahte, war er nach Trianon gekommen, und müde setzte er sich zwischen den Hecken auf eine Bank, um in der lauen Nachtluft ein

*) Ich kann leider die Stelle nicht anführen, wo dieser Bericht zuerst erschien. Vielleicht nennt sie mir ein Leser!

Digitized by Google

wenig auszuruhen. Als er so über die alten Geschichten des Ancien régime nachdachte, huschten plötzlich von rechts und links geputzte Damen und Herren vorüber. Die Damen trugen gewaltige Reifröcke, hoch aufgetürmte gepuderte Frisuren und Schönheitspflästerchen auf den gewagtesten Stellen des entblößten Halses. Die Herren mit gepudertem Haar, gestickten Röcken und Schnallenschuhen und tänzelndem Schritt, kicherten und kosten mit ihnen und verabredeten zärtliche Begegnungen. Und da, richtig, kam auch die Königin Marie Antoinette daher. Sie trug in der Hand das Halsband und zeigte es ihrer Freundin, der schönen Prinzessin Lamballe. Aber alle diese Gestalten hatten etwas Verschwommenes, Durchsichtiges. Und merkwürdig: Trotz aller Verschiedenheit der Toiletten trugen alle diese Herren und Damen, wie ein höfisches Erkennungszeichen, ein rotes Bändchen um den Hals. — Diese roten Bändchen hatte die Guillotine gezogen.

Der rote Schrecken wurde von den Machthabern des Konvents für das Staatswohl für ebenso unentbehrlich gehalten, wie später der weiße Schrecken durch die monarchischen Rächer.

Die Erklärung der Menschenrechte in der Ersten Verfassung vom 3. September 1791 schuf für die Vorstellung vom Staatswohl eine neue theoretische Grundlage. Aber praktisch handelten die Gewalthaber doch nach Parteiinteressen. Denn die Royalisten waren ja auch Franzosen. Ihnen aber wurden die Menschenrechte verweigert. Sie wurden als Verbrecher gegen das „Staatswohl" auf die Guillotine geschickt.

Wenn man unter „Menschenrechte" die idealen Ansprüche versteht, welche der Mensch als solcher an den Staat erhebt, und deren Gewährleistung er vom Staat verlangt, so sieht man sofort, daß dieser Theorie drei Dinge fehlen, um sie zu einem praktisch brauchbaren Instrument zu gestalten:

I. Die Ansprüche, die der einzelne erhebt, dürfen nicht soweit gehen, daß dadurch die gleichzeitigen Ansprüche anderer in ungerechter Weise beeinträchtigt werden. Da jeder die Vorteile des staatlichen Zusammenlebens genießt, so muß auch jeder seine Ansprüche soweit einschränken, daß gedeihliches Zusammenleben möglich wird. Diese Anforderung ist später durch Artikel 544 des Code Napoléon zum geltenden Recht geworden.

II. Das zweite Erfordernis ist noch strittig. Es handelt sich dabei um ein Problem der Kulturwissenschaft, die noch in den Anfängen steckt. Die Begründung des Problems würde an dieser Stelle viel zu weit führen. Hier kann nur das Ergebnis der

Digitized by Google

theoretischen Kulturforschung angeführt werden, daß es neben den Menschenrechten auch noch Kulturrechte gibt, die sehr viel komplizierter zusammengesetzt sind als die natürlichen Menschenrechte.

Die Verwechselung und Vermischung dieser beiden Rechte hat zu sehr vielen sozialpolitischen Irrtümern Anlaß gegeben. Am raschesten läßt sich das Problem wohl durch ein Beispiel erläutern:

Der Sezessionskrieg in den Vereinigten Staaten, 1860—1864, wurde nominell geführt, um die Sklaverei der Neger in den Südstaaten abzuschaffen. In Wirklichkeit handelte es sich um Aufrechterhaltung der Union. In ähnlicher Weise begeisterte sich die ganze christliche Welt zur Zeit der Kreuzzüge für die Eroberung von Jerusalem und des Gelobten Landes. In Wirklichkeit handelte es sich um Herstellung der Weltherrschaft des Papsttums durch Eroberung von Konstantinopel. Gleichwohl, Jerusalem wurde erobert, und die Negersklaven wurden befreit.

Aber indem man den Negern die vollen staatsbürgerlichen Rechte schenkte, übersah man, daß sie bei weitem nicht dieselben Kulturrechte besitzen, wie die übrigen Staatsbürger europäischer Abstammung. Denn zur Entwickelung und Gestaltung der Kultur der Vereinigten Staaten tragen die Neger trotz ihres Stimmrechts nur in verschwindend kleinem Maße bei. Für die Abmessung des Kulturrechts ist aber der Grad der Mitwirkung zur Gestaltung des Kulturzustandes und der Kulturentwickelung maßgebend. Man hat eben Menschenrechte und Kulturrechte miteinander verwechselt oder vermischt. Und durch solche falsch verstandene Philanthropie ist die politische Wahlmisere entstanden, unter der die Vereinigten Staaten leiden.

Die allgemeinen Menschenrechte sind die höchste Form der allgemeinen Lebensrechte der Organismen. Denn alle Organismen verteidigen ihr Dasein gegen feindliche Angriffe mit den ihnen zu Gebote stehenden Mitteln. Dementsprechend können wir bereits ein Tierrecht und ein Pflanzenrecht deutlich erkennen. Ja, die mathematische Behandlung dieser Dinge führt zu der Erkenntnis, daß der Ursprung dieser Rechte bereits in der unorganischen Materie enthalten ist. Denn schon die tote Materie verteidigt sich gegen Angriffe durch ihre Schwere oder ihr Beharrungsvermögen. Das Begreifen dieser Kontinuität in der Natur ist aber nur der voraussetzungslosen Forschung gegönnt.

Das organische Lebensrecht des Menschen beginnt im Augenblick der Befruchtung, also durchschnittlich neun Monate

Digitized by Google

vor seiner Geburt. Es ist durch das Strafgesetz geschützt; im Deutschen Reiche durch die §§ 218—220 des St.G.B.

Das Menschenrecht beginnt nach der französischen Auffassung von 1791 mit seiner Geburt: „Der Mensch wird frei geboren ....." Nach § 1 unseres Bürgerlichen Gesetzbuchs beginnt die Rechtsfähigkeit des Menschen mit der Vollendung der Geburt. Das Kind greift nach allem glänzenden, nach allem, was seine Begehrlichkeit erweckt. Der Wunsch ist sein natürliches Recht. Aber damit hat es noch nicht das Recht, alle begehrten Dinge in seinen Besitz zu nehmen.

Das Kulturrecht kann der Mensch nur durch Arbeit erlangen. Selbst der im Purpur Geborene findet sein Kulturrecht nicht in der Wiege vor, sondern muß es sich erst durch Arbeit erwerben. Das hat Friedrich der Große uns gelehrt. Der Dichter sagt:

> Was du ererbt von deinen Vätern hast,
> Erwirb es, um es zu besitzen!

Die europäischen Völker haben ihren heutigen Kulturzustand durch rund 3000jährige Arbeit erreicht. Die Germanen sind erst seit etwa 2000 Jahren an dieser Arbeit beteiligt. Der Eintritt eines Volkes in seine Kulturentwickelung charakterisiert sich durch eine gewisse Gestaltung seiner Werterzeugung, die man als Einheit setzen kann. Aber ist diese schon wegen der Unsicherheit der Schätzungen überaus schwankend, so ist die Vorgeschichte in Dunkel gehüllt. Über den Ursprung der kaukasischen Völker wissen wir so gut wie nichts. Nehmen wir ihn im Ausgange der Tertiärzeit an, so werden die seitdem verflossenen 300000 bis 600000 Jahre nur gegen das Ende hin durch spärliche archäologische Funde erhellt.

Ob die Neger Afrikas früher oder später entstanden sind, wissen wir nicht. Sie befinden sich aber größtenteils noch jetzt in dem vorkulturellen Zustande, den die weißhäutige Rasse vor mehr als 3000 Jahren überwunden hat. Die kulturelle Stellung der Neger in Liberia und in den Vereinigten Staaten müßte sich durch Untersuchung ihrer Werterzeugungsverhältnisse ergeben. Ich glaube, daß die große Masse — mit Ausnahme weniger einzelner von hervorragendem Intellekt — kulturell nicht viel höher steht, als ihre schwarzen Brüder in Afrika.

Wenn auch die Negersoldaten im Heer der Nordstaaten in den Schlachten von Antietam und Chatanooga ihr Blut ver-

Digitized by Google

spritzten, so erkauften sie sich damit nur die Anerkennung ihrer Menschenrechte, die ihnen in der Sklaverei vorenthalten wurden: nämlich das Lebensrecht, und die Freiheit, Anspruch darauf zu erheben, an der Kulturentwickelung der Vereinigten Staaten mitzuarbeiten.*)

Der Anspruch ist ein Bestandteil der Menschenrechte. Aber gleichgültig, ob der Anspruch abgewiesen oder ob ihm Gelegenheit zur Betätigung gegeben wird, er kann Inhalt nur gewinnen durch Arbeit. Durch eben diese Arbeit aber wird das ihrem kulturellen Werte entsprechende Kulturrecht des Arbeitleistenden begründet.

Deshalb war es ein Irrtum, den Negern außer dem Lebensrecht und den allgemeinen Menschenrechten auch noch das Kulturrecht der Staatsbürger zu schenken. Die Neger sind jetzt formell im Besitz des amerikanischen Kulturrechts und üben es bei den staatlichen Wahlen aus. Aber trotzdem ist es ein Rahmen ohne Inhalt. Ihm fehlt der Arbeitsinhalt. Die Neger besitzen trotz der Schenkung doch nicht das Kulturrecht ihrer weißen Mitbürger.

Kulturrecht kann nicht ererbt oder verschenkt, sondern nur durch Arbeit erworben werden. Das auf diese Weise erworbene Kulturrecht besteht unabhängig davon, ob es anerkannt wird oder nicht. Denn die Staatsgewalt kann ja zufällig in kulturfeindlichen Händen ruhen, die sich nur dadurch in der Macht erhalten können, daß sie die aus dem Kulturrecht fließenden Ansprüche abwehren.

Äußerer Wille hat keinen Einfluß auf das Kulturrecht. Ist es nicht vorhanden, so kann es ebensowenig durch Schenkung geschaffen werden, wie man einem Affen die Gestalt des Menschen schenken kann; — ist es erworben, so kann es ebensowenig durch Nichtanerkennung beseitigt werden, wie man vom Menschen verlangen kann, er solle die Rolle eines Affen spielen.

Sobald Kulturrecht vorhanden ist, erhebt es Ansprüche. Wenn diese Ansprüche, sich zu betätigen, gewaltsam unterdrückt werden, so kann man sicher sein, daß sie sich auf irgend eine Weise Luft machen und alle Widerstände besiegen werden. Das ist ein Naturgesetz, dem auch die mächtigsten Selbstherrscher unterliegen.

---

*) Burghardt du Bois, Die Negerfrage in den Vereinigten Staaten. Archiv f. Sozialwissenschaft und Sozialpolitik v. 1. März 1906

Digitized by Google

Die Ausarbeitung und Anerkennung der Menschenrechte von 1791 bedeutete bereits eine so große geistige Anstrengung, daß man die Erkennung der Kulturrechte einer späteren Zeit überlassen mußte.

III. Wenn auch die Menschenrechte von 1791 als Appendix zur Naturgeschichte des Menschen gedacht sind, so kann es doch Leute geben, die sich mit Naturgeschichte prinzipiell nicht beschäftigen wollen. Und diese Leute können zufälligerweise gerade diejenigen sein, welche zurzeit die Staatsgewalt in Händen haben. Was dann?

Wenn die Gewalthaber sich um die Menschenrechte nicht kümmern, so fehlt eine Instanz, die ihnen das Verständnis dafür eröffnet.

Die natürliche Instanz dafür ist die öffentliche Meinung und die freie Presse. In ihr kann das Kulturrecht sich zur Geltung emporringen.

Wird diese natürliche Instanz widernatürlich gewaltsam unterdrückt, so sucht das Kulturrecht — wenn es bereits vorhanden ist — sich andere Wege; und den Gewalthabern winkt die Aussicht, mit dem roten Bändchen geschmückt zu werden.

Es sind also folgende drei Dinge, die der Erklärung der Menschenrechte von 1791 fehlen, um sie zu einem praktischen Staatsinstrument zu machen:

1. Beschränkung der Ansprüche des einzelnen zugunsten der Gesamtheit;
2. Berücksichtigung des Kulturrechts;
3. eine kulturelle Beurteilungsinstanz.

Diese drei Dinge sind in den Verfassungsstaaten vorhanden. In ihnen können die Kräfte des Kulturrechts sich frei betätigen — aber nicht durch Schenkung, sondern nur durch Arbeit.

Der innige kulturelle Zusammenhang zwischen den Menschenrechten und der Staatsidee bewirkt, daß wir bei Untersuchung des Staatswohls nahezu dieselben Gedankenreihen antreffen, wie bei der Erörterung der Menschenrechte. Beide Gedankenfolgen gehen parallel nach dem unendlich entfernten Punkt: der vollkommenen Glückseligkeit und dem ewigen Frieden.

Da die Staatsoberhäupter und die Regierungen eines Volkes in rascher Folge wechseln, entsprechend der kurzen Lebenszeit, die dem einzelnen Menschen beschieden ist, ein Volk aber durch

Digitized by Google

die Jahrhunderte besteht, so sind Herrscher und Regierungen, ja, Staatsformen und selbst Staatengebilde nur vorübergehende Erscheinungen im Leben eines Volkes.

Die ältesten geschichtlichen Überlieferungen reichen nur eine kurze Spanne Zeit zurück, wenn man sich die geologischen oder auch nur die anthropologischen Zeiträume vergegenwärtigt. Die Staaten in heutiger Auffassung sind sogar erst seit dem Zeitalter der Reformation entstanden. Wir stehen gegenwärtig in der Vorstellung der Staatsidee und haben nur eine ganz undeutliche Vorstellung von dem, was kommen wird. Möglicherweise werden die Staaten sich zu größeren Gemeinschaften zusammenschließen, so daß der Staatsbegriff einem erweiterten Solidaritätsbegriff weicht.

In diesem Sinne ist auch das Staatswohl nur eine Episode im Leben der Völker.

Solange man das Staatswohl als das vornehmste Instrument betrachtet, welches den Angehörigen des Staates einen befriedigenden Lebenszustand gewährleistet, ist es erforderlich, drei Bedingungen herzustellen, um das theoretische Staatswohl zur Erfüllung seines praktischen Zweckes geschickt zu machen.

I. Gesetzliche Beschränkung solcher Ansprüche, welche sich nur unter Verletzung berechtigter Ansprüche anderer befriedigen lassen.

So selbstverständlich diese Bedingung auch erscheint, und so notwendig ihre Erfüllung auch ist, um dem Staatswohl einen Inhalt zu geben, so sind wir doch merkwürdigerweise in allen Staaten noch mehr oder weniger weit davon entfernt.

Die Ursachen dieser Erscheinung sind zwar in der menschlichen Natur: seinem Egoismus, seiner Habsucht, seiner Herrschsucht begründet, aber doch sehr verschiedener Art in den Staaten Europas und Amerikas. Ist doch mitunter kaum die Befriedigung der dringendsten Bedürfnisse durchzusetzen: der Schutz vor Mord und Totschlag und Diebstahl! Ja, in einigen Staaten gilt der Diebstahl an Staatsgeldern — also die weitgreifendste Verletzung der Interessen aller übrigen Staatsangehörigen — als nationale Eigentümlichkeit.

In Deutschland haben wir noch viele Arbeit zu verrichten, um dieses erste fundamentale Erfordernis des Staatswohls zu verwirklichen. Im Reiche brauchen wir eine Neueinteilung der

Digitized by Google

Wahlbezirke oder eine Vermehrung der viel zu großen städtischen Wahlbezirke. In den einzelnen Bundesstaaten brauchen wir neue Wahlgesetze und ebenfalls eine gerechtere Umgrenzung der Wahlkreise. Namentlich in Preußen wird durch unser unglückliches Wahlgesetz und die schlechte Wahlkreiseinteilung der gerechte Anspruch der städtischen Intelligenz zurückgedrängt zugunsten der sehr viel weniger gebildeten ländlichen Bevölkerung.

Von Parität sind wir noch soweit entfernt, daß unser Staatswohl empfindlich darunter leidet. Die treibenden kulturellen Kräfte unseres Volkes werden unterdrückt, um einer trägen, kulturfeindlichen Minderheit ein behagliches Dasein zu verschaffen. Dabei zieht die kulturell minderwertige Partei auf tausend Wegen beständig Vorteil aus der Arbeit der kulturfördernden Intelligenz. Wir stehen noch immer — wenn auch in gemilderter Form — auf der alten Entwickelungsstufe der Herren und der Knechte.

Die städtische Intelligenz hat zum mindesten Anspruch auf politische Parität. Das „Suum quique“ sollte Wahrheit werden!

Von unseren Ministerien wird viele überflüssige, ja, mitunter schädliche und kulturfeindliche Arbeit geleistet: — hier ist ein Problem, durch dessen Lösung sie sich als kulturfördernd betätigen könnten.

Dieser Gegenstand wird häufig im preußischen Abgeordnetenhause besprochen; zuletzt durch die Herren Wiemer und Brömel in der Sitzung vom 16. Januar 1905. Dort finden sich auch die zahlenmäßigen Unterlagen. Die Verzögerung der so dringend notwendigen Wahlreform hindert uns in der freien Entfaltung der in uns vorhandenen Kräfte. Wir könnten im Wettstreit der Nationen noch bedeutend mehr leisten, wenn man diese Kräfte endlich auslösen wollte.

II. Anerkennung der Kulturrechte.

Ohne auf den Unterschied zwischen absolutem und relativem Kulturrecht einzugehen, möge hier nur erwähnt werden, daß das Kulturrecht eines Menschen sich durch Rechnung aus den Formen seiner Werterzeugung ergibt unter Berücksichtigung der äußeren Bedingungen, unter denen die Werterzeugung stattfindet.

Wie es keine zwei Menschen gibt, die einander genau gleichen, so gibt es auch keine zwei Menschen mit genau demselben Kulturrecht. Die Annäherung ist aber häufig so groß, daß eine Einteilung in Gruppen zulässig ist.

Digitized by Google

Das kulturwissenschaftlich befriedigendste politische Wahlrecht würde darin bestehen, daß jede Wahlstimme mit dem durchschnittlichen Faktor ihrer Gruppe beschwert würde. Das Wahlergebnis ließe sich dann durch Rechnung ermitteln. Die Zahl der Gruppen müßte sehr bedeutend größer sein, als im belgischen Wahlrecht. Die praktischen Schwierigkeiten eines derartigen Wahlverfahrens wären aber so groß, daß seine Verwirklichung in absehbarer Zeit als ausgeschlossen gelten muß.

Das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht ist zwar anscheinend eine Verleugnung der im Volke tatsächlich vorhandenen kulturellen Unterschiede, aber die Verleugnung ist nur äußerliche Form. Denn die Kulturrechte können sich in dieser Wahlform betätigen, wenn auch nur indirekt. Die Kulturrechte wären nichts wert, wenn sie dazu nicht imstande wären. Durch dieses Wahlrecht können die kulturtreibenden Kräfte an die Oberfläche gehoben werden und unter den Wirkungen einer ausgleichenden Gerechtigkeit sich betätigen.

Deshalb erscheint das allgemeine gleiche, direkte und geheime Wahlrecht als das beste, welches wir in unserem gegenwärtigen Kulturzustande praktisch erreichen können. Es gewährt eine ausreichende Anerkennung der Kulturrechte und damit Sicherung des Staatswohls.

III. Eine Beurteilungsinstanz des Staatswohls.

Die Bibel lehrt: „Du sollst untertan sein der Obrigkeit, die Gewalt über Dich hat." Dies war christliche Lehre der römischen Kaiserzeit. Aber sie hat nichts spezifisch christliches an sich; denn auch das Judentum, der Mohammedanismus, der Buddhismus, der Shintoismus und die allgemeine Religion der Klugheit verlangen Gehorsam gegen die Gewalt. Gleichwohl bemächtigte sich das Papsttum dieser Lehre und gründete darauf seinen Anspruch auf die Weltherrschaft. Aber auch alle anderen geistlichen und weltlichen Obrigkeiten stützen ihre Ansprüche auf diese Lehre.

Hiernach wäre die Obrigkeit unter allen Umständen die zuständige Instanz, um die Bedürfnisse des Staatswohls zu definieren. Tatsächlich wird dieser Anspruch ja auch jetzt noch immerfort erhoben, und wird seine Anerkennung durch das Disziplinarverfahren oder durch andere Mittel erzwungen.

Aber fast jede Obrigkeit — mit ganz wenigen glücklichen Ausnahmen — wird durch den Selbsterhaltungstrieb verleitet,

Digitized by Google

die Bedürfnisse des Staatswohls so auszulegen, daß sie sich in der Macht erhält und darin verstärkt. Nur solche Auslegung gilt als „richtig verstanden", jede andere als „schädliche Richtung". Die wenigen Ausnahmen sind aus der Geschichte zu entnehmen und sind immer auf persönliche Charakterstärke gegründet.

Nur selten ist bei einer Obrigkeit die Erkenntnis nachzuweisen, daß eine anders zusammengesetzte Obrigkeit das Staatswohl ebensogut oder sogar noch besser wahrnehmen könnte. Zu solcher Erkenntnis muß sie meistens erst durch einen stärkeren Willen gezwungen werden. Der stärkere Wille erscheint mitunter in der Gestalt des „blauen Briefes".

Deshalb ist fast immer die jeweilige Obrigkeit, bloß weil sie zufällig Obrigkeit ist, ohne gewisse persönliche Garantien, kein einwandfreier Zeuge oder kein unbefangener Richter in Fragen des Staatswohls.

Die allgemeine Geltung dieses Satzes kann nur in der Form bestritten werden, daß eine Regierung oder ein Monarch für sich speziell eine Ausnahme von der allgemeinen Regel beansprucht.

Einige Beispiele mögen die schwierige Sachlage erläutern:

König Philipp II. von Spanien hielt, wie auch schon sein Vater, Kaiser Karl V., und seine nächsten Nachfolger, die katholische Glaubenseinheit als unerläßlich für das spanische Staatswohl. Das war ein kultureller Irrtum, der das blühende Spanien entvölkerte und auf eine Macht zweiten Ranges herabdrückte.

König Karl IX. von Frankreich erklärte nach der Bartholomäusnacht vom 24. August 1572, daß er den Admiral Colligny und die Hugenotten ermorden lassen mußte, da es kein anderes Mittel zu seiner und des Staates Rettung gegeben habe.

König Ludwig XIV. von Frankreich hielt die Austreibung der Protestanten 1685 und seine beständigen Raubkriege durch das französische Staatsinteresse für geboten. Das waren kulturelle Irrtümer, die Frankreich erschöpften, und die einer seiner schwachen Nachfolger, Ludwig XVI., mit dem Leben bezahlen mußte.

Der Konvent hielt es für das französische Staatswohl für erforderlich, den früheren König Ludwig XVI. hinrichten zu lassen.

Kaiser Napoleon III. glaubte dem französischen Staatswohl zu dienen, indem er 1870 Krieg gegen Deutschland begann.

Digitized by Google

Sehr lehrreich sind die gegenwärtigen Vorgänge in Rußland. Der unglückliche Krieg gegen Japan hat die Schäden des russischen Regierungssystems enthüllt. Nach dem Fall von Port Arthur schrieb die „Nowosti“:

> „Kapituliert hat die Seele der Bureaukratie, der Eigendünkel, der auf die gesamte Bevölkerung des Reiches mit der Strenge oder der Herablassung des Vorgesetzten auf den Untergebenen herabschaut, kapituliert hat die Bureaukratie selbst, welche bisher überzeugt war, daß sie die oberste Schicht der Gesellschaft bilde, daß sie alles wisse und könne und der Anregung oder Ratschläge nicht bedürfe, welche etwa von der Presse oder der Gesellschaft ausgehen könnten .....“

Man hat zu bedenken, daß Rußland ein Ministerium für Volksaufklärung besitzt, dessen Aufgabe darin besteht, dem russischen Volke nur die „richtig verstandene“ Aufklärung zukommen zu lassen, von aller unrichtig verstandenen oder „schädlichen“ Aufklärung es aber abzusperren. Welcher Art die „richtig verstandene“ Aufklärung ist, erhellt nun der Erlaß des Heiligen Synods aus Anlaß der Arbeiterunruhen vom 22. Januar 1905. Jeder nur einigermaßen gebildete Leser kann die Irrtümer des Erlasses mit leichter Mühe nachweisen.

Daß die Autokratie und die Beamtenwillkür sich überlebt haben, erhellt aus dem Verlangen nach einer Verfassung, welches in allen Teilen des russischen Reiches und bei allen Bevölkerungsschichten geltend gemacht wird. Die Autokratie aber identifiziert das russische Staatswohl mit der ungeschmälerten Aufrechterhaltung ihrer eigenen Macht. Sie stützt sich auf die Bajonette der maschinenmäßigen Soldaten. Aber solch ein Sitz pflegt auf die Dauer peinlich zu werden.

> Nicht Roß noch Reisige
> schützen die steile Höh',
> wo Fürsten stehn!

Schon jetzt kann der Zar seinen Palast nur mit Lebensgefahr verlassen. In nicht zu ferner Zeit wird wohl das Problem des lenkbaren Luftschiffs gelöst werden. Alsdann würde der Zar nur in bombensicheren Kasematten seines Lebens einigermaßen sicher sein.

Es handelt sich um einen Irrtum der Obrigkeit in der Auffassung des Staatswohls. Wo sind aber nun diejenigen Persönlichkeiten zu finden, die das russische Staatswohl richtig beurteilen? Die Frage ist nicht so einfach zu beantworten.

Digitized by Google

In den meisten Fällen kann man einem lebenden Individuum ein kompetentes Urteil darüber zutrauen, ob es sich wohl oder krank fühlt, oder ob es wohl oder krank ist. In den meisten Fällen hat das Individuum auch ein richtiges Urteil darüber, was ihm nützlich oder schädlich ist; aber es kann auch irren. Ein ganzes Volk, als Individuum betrachtet, kann auch irren. So irrte z. B. die Majorität des französischen Volkes, als es der Kriegserklärung gegen Deutschland 1870 zujubelte. Nur Thiers hatte damals in einsamer Geisteshöhe das richtige Urteil über die Bedürfnisse des französischen Staatswohls, indem er den Krieg verhindern wollte.

Das russische Volk kann nur eine Antwort geben, wenn es gefragt wird. Es ist so außerordentlich gutmütig und geduldig, daß seine Antwort mit viel größerer Wahrscheinlichkeit richtig, also irrtümlich ausfallen wird. Also frage man es! Sollte man sich immer noch vor der Frage scheuen, so würden die Bomben sprechen. Diese aber können irren.

Vor dem freien Menschen erzittre nicht,
Vor dem Sklaven, wenn er die Ketten bricht!

Nach allem, was mir über russisches Geistesleben bekannt geworden ist, möchte ich diejenigen Personen als kompetente Beurteiler des russischen Staatswohls ansprechen, welche den Entwurf eines Staatsgrundgesetzes für das russische Kaiserreich ausgearbeitet haben, der in einer Berliner Zeitung vom 25. Februar 1905 abgedruckt ist. Nach ihm sollen die vom ganzen Volke bezeichneten und gewählten Vertreter die Hüter des Staatswohls sein. Damit sie es in Wahrheit seien, muß die Wahl frei sein; sie darf nicht gefälscht werden, um dem Tschinowniktum einen Teil seines früheren Unrechts zu lassen.

[Fortsetzung.]

Digitized by Google

Goethes Idee des Göttlichen.

Von Curt L. Walter.

In seinem „Dogma vom klassischen Altertum" sieht Professor Dr. Paul Nerrlich*) das Ziel seiner Darstellung in dem Zentralproblem des menschlichen Lebens, der Frage nach den letzten Gründen, nach der Stellung des einzelnen zur Gottheit und Menschheit. Er kommt da zu der Erkenntnis, daß ein Genie im Geiste der letzten herrschenden Philosophie, der Hegelschen, im kommenden Jahrhundert die Religion der Zukunft schaffen wird, die uns seiner Ansicht nach auch die ersehnte Einheit der Denkweise und — hinsichtlich der Schule — einen inneren Zusammenhang der verschiedenen Unterrichtsfächer geben würde. Die Keime einer solchen Religion sollen in unserer deutschen Dichtung, und zwar in erster Linie bei Goethe, schon offen zutage liegen.

Daher erachte ich es für zeitgemäß, einmal Goethes Idee des Göttlichen näherzutreten.

Goethe hat uns in seiner Lebensbeschreibung „Dichtung und Wahrheit" selbst gezeigt, wie sich bei ihm die Idee des Göttlichen entwickelt hat. Er sagt da im 20. Buch:

> „Man hat im Verlaufe dieses biographischen Vortrags umständlich gesehen, wie das Kind, der Knabe, der Jüngling sich auf verschiedenen Wegen dem Übersinnlichen zu nähern gesucht, erst mit Neigung nach einer natürlichen Religion hingeblickt, dann mit Liebe sich an eine positive festgeschlossen, ferner durch Zusammenziehung in sich selbst seine eignen Kräfte versucht und sich endlich dem allgemeinen Glauben freudig hingegeben."

Diese Gesichtspunkte sollen uns bei der folgenden Darstellung von Goethes Idee des Göttlichen leiten.

Wie es in christlichen Häusern üblich ist, so wurde auch Goethe von seiner Jugend an mit den Grundvorstellungen der Religion vertraut gemacht, auf deren Bekenntnis er getauft

*) Vergl. auch: Paul Nerrlich „Ein Nachwort zum Dogma vom klassischen Altertum. Neun Briefe an Julius Schvarcz," Leipzig 1899 (Verlag von C. L. Hirschfeld), insbesondere Brief 6, ferner meinen Aufsatz im Pädagogischen Archiv 1905, Heft 4 über „Paul Nerrlichs philosophische Weltanschauung in ihrer pädagogischen Anwendung auf die Schulreform der Gegenwart."

Digitized by Google

worden war. Man unterrichtete ihn über den allgütigen Vater im Himmel, man lehrte ihn beten und dankbar zu dem Schöpfer aller Dinge aufblicken. Aber dem aufgeweckten sechsjährigen Knaben kamen Bedenken an der Vatergüte Gottes, wenn er hörte, wie ein verwüstendes Erdbeben zu Lissabon (1755) Sünder und Schuldlose ohne Wahl an Leben und Eigentum geschädigt. Auch ein furchtbares Hagelwetter, durch welches das Haus seines Vaters arg mitgenommen wurde, konnte ihm nur den zornigen Gott des Alten Testamentes in erschreckende Nähe bringen. Dennoch waren diese außergewöhnlichen Ereignisse nicht imstande, den kindlichen Frohsinn auf die Dauer zu vertreiben. Die Schönheit der Natur und das glückliche Leben in einer wohlhabenden Familie ließen im großen und ganzen nur heitere Vorstellungen über Weltregierung und Menschenschicksal aufkommen. In kindlicher Nachahmung alter Bräuche ging der Knabe sogar soweit, durch Errichtung eines Altars und wirklich vollzogene Opfer seinem Gott ganz persönlich nahezutreten. — Auch die hebräischen Stunden bei Rektor Dr. Albrecht sind für seine religiösen Vorstellungen nicht ohne Erfolg geblieben. Wenn er auch recht wenig Hebräisch lernte, regte ihn doch die Bibliothek seines Lehrers, besonders dessen großes englisches Bibelwerk, zum Selbststudium an, vor allem was die Geschichte der Erzväter betrifft. Daraus ging das prosaisch-epische Gedicht Joseph hervor, und in einem andern religiösen Gedicht, das auch aus dieser Zeit stammt und das in den Goethe-Ausgaben als eins seiner jüngsten bezeichnet wird, betitelt: „Die Höllenfahrt Christi", ist der Einfluß Klopstocks unverkennbar.

Unglückliche Liebe und Ausnutzung durch scheinbare Freunde warfen den Fünfzehnjährigen in neue nachhaltigere Zweifel. Die Weltweisheit erleuchteter Geister ließ ihn kalt, und wieder flüchtete er an den Busen der Natur. Abgetrennt von den Menschen, möchte er in stetem Umgang mit ihr Gott in seinem erhabenen stillen Wirken anbeten. In solchen Stunden zeichnete er auch, und aus solcher Stimmung mag wohl Werthers Brief vom 10. Mai geschaffen sein. In gerade entgegengesetzter Stimmung befindet sich Werther am 18. August. Während dort das lebenschaffende Element der Natur ihn begeistert, schreckt ihn hier das lebenzerstörende zurück. Und aus solcher Stimmung mögen wohl Goethes Anschauungen über das Dämonische geboren sein.

Der Formelkram und die starre tote Buchstabengläubigkeit seines alten guten Konfirmationslehrers stießen ihn erst gar zurück.

Digitized by Google

Ja, er hatte Augenblicke, wo ihm das katholische Wesen mit seiner Beherrschung und Durchdringung des ganzen Lebens anziehend ward, wo ihm die Vielzahl der Sakramente das Individuum in steter Beziehung und heilspendender Nähe Gottes zu erhalten schien. Gellerts moralisch trocknes Christentum übte keine Besserung auf seinen Glauben, und erst, als eine todbrohende Krankheit den Entkräfteten der Unendlichkeit gegenüberstellte, da regten sich die Schauer der Andacht in dem weichgestimmten Herzen des langsam genesenden Jünglings, und die Freundin seines väterlichen Hauses, Fräulein von Klettenberg, hatte es nicht schwer, ihn, der schon in Leipzig durch Langer wieder religiös angehaucht war, für die stille Gemeinde der schönen, Jesu liebenden Seelen zu gewinnen.

Nach Straßburg nahm Goethe ihre Empfehlungen an eine herrnhuterisch gesinnte Familie mit und benutzte sie.

Diese Stimmungen hielten weiter vor, und Goethe wäre ein Herrnhuter geworden, wenn er nicht, pelagianisch gesinnt, die Sündhaftigkeit des Menschen verneint hätte und deshalb von der Gemeinde der Herrnhuter abgewiesen worden wäre.

In diese Zeit gehört seine Arbeit am ewigen Juden.

Es war nur noch der Tod der Anregerin dieser religiösen Gefühle vonnöten, um den selbstbewußten Geist des Jünglings nicht nur die Sünde verneinen, sondern auch das Dasein der Götter trotzend verlachen zu lassen.

Allein der groß angelegte, feurige Geist eines Goethe konnte nicht bei bloßen Verneinungen beharren. Es mußte ihn drängen, ein Neues an die Stelle der abgeworfenen Idee zu setzen. Er fand einen Halt in dem Glauben daran, daß auserlesene, dem Hohen nachtrachtende Männer von sich und aus sich heraus auf ihre Nebenmenschen wirkend neue Verbindungen mit neuen, idealen Bestrebungen und edlen, sittlichen Antrieben schaffen. Mahomet und Prometheus wurden ihm die Idealbilder hierfür; diese Männer schienen ihm den Mut und die Kraft zu besitzen, alles daran zu setzen zum neuen, schöneren Aufbau der Menschheit. Während sich aber Mahomet noch durchaus auf religiöses Wollen und Denken gründet, vertritt Prometheus lediglich die auf der eigenen Kraft fußende, selbstschöpferische Natur, von welcher lebenspendend und geisterweckend neue, rein menschliche Entwickelungen ausgehen.

Aber die Masse der Menschheit ist nicht geeignet, der rein irdischen Macht eines einfachen Menschen sich hinzugeben, mögen

Digitized by Google

seine Ziele noch so edel, mag seine Kraft noch so gewaltig der Verwirklichung des Guten nachleben, die Masse der Menschen findet sich nicht befriedigt durch rein irdisches Tun; sie schätzt ihr Erdenleben im allgemeinen nicht so hoch, daß sie auf ein Jenseits und einen himmlischen Ausgleich Verzicht zu leisten vermöchte: sie braucht eine Religion mit handgreiflichen Vorstellungen und sichere Gewähr gebenden Versprechungen.

Auch Goethe konnte das nicht lange außer acht lassen; er erkannte die „Grenzen der Menschheit".

Goethes himmelstürmender Trotz also legte sich, und nicht bloß die Stumpfheit der Masse, sondern der nicht zu verhehlende Mangel an eigner Kraft schuf jene verzichtleistende Unterordnung unter den Willen jener dunkeln Gewalten, welchen der Mensch halb bewußt, halb unbewußt, sei es zu jauchzender Freude, sei es zu lastendem Unglück, preisgegeben ist, wovon sich auch ein Abglanz in der „Iphigenie" findet.

Scherer sagt:*)

> „Wie der Stamm der Tantaliden aus Überhebung und Leidenschaft zu Ergebung und Fassung, aus Gottesfurcht und Gotteshaß zu Gottvertrauen und Gottesliebe durchdringt, so legte Goethe den rebellischen Trotz seines Prometheus ab und fand in der Anschauung der Natur, in der beständigen Liebe Gottes, nach der Lehre des Spinoza, sein Glück. Eine trostreiche Ansicht der Welt hält jetzt schützend die Hand über ihm. Die Götter, an die er glaubt, sind gut und weise; sie lieben die Sterblichen und wissen allein, was ihnen frommt; sie sind wahrhaftig und reden durch des Menschen Herz zu ihm, ihre Worte sind nicht doppelsinnig, und sie rächen der Väter Missetat nicht an dem Sohn: es erbt der Eltern Segen, nicht ihr Fluch."

Aber auch im eigenen Innern regen sich geheime Kräfte, welche hervorbrechend auf alles wirken, was in ihren magischen Zauberkreis tritt. — Und dennoch herrscht nicht ein wüstes Hinüber und Herüber dieser mit-, gegen- und durcheinander wirkenden dämonischen Kräfte, sondern ein geheimes planmäßiges Walten schafft durch Ausgleichungen und Angleichungen schließlich immer ein geordnetes Bild menschlicher Freiheit, wie Goethe das im „Egmont" gezeigt hat, auch im „Faust".

Was versteht nun Goethe schließlich unter seinem „allgemeinen Glauben", dem er in reifem Alter sich zuneigte? Dieser „allgemeine Glaube" hängt mit seiner philosophi-

*) Geschichte der deutschen Literatur, S. 537.

Digitized by Google

schen Weltanschauung zusammen. Er schreibt darüber in einem Brief an F. H. Jacobi (1801): „Wie ich mich zur Philosophie verhalte, kannst du leicht auch denken. Wenn sie sich vorzüglich aufs Trennen legt, so kann ich mit ihr nicht zurechte kommen; wenn sie aber vereint, oder vielmehr, wenn sie unsere ursprüngliche Empfindung, als seien wir mit der Natur eins erhöht, sichert und in ein tiefes ruhiges Anschauen verwandelt, in dessen immerwährender Synkrisis und Diakrisis wir ein göttliches Leben fühlen, . . dann ist sie mir willkommen." — Dieses „tiefe, ruhige Anschauen" Goethes als Grundlage und Ziel seiner Philosophie hat nun seine Quelle in Spinoza.*)

In spinozistischem Sinne antwortet Faust auf die Gewissensfrage Gretchens: „Glaubst du an Gott?" —

Und in seinem Gedicht „Das Göttliche" verlangt er in spinozistischem Sinne vom edlen Menschen: er solle in den rechten Grenzen der Menschheit sich bewegend, sein ein Spiegel des Göttlichen, ein Bild und Zeugnis des Ewigen, „hilfreich und gut".

Die Weltanschauung Spinozas spricht Goethe auch in den Worten aus, die der Erdgeist an Faust richtet:

„In Lebensfluten, im Tatensturm
Wall ich auf und ab,
Webe hin und her!
Geburt und Grab,
Ein ewig Meer,
Ein wechselnd Weben,
Ein glühend Leben,
So schaff' ich am sausenden Webstuhl der Zeit,
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid."

Die ewige Substanz mit ihren ewigen Attributen, Denken und Ausdehnung, schafft durch den ewigen Wechsel von Bewegung und Ruhe im beständigen Fluß der Dinge (πάντα ῥεῖ: Heraklit)

*) Vgl. Dauzel, Über Goethes Spinozismus (Hamburg 1850); Jellinek, Die Beziehungen Goethes zu Spinoza (Wien 1878); Heyder, Über das Verhältnis Goethes zu Spinoza (Zs. für die lutherische Theologie und Kirche 27, 261); Suphan, Goethe und Spinoza (in der Festschrift zur zweiten Säkularfeier des Friedrich Werderschen Gymnasiums zu Berlin, Berlin 1881); Harpf, Goethes Erkenntnisprinzip (Philos. Monatshefte 1883); Dilthey, Abhandlung über Goethe (Archiv für Geschichte der Philosophie VII); Steiner, Goethes Weltanschauung (1897); Siebeck, Goethe als Denker (Stuttgart 1902), sowie die Monographien von Herman Grimm und Albert Bielschowsky.

Digitized by Google

vergängliche Daseinsformen (modi). Die aus der Substanz auftauchenden Einzeldinge und Einzelwesen haben zwei Seiten, eine ewige und eine zeitliche. Die Substanz und deren Attribute, Denken und Ausdehnung, sind das Ewige, das Göttliche in ihnen, ihre Daseinsformen sind das Zeitliche, Vergängliche.

Das ist, kurz gefaßt, der Kern der Philosophie Spinozas, wie ihn Goethe neben den schon zitierten Stellen, besonders aus seinem „Faust", zu vollendetem poetischen Ausdruck gebracht hat in den folgenden Versen seines „Vermächtnis", das sich in seiner Gedichtsammlung „Gott und Welt" findet:

„Kein Wesen kann zu nichts zerfallen!
Das Ew'ge regt sich fort in allen,
Am Sein erhalte dich beglückt!
Das Sein ist ewig; denn Gesetze
Bewahren die lebend'gen Schätze,
Aus welchen sich das All geschmückt."

Diese Sammlung ist aber nicht ausschließlich von Spinoza beeinflußt; es treten hier noch, wie überhaupt in Goethes späterem Alter, Elemente aus der Philosophie des Giordano Bruno und Leibniz hinzu, dessen Monadenlehre und prästabilierte Harmonie ja auf den Minima oder Monaden des Giordano Bruno und dessen Lehre vom Kleinsten*) beruht. In dieser Gedichtsammlung hat er aber auch seinen naturwissenschaftlichen Forschungen von der Metamorphose der Pflanzen und der Tiere usw. poetischen Ausdruck verliehen, wie es ja überhaupt auch mit Goethes Spinozismus zusammenhängt, daß er der Probleme der Entwickelungslehre so eifrig beflissen war, welche dann Darwin und Haeckel zu einem gewissen Abschluß gebracht und welche Goethe sozusagen vermöge seiner prophetischen Intuition vorgeahnt hat, was die Fachgelehrten heute ihm auch unumwunden für die Morphologie zugestehen.**) So sah der Begründer, der die medizinische Wissenschaft von Grund aus umgestaltenden Zellularpathologie Rudolf Virchow***) die Lehre vom Zellenstaat schon in der folgenden bedeutungsvollen Stelle von Goethes

*) Vgl. Brunnhofer: G. Brunos Lehre vom Kleinsten als Quelle der prästabilierten Harmonie des Leibniz. Leipzig 1899.

**) Vgl. Hermann von Helmholtz: Vorträge und Reden (Braunschweig 1896) im ersten Band: Über Goethes naturwissenschaftliche Arbeiten (1853) und im zweiten Band: Goethes Vorahnungen kommender naturwissenschaftlicher Ideen (1892).

***) Vergl. R. Virchow: Goethe als Naturforscher. Berlin 1861.

Digitized by Google

Morphologie vorgedeutet: „Jedes Lebendige ist kein Einzelnes, sondern eine Mehrheit; selbst insofern es uns als Individuum erscheint, bleibt es doch eine Versammlung von lebendigen, selbständigen Wesen, die der Idee, der Anlage nach gleich sind, in der Erscheinung aber gleich oder ähnlich, ungleich oder unähnlich werden können". — Diese Lehre bringt Goethe in der vorerwähnten Gedichtsammlung „Gott und Welt" poetisch folgendermaßen zum Ausdruck:

„Freuet euch des wahren Scheins,
Euch des ernsten Spieles:
Kein Lebend'ges ist ein Eins,
Immer ist's ein Vieles."

Goethe bleibt aber nicht bei einer rein mechanistischen Naturauffassung*) stehen, sondern sein Pantheismus im Sinne Spinozas ist — und es treten hier Elemente aus der Philosophie Schellings in ihrer ursprünglichsten Gestalt**) hinzu, die dann von Fechner weiter gebildet sind — zugleich Panpsychismus: wie das im Gedicht „Weltseele" der Sammlung klar hervortritt. Diese mit der Schellingschen Naturphilosophie in ihrer ursprünglichsten Form übereinstimmende Anschauungsweise Goethes führt nun auf die schon angedeuteten Einflüsse von Giordano Bruno und Leibniz und deren Minima und Monaden zurück, die sich in den weiteren Gedichten der Sammlung zeigen und dann bis zum Ende seines Lebens dominieren.***)

Mit dieser Vorstellung von den Monaden oder, wie er sie später lieber nannte, „Entelechien" war Goethe dem ewigen

---

*) Siebeck bemerkt in seinem Werk „Goethe als Denker" (Stuttgart 1902) auf S. 116: „Moderne Analogien zur Goetheschen Entwickelungslehre hat man passender als bei Darwin oder Haeckel in E. v. Hartmanns Naturphilosophie und den in dieser Richtung liegenden naturwissenschaftlichen Ausblicken (vgl. Reinke, die Welt als Tat) zu suchen. Siebeck gibt aber dann weiter selber zu, daß dieser Punkt noch umstritten ist!

**) Vgl. Goethe an Schelling (27. September 1800) in Schriften der Goethe-Gesellschaft 13. Band S. 211 f.

***) Vgl. hierzu auch: F. W. Riemer, Mitteilungen über Goethe (Berlin 1841), erster Band, VII, g, insbesondere S. 117—119; Joh. Falk, Goethe aus näherem persönlichen Umgang dargestellt (Leipzig 1856, 3. Auflage), insbesondere das Gespräch mit Goethe anläßlich des Todes Wielands, S. 50 ff.

Digitized by Google

Ideengehalt der christlichen Religion*) nicht mehr fern: wenigstens war er bestrebt, seine auf spinozistischer Grundlage ruhende pantheistische Naturreligion gefühlsmäßig mit der überlieferten Religion in Einklang zu setzen, deren ewiger ethischer Kern**) für sein religiöses Selbstbewußtsein ein ständig wirkender Faktor war. Der dogmatischen Seite der christlichen Religion gegenüber beanspruchte er aber stets, wie in Philosophie und Naturwissenschaft, das Recht selbständiger Aneignung und Auslegung des Überkommenen auf Grund der Kritik seiner historischen Vernunft.

„Schlangenwandelnd", wie jeder nicht gewöhnliche Mensch, hat sich Goethe zu seinem „allgemeinen Glauben" schließlich durchgerungen. Er hat viele Gegner gehabt, die das nicht verstehen konnten und ihn den „großen Heiden" nannten. Er hat sich gelegentlich selbst einen Heiden genannt, nie aber einen Atheisten oder einen Ungläubigen. Verschieden ist die Auffassung über Goethes Religion. Herman Grimm sagt: „Nur zwei Überzeugungen hat Goethe stets gehabt und ausgesprochen. Die eine: daß ein persönlicher Gott sei, welcher, was die Geschichte der Menschheit anbelangt, einen Willen und ein Ziel habe, und die zweite: daß es eine individuelle Unsterblichkeit gebe. Diese beiden Glaubensartikel bekennt Goethe, ohne Beweise zu verlangen oder zu geben, er hat sie, sie sind in die Fundamente seines Daseins eingemauert. Über sie hinaus aber auch nichts weiter. Er weist jedes Detail ab. Alles Überirdische, dem diese beiden Gedanken nicht genügten, ließ ihn ruhig. Dagegen verlangte er, was jeder Mensch verlangt, eine Theorie der sittlichen Organisation der Menschheit, und zwar diese auf die sichersten Beweise gegründet.

*) Vgl. auch: L. von Lancizolle, Über Goethes Verhältnis zu Religion und Christentum (Berlin 1855); van Oosterzee, Goethes Stellung zum Christentum (Bielefeld 1858); J. Bayer, Goethes Verhältnis zu religiösen Fragen (Prag 1869); R. Jobst, Goethes religiöse Entwickelung bis zum Jahre 1775 (Stettin 1877, Programm); E. Filtsch, Goethes Stellung zur Religion (Jahrbuch des Vereins für wiss. Pädagogik XI. 1879); Steck, Goethes religiöser Entwickelungsgang (Protest. Kirchenzeitung 1880, Nr. 22 u. 23); Julian Schmidt, Goethes Stellung zum Christentum (Goethe-Jahrbuch 1881, S. 49); O. Pfleiderer, Goethes religiöse Weltanschauung (Protest. Kirchenzeitung 1883, Nr. 15); Karl Sell, Goethes Stellung zu Religion und Christentum (Freiburg i. B. 1899); G. Keuchel: Goethes Religion und Goethes Faust (Riga 1899); W. Bode, Goethe: Meine Religion, mein politischer Glaube (1899); ferner: O. Harnack, Goethe in der Epoche seiner Vollendung 1805—1832 (3. Aufl. 1905) und Siebeck a. a. O.

**) Vgl. Paulsen: Goethes ethische Anschauungen (Deutsche Bücherei, Band 31) und Siebeck, a. a. O. IV. Kapitel.

Digitized by Google

Ernst Haeckel, sich auf Goethes naturwissenschaftliche Forschungen stützend, ist anderer Meinung; ihm gehört Goethe als größter deutscher Naturphilosoph in die Entwickelungsreihe: Giordano Bruno, Spinoza, Lamarck und Darwin, und er zitiert dafür die Verse aus Goethes Gedicht „Bei Betrachtung von Schillers Schädel" (zum 17. September 1826):

„Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,
Als daß sich Gott-Natur ihm offenbare,
Wie sie das Feste läßt zu Geist verrinnen,
Wie sie das Geisterzeugte fest bewahre!"

Die Wahrheit liegt unseren Ausführungen zufolge in der Mitte: weder hat Herman Grimm so ohne weiteres recht, wenn er im Anschluß an die oben zitierte Stelle aus seinen Goethe-Vorlesungen dann weiter Darwins Theorie als ein „wunderbares, in seiner Begründung großartiges, in seinen letzten Konsequenzen grundfalsches Prinzip" bezeichnet, noch die Auffassung derer, die Goethe so ohne weiteres zum Darwinisten machen.

Richard M. Meyer hebt in seiner Goethe-Biographie dagegen hervor:

„Nachdrücklich ist zu betonen, wie bei aller Annäherung an die Weltanschauung des Darwinismus Goethe sich durch seine künstlerisch-anthropomorphisierende Auffassung von ihr scheidet. Auch der Darwinismus glaubt in den verschiedenen Gattungen des Tier- und Pflanzenreiches ein Nebeneinander innerlich gleichartiger, aber der Entwickelungsstufe nach verschiedener Organismen zu erkennen. Aber das Motiv dieser stetigen Veränderungen erklärt er völlig anders als der Dichter. Die moderne Lehre meint, daß das regelmäßige Fortwirken immer derselben äußeren Faktoren auf immer gleichgeartete Anlagen immer gleichartige Folgen hat; Goethe versetzt diese Folgen als ein angestrebtes Ideal in das instinktive Bewußtsein der Monade." *)

Und mit dieser Auffassung von den „entelechischen Monaden" hängt auch seine gefühlsmäßige Überzeugung von einer bedingten Unsterblichkeit zusammen.

*) Vgl. auch: Dav. Friedr. Strauß, Der alte und der neue Glaube, Abschnitt 56; Oskar Schmidt, War Goethe ein Darwinianer? (1871), Deszendenzlehre und Darwinismus (Leipzig 1875); Ernst Haeckel, Darwin, Goethe und Lamarck (1882); Wilhelm Bölsche, Goethe und Haeckel (in „Naturgeheimnis" [Jena und Leipzig 1905], S. 157—179); ferner Siebeck, a. a. O., Zweites Kapitel: Die Natur, insbesondere S. 104—120.

Digitized by Google

Das Hemd der Hexe Gert.

Von Gertrud Lent.

Es war der Freitag vor dem Sonntag Jubilate. Die Kirschen blühten in den Gärten, in den Obstwiesen, an den Wegen. So ein Blühen war viele Jahre nicht gewesen, weiße Schleier, weiße Kränze, weiße Tücher schienen überall ausgebreitet, überall; auf den Hängen vor den düsteren Waldbergen hinunter bis in die Ebene, in welcher der große silberne Strom durch frühlingsgrünes Land floß.

Die grauen Mauern des festen Städtchens Dottwyler, die Türme, die braunen Dächer, die ganze Ortenau schien umhüllt, bekränzt, geschmückt wie zu einem Maienfeste mit diesem Überschwang an Kirschblüte. Wer aus dem Fenster eines hohen Giebels lehnte, wer auf einem Turme oder außerhalb des Ortes am Waldraine stand, der atmete den Honigduft der Millionen weißer Blüten, den der Wind, der aus dem großen Flußtale heraufstieg, gegen die Berge trieb.

Und wer in eine Wiese, in einen Garten, ja, nur an einem Garten vorüber, ja, wer über die Gasse ging, dem warf der Wind ein paar zarte Blütenblätter aufs Haupt.

So kam es, daß die Einwohner Dottwylers, die in diesen Apriltagen, von einer Erregung ergriffen, zahlreicher als sonst über das Kieselpflaster ihres Städtchens hin- und hereilten, in ihren Locken, auf glatten Scheiteln, auf Hüten und Hauben weiße Blätter der Kirschblüte davontrugen, gerade so, als trügen sie Zeichen und Farben der Blütezeit, und ihre Erregung, ihr eifriges Hin und Her konnte auf einen Frühlingsrausch deuten, der Alt und Jung beim Anblick von soviel Schönheit und Üppigkeit, beim Atmen von soviel süßem Duft ergriffen hatte.

Es sollte aber am Sonnabend vor Jubilate eine Hexe verbrannt werden.

Die schöne Hexe Gert.

Und wie die Rauchwolke ihres Scheiterhaufens verfliegen sollte, so sollte verfliegen mit ihrem Feuertode die dunkle, schwälende Unruhe, welche die Hexe in die Gemüter der Leute von Dottwyler geworfen hatte, die manchesmal hell und verderblich aufgeflackert war, ja bis zu Zerwürfnis und Totschlag.

Die schöne Hexe Gert saß im Turm. Und vor dem Turm traf sich ganz Dottwyler, und jeder, der zu der wartenden Menge dazukam, die sich stetig vergrößerte, abnahm und wieder anwuchs, hob sich einen Augenblick auf die Zehen, als könne er so durch das stockhohe Fenster blicken und die Hexe darinnen sehen. Ab und zu forderte der Wächter die Leute auf, zu gehen, oder ein Ratsherr, ein Mönch oder der Pfarrer kamen heraus, und bei ihrem Gehen hielten es einige bessere Leute für angezeigt, sich zu entfernen. Die Kinder nur waren nicht fortzubringen, und die Kleinsten, die mit vor den Turm verschleppt waren, saßen in einem Zaunwinkelchen beisammen, fegten mit den Händchen die weißen Kirschblätter auf dem Erdboden zusammen und bewarfen sich mit ihnen. Einige der größeren nur waren scheu; führte sie der Weg

Digitized by Google

vorbei, so warfen sie einen Blick nach dem Turm, in welchem die Hexe saß, und eilten vorüber, und einige Erwachsene hielten es ebenso. Das waren wohl die Leute mit dem guten Herzen. Andere, wenige, ließen sich in diesen Tagen nicht auf der Gasse blicken, sie blieben zu Hause, als seien sie das Gewissen der Stadt, das sich schämte. Die schönen Mädchen von Dottwyler hatten alle etwas in ihren Blicken, das sie sonst nicht hatten, und die häßlichen waren besonders begänge und trugen die Nasen höher. Von dem vielen Geflüster, das von Mund zu Mund ging, bezog sich ein gut Teil nicht auf die Hexe, sondern auf diesen und jenen der alten und jungen Männer, der Stadtväter und der goldenen Jugend des Städtchens.

Am Abend des Freitags, als gerade all die Müßigschauenden zum Abendbrot eilen wollten und die Glocke die Kinder heimschickte, geschah etwas so Unerhörtes, daß sie alle dablieben und übrige herzuliefen.

Es kam eine Rotte Bewaffneter daher und verlangte mit stürmischem Getümmel die Freilassung der Hexe. Das waren die Söhne der angesehensten, reichsten Bürger von Dottwyler, mit Ausnahme Seifrieds, dem Sohne Eginharts, des Allerersten.

Niemand nahm Partei für sie oder wider sie; es gab kein Blutfließen, kein Nachgeben, keinen Widerstand; der Wächter ließ sie samt und sonders ein, und die Menge draußen sah sie nach einem halben Stündchen einzeln davongehen wie begossene Hunde, nachdem ein schwaches Getöse, wie von heftigem Wortkampfe im Innern des Turmes, bis auf die Gasse gedrungen war. Nach den Söhnen kamen dann von ihren Vätern heraus, ein Gewaltiger der Stadt und der Geistliche, und als dann lange nichts mehr erfolgte, ging alles seiner Wege.

Die schöne Hexe Gert aber saß im Turme und gedachte voller Zuversicht der Abschiedsworte ihrer Mutter, die jene an sie gerichtet hatte, bevor sie in Augsburg gestorben war: „Wenn du Hochzeit hältst und wenns ans Sterben geht, so zieh der Mutter Brauthemd an —“ dann hatte sie einen Namen gemurmelt, der hatte wie „Eginhart“ geklungen, und da Gerts Gedanken bei Seifried, dem Sohne Eginharts, waren, erschienen ihr die Worte der Mutter wie eine Prophezeiung, und sie hatte als „letzten Wunsch“ gebeten, man möge ihr aus ihrer Lade das Brauthemd der Mutter bringen, sie wolle es morgen tragen, und da ihr Wunsch gewährt wurde, schien es ihr, als könne es ihr nun nicht fehlen. Sie sah empor und erblickte draußen ein Stück rosigen Abendhimmels durch die Blütenzweige eines Kirschbaumes.

„Das närrische Volk kann doch nicht —“ dachte sie — „nein, nein, das ist nicht auszudenken,“ und sie blickte weiter durch die Blüten zu dem rosigen Himmel empor und versuchte es sich mit der ganzen Kraft ihrer jungen starken Phantasie auszudenken, wie es wohl kommen würde, wenn sie in dem schönen Hemd der Mutter auf dem Richtplatz wäre und Eginharts Sohn sie befreie.

Der Bürger Eginhart gehörte zu denen, über die das Geflüster ging. Es war spät in der Nacht, als er mit trotzigem Blick, die Mütze in der Hand, schweren und festen Schrittes nach Hause ging. Er kam von Richter, Bürgermeister und Pfarrer. Haha! und gebt ihr sie nicht frei! nun, so wird denn der erste Dottwyler Bürger, euer Stolz und Hochmut, euer Reichtum, so wird er denn die Hexe befreien! Freien wird er um sie am Scheiterhaufen. Er hob den Kopf und ging daher, als sähe ganz Dottwyler

Digitized by Google

seinen Trotz und seinen stolzen Gang. In seinen dichten grauen Haaren hingen ein paar Kirschblätter, das wußte er nicht.

Als er aber in sein Haus trat, seufzte er schwer.

Wer die Hexe freit, verliert Haus und Hof, verliert Heim und Heimat, verliert Stand und Namen, vogelfrei zieht er mit ihr in die Welt.

In dem dunklen Hausflur stand er still. Er griff mit den Händen in die Dunkelheit und packte in der leeren Luft fest zu, als umkralle er würgend den Hals eines Feindes.

„Ha! Dich freien! Brennen sollst du! Brenne! brenne — du hast mich verschmäht, als du frei warst —" — ha, was kamen knirschend zwischen den fast geschlossenen Zähnen die Worte keuchend hervor —

„Brenne, brenne! ich selbst, ich habe mitgesprochen dein Schuldig —"

Dann aber ließ er die Arme sinken, lehnte an die Wand und erschauerte. Es würgte ihn im Halse, gerade so, als ob Tränen herauf wollten, als ob er schluchzen müsse.

„Geld, Geld!" stieß er hervor, so wie vorhin das: „Brenne, brenne".

Eins der Kirschblätter glitt aus seinen Haaren und streifte kühl und fein, fast unkörperlich sein Antlitz.

„Ha, du weiche Hand! — so weich war ihre Hand — Amarill, deine Hand —" dachte es in ihm und er wischte sich über das Gesicht.

So kommen in den härtesten Augenblicken des Lebens die lindesten Erinnerungen über uns.

Als der Tag graute, stieg Eginhart die Treppe zum Giebelgelasse empor. Die Tür zur Schlafkammer seines Sohnes war angelehnt. Er stieß sie auf.

„Du bist in Kleidern?" fragte er den Sohn, der mit dem Rücken zur Tür inmitten des Raumes vor einem Tische saß, auf den er Arme und Haupt gelegt hatte. Zum Fenster herein strömte taufeuchte Luft, und in den obersten Rauten desselben spiegelte sich, wie es auf- und zuklappte im Zugwinde, der erste Frühschein. Auf und zu — klapp — klapp —, so war es die ganze Nacht hin- und hergeweht.

Die Schultern des Sitzenden bebten. „Schläfst du, Seifried?" fragte der Vater. Da fuhr der Gefragte jäh auf und blickte mit starrem, bösem, dann sich milderndem Blick auf den Vater, der mit wirrem, grauem Haar, blaß und übernächtig vor ihm stand.

„Was bringst du da?" fragte er und wies auf den Beutel, den er in der Hand trug.

„Geld, viel Geld — es wäre einst dein Geld gewesen —" erwiderte Eginhart tonlos.

„Geld?" fragte der Sohn verständnislos, zuckte mit den Achseln, trat zum Fenster, hielt es auf und nickte mit dem Kopfe hinunter.

„Die Sonne kommt," sagte er.

„Ja, die Sonne."

Seifried wandte sich wieder ins Zimmer zurück, er wies nochmals mit der Hand auf den Beutel.

„Das Geld?" fragte er wieder.

Da warf der Alte, daß es klirrte und krachte, den Beutel auf den Tisch, hielt sich eine Hand vor das weit nach hinten gebogene Antlitz und sagte:

Digitized by Google

„Da — nimm es — kaufe den Franz, meinen hörigen Franz — er soll —“ und als er innehielt, fragte der Sohn:

„Er soll?“

„Denke es dir — sieh mich an, Seifried — weißt du es nicht?“

„Er soll? sprecht, Vater!“

Da flüsterte der Alte zwischen langsam sich regenden Lippen hervor: „Er soll — die Hexe freien — und gehen!“ —

— „Nein!“ —

Das war ein Nein, so stark wie der Aufschrei eines wilden Tieres; ein Nein, nicht wie ein menschliches Wort; ein Nein, wie ein Urlaut, der sich allem widersetzt. Vor diesem Nein taumelte der Alte zurück, und der Junge zitterte atemlos von der Kraftanstrengung, die es gebraucht hatte.

Sekundenlang standen sie sich schweigend gegenüber nach diesem Nein. Zwischen ihnen funkelte ein Sonnenstrahl, der eben heraufgekommen war, und dessen Wärme den Honigduft der Kirschblüte erweckt hatte. Des jungen Mannes braune Locken glänzten in diesem Sonnenstrahle, der sein stolzes Gesicht erleuchtete; er trat geblendet einen Schritt zurück.

„Vater, das ist nicht Euer Ernst — Ihr wollt sie retten! — aber so, das ist ja keine Rettung — der alte lahme Franz soll die Gert —“

„So werden sie — sie —“ Eginhart zögerte — „so werden sie sie verbrennen —“ stieß er hervor; beide Hände hielten zerrend sein Wams vorn an der Brust, als packe ihn da drinnen ein gewaltiger Schmerz, den er nicht herausreißen könne mit aller Gewalt.

„Sie wird nicht brennen, Vater —“

„Glaubst du, einer der Laffen, die heut in den Turm drangen?“ erwiderte dieser und bewegte verächtlich verneinend beide Hände.

— „Aber ich —“ antwortete der Sohn, nicht lauter, beinahe leiser, als er sonst sprach, und doch war in diesen beiden Worten etwas von derselben gewaltigen Kraft, wie sie in dem Nein hervorgebrochen war.

Da schüttelte der Alte seine Fäuste, machte einen großen Schritt, fast wie einen Sprung gegen seinen Sohn und packte ihn in den Ellbogengelenken.

„Du nicht — du nicht!“ rief er.

Der Sohn machte keinerlei Bewegung, um sich dem festen Griffe zu entwinden, nur den Kopf bewegte er, um seine Locken zurückzuschütteln und sagte:

„Ich wohl, Vater.“

Fester packte Eginhart zu:

„Du nicht —“

Da befreite sich der Sohn mit einer heftigen Bewegung: „Wohl ich, Vater —“

Sie traten beide voneinander zurück, nicht in eine abwartende oder gar angreifende Stellung, sondern beide in Selbstbezwingung; sie wollten sich nicht anders bekämpfen als mit Worten. Eginhart sprach zuerst wieder. Er begann in mahnendem Ton; er sprach von allem, was den Mann träfe, der eine zum Scheiterhaufen Verurteilte vom Tode errette dadurch, daß er sie zu seinem Weibe mache. Er sprach sogar etwas von Vater- und Sohnesliebe, von ihrem alten Namen und seinem Ansehen — so eindringlich er

Digitized by Google

aber redete, es waren leere Worte, die er selbst nicht glaubte, und so klangen sie dem Zuhörenden.

„Es ist also doch wahr, was sie reden," erwiderte Seifried, als der Vater aufatmend schwieg.

„Was? Was ist wahr?"

„Du auch — liebst sie —"

Eginhart wandte sich ab und trat zum Fenster.

„Du bist zu ihr geschlichen — und sie hat dich davongejagt —" sagte leise, zögernd Seifried und blickte forschend zu dem Abgewandten hinüber, der sich rasch umkehrte bei diesen Worten. Er sah den Sohn an, fest, böse, aber aufrecht nicht lange, dann senkte er schon den Blick, und mit niedergehaltener Heftigkeit sagte er:

„Sie reden! Nicht von mir allein! Du weißt von wem allem — auch von dir!"

„Von mir sollen sie reden! Ich werde ihnen zeigen, was da zu reden ist, jedem einzelnen — ich werde sie befreien, — mich wird sie nicht abweisen — leben wird sie mit mir — und abrechnen werde ich mit dem Gesindel — die Richter müssen mir her — die Ältesten, der Bürgermeister, das ganze Henkervolk, das Ja und Amen sagt zu Mord und Frevel — dem Pfaffen geh ich an die Gurgel, der von Teufel und Hexen spricht und einem Engel einen Scheiterhaufen richtet —"

Und wie Seifried voller Leidenschaft Wort um Wort hervorstieß, stand sein Vater verzweifelnd vor ihm und schüttelte mit dem Kopf. Sein ganzer Körper drückte Entsagung und Ohnmacht aus:

„Sie wird brennen, brennen — nicht zu retten —" sprach er schmerzlich.

„Hörst du mich nicht, Vater? Ich errette sie!"

„Sie wird brennen —"

Seifried trat nahe zu Eginhart und begann sanfter zu reden:

„Vater, du liebst ihr Leben wie ich! Habe ein Einsehen! Du bist ein alter Mann — ich bin jung und stark. Ich kann und werde alles dahinten lassen und hinausgehen in die Welt mit ihr — du weißt sie lebend und glücklich — Vater, so höre doch zu! Ich werde sie freien, sie wird leben!"

Da fuhr der Alte auf, als habe er im Traume gelegen, er packte den Sohn bei den Schultern und drängte ihn heftig gegen die Wand:

„Fühlst du, wie stark ich bin? Wie ich noch jung bin? — Du nicht — keiner soll sie anrühren, — keiner soll sie haben, nicht das Feuer, aber auch nicht ein Mann, der noch Kräfte im Leibe — der noch Leben im Leibe hat —"

Und wie der Sohn anfing, den Vater abzuwehren, und dieser nur erbitterter ihn anpackte, rangen sie miteinander, nicht mehr wider Willen, Abwehr gegen Abwehr setzend, sondern wie zwei Feinde, und jeder Griff, jede Bewegung war Angriff. Sie wiederholten dabei dieselben Worte immer wieder, wie einen Kampfesruf, der sie stets aufs neue entflammte. Eginhart: „Du nicht! Du nicht, keiner!" Und Seifried immer wieder: „Ich wohl, ich, ich, Vater —"

Ein Augenblick kam, da sie sich losließen und sich gegenüberstanden zu neuem Angriff, mit angespannten Muskeln, brennenden Augen und hörbarem Atem.

Digitized by Google

Da begann eine Glocke zu klingen. Eine armselige, schlechte Glocke. Und sie ließen beide die Arme sinken — sahen sich an — und machten beide eine Wendung gegen die Tür und griffen sich beide an und rangen einen kurzen Augenblick um den Gewinn der Tür, und mit einer Anspannung aller Kräfte und einem Faustschlag gewann sie der Vater, und während Seifried zurücktaumelte unter diesem Faustschlag, schloß Eginhart von draußen die schwere Tür und setzte so seinen Sohn gefangen.

* * *

Als Eginhart, nachdem er eilig Gesicht und Hände erfrischt, sein Haar gekämmt und den Hut aufgesetzt hatte, zum Hause heraustrat, konnte ihm niemand den vorangegangenen Kampf und seine große Erregung ansehen, doch blieb mancher Blick der vielen an ihm haften, die mit ihm zugleich durch die Gassen hinaus vor das schwäbische Tor strömten, durch welches gerade ein Haufe herzoglicher Soldaten marschierte. Eginhart sprach den Torschreiber an: „Was tun denn die Neuenburger bei uns?" Der Torschreiber antwortete lachend: „Hat der Bürgermeister nachts herüberholen lassen, — im Fall sie der Hexe nicht Herr werden — oder ihres Anhanges — scheinen sich der Sache doch nicht recht sicher —"

„Ist schon — ist schon alles draußen?"

„Meint die Hexe, Herr Eginhart! Haha! Alles! Büttel, Hexe, Waisenmeister, das gesamte Stadtregiment und alles, was Beine hat! Heut werden noch viel Weiber in Krämpfe fallen, viel Räusche gesoffen werden und viel Köpfe bluten —"

Eginhart verfolgte seinen Weg. Vor der Kapelle des heiligen Antonius knieten einige Weiber und ein alter Mann und beteten laut und lamentierend; der Alte und eins der Weiber erhoben sich, als Eginhart herankam, schlossen ihre heftige und plötzlich abgebrochene Andacht durch ein eiliges Kreuzzeichen und redeten Eginhart an. Es waren die Waldhofleute, bei denen die Gert im Dienst gestanden.

„Herr Eginhart, wir wenden halt noch einmal auf die Stadt — ich geh in die Kirche," meinte die Frau, welche ganz verstört aussah, „wer weiß, ob's der Heilige hier draußen tut —"

„Seid nur ruhig; sie wird nicht verbrannt —" sagte Eginhart und wollte weiter gehen.

„Da sei Gott vor! alle Heiligen, wer sagt das? Nicht verbrannt!?" riefen beide und hoben die Hände auf, „o, wir armen Sünder!" und sie eilten davon, so gut sie von der Stelle kamen.

Auf dem Wege wanderte alles in der Richtung dem Anger zu, auf welchem der Scheiterhaufen gerichtet war, und der von weitem einem bunten Teppiche mit feinem, weiß und grünem Saume glich. Das waren die Bewohner Dottwylers und ringsumher der Kranz blühender Kirschbäume. Vereinzelte nur bewegten sich in anderer Richtung. Eginhart begegnete einem Manne, der sein weinendes Weib mit Schelten vor sich hertrieb, und einer jungen Frau, vor welcher widerredend ihre drei Kinder liefen: „Wenn schon keiner von all dem wahnwitzigen Volk sich schämt, dem Spektakel zuzuschauen, so sollt ihr dummen Kinder, so lang eure Mutter lebt, die Sünde nicht mit Augen sehen — fort — marsch — heim —"

Digitized by Google

Auch ein Pärchen kam daher. Auf das Mädchen redete der Bursch ein:

„Begreifst du es endlich? Du bist schlimmer als die Hexe, wenn du sie brennen sehen willst —"

„Das begreif' ich noch lang nicht —"

„Dann kannst du mir gestohlen bleiben, du — du — nicht einmal ein Schimpfwort finde ich hart genug —"

Eginhart sprach die Beiden an:

„Sie wird nicht verbrannt, kommt nur mit!" Da lachte der junge Mensch laut auf:

„Nicht verbrannt? eher henken sie sich auf, ehe sie die Hexe ungebraten lassen, verdienten's freilich das Henken alle mitsammen!" und er nahm das Mädel am Arm und zerrte es mit sich fort.

Kurz vor dem Anger, in dem Gewühl der noch Kommenden und der Leute, die auf kleinen Karren allerlei Eßbares und Getränke feilhielten, holte ein Künstler, der vor kurzem in seine Heimat Dottwyler zurückgekehrt war, Eginhart ein.

„Läßt sich denn nichts tun, Herr Eginhart?" — Der Gefragte zuckte mit den Achseln. — „Gebt eine ordentliche Summe her, Ihr solltet etwas an das Weibsbild wagen, ich lege dazu, so viel ich kann, wenn Schinder, Büttel und Gericht bezahlt werden, lassen die anderen am Ende mit sich reden! Ich sah vom Fenster aus, wie sie die Hexe führten. Weiß Gott! eine herrliche Person in ihrem feinen weißen Kittel, durch den das rosige Fleisch schien, das sie rösten wollen —"

„Hört auf, seid still!"

„Ich möchte sie malen; nichts zu machen mit Euch, Eginhart? eigentlich eine Schande, so viel Schönheit zu zerstören. — Wo ist Euer Sohn? — Wenn ich denke, wie sie alles toll gemacht hat, was Hosen trägt in Dottwyler — und wie die Weiber sie hassen! jetzt nehmen sie Rache an ihr! — Ihr solltet einen Beutel Gold springen lassen, Eginhart! man sagt, Ihr zähltet zu den Abgewiesenen —"

Als Eginhart dem Schwatzen des Künstlers nichts entgegensetzte als Schweigen und Achselzucken, schwieg auch dieser, während sich beide Männer langsam durch die dichte Menge vorwärts schoben. Manchmal ward ihnen zwischen den Köpfen der Menge oder über diese hinweg der Anblick des freigebliebenen Gevierts inmitten des Angers, wo eine kleine Gruppe Menschen in ihrem geschlossenen Kreise wahrscheinlich die Hexe den Blicken der Menge noch entzog; und auf einem kleinen Seitenpfade unter Kirschbäumen sahen sie die Soldaten heranrücken. — Hinter ihnen entstand eine Bewegung; Eginhart wandte sich um, er glaubte wiederholt seinen Namen zu hören.

„Hier ist er, hier ist Herr Eginhart," riefen jetzt die Menschen in seiner nächsten Nähe und machten einem jungen Burschen Platz, der sich zu ihm drängte:

„Herr Eginhart! aus Euerm Hause hört man furchtbar rufen und schreien!"

„Schon gut! — ich weiß — es bedeutet nichts —" antwortete der Angesprochene in abweisender Verlegenheit.

Das war sein Sohn, der nach Befreiung schrie.

Digitized by Google

Seine Rechte umfaßte den Schlüssel, den er in der Tasche bei sich trug, seine Linke ballte sich. — Nie wird ihm der Sohn verzeihen! Er hat ihn verloren. — Einen Augenblick war ihm, als drehe sich der Anger vor ihm mit dem bunten Volke in einem langsamen Wirbel, und schneller bewegte sich ein zweiter Wirbel um diesen inneren: die weißen Kirschbäume ringsum drehten sich. Das Gesumme der Menschen wurde zu einem lauten Summen in seinem Kopfe, und ein grauer Schleier wob sich zwischen ihn und den Sonnenschein der bunten Welt. — Der Künstler an seiner Seite sah ihm nicht den Taumel, sondern nur die Verlegenheit an, in welche ihn die Worte des Burschen und die gemurmelten Vermutungen der Menschen um ihn versetzt hatten.

„Seht nur den Himmel heute an und die Blüte ringsum!“ sagte er, „ich glaube, auch ohne unser Dazutun werden sie heute keine Hexen verbrennen! Ich baue auf den Frühlingstag, Herr Eginhart —“

Eginhart gab aber statt seines abweisenden Achselzuckens oder barscher Ablehnung diesmal eine andere Art von Antwort: Er seufzte tief auf, er stöhnte beinahe.

„Dieser Frühlingstag nimmt mir meinen Sohn! was wird er mir geben?“ murmelte er, so daß der andere ihn nicht verstand.

„Ihr glaubt nicht, daß etwas geschieht? Ich glaube es!“

Und sie gingen weiter vorwärts. Auf den Galgen unweit der Mitte des Angers war ein Mensch geklettert und schwenkte eine rote Fahne; das war das Zeichen für den Türmer in der Stadt, zum zweiten Male die Glocke zu läuten; und der Fahnenschwenker kletterte nicht eher herab, als bis in die erwartungsvolle Stille der vielen, die mit Spannung zu dem Galgen oder zu dem Turme zurückschauten, die Armesünderglocke hineinklang.

Eginhart lief es kalt über den Rücken. Mein Sohn! mein Sohn! dachte er, und dies Denken ließ ihm sein Vorhaben noch hundertmal schwerer erscheinen als vorher; ja, es hing so schwer an ihm, es zog ihn so herab, daß er einen Augenblick zweifelte, ob er nicht den fleischlichen Wunsch, die schöne Gert zu besitzen, unterdrückt, ob er nicht die Eifersucht besiegt habe, welche sie keinem andern gönne, nicht dem Feuer, am wenigsten dem eigenen Sohne.

Er stand jetzt vorn an in der Reihe der Bürger, bei den Stadtältesten und Richtern, die das Schuldig bestätigt hatten nach der erregten Sitzung; er grüßte stumm nach allen Seiten, und sein schmerzlicher Ernst schien sich ihnen so mitzuteilen, daß sie alle etwas Ernstes, Feierliches, Würdiges bekamen. Sie standen stumm und sahen zu dem Häuflein Menschen hinüber, welches die Verurteilte umgab, aus welchem sich eben ein Bürger loslöste, so daß sie neben dem schwarzen Rocke des Priesters das weiße Hemd der Hexe erblickten und das Rot des Henkers, ehe der Kreis sich wieder schloß. Der Bürger, der sich aus ihm entfernt hatte, kam quer über den Anger auf Eginhart zu.

„Da seid Ihr ja,“ rief er schon von weitem. „Was ist?“ fragte der Angerufene mit mehreren anderen zugleich.

„Denkt Euch nur! Die Hexe sagt zum Pfaffen: Seht zu, ob Eginhart da ist! ist er da, so führt mich auf euern Holzstoß und wartet nicht lange!“

Eginhart erbleichte. „Wird sie —“ begann er und konnte nicht weiter sprechen.

Digitized by Google

„Ja, ja, sofort! Die Soldaten schließen jetzt den Raum ab — kommt mit vor, ihr Herren —“

Von der Stadt her klang das Glöckchen weiter. Bim, bim — bimmel bim — klang es durch die große Stille, in der das Summen von Tausenden von Bienen aus den Kirschgärten schwebte wie der feine Oberton einer großen alten Glocke. — Die Soldaten marschierten vor und zogen eine lange Einzelreihe um die vordrängende Menge und ließen nur dort eine Lücke, wo die Mönche des nahen Klosters ihre Aufstellung genommen hatten.

Einige Bürger, Richter und Eginhart waren näher zu der Gruppe getreten, welche die Hexe barg, so daß sie jetzt deutlicher den Priester, den Wasenmeister in seinem roten Rock, seine rotröckigen Gesellen und Knechte, den Büttel und die schlanke, doch üppige Gestalt der schönen Gert, die ihnen den Rücken zukehrte, sehen konnten. — Es sollten ihr gerade die Hände losgebunden werden, denn sie mußte mit freien Händen das Vorlesen der Anklage, der befundenen Schuld und des Urteils vor allem Volke anhören, und der Büttel bemühte sich, das Seil von ihren Gelenken zu knoten, das häßliche rote und blaue Striemen in das zarte Fleisch der schönen Arme gedrückt hatte. Und da aller Augen an dem kleinen Häuflein Menschen hingen, und da aller Gedanken auf das Eine gerichtet waren, gewahrte es niemand, daß in den Reihen der Mönche eine Unruhe entstand, daß die vornstehenden Fratres sich wandten, zurückdrängten, daß sie aus ihrer Ordnung zu einem wirren Knäuel geballt wurden, aus welchem heraus sich eine einzelne Gestalt zu kämpfen suchte, die mit großen Kräften ausgestattet zu sein schien und die Mönche auseinanderstieß, daß es ihr gelang, sich aus dem umringenden Knäuel zu befreien und über den Anger zu eilen, gerade dorthin, wo die Hexe stand. Es war das ein junger Mönch mit großer Tonsur, dessen mageres, doch großes Haupt schon so kahl erschien wie das eines weit älteren Mannes. Einige der Mönche eilten ihm nach, als wollten sie ihn ergreifen, er hielt aber Arme und die Fäuste zu wuchtigen Schlägen bereit und schlug blindlings links und rechts, wie es traf, neben und hinter sich, so daß die Mönche, welche der ungewohnten Abwehr von Hieben ungeübt waren, zurückfielen und von ihm abließen.

Er kam in der Mitte des Angers an und harrte abwartend einen Augenblick, als gerade der Büttel die Hände der Hexe gelöst und einer der Richter begonnen hatte, die Anklage zu verlesen; er war bei allen einleitenden Formeln vorbei und las ein Sündenregister vor, worinnen von dem teuflischen Einfluß der Hexe die Rede war, den sie mit ihren verruchten Künsten fast auf ganz Dottwyler geübt, ja, der keine Familie verschont habe mit Unfriede, Unheil, Unglück; der alle Laster gezeitigt und die Stadt in einen wahren Sündentaumel versetzt habe. — Die Hexe stand an dem Holzstoß vor dem Pfahle, weiß, regungslos, groß und gerade, jetzt dem ganzen Volke sichtbar; neben ihr der Büttel, zur anderen Seite der Priester. Sie sah unverwandt — als überhöre sie ganz und gar die Worte, die ihr mit lauter Stimme vorgelesen wurden — über die Nächsten hinweg auf den Kreis der Menschen vor ihr, soweit sie ihn überblicken konnte und suchte mit den Augen umher. — Der Ankläger las mit erhobener Stimme von dem Teufel, der in der verführerischen Gestalt der Verurteilten die Herzen weiser ehrbarer Bürger so ergriffen und verblendet habe, daß sie in Be-

Digitized by Google

gierde nach dem alleinigen Besitz der Verführerin sich bekämpft, und der eine den anderen erstochen habe — da stand der Mönch vor ihm, und als der Lesende eben einen neuen Satz begann mit den Worten: Ich erhebe Anklage — da rief der Mönch: „Ich erhebe Anklage! Euch alle klage ich an, die ihr hier tätig und untätig an einem Verbrechen mitwirkt —" Einen Augenblick blieb alles überrascht, stumm und erwartend; dann winkte einer der Umstehenden gegen die Untergebenen des Gerichtes: „Nehmt ihn mal einer fest! — Lest ruhig weiter!" hieß es. Es trat aber nur einer der Knechte des Henkers hervor, um Hand an den Mönch zu legen. „Zurück!" schrie ihn dieser an, „weißt du nicht, daß du keinen berühren darfst, der dir nicht überantwortet ist?" Und der Knecht wich zurück.

„Wißt ihr alle denn nicht mehr, was ihr tut?" wandte der Mönch sich wieder an die Obrigkeit in seiner Nähe, und als sie zögernd ihn nun doch festhalten wollten und einen zu den Mönchen hinübersandten, da trat er mit einer raschen Wendung zu dem Geistlichen hin, zerrte ihn am Kragen mit sich hervor und fuhr ihn an:

„Und du! schämst du dich nicht, daß deine Hand dem Henker dient? Bist du so toll wie das verblendete, sündige Volk?" Und während er den Sträubenden rüttelte und schüttelte, wandte er ihn mit dem Gesicht gegen das Volk:

„Da vor dir, das ist ein armes dummes Wesen, aus dem sich kaum einer hebt, der nicht von tierischen Lüsten und Unlüsten hin- und hergezerrt wird! Du aber willst ihnen ein Führer sein, der sie aus menschlicher Dumpfheit zum Göttlichen führen soll — und bestärkst sie noch in ihrem Aberglauben, belädst ihre Seelen mit Sünden, die sie bitter bereuen müssen —"

Da packten zwei kräftige Männer den eifernden Mönch, befreiten den Priester, hielten jenen fest, und der lesende Richter fing von neuem seinen Satz an. — Der Künstler aber, der vorhin mit Eginhart gekommen war, und ein paar andere Männer durchbrachen ungehindert die Reihe der Soldaten und traten zu dem Mönch und denen, die ihn zu halten versuchten:

„Er hat recht, scheint mir," sagte der Künstler und rief dann dem Volke, das teils laut durcheinander sprach, teils durch Zischen die Lärmenden verstummen machen wollte, laut zu:

„Es trete zu uns, wer für Aufschub dieser schmachvollen Handlung ist!"

Es getraute sich aber niemand hervor, und ein lautes Rufen erscholl erst vereinzelt hie und da, lief durch die Menge und wurde allgemein: „Verbrennt die Hexe! verbrennt die Hexe!"

Der Ankläger hatte weiter gelesen, die Richter, Stadtältesten und der Bürgermeister hatten kurze Worte getauscht, waren vereint dem Mönche entgegengetreten, hatten den Menschen mit der Fahne zum Galgen gesandt, daß er den Türmer zum dritten Male läuten lasse, an Stelle des erschöpften Geistlichen war ein anderer aus der Reihe der Mönche zu der Verurteilten getreten und hieß sie niederknien.

Eginhart allein hatte keine Regung getan, um an den raschen Vorgängen um ihn teilzunehmen. Er stand und sah auf die Hexe hin, er war nicht näher getreten, er hatte kein Glied gerührt für oder gegen den Mönch, keine Miene in seinem Antlitz drückte etwas anderes aus als düster abwartende Entschlossenheit.

Digitized by Google

Das Glöckchen begann wieder zu klingen. Es mischte sich mit dem Gebet des einen Mönches und mit dem lauten Proteste des anderen:

„Und wenn sie schlimmer als eine Hexe ist! Wenn sie eine feile Dirne ist, die ihren schönen Körper, ihre hellen, offenen Augen, ihren starken Geist zum Werkzeug macht, euch zu betören, zu betrügen um Gut und Geld, um Recht und Ruhe der Euern — wenn sie es ist: ihre Asche fällt auf euch! — seht sie an, die schöne Kreatur! Ist sie nicht schön wie die Blüten um euch? schön wie der Himmel über euch? schön wie der Tag um euch? besinnt euch! Ihr wollt Gottes schönes Werk um eure bösen Lüste verderben! —"

Die Menge aber hatte vor Angst, Erwartung, Gier und Widerwillen gegen ihren eigenen kranken Willen eine rasende Erregung erfaßt, sie riefen laut und schneller:

„Die Hexe verbrennen! verbrennen! verbrennen!" Und einige leierten laute Gebete.

Der Büttel übergab dem Wasenmeister die schöne Gert, und er führte sie auf den Holzstoß.

Da ließ Eginhart die starre Ruhe. Er trat nahe zu der Richtstatt hin, ganz nahe an den Holzstoß — und sah die schöne Gert dicht vor sich stehen, ein wenig erhöht vor sich stehen; in ihren großen hellen Augen blitzte die Zuversicht hell auf, wie er sie ansah. — Er aber starrte auf ihre Schultern, von denen das feine Hemd der Mutter herabfloß, und auf die rosige Brust der schönen Gert, welche hindurchschimmerte durch das feinste aller Spitzengewebe, durch zarte Ranken, Blüten, Blätter, Halme und Sterne; und er starrte auf den breiten hohlen Saum, der ein Kranz von Blumen und Vögeln war, durch dessen klaren Durchbruch die feinen Knöchel der schönen Gert schimmerten. Und er sah und sah; und auf ihn blickten die Nahestehenden: Büttel, Henker, Richter, Mönche und Bürger und das erwartende, schreiende Volk. Der Mönch aber, den sie mit Mühe festhielten, tat den Mund auf:

„Ja, sieh sie dir nur lüstern an! Du und deinesgleichen! Ihr habt sie zur Hexe gemacht! Ihr habt ihr das Feuer gelegt!"

Eginhart aber, bleich, qualvoll, er wies mit der Hand auf sie und fragte:

„Wer gab dir das Hemd?"

„Meine Mutter gab es mir," sagte die schöne Gert, „es war ihr Brauthemd, Eginhart —"

„Deine Mutter!" seufzte Eginhart, „wie hieß deine Mutter? Antworte!"

„Amarill hieß meine Mutter —" antwortete die schöne Gert.

Da bedeckte Eginhart mit beiden Händen sein Gesicht und erbebte, so daß ein Bürger neben ihn trat, um ihn zu stützen. Doch einen Augenblick nur schwankte er, dann richtete er sich hoch und kraftvoll auf:

„Ich freie um die Hexe Gert für meinen Sohn Seifried —"

Da winkte der Henker seinem Knechte, der ein brennendes Scheit herbeigeholt hatte, um den Holzstoß der Hexe anzuzünden, und ein Aufschrei fuhr aus aller Munde. Die Richter und Bürger aber sprachen alle auf Eginhart ein:

„Was habt Ihr getan, Eginhart!"

Digitized by Google

„Ich kann's verantworten — es ist meines Sohnes Wille —"
„Holt Euern Sohn — er selbst muß sprechen!"
Und Eginhart ging, um seinen Sohn zu holen.

* * *

Auf dem schmalen Pfade durch die Kirschgärten, auf welchem die Soldaten gekommen waren, schritt er dahin, in Duft und Bienensummen, im Geruche des frischen Grases, im Singen der Vögel und in zitternden huschenden Sonnenlichtern. Doch Kopf und Herz waren ihm so voll, daß sie von dem Frühlingsschimmer ringsum nichts aufnahmen. — So ging er wie unter einer dunklen Wolke dahin und sah den Schein des Sonnenlichtes in der Ferne. Das Licht: sie wird leben. — Doch nicht durch ihn. Nicht für ihn. Aber sie wird leben.

Er ging sehr schnell, obwohl sie gerettet und keine Eile vonnöten war. Doch war Eile vonnöten! Wie viele qualvolle Minuten, wie viele Viertelstunden schon saß der Eingeschlossene allein mit der Verzweiflung! Allein mit der Gewißheit, die ihm das Läuten der Glocke zugetragen hat: sie wird hinausgeführt. Sie wird auf den Holzstoß geschleppt. Sie — brennt. Sie, die er liebt. Der süße junge Körper brennt, den er in seinen Armen gehalten hat. Die Stimme, die ihm hold geflüstert hat, sie schreit vor Schmerzen. Oder aber zweifelnde Ungewißheit foltert ihn: Rettet sie der Vater? Wird sie leben? Leben mit einem andern, nicht mit ihm — aber doch leben.

Im Hause war es totenstill. Das Gesinde war schon früher auf den Anger hinausgelaufen als der Herr. Der Sohn oben hatte wohl lange schon das ohnmächtige Rütteln und Rufen aufgegeben. Er lehnte wohl am Fenster und lauschte hinaus, oder saß über den Tisch gebeugt wie am Morgen.

Eginhart schloß auf und trat ein. Das Zimmer war leer, das Fenster klappte im Zugwind und der Gesang der Vögel scholl laut aus den Baumwipfeln herein.

Eginhart hielt inne und lauschte mit angehaltenem Atem, als könne er so auf eine Stimme horchen, die ihm sagen müsse, wo sein Sohn sei.

Und sie flüsterte ihm zu:

„Das Fenster."

Da trat er zögernd zum Fenster und fühlte sein Herz, als wäre es ein schwacher Vogel, der in ihm ängstlich flatterte.

Er sah in die Baumgipfel, die zu weit entfernt waren und zu leicht, als daß sich ein Mensch hätte an ihnen zur Erde hinabhelfen können, und er zögerte einen Augenblick, um Mut zu fassen — und sah hinab.

Da sah er seinen Sohn ausgestreckt auf dem feinen Rasen unter den blühenden Bäumen. Er lag auf dem Rücken mit gebreiteten Armen, nicht wie ein Schlafender, auch nicht wie ein Toter; doch konnte er wohl tot sein. — Der Vater rief oben nicht seinen Namen. Er stöhnte nur. — Auf der Treppe begegnete er einigem heimkehrenden Gesinde. Sie sahen ihn scheu an: er kam ohne den Sohn die Stiege herab, und auf dem Anger war doch das Gerücht gegangen, der Herr hole seinen Sohn, daß er um die Hexe freie. — Eginhart erwiderte nicht ihren schüchternen Gruß, stumm schritt er hinaus und allein hinaus in den Obstgarten. Als er dem Regungslosen nahe war, rief er ihn leise mit Namen:

Digitized by Google

„Seifried!“

Und der Hingestreckte öffnete schwer, mit großer Anstrengung die Augenlider.

„Seifried, bist du —“ Eginhart wies mit der Hand zum Giebel empor — „von da oben?“

Seifried nickte kaum merklich, und als sein Vater sich über ihn beugte, fragte er flüsternd:

„Lebt sie — Vater?“

„Sie lebt! und wird leben durch dich! Ich freite um sie für dich — im letzten Augenblick, Seifried — doch mußt du selbst draußen deinen Willen kund tun —“

Da bewegte der Sohn verneinend Augen und Kopf:

„Für dich! Vater! für dich — aber versprich es mir: sie darf nicht sterben —“

Eginhart faßte leise eine Hand seines Sohnes:

„Ich kann nicht, Seifried — du mußt sie retten - “

„Du kannst nicht?“

„Frage nicht! es kann nicht sein — ich — ich kannte ihre Mutter —“

„Dann tragt mich hinaus, Vater! Aber leise, leise! mein Rücken! und in mir schwimmt es schwer und heiß und feucht und will mir in die Kehle steigen —“

Eginhart und seine Leute hoben ihn auf ein Bett und trugen ihn.

Schmerzen verzerrten sein Antlitz, wie sie gingen, leise, leise, Schritt vor Schritt. Die äußerste Qual zeichnete tiefer und tiefer ihre entstellenden Linien in das junge bleiche Gesicht. Die Hand des Vaters, der neben ihm schritt, hielt er krampfhafter, schlaffer dann, und wieder, wie in Verzweiflung sich daran klammernd, fester.

Sie gingen behutsam, behutsam und sprachen nicht. Die Tragenden atmeten laut unter der Last, die schwerer wurde durch die Angst und Sorge, mit welcher sie an ihr trugen, und Eginhart schritt unter zweifacher Todesangst: Am Leben seines Sohnes hing das Leben seiner Tochter — und schritt unter der Last seiner Gedanken, die ihn hin- und herrissen, hinauf zu den Höhen seiner Jugend und hinab zu der Qual seines Sohnes, dessen Tod das Todesurteil für die Tochter sein konnte, wenn er ihn dahinraffte, ehe er noch das rettende Wort am Scheiterhaufen gesprochen hatte; unter der Last der Gedanken, die ihn mit Bildern bestürmten von andern Frühlingstagen, Tagen wie der, welcher um ihn lachte in seinem Glanz, die ihn mit Bildern bestürmten von Treue, Falschheit und Untreue, mit Anschuldigung, Verzeihen und vorwurfsvollem Gedenken; die ihm helle Augen zeigten und weiche weiße Glieder; die ihn selbst ihm malten, wie er der Geliebten das Erbe seiner Mutter schenkt, damit sie für ihn sich schmücke mit dem Hemd, in welchem die Hexe in all der gleichen holden Schönheit jetzt auf dem Scheiterhaufen seines Sohnes harrt; in gleicher holder Schönheit, die einst ihn, den jungen, und ihn jetzt, den altgewordenen reifen Mann betörte; so betörte, daß er, verschmäht, gleich den andern abgewiesenen, geilen, lüsternen Männern, ein Schuldig hatte sprechen können — aus Rache, aus Eifersucht, aus krankem, wahnsinnigem Trieb heraus; und Bilder bestürmten ihn der Hoffnung, des Gutmachens, der Sohn wird leben — doch hinausziehen heimatlos. Und Bilder der Verzweiflung: der Sohn wird sterben; jetzt,

Digitized by Google

auf dem Wege, durch das Straucheln eines Trägers über einen winzigen Stein — die schöne Hexe Gert wird brennen —

Da tönte in seine Gedanken hinein die schwache Stimme des Sohnes:

„Geht etwas schneller! um der Barmherzigkeit willen schneller! Ich will alle Qualen ertragen, nur daß ich noch lebend hinkomme —"

Und sie gingen ein wenig schneller, und schärfere Schmerzen durchwühlten das Antlitz des Sohnes und zerrissen das Herz des Vaters. Und auf sie herab rieselten weiße Blüten, als streue sie der Frühlingswind linde und mitleidsvoll auf eine Bahre; in den wehenden Zweigen über ihnen sangen die Vögel.

Ehe sie aus den Gärten hinaus zum Anger kamen, hörten sie das Murmeln der Stimmen all der ungeduldig Wartenden; lauter und lauter, bis sie beim Anblick der Ankommenden für kurze Zeit sehr laut zu Ausrufen anschwollen und dann zu tiefem Schweigen allmählich verstummten: Eginhart brachte endlich seinen Sohn. Doch wie brachte er ihn? Sie sahen ihn regungslos auf einer Bahre getragen und waren bestürzt. — Der Bürgermeister und die Richter schritten langsam, in schmerzlichem Erstaunen und neugierigem Wundern ihnen entgegen. „Sprecht nicht! fragt nicht, schont ihn!" wehrte Eginhart. Als sie aber nahe vor dem Scheiterhaufen sänftiglich die Bahre niederließen und Seifrieds Blicke suchend umherspähten, da kam die schöne Gert vom Holzstoß herabgesprungen mit lautem Aufschrei:

„Seifried! Seifried! — was habt ihr ihm getan?!" schrie sie, stürzte an seiner Seite nieder und sah auf den Vater und alle ringsumher und suchte Antwort, und die Todesangst, die bis jetzt keine ihrer Mienen berührt, keins ihrer Glieder hatte erzittern lassen, stürzte in ihren Körper, daß sie aussah wie eine, der das Herz still steht, die nach Atem ringt, die verdurstet, die ihre Sinne verliert; es war aber nicht Angst um das eigene Leben.

„Mein Sohn ist gekommen, um —" zwang Eginhart hervor, so laut noch, daß es gerade die Umstehenden hören konnten, dann versagte ihm die Stimme. Da kam ihm einer der Richter zu Hilfe und fragte laut und allen hörbar:

„Seifried, Ihr seid gekommen, um zu Euerm Weibe zu begehren die zum Scheiterhaufen verdammte Gert — ist dem so, so antwortet Ja!"

Seifried bewegte sich, er ergriff tastend die Hand der schönen Gert, die sich über ihn beugte, er rührte leise das Haupt, als wolle er es bejahend neigen, er öffnete die Lippen, um das Ja zu sprechen — aber kein Wort kam herauf, kein Ton, kein Laut, sondern ein voller Strom seines Blutes; der floß schnell und weich heraus über sein Wams und netzte das Hemd der Hexe, die angstvoll und schmerzdurchschüttert an ihn sich preßte. — Keine Regung mehr an ihm, nur der Blutstrom floß, ließ nach, setzte aus, floß sickernd noch einmal und hörte ganz auf.

„Es ist zu Ende," sagte jemand, als sein Blut aufhörte zu fließen, und ein anderer legte seine Hände auf die Schulter Eginharts, der schluchzend an der Bahre kniete.

Die schöne Gert aber sprang auf, stieß die Menschen beiseite, die ihr im Wege standen und sprang auf den Holzstoß.

Da schrie das Volk laut.

Digitized by Google

Sie aber rief oben dem Henker zu:

„Was steht Ihr und wartet! Zündet an, zündet an! läutet Eure Glocke! Zündet an! es ist zu Ende!“

Die Menge durchbrach die Reihe der neugierig und lässig gewordenen Soldaten und stürzte dicht an den Scheiterhaufen, den umringten sie und schrien. Einzelne liefen in wilder Hast davon und schrien um Hilfe, ohne zu wissen warum.

Die Hexe oben sah nahe vor sich die entstellten Gesichter der angsterfüllten, haßerfüllten, giererfüllten Menschen.

„Zündet an — zündet an!“ rief sie ihnen zu.

Da erklang die Glocke vom Turme. Es war irgend einer auf den Galgen gestiegen und hatte das Zeichen gegeben, und die Henker schlangen das Seil um den Pfahl und banden die schöne Gert. Als aber das Werg und die Späne, welche zwischen die Kloben und Scheiter gestopft waren, Feuer fingen an der qualmenden Fackel des Henkers, richtete sich Eginhart auf, stürzte sich auf die Nächsten und versuchte sich Bahn zu machen.

„Macht sie los! macht sie los! Meine Tochter! meine Tochter!“ schrie er laut.

Sie hielten ihn aber fest. Die einen, um ihn zu retten vor der rasenden Menge, die den Tod der Hexe forderte; die anderen, um sich der Rettung der Hexe zu widersetzen.

Er schlug und trat um sich mit Händen und Füßen, er schrie, er fluchte, er bat um Gotteswillen, um der Barmherzigkeit willen, er versprach ihnen alles, das er besaß, er bat um Gnade für sich und für die schöne Gert — sie ließen ihn aber nicht.

Aus dem Holzstoß hervor brachen dicke Wolken schwarzen Qualmes, in glühende Fasern, Funken und Fäden zerflatterte das Werg, die Späne kräuselten und krümmten sich im Aufglühen, und die ersten Flammen sengten und versehrten die Füße der schönen Gert, faßten und fraßen den Saum ihres weißen Hemdes.

Und über das dumpfe Murmeln der bebenden Menge sang sie ein Lied, und als schon das Feuer sie umwallte bis hoch hinauf, da hörte man sie noch:

Das Silber, durchs Feuer siebenmal
Bewährt, wird lauter funden.
An Gottes Wort man warten soll
Desgleichen alle Stunden:
Es will durchs Kreuz bewähret sein,
Da wird sein Kraft erkannt und Schein
Und leucht' stark in die Lande.

Das wollst du, Gott, bewahren rein
Vor diesem argen G'schlechte!
Und laß uns dir befohlen sein,
Daß sich's in uns nicht flechte.
Der gottlos Hauf sich unten findt,
Wo diese losen Leute sind
In deinem Volk erhaben!

(Mart. Luther.)

Digitized by Google

Rußlands Erbschaft vom Deutschen Orden.

Von Dr. Otto Helmut Hopfen.

[Teil III.]

III.

Die Ostseeprovinzen Esthland, Livland, Kurland waren ursprünglich von Völkern bewohnt, deren Namen in den Landesbezeichnungen wiederklingen; doch ist von diesen nur der finnisch-mongolische Stamm der Esthen übrig geblieben, der heute noch Esthland und die nördlichen Teile von Livland einnimmt, während Kuren und Liven vollständig verschwunden und von den Letten (Litauern), einem indogermanischen, dem altpreußischen Volke auch sprachlich verwandten Stamme, ersetzt worden sind. Letten und Esthen fangen jetzt erst an, einander friedlich zu dulden, doch überwiegt noch bis zur Stunde der uralte Haß, der keine merkliche Vermischung zugelassen hat. Die Grenze zwischen ihnen bildet heute ungefähr die Linie Salis—Walk inmitten von Livland.

Die beiden Völker hatten das Land bereits inne, als Dänen und Schweden im neunten Jahrhundert Ausflüge in diese Gebiete machten, als die Russen zu kurzem Durchzug erschienen, und als sich — von Bremer Kaufleuten geführt — die Deutschen an der Düna ansässig machten. Der deutsche Bischof Albrecht gründete Riga im Jahre 1201 und sandte von dort die ebenfalls durch ihn 1202 ins Leben gerufenen Schwertbrüder gegen die heidnischen Einwohner der baltischen Provinzen. 1237 traten die Schwertbrüder in den Deutschen Orden über und festigten somit Kraft und Mittel zur Unterwerfung des Landes. Durch sie kamen mit der christlichen Lehre die ersten Kulturbegriffe zur Verbreitung, und ihrem Beispiel folgend traten alle Einwohner der Provinzen zum lutherischen Bekenntnis über.

Die Deutschen mögen heute ungefähr 600 000 Seelen in den Provinzen zählen, etwas mehr die Esthen und 1 100 000 die Letten. Von Fremden finden wir etliche Schweden, Dänen, Engländer und Franzosen sowie die in letzter Zeit systematisch vermehrte Menge von Russen, namentlich unter Militär, Polizei

Digitized by Google

und allen sonstigen Beamten, unter Studenten und Studentinnen. Nur diese bedienen sich überall ihrer Sprache und zwingen zu deren Gebrauch im offiziellen Leben. So müssen alle Verhandlungen der Stadtverwaltung russisch geführt, zum mindesten aber russisch protokolliert werden. Letten und Esthen sprechen unter sich und mit den Herren ihre Sprache, lernen aber oft deutsch und bedienen sich dieser Sprache wie die übrigen, außer den Russen, als Umgangssprache.

Die Ordensritter hatten das Gelübde der Keuschheit abgelegt und gaben dem Lande demnach keine Nachkommen. Aber mit ihnen, im weiteren Verbande, und von ihnen oftmals wieder nachgerufen, erschienen eine Menge kleiner Ritterbürtiger aus den jetzt österreichischen und deutschen Gebieten und wurden vom Orden für treue Kriegs- und andere Lehnsdienste mit Land begabt. Auf diese „Vasallen" des Ordens ist der größte Teil des baltischen Adels zurückzuführen, denn im Gegensatz zu dem andauernden Zuzug und Abzug von Reisigen, Handwerkern, Kaufleuten, Pastoren und Lehrern hat die Ergänzung des Adels nicht namhaft durch die Jahrhunderte fortbestanden. Den vorübergehenden fremden Herrschern, den Polen, Schweden und Dänen, lag nicht viel daran, ihre Adligen dort einzudrängen, ein kleiner Bestand von Refugiés germanisierte vollständig, und die heutige Vorliebe russischer Güterkäufer hat bisher keine gefährliche Ausdehnug annehmen können. Auch die Heiraten des baltischen Adels führen selten fremdes Blut, dann freilich zumeist deutsches, in ihre Kreise.

Als Lehrer und Prediger kam auch Herder in diese Provinzen, wenngleich er es dort nicht lange Zeit aushielt; und kein geringerer als Richard Wagner stand mehrere Jahre am Dirigentenpulte des Rigaer Stadttheaters. Am bedeutendsten war jedoch immer das Kommen und Gehen, das kürzere Verweilen oder dauernde Niederlassen deutscher Handeltreibender und damit in Verbindung seit letzten Jahrzehnten deutscher Fabrikanten, Ingenieure und Handwerker. Wenn es schon für das gesamte russische Reich trotz der großen französischen und belgischen sowie der geringeren englischen Fabrikunternehmungen und trotz der russischen Handelsgeschicklichkeit zutreffen dürfte, daß das meiste auf diesen Gebieten von Deutschen gegründet, geleitet und in Betrieb gehalten wird, so gilt das für die baltischen Provinzen ganz unumstößlich, wobei man von den Russen das

Digitized by Google

Leben und Leben lassen angenommen hat und doch in geschlossener Begeisterung für das Deutsche Reich zusammenhält.

Diese Erkenntnis ist wohltuend und bestärkt den Hinweis für die Zukunft. Denn wer unsere reichsdeutschen Vereine und Kolonien in Rußland sieht, wer einerseits dieses neuerliche Vordringen in den baltischen Provinzen betrachtet, wer anderseits die inbrünstige Verehrung erkennt, mit der die Deutsch-Russen, die Balten sich an den Segnungen deutschen Geistes, deutscher Musik, deutscher Kunst, deutschen Schrifttumes ihre Zuversicht und Lebefreudigkeit auferbauen, der wird für eine Zeitlang wiederum soweit gestärkt, um sich durch den nahen Anblick der heimatlichen Zustände nicht bis zur Verzweiflung verbittern zu lassen. Diese Abschweifung soll nicht zu weit geführt werden; jeder Deutsche aber, der diesen Aufsatz und die ihm vorhergegangenen mit Aufmerksamkeit liest, jeder, der erfährt, wie unsere Tugenden der Ehrlichkeit, des Fleißes und der Zuverlässigkeit, unsere kaufmännische Genialität und organisierende Kraft sich im Osten frei und schön entfalten und doch selbstbewußt deutsch bleiben, der möge alsdann in seine Umgebung blicken, wo die Fülle herrlicher Anlagen und strotzender Kräfte unseren Fleiß zur wildesten Streberei, Liebedienerei, Überarbeitung und Nervosität steigern; wo die Ehrlichkeit zum hochtrabenden Brüsten phrasenhafter oder frecher Überzeugung ausartet, wo die Stärke des Wollens zur Brutalität des Ungeschmackes und des Geldes oder der Verhetzung aller Schichten und zur skrupellosen Ausbeutung nach unten wie nach oben führt. Zwang überall und Unduldsamkeit und Mißgunst, weil jeder, der nicht fliehen kann noch will, wider eigenstes Wünschen ducken und lauern und zerren und schlagen muß, wenn er in der großen Überfülle bestehen soll, weil jeder für sein und der Seinen Brot fürchtet, wenn die anderen zur Geltung kommen, zumal wenn der Begabte, Tüchtigere anerkannt wird. Einer sitzt dem anderen auf dem Nacken. Viele gleich tüchtig, viele gut geschult in Fächern, die schon überfüllt sind und zu denen sonderliche Gaben gehören. Wie soll derjenige, der sich mit solchen Gaben rühren will, nicht anstoßen, Schaden anrichten und dann schleunigst erdrückt werden. Vetterschaft. Clique. Partei. Schulemäßig falsch gerichtete Nahrungssorgen. Daher das Land ohne genügende Hände; in Industrie, Handel, Kunst und Politik aber nur gar zu oft Triumph des niedrigsten Verlust bringenden Angebotes oder des Minderwertigen, Kurzlebigen, Marktschreierisch-Frechen. Daher die Zuverlässigkeit als Streikposten und Spitzel, als Nörgelei in Schule,

Digitized by Google

Haus und Partei. Daher der Mangel an sichtbar hervorragenden Persönlichkeiten; daher der sich selbst verzehrende Mißmut vieler Tüchtigen, daher das Aufblühen zersetzender Parteien und reaktionärer Gewalten, daher die gesteigerten Zulassungsschwierigkeiten zu allen ergiebigen Berufen und das unverhältnismäßige Anwachsen der Zahl der Irrsinnigen. Und unser herrlicher Unternehmungsgeist, von der Konkurrenz in undeutsches Amerikanertum gedrängt, kann kaum mehr anders, als den Menschen auspressen und dann als abgearbeiteten Ersatzteil einer Maschine auf den Kehricht werfen. Schließlich möge man noch beobachten, wie die organisatorische Kraft in Cliquenbildung, Klassenbevorzugung, Parteiverschnürungen und kirchlichen Heerlagern ruhmreich zutage tritt — — — und dann wird mancher Leser vielleicht, ohne daß ich es weiter ausführe, erkennen, weshalb ich betone, daß das Marienbild am Chor der Hochburg des Deutschen Ordens nach Osten blickt, weshalb wir unserer Überfülle hervorragender Kräfte das Tor nach Osten so weit irgend möglich offen halten müssen, weshalb uns das Schicksal des Deutschtumes im russischen Erbe des Deutschen Ordens nicht gleichgültig sein kann, denn es bedeutet das Schicksal eines Teiles unseres zukünftigen Nachwuchses. Wie viel segensreicher als in Nord- und Südamerika als in Afrika und Samoa würden viele unserer Auswanderer sich dort schon heute in den Städten und hauptsächlich auf dem Lande ansiedeln können, wenn sie in Menge, unter dem Schutze der Regierung kämen. Dieser Schutz fehlt, und so erfolgt das Umgekehrte: Rückstrom.

Deutlich und bewußt haben sich in den russischen Ostseeprovinzen die bereits in der Einwanderung gebildeten Stände bis heute gesellschaftlich erhalten und scheiden sich in Adel, „Literaten", Kaufleute und Handwerker. Um die deutsche Einigkeit nicht zu verleugnen, stehen in der Kaufmannswelt seit alters her die Mitglieder der großen Gilde denen der kleinen Gilde gegenüber, im Adel seit etlichen Jahrhunderten diejenige Gruppe, die zu Zugeständnissen an russische Ansprüche bereit ist, und diejenige, die unter keinen Umständen einen Pakt mit dem Moskowiter schließen will; im Literatentum befehden sich seit letzten Jahrzehnten die Anhänger der großen Matrikel (Universität, Dorpat) und die der kleinen Matrikel (Polytechnikum, Riga). Die Künstler dagegen und, durch die baltische Leidenschaft für die Tonkunst bevorzugt, vor allem die Musiker sind in jedem Kreise gern gesehen und bilden das natürliche Bindeglied.

Digitized by Google

Die eigentlichen Herren waren von jeher die Adligen; und gerade ihre sich selbst getreue Art und Ausdauer, ihr Zutrauen in die Vortrefflichkeit ihrer Geschlechter, ihr Stolz auf deutsche Bildung, ihre bis zur Stunde rege Beschäftigung mit deutscher Kunst und deutscher Literatur, ihre einheitliche Zugehörigkeit zum Luthertume haben trotz alles politischen Lavierens und Schwankens, trotz dänischer, schwedischer, polnischer und schließlich russischer Oberherrschaft den deutschen Charakter des Landes und eines Teiles der Städte erhalten. — Zwar soll der immer neu erfrischende Einfluß von seiten der Literaten sowie derer und der Kaufleute gleichgerichtetes deutsches Streben nicht verkannt oder verringert werden, dennoch besteht kein Zweifel, daß diese Stände hier wie anderwärts absorbiert und verdrängt worden wären, wenn die Macht des aktiven oder passiven politischen Widerstandes nicht durch einen starken, den Grund und Boden besitzenden Adel wäre gegeben gewesen. Und dieser Adel hängt trotz deutscher Wanderfreudigkeit, trotz ausgedehnten Verweilens in fremden Ländern mit dem Herzen am ererbten Besitze. Zudem ist wohl die größere Hälfte der baltischen Güter fideikommissarisch festgelegt und daher unverkäuflich. Wäre dem nicht so, würden heute allerdings manche Familien den Verkauf des Gutes wenigstens überlegen, denn die national-russische Feindseligkeit greift wie in Polen und Litauen, so am entschiedensten in den baltischen Provinzen allen Nicht-Russen resp. Nicht-Orthodoxen an die fernere Existenzmöglichkeit. Noch ist das jetzt in den Schulen befindliche Geschlecht unter deutschredenden, deutscher Art anhangenden Eltern erwachsen. Die Schulen aber sind im Vergleich zu ihrer Vergangenheit zweifellos um so viel schlechter geworden, je unnachsichtlicher statt des Wissens und der Lehrfähigkeit die strikte Durchführung der russischen Sprache als hauptsächliches Kriterium für Anstellung und Vorwärtskommen der Lehrer maßgebend ist. Wir finden auf den sämtlichen öffentlichen Schulen, die mit Einschluß des Rigaer Polytechnikums auf Kosten der Ritterschaft gegründet und erhalten worden sind, Lehrer aus den fernsten Teilen Rußlands, die weder Land, Landesart noch Landessprache verstehen. Dadurch nun, daß diese Gesinnungstüchtigen zugleich die besten und unterrichtetsten Lehrer des ganzen russischen Lehrerstandes sind, geht das übrige Rußland der wenigen anerkannten Jugendbildner verlustig, ohne daß den baltischen Provinzen irgend etwas anderes als Schaden erwüchse, denn gegen das deutsche Lehrermaterial stehen auch sie

Digitized by Google

weit zurück. Das gleiche gilt von den eigens für die Ostseeprovinzen ausgesuchten orthodox-russischen Priestern und zeigt als Ausfluß eines völlig widersinnigen Systemes nicht nur im allgemeinen den brutalen Unsinn des zentralistisch übertriebenen Nationalitätschwindels, sondern im besonderen auch, wie kulturell unbegabt die Moskowiter sind. Sie haben, abgesehen vom Theaterspieler, wirklich nur für Zerstörung und Verballhornung jeglicher Bildung ein eigentümliches und bedeutendes Talent. Und so wird die deutsche Erziehung schon in nächster Zukunft den baltischen Eltern angesichts des staatlichen Zwanges russischer Lehrweise in allen Schulen teilweise unerschwingliche Opfer auferlegen. Der Besuch des deutschen Gymnasiums in Riga ist nur Kindern von Reichsdeutschen gestattet. So müssen die Balten ihre Kinder nebenher oder nachher noch mit europäischer Bildung ausstatten und sie doch für die zukünftige Verwaltung ihres russischen Besitzes, für die notwendige oder ratsame Erfüllung ihrer Pflichten und ihren Erwerb innerhalb des russischen Staates genugsam ausrüsten. Wer kein russisches Diplom — zu dessen Erwerb russisches Abiturium notwendig ist — vorweist, wird nicht im russischen Staatsdienst angestellt.

Viele baltische Eltern aber, denen die Mittel zu solcher Erziehung neben der behördlich geforderten nicht zur Verfügung stehen, werden das natürliche Streben der Nachkommen — zumal der zweiten und dritten Söhne — anerkennen müssen, durch Nachgiebigkeit, ja, durch Zuvorkommen gegenüber den staatlichen Wünschen im russischen Reiche und Beamtentume genau wie der moskowitische Adel zu Macht und Vermögen zu gelangen. Auf eine solchergestalt halbrussisch werdende Generation wird eine zu dreiviertel russische folgen; — und die nächste ist vollkommen verloren, sie dreht den Spieß um und wird als Stockrusse, wie der mit dem Pour le mérite geschmückte General Stössel, ein Deutschenhasser voll aller Moskowiter Praktiken.

Was aber sollen die baltischen Eltern tun, wie und wo ihre Kinder als kerndeutsche Menschen gleich ihren Vorfahren erziehen lassen, ohne sie von maßgebender Geltung und Erwerbsmöglichkeit im russischen Reiche auszuschließen? Die Frage ist um so interessanter, als die Skrupellosigkeit russischer Nationalbestrebungen heute schon in Litauen und teilweise in Polen jedes zum Verkaufe kommende Gut nur in die Hände orthodox Rechtgläubiger gelangen läßt, d. h. die Güter um einen Spottpreis an Stockrussen

Digitized by Google

bringt. Eines Tages wird bei ungehemmter und folgerichtiger Entwicklung dies System überall und demnach auch in den baltischen Provinzen verlangen, daß jeder Besitzer von Grund und Boden nicht nur Untertan des russischen Staates, sondern auch Angehöriger der russischen Kirche sein müsse. Damit fielen die baltischen Güter — ob Fideikommiß oder nicht — an die Moskowiter.

Und so kann man den Balten heute — damit der Druck der Moskowiter nicht übermächtig werde und, falls er jetzt vorübergehend zu Zugeständnissen gezwungen werde, nicht eines Tages übermächtig wiederkehre — nur den Rat geben, helft euch selbst, so lange ihr ein Glied rühren könnt. Tut ihr das, so ist wohl zu Gott zu hoffen, daß in verzweifelter Lage mächtigere Stimmen sich zu eurer Unterstützung erheben werden. Helft euch selbst, tut euch zusammen und überlegt. Was auch hättet ihr besseres zu denken, wenn ihr an langen Winterabenden durch die „Enfilade", die lange Reihe eurer ineinandergehenden Zimmer, wandelt? — Schon einmal haben euch mangelnder Vorbedacht und Sorglosigkeit dem Untergang nahe gebracht, damals als ihr von ewigen „Kösten" von Jagd und Vergnüglichkeit nicht fort fandet, so daß sich Meister und Ritter auf der Ordensburg Wenden, um nicht Iwan dem Grausamen preisgegeben zu werden, in die Luft sprengten. Tut euch beizeiten zusammen und überlegt, die Reicheren mit den Ärmeren, statt wo ihr heute oder morgen jagen wollt, wieviel ein jeder aufbringen kann, um mit Sicherheit und Ernst euren Kindern eine deutsche Bildung zu geben, um mit dem Gelde nicht nur die jetzt zur Schule gehende Generation, sondern auch die auf diese folgende im deutschen Geiste zu erhalten. Keine Kosten, keine Opfer sind dafür zu groß. Bis die Kinder der zweiten Generation dereinst wiederum zur Schule kommen, muß aber dasjenige inzwischen erreicht sein, was euch heute wie das tägliche Brot fehlt: Freigabe des Bekenntnisses, Aufheben jedes irdischen Vorzuges für die Bekenner der orthodox-griechischkatholischen Kirche und — Wiedereröffnung der Universität Dorpat als deutscher Universität, was sie früher war, das hieße im Gefolge die Wiederherstellung aller eurer Schulen als deutscher Lehranstalten. — Das ist das Ziel. Mit welchen Mitteln könnt ihr es bei Entschlossenheit, ohne Paktieren, ohne Verweilen bei persönlichen Zwistigkeiten, ohne Abirren zu Nebensächlichem erreichen? — — Anders nicht, als daß ihr den staatlich heute bestehenden Zwang zur Erlernung

Digitized by Google

der russischen Sprache wie einen Vorteil benutzt, der euch, abgesehen davon, was ihr durch private Opferwilligkeit gelernt und gesehen habt, tüchtiger macht denn sonst irgend einen, die höchsten Stellen im russischen Reiche anzustreben und alle Stellen, die höchsten wie die niedrigsten, in den baltischen Provinzen zu bekleiden. Diese Stellen werden an euch und Männer deutschen Geistes kommen, wenn ihr nicht wie bisher einzelne nur mit Naserümpfen zum Staatsdienste gehen laßt und ihnen so den Anschluß an die moskowitischen Beamten zur Notwendigkeit, die Gefahr in deren Fahrwasser zu geraten, zur täglichen ungehemmten Versuchung macht, sondern indem ihr mit allen von der Gutsverwaltung abkömmlichen Kräften, einer vom anderen im väterlichen Geiste wachgehalten, diese Macht — die verantwortlichen Stellen im russischen Reich anstrebt. Freiheit des Glaubens und der Bildung, die ihr für euch erkämpft, werdet ihr den anderen unter moskowitischem Szepter vereinten Völkerschaften nicht vorenthalten, und so werden alle und vor allen endlich wieder der Zar selbst einsehen, daß die Rettung aus Rußlands vielen Nöten in den treuen Balten liegt, in dem Verantwortungsgefühl und der selbstlosen Stärke deutschen Geistes, der gegen das Moskowitertum der Tschinowniks siegreich vordringt. Die klare Richtung heißt für alle diese: Von West nach Ost. — Die zweite auf euch folgende Generation kann dies Mittel in der Hand haben, wenn es euch gelingt, diese zwei Generationen in unverrückbarem Machtstreben so deutsch zu erhalten, wie ihr es in eueren besten Vertretern heute noch seid. Dieses „wenn" zu erfüllen, ist die Aufgabe, ist die Schwierigkeit, das A und O der Selbsthilfe. Tut euch zusammen und überlegt, nicht wann ihr die nächste Hasenjagd und die folgende Pürsch haltet, nicht ob ihr der in künstlicher Feindseligkeit erhaltenen Gegenpartei einen Adelsmarschall oder einen Kreismarschall streitig machen wollt, sondern wie ihr als besitzende Erben des Deutschen Ordens auf russischem Boden den Geist auch verteidigt und die Mission des Ordens fortführt.

Wenn ihr euch an die Erfüllung dieser Aufgabe begebt, werdet ihr Umschau halten über die vom Orden ausgeworfene Saat und erkennen, daß sie an manchen Stellen, wo ihr es nicht vermutet habt, aufgegangen ist, und werdet, was bisher versäumt worden ist, auch deren Wartung nachholen, indem ihr die Lösung der lettischen resp. der esthnischen Frage in deutschem Sinne herbeiführt. Dazu ist es noch nicht zu spät. Auch

Digitized by Google

hier heißt es zwar: „in letzter Stunde," diese Stunde aber ist trotz allem, was Faulheit und Hochmut schwächen mögen, noch nicht vorüber.

Diese Worte richten sich nicht sowohl an den baltischen Adel und die älteren Generationen, als an den Stand der Literaten und Kaufleute, vornehmlich an die jüngere Generation, insonderheit an die Studenten von Riga und Dorpat. Denn seltsamerweise hat sich gerade im Stand der Literaten und damit zusammenhängend bei den meisten in den Städten maßgebenden Männern — und deren Frauen — aus der lange Zeit hindurch geltenden Anschauung, daß Deutsch und Herr in den Ostseeprovinzen gleichbedeutend sei, jener Hochmut am stärksten entwickelt und bis zur Stunde am lebhaftesten erhalten, der bei uns nur als Sünde des baltischen Adels verschrien ist und diesem allein den großen Fehler zuschreibt, durch den die Letten und Esthen „weder äußerlich noch innerlich germanisiert," dafür aber bei schließlich unwiderstehlichem Streben nach Befreiung und Bildung in einen dem Deutschtum bitter feindseligen, oft haßerfüllten Kampf hineingetrieben worden seien.

Ich habe folgende Phrase von Männern wiederholen gehört, an deren Leichtigkeit des Denkens ich sonst nicht zweifelte: „Jetzt rächt es sich, daß man in früheren Jahrhunderten die Völker nicht germanisierte." Stellt man sich vor, was in früheren Jahrhunderten an der „Germanisierung" versäumt worden sei, so kommt man zu einem vom Orden und dessen Vasallen nicht geübten System, das bei mangelnder Nationalidee damals undenkbar war und wie es in brutaler Oberflächlichkeit uns heute als Beigabe des russischen Strebens so widerwärtig ist. Denn in dem Teile der Germanisierung, der die geistige Erhebung, die Vermittelung höherer Kultur, also nach wie vor das wesentliche betrifft, darin haben Orden und Vasallen — wenn auch einzelne gefrevelt haben — ganz sicherlich germanisierend gewirkt. Oder will es jemand, ganz abgesehen von allem anderen, ableugnen, daß erstmals die Übermittelung des Christentums und dann die Reform zum Luthertume, die die gesamten Letten und Esthen bedachte, germanisierende Arbeit war! Ist nicht das schon eine Saat, deren Aufsprießen man nicht richtig gedeutet? Warum vergißt man, daß die Urbevölkerung in einem Zustande von Höhlenbewohnern getroffen wurde? Die ganze Entwickelung bis zum heutigen Ehrgeiz verdanken sie den deutschen Herren.

Die Ordensritter und deren Vasallen, die Barone, traten als

Digitized by Google

Herren an einen vom eingeborenen Volke unbestrittenen freien Platz; sie verdrängten nämlich andere fremde Herren, Schweden und Russen; ein eingeborener Adel hat weder bei Letten noch Esthen existiert. Somit war dem Adel gegenüber von vornherein eine Rivalität und Konkurrenz ausgeschlossen. Diese wagte sich aber wohl an einwandernde Landarbeiter, Handwerker, Handeltreibende, nach und nach auch an Lehrer, Pastoren, Stadt- und Staatsbeamte, Künstler und Schriftsteller heran. Ferner sind durchgehends heute noch die ersten Wärterinnen, sowie die meisten der zahlreichen Diener bei den adeligen Güterfamilien Letten oder Esthen. Und wenn man es ihnen aus Annehmlichkeitsgründen, die ich nachempfinden kann, törichterweise von Anfang an verbot, die Sprache der Herren zu erlernen, wenn man das Abhängigkeitsverhältnis auch in einzelnen Fällen brutal zu betonen suchte, so lernten und lernten doch fast alle Glieder dieser baltischen Adelsfamilien ihrerseits eine — in den Grenzbezirken sogar beide — indigene Sprache vollkommen und gebrauchten sie täglich, für alle Begriffe höherer Kultur wurden deutsche Wörter in die lettische und esthnische Sprache eingeführt. In den unbemittelteren und notgedrungen auf die eigenen Arbeitskräfte angewiesenen Familien der anderen eingewanderten Stände dagegen, in denen zumeist die Pflege der Säuglinge und der erste Unterricht der Kinder ausschließlich von der Mutter besorgt wurde, konnten solche Bindeglieder nur selten geknüpft werden und fielen um so häufiger ganz fort, als Lehrer und Pastoren oft schon als fertige Männer ihres Berufes aus dem Auslande von den Baronen und Magistraten verschrieben wurden und dann weder Lust noch Zeit hatten, sich die sehr schweren Sprachen anzueignen. Und noch eines muß erwähnt werden, wenn es vielleicht auch manchen nicht recht ist, auch vom Aufgehen dieser heimlichen Saat Erwähnung zu hören: Die Vermischung der indigenen Bevölkerung mit den deutschen Einwanderern hat zweifellos stattgefunden, wenn auch häufiger mit dem Adel als mit dem Bürgertume, da dazu im Laufe von sieben Jahrhunderten auf den sehr ausgedehnten Gutsbezirken — abgesehen von dem unkontrollierbaren jus primae noctis — reichliche Gelegenheit gegeben war. Viele Namen lettischer und esthnischer Bauern weisen mit naiver Verkürzung oder Veränderung sehr bestimmt auf die ehemals oder noch im Schloß angesessenen Barone hin; und sehr bezeichnenderweise erzählt man sich folgende hübsche Anekdote: Die Witwe eines jüngst verstorbenen Adeligen wünschte nach-

Digitized by Google

träglich ein Bild ihres Gatten zu erhalten. Der Künstler, der dem Manne befreundet gewesen war, erscheint auf dem Gute und begibt sich an die Arbeit. Dazu sucht er ein Hilfsmodell unter den Bauern und entdeckt bei der Gelegenheit, daß nicht nur sehr viele Glieder verschiedener Familien dem Verblichenen merkwürdig ähnliche Züge aufweisen, sondern daß sogar ein herrlicher Alter aus entferntem Knechtgesinde jenem an Wuchs und Antlitz derartig gleicht, daß er kaum mehr als Kleidung und Haartracht zu verändern brauchte, um der Witwe ein leibhaftiges Bild des dahingeschiedenen Majoratsherrn überreichen zu können.

Auch auf anderen Wegen noch hat sich von allen eingewanderten deutschen Ständen aus das aktive Streben und der Bildungseifer diesen Völkern mitgeteilt. Es geschah das teils ohne Wissen und wider Willen vieler Deutschen, teils mit ihrem innigsten und bewußten Streben. Aus Initiative der Deutschen wurde schließlich die Leibeigenschaft von Letten und Esthen aufgehoben und ihnen weit früher als allen anderen russischen Bauern Gelegenheit gegeben, sich in ihrer Art zu zeigen und selbständig zu bewähren.

Und da nun ließ sich sofort erkennen, daß ein reich befruchtetes, dem Deutschen verwandtes Streben in ihrer wachen Intelligenz aufgespeichert lag, das ehrgeizig nichts anderes wünschte, als sich an die Seite der Deutschen empor zu arbeiten.*)

Erst damals erscheint mir im Gegensatz zu denjenigen Beurteilern, die eine zwangsweise Germanisierung in früheren Jahrhunderten für versäumte Pflicht erklären, erst damals, also im letzten Jahrhundert, vornehmlich in letzten Jahrzehnten erscheint mir von den baltischen Deutschen, vom Adel und am meisten von den Literaten ein bösartiger Fehler gemacht worden zu sein. Hochmütig nämlich und, gegenüber den zur Empfindlichkeit herangereiften Gemütern tief verletzend, wurde das Liebeswerben der ersten und tüchtigsten Männer, die sich durch die Ersparnisse ihrer Väter zur Universität, zu selbständigen Geschäften, zu Lehrern und Pastoren, zu Forst- und Bankstellungen durchrangen, von den Deutschen zurückgestoßen. Einmal, noch einmal wieder-

*) Auch die seit Niederschrift dieser Zeilen erfolgte Sonderrevolution der Letten und Esthen beweist das für den Kundigen, der die Elemente sozialdemokratischer und anarchistischer Verhetzung zu erkennen weiß.

Florenz, den 5. März 1906.

Der Verfasser.

Digitized by Google

holten sich die gleichen Versuche, denn der Wunsch, an allen Schätzen deutscher Bildung und deutscher Art teilzunehmen, war zu mächtig, die Erkenntnis andererseits, schon jetzt den Moskowitern überlegen zu sein, zu stolz — —, und wieder traf die Bewerber der blinde Hohn derer, die sich nicht vorstellen konnten, daß in diesem Volke mehr aufgegangen war, als sie in die Untergebenen gesät zu haben wähnten. Man hielt es für etwas Unerhörtes, daß diejenigen, die vor ein oder zwei Generationen noch Leibeigene waren, jetzt mit dem Herrenvolke in Rivalität treten wollten. Viel wurde von den Letten auch selbst durch Mißtrauen, Kurzsichtigkeit, Nörgelei, Arroganz und Ungestüm gesündigt, viel auch durch die Eitelkeit der Frauen. Und so geschah, daß gerade von denjenigen, die sich als Studenten am innigsten an die Deutschen anzuschließen versucht hatten, in jähem Wechsel und in haßerfüllter Verbitterung eine eigene lettische, eine eigene estnische Partei gebildet wurde. Eine eigene Partei, trotzdem es bei geringerem Streben und unbewußter Reife einfacher gewesen wäre, sich dem Moskowiter in die Arme zu werfen.

Die Versuchung lag nahe und wurde von moskowitischer Seite mit verschwenderischen Versprechungen Jahre hindurch den Suchenden aufgedrängt. Geld- und Landspenden wurden nicht geschont. Aber das äußere Zeichen dieses Bundes war — und mußte sein —: Der Übertritt zur orthodoxen Kirche. Da hub ein mächtiges Ringen innerhalb der einzelnen Familien an. Manche Bauern traten zwei- bis dreimal in Begehrlichkeit und Reue, in Hilfesuchen und Gewissensskrupel von einer Kirche zur anderen —, hatten sie doch alle nicht bloß äußerlich, sondern mit dem Herzen von den Deutschen den Glauben der lutherischen Kirche ergriffen. — Schließlich war es zu spät. Die Moskowiter sperrten plötzlich in einem ihnen günstig erscheinenden Augenblicke den Rücktritt (1876). Gefangen wie die Mäuse in der Falle waren alle mit Kind und Kindeskind, Angeheirateten und Verschwägerten auf ewige Zeit der orthodoxen Kirche verfallen; jeder Versuch heimlichen Rücktrittes, heimlichen Genusses des lutherischen Abendmahles, heimlicher Trauung in lutherischer Kirche bringt bis zur Stunde den Übertretern des Gesetzes selbst und dem Geistlichen, der ihnen hilft, Kerker und Verbannung.*)

*) Die zarischen Zugeständnisse vom 30. Mai 1905 haben hier — augenblicklich — Erleichterung geschaffen. Sie wird zweifellos verschwinden, sobald die unveränderte Tendenz wieder Kraft zum Vorstoß fühlt.

Digitized by Google

Wären die Letten unedle, durchgehends ihrem Innern ungetreue und unaufrichtige Menschen, sie würden das Mittel des Glaubens zum sicheren oder vermeintlichen äußeren Vorteil alle ergriffen haben. Ein Bruchteil nur fiel ab, und selbst von dem begehren viele zurück, und üben manche heimlich die Bräuche ihrer Kindheit oder Voreltern. Die große Mehrzahl begann, kaum auf dem Plan erschienen, den aufgezwungenen Kampf gegen die Deutschen und zugleich den selbstgewählten gegen die Russen. Dies Moment allein müßte genügen, um die Deutschen in ihrem immer noch beliebten Hochmute stutzig zu machen und den dereinst Beherrschten die Bruderhand hinzustrecken. Stand und Beruf werden auch hier teilen und ordnen, ohne dem strebsamen Mutigen ewige Vorschriften zu sein. Es ist gar kein Grund vorhanden, der die jetzt schon in zweiter und dritter Generation bewährte durchaus deutsch aktiv geartete Strebsamkeit der Letten (die Esthen sind mir weniger bekannt geworden) des Zusammengehens mit den deutschen Bauern, den deutschen Arbeitern, den deutschen Geschäftsleuten, den deutschen Stadtvätern, den Lehrern und Pastoren unwert erscheinen läßt. Zweifellos werden sich einige auch zu Gutsbesitzern machen und vielleicht werden sie bei diesem Stand, mit dem sie viele Väter gemeinsam haben und der von vielen ihrer Mütter gesäugt worden ist, schnellere Aufnahme finden als die anderen Stände bei anderen Ständen.

Man glaube nach diesen Worten freilich nicht, als ob heute schon die Masse der Letten dem Durchschnitt der Deutsch-Balten an Bildung und Leistung gewachsen wäre. So weit ist es noch nicht.*) Wohl aber haben sie sich schon so weit Bahn gebrochen

*) Die Greuel der Revolte haben das neuerdings bewiesen. Aber bei den besten Letten muß die Reue folgen, wo nicht schon während der Krise die Machtlosigkeit gegenüber sozialdemokratischer und moskowitischer Verhetzung bei ihnen großes Bedauern erweckte. Die augenblickliche ungeheure Verbitterung des deutsch-baltischen Elementes (vergl.: Die lettische Psychose von Meinhard von Segeberg in der „Zukunft" vom 3. März 1906) muß sich dieser (gerade von deutschen Sozialdemokraten) geschürten Verhetzung bewußt werden, um nicht an zukünftig gemeinsamem Leben mit den Letten zu verzweifeln. Die den Deutsch-Balten angetanen sinnlosen Zerstörungen von Gut und Leben und Ehre werden vielleicht als Durchgangsstadium vielen in Deutschland und Frankreich und wo immer bevorstehen. Sie sind nicht spezifisch lettisch, sondern sozialdemokratisch-chaotisch oder moskowitisch.

Der Verfasser.

Digitized by Google

und für künftige Ausbildung die Wege geebnet, daß sie ihre Söhne in alle Zweige der Wissenschaft und Technik hineinschicken, daß sie, die von alters her einen Schatz von 100 000 Volksliedern besitzen, eine Zeitung nach der anderen erfolgreich gründen, daß sie eigene Bibliotheken, Theater und Kirchen bauen, daß sie einen großen Teil der schönsten Häuser Rigas wie der anderen Städte in ihr Hand bekommen, daß es nach den bereits erreichten Erfolgen in Reval und Windau lediglich eine Frage der Zeit ist, daß sie in den meisten Städten — selbst Riga, wo jetzt noch einmal die Deutschen in der Gemeindewahl gesiegt haben — die Majorität im Rate und damit die Bürgermeisterstellen erobern werden.

Kann es angesichts solcher Tatsachen, angesichts der allgemein bedrängten Lage der Provinzen anders als der letzte und unverzeihliche Fehler, ja geradezu als Verbrechen wider die Geschichte und deren logische Folgen betrachtet werden, wenn es heutzutage die um ihre kommunale Herrlichkeit besorgte Vetternwirtschaft etlicher Deutschen fertig bringt, daß sich die deutsche Partei mit der russischen verbindet, um die Letten wieder von der gewonnenen Stellung hinabzustürzen? —

Wenn das zur Losung würde, dann freilich wäre jedes Wort zum Schutze baltischen Deutschtumes zu viel, denn dann verdient es, im Moskowitertume unterzugehen. Die Satire schon beweist, wie töricht solch Verfahren wäre; denn wir sehen in der einen Stadt einen Deutschen als absolutistischen Führer der Letten, in der anderen einen Mann, der seine lettische Herkunft verbirgt oder nicht kennt, als Führer der Deutschen und schließlich als besonders lettenfeindliches Oberhaupt der Deutschen in einer dritten Stadt — einen Engländer. Aber schon regen sich Gewissen und Verstand zu mächtig auf beiden Seiten, noch sieht der größte Teil der Letten und Esthen zu den Deutschen wie zu den natürlichen Herren und Lehrmeistern auf und weiß, daß er ihrer Führung nicht entraten kann, schon arbeiten einzelne Deutsche bewußt und als Vorbereiter sicherer Zukunft daran, die Letten und Esthen, wie sie es wollen, auch in der Art zu germanisieren, daß sie ihnen die deutsche Sprache und Literatur zugänglich machen, schon vernarben in etlichen der besten Letten die in der Zeit überempfindsamer Jugend erlittenen Wunden, und der Tag ist da, die Männer müssen sich auf beiden Seiten finden, die Frauen werden alsbald folgen, um sich über der närrisch vom Hochmute der Besitzenden und dünkelhaft von der Empfindsamkeit

Digitized by Google

der Aufstrebenden geschaffenen Kluft die Hände zu gemeinsamer Arbeit wenigstens zu reichen, wenn selbst die Freundschaft vorderhand nicht gewollt wäre, zur Arbeit nach den Zielen, die jetzt schon gemeinsam sind: Freiheit in der Wahl jedes Glaubens, jeder Kirche; Wiedereroberung des Rechtes deutscher Bildung, deutschen Geistes in dem russischen Erbe des Deutschen Ordens.

Das neue Schulte-Haus.

Von Max Osborn.

Mit dem großen Berliner Aprilumzug hat auch die Kunsthandlung von Ed. Schulte ihr neues Heim bezogen, nachdem man schon im März begonnen hatte, ihr das Redernsche Palais, in dem sie fünfzehn Jahre hindurch ein sehr würdiges Quartier gefunden hatte, über dem Kopfe abzureißen. In diesem alten Hause hatte Schulte an den modernen Berliner Kunstkämpfen teilgenommen; denn hier erschienen vom Jahre 1892 ab alljährlich im Februar die Ausstellungen der Vereinigung der „XI", der ältesten sezessionistischen Gruppe in Deutschland, die dann erst im Winter 1898 zu 1899 zur Bildung der Berliner Sezession selbst führte. Nun wird das schöne Schinkelsche Bauwerk dem Erdboden gleichgemacht, um einem riesigen Hotel den Platz zu räumen. Der Schmerz über diesen Verlust will nicht verstummen. Um so weniger, als man sich jetzt überall sagt, wie einfach es gewesen wäre, das prächtige Gebäude zu erhalten. Denn hätte nicht die Akademie der Künste, die jetzt nebenan das ehemalige Arnimsche Palais am Pariser Platz bezieht, ebensogut das Redernsche Palais erwerben können? Hätten sich nicht Berliner Kunstfreunde gefunden, die, vielleicht im Verein mit der hier doch auch interessierten Stadtverwaltung, die Mittel zur Verfügung gestellt hätten, um die Differenz des Ankaufspreises auszugleichen? Aber was nutzen alle solche Erwägungen — es ist zu spät! . . . .

Das neue Haus, das Schulte sich auf der nördlichen Lindenseite durch Alfred Messel hat bauen lassen, kann in seiner beabsichtigten Wirkung heute noch nicht ganz übersehen werden. Denn es ist als Eckhaus der Linden und der verbreiterten Neuen Wilhelmstraße gedacht; um ihm die Erfüllung dieses Berufes zu ermöglichen, muß jedoch erst das schmale Eckgrundstück abgerissen werden, das jetzt noch dort steht. Mit ihm fällt wiederum ein, wenn auch nicht gerade architektonisch bedeutsames, so doch durch literarische und andere Erinnerungen geweihtes Stück Alt-Berlin: die traute Weinkneipe, die unter dem etwas derben Kosenamen „Zum schwarzen Ferkel"

Digitized by Google

bekannt war, weil der Wirt irgendwelche verschmitzten exotischen Weine führte und zum Zeichen dessen in der Straße über der Eingangstür einen mit Luft gefüllten Weinschlauch aufgehängt hatte, der in seiner dunkeln Farbe und mit seinen phantastischen Zipfeln tatsächlich wie ein ausgestopftes, feistes, liebes, kleines, schwarzes Schweinetierchen aussah. Statt seiner also wird künftig der Schulte-Bau den Eckpunkt an dieser anspruchsvollen Stelle bilden, und das bestimmte im Verein mit dem Charakter der Linden überhaupt die Forderungen, die Messel zu erfüllen hatte. Der Straßencharakter unserer alten Via Triumphalis hat sich freilich in den letzten Jahrzehnten erheblich verändert. Die Flucht der vornehmen Palais, Wohnhäuser und öffentlichen Gebäude ist, namentlich an der Südseite, längst durch Geschäfte und Schaufenster aller Art unterbrochen — es ist wiederum die Frage, ob sich das an dieser wichtigen Stelle nicht hätte vermeiden lassen —; aber an der weniger begangenen Nordseite hat sich, vor allem im westlichen Teile, das alte Antlitz der Straße einigermaßen erhalten. Hier steht ja auch neben dem Terrain des neuen Schulte-Hauses das Schinkelsche Gebäude der Kriegsakademie, auf das der Architekt gleichfalls Rücksicht nehmen mußte. Messel hat alle diese Ansprüche sehr geschickt befriedigt; es ist ja gerade seine Stärke, wie es die jedes großen Baukünstlers ist, mit den realen Verhältnissen zu rechnen und Schwierigkeiten praktischer Natur spielend zu überwinden. Die schön entwickelte Fassade des Hauses ist in der Tat eine Zier der großen Berliner Hauptstraße geworden, wenn auch das Ganze nicht gerade zu Messels größten Würfen gehört und auch im einzelnen sich manches noch wirksamer denken ließe. Da der Schulte-Bau wesentlich höher ist als das genannte Nachbargebäude, hat der Baumeister, um es diesem im Maßstab der Formen einigermaßen anzunähern, über die gequaderten Untergeschosse — deren Kalkstein nicht so gut behandelt ist wie am Wertheimschen Geschäftshause — und den darüber emporstrebenden, zwei Stockwerke umfassenden Hauptteil ein zurücktretendes Attikageschoß gesetzt, so daß das Haus dem Auge etwas niedriger erscheint, als es in Wahrheit ist. Und da die Front nach der Wilhelmstraße die größere sein wird, hat er, um die kleinere Lindenfassade doch als das Hauptstück zu charakterisieren, ihren oberen Teil außerordentlich glücklich in Bewegung und Silhouettierung lebhafter gehalten. Den noch nicht vollendeten bildhauerischen Schmuck des Äußeren hat Georg Wrba übernommen, der an Lichts neuem Leipziger Rathaus und an anderen Stellen seine hervorragende Begabung für solche dekorativen Aufgaben bewiesen hat. Aber die Steinvasen auf dem Dachgesims würde ich wieder fortnehmen.

Das Innere des von Schulte eingenommenen Erdgeschosses ergibt vier Oberlichtsäle, die man ohne Übertreibung als ideale Ausstellungsräume bezeichnen kann. Gruppierung, Größenabmessung, Höhe, Lichtregulierung sind vorbildlich. Alles ist ruhig und doch nicht kahl, intim und doch repräsentativ, geschmackvoll ohne Aufdringlichkeit. Namentlich der Durchblick von dem (etwas kühl geratenen) Vestibül bis zum Ende des ersten der Oberlichtsäle, zu dem man zweimal eine kleine Treppe emporsteigen muß, ist sehr reizvoll. Dieser Raum hat als Abschluß eine Säuleneinstellung mit zwei geschlossenen Steinbalustraden erhalten, hinter denen sich, abseits vom Strom der Besucher, ein paar Ruhebänke befinden, ein Arrangement, mit dem einige Säulen beim Aufgang vorbereitend korrespondieren. Das Ganze hat den vorsichtig be-

Digitized by Google

handelten, vom Louis XVI.-Geschmack ausgehenden, leise antikisierenden Stil, den Messel jetzt liebt. Er ist hier wohl am Platze.

Zur Eröffnungsausstellung hat die Schultesche Kunsthandlung eine große Reihe der besten Künstler aus Deutschland und der Fremde zusammengebeten, so daß sie eine kleine Überschau über einen Teil der zeitgenössischen internationalen Produktion gibt. Das vermittelnde Programm, das Schulte sich gesetzt hat, wird dabei strikt innegehalten. Es fehlen nicht führende Persönlichkeiten und glänzende Werke, aber auch nicht die Künstler „zweiten Ranges erster Ordnung", wie Herman Grimm gern sagte. Wie früher auf der Südseite der Linden, wird zweifellos künftig auch auf der Nordseite jedem Einwand vorgebeugt werden. Die Verwöhnteren und die Naiveren, die Kenner und die Laien werden gleichermaßen bedacht. Die deutschen Kunststädte sind sämtlich vertreten. Unter den Berlinern haben auch von den Stammgästen des Salons Cassirer einige ihre Karte abgegeben, so Liebermann, Slevogt, Leistikow, Paul Baum. Von der „nationalliberalen" Mittelgruppe sind Skarbina und O. H. Engel erschienen. Als „Wilden", der bei keiner Fraktion eingeschrieben ist, kann man Arthur Kampf betrachten, der die Aufmerksamkeit mit zwei Bildern besonders fesselt: mit dem älteren Bilde seiner großen „Theaterloge", der famosen Lösung eines reizvollen Lichtproblems, und mit der höchst pikanten neuen Darstellung einer Schulreiterin, die in der Zeichnung wie in der Farbe ganz delikat ist. Von Münchnern sieht man Habermann, Stuck, Bartels, Toni Stadler. Von Dresdnern Bracht und Bantzer. Von Karlsruhern Thoma, Schönleber, Dill und zwei Trübners aus den Jahren 1873 und 1904, die nebeneinander gehängt einen kleinen Vortrag über die Entwickelung der deutschen Malerei im letzten Menschenalter halten. Von Königsbergern Dettmann und Heichert, beide sehr respektabel vertreten. Von Stuttgartern den Grafen Kalckreuth, von Weimaranern Ludwig von Hofmann und Hans Olde, von Düsseldorfern Ed. von Gebhardt mit ein paar figurenreichen, im Detail sehr interessanten, im ganzen malerisch gleichgültig lassenden Proben seiner historisch-realistischen Religionsmalerei.

Dazu ist dann das Ausland entboten, wobei die skandinavischen Lieblinge Schultes besonders zahlreich und glücklich vertreten sind. So oft diese nordischen Maler bei uns zu Gaste erscheinen, jedesmal ist es eine Überraschung. Vielleicht kommt es daher, daß sie zwei Eigenschaften vereinen, deren Verbindung wir Deutsche gerade suchen. Denn sie sind erstens als kultivierte Europäer moderne Künstler bis in die Fingerspitzen, glänzend geschult, von großer technischer Sicherheit und feinstem Farbeninstinkt, und sie haben zweitens als Germanen das von Sentimentalität freie Welt- und Menschenempfinden, nach dem wir dürsten. Wie sie die Stimmungen ihrer wundervollen Heimat in der Wurzel fassen und in malerischen Ausdruck umgießen, wie sie Menschen charakterisieren, im Einzelporträt ergründen und in Gruppen zusammenstellen, wie sie aus lebendigem Wirklichkeitsgefühl unversehens ins Traumland hinübergleiten, das ist kostbar. Der Däne Kroyer, der Schwede Larsson, der Norweger Werenskiöld — ein prächtiges Trio, das übrigens noch eine Reihe weiterer Talente mitgebracht hat.

Mit gutem Geschmack ist eine Anzahl von Skulpturen ausgewählt, die in den Schulteschen Sälen verstreut wurden. Einige Büsten von Adolf Hildebrand stehen dabei an der Spitze: der Hammacher, der Kronecker,

Digitized by Google

der Döllinger. Dann die außerordentliche, nur in der Haltung des Kopfes ein bißchen steife Büste des Grafen Posadowsky von Fritz Klimsch und einige Arbeiten des Belgiers Jules Lagae.

Schließlich bringt die Eröffnungsausstellung noch einen besonderen Leckerbissen: eine schöne Sammlung von Werken alter Meister, die zu einer vornehmen kleinen Privatgalerie geordnet sind. Das war ein guter Gedanke, das neue Haus eines Kunstsalons, der der Gegenwart gewidmet ist, mit einer solchen Reverenz vor den Alten einzuweihen. Große Namen, wie Botticelli, Ghirlandajo, Rubens, van Dyck, Ostade, Teniers, Cuyp treten auf. Seltenere Dinge, wie die drei ganz dekorativ gehaltenen Gemälde Guardis, vermitteln neue Eindrücke. Ein altfranzösisches Polyptyk mit religiösen Darstellungen führt bis in primitive Zeiten zurück. Am kostbarsten ist aber vielleicht ein kleines Stilleben von Chardin, ein wunderbares Stückchen Malerei. Auf einem Tisch stehen ein paar Gegenstände, ein paar Flaschen, ein Glas mit Rotwein, ein Stück Brot, und daraus ist eine Farbensymphonie gemacht, von deren Anblick man sich nicht trennen kann. Wir fühlen es deutlich: das ist der Anfang der Kunst, die unsere Zeit sucht.

Gottesbewußtsein und die letzten Ziele der seelischen Triebe.

Von Julius Konstantin von Hoeßlin.*)

[Teil I.]

I.

Wie die erotische Anziehung den sich Liebenden Freuden vorgaukelt, während doch der letzte Endzweck dieser gegenseitigen Anziehung nicht das Glück der Verliebten ist, sondern die Fortpflanzung des Geschlechtes, so gaukeln die ungekannten Kräfte der Natur das Gefühl eines Gottes in unseren Geist hinein, damit wir vom Gottesgedanken gestärkt inkommensurablen und ungekannten Zwecken des Lebens dienen.

Welche Tragödien und welche Kämpfe des Geistes fanden im Laufe der Jahrhunderte um diesen Glauben an Gott statt!

*) Den reifen Leser wird die Aufnahme dieses Aufsatzes nicht wundernehmen. D. H.

Digitized by Google

„Gibt es einen Gott?“ fragte man. Und die Antworten lauteten verschieden . . . Entgegengesetzte Behauptungen, um die man Vernichtungskriege führte, als ob das Bewußtsein Gottes das metaphysische Sein desselben mitbedingte, als wenn die Verneinung der Existenz Gottes das Gottesgefühl ausschlösse.

In diesem Ringen um Gott und um die Wahrheit ahnten die Menschen nicht, daß die Wurzeln des Gottesgefühls in ungekannte Anfangsgründe hineingreifen . . . und sie wußten nicht, wie tief die Adern des Lebens sind.

Sie kannten das Wesen der Vorstellungen nicht.

Der antiken und mittelalterlichen Philosophie gemäß sollten die Vorstellungen, welche die Seele dachte, realen Dingen entsprechen. Wenn der antike Mensch eine Zypresse sah, glaubte er, daß diese Zypresse wirklich als Einzelding existiere.

Ja, der antike Mensch ging soweit, daß er sogar die Begriffe hypostasierte. Nach Plato führten die Ideen ein eigenes Dasein im Transzendenten.

Früher wußte man eben nicht, daß ein Begriff, daß eine Wahrnehmung, daß das Anschauen und Betasten eines Dinges lediglich subjektive, psychische Tatsachen seien, keine Bilder von analog existierenden Dingen, sondern reine Erscheinungen, die nur symbolisch gewisse unvorstellbare Verhältnisse der Dinge an sich andeuten.

Wir Modernen jedoch wissen es, dank der kritischen Philosophie, welche Immanuel Kant anbahnte, und dank der Naturwissenschaft!

Ja, durch unsere zeitgenössische Psychologie wissen wir sogar mehr, wir wissen, daß die wahrste Wesenheit unseres Selbst weit tiefer liegt als das, was wir als Seele in uns wahrnehmen; wir wissen, daß unser wahrstes Selbst umfangreicher ist als dieses. Wir wissen, daß alle seelische Erscheinungen Resultate unwahrnehmbarer großer Vorgänge im Unbewußten sind.

* * *

Der unkritischen, antiken Denkweise gemäß ist z. B. ein Stein nicht nur ein existierendes Einzelding, sondern dieser Stein soll auch als solcher eine gewisse Schwere haben, er habe die und die Farbe, er sei hart, undurchdringlich usw. Wir aber wissen, daß es keinen Stein außerhalb unserer Vorstellungen gibt und daß alle wahrgenommenen Eigenschaften desselben, Farbe und Schwere und Härte, nur als Symbole da sind. Was nun als „Stein“

Digitized by Google

scheint, ist im Ansich eine Anzahl von Milliarden von Atomen, die in gewissen Entfernungen zueinander stehen und gegenseitig aufeinander wirken. Diese Atome sind unmaterielle, mathematische Punkte, welche weder hart, noch schwer, noch farbig, sondern nur Kraftzentren sind, die sich gegenseitig anziehen und abstoßen. Aus solchen besteht aber nicht nur der Stein, sondern auch das Wasser, das fließt, der Staub, der auf der Straße liegt, die Luft, die wir einatmen. Im Ansich ist der Unterschied dieser Dinge untereinander nur der der Verhältnisse ihrer Teile. Ferner scheinen uns ein Stück Stein, ein Stück Holz leblos, die Kraftzentren aber, welche diese Dinge bilden, sind lebendige Kräfte; sie ziehen sich gegenseitig an und stoßen sich ab, ja, sie treffen je nach ihrer chemischen Verwandtschaft Wahl unter sich; jedenfalls sind sie stets dynamisch aktuell. „Alle Grade der Zuneigung, von der vollkommenen Gleichgültigkeit bis zur heftigen Leidenschaft, finden sich in dem chemischen Verhalten der verschiedenen Elemente gegeneinander ebenso wieder, wie sie in der Psychologie des Menschen und namentlich in der Zuneigung der beiden Geschlechter die größte Rolle spielen," sagt Haeckel einmal in seinen „Welträtseln" betreffs dieser Kraftzentren. Der antike Philosoph sah in einem Stück Stein etwas Hartes, Totes, Unbewegtes. Wir dagegen wissen, daß in diesem scheinbar leblosen Ding Milliarden von dynamisch bewegten Dingen lebendig sind. Wie ein Ameisenhaufen uns durch das gegenseitige Engagement der ihn bildenden Tiere leblos scheint, so erscheint uns ein Haufen gegenseitig engagierter Kräfte als ein lebloses Ding.

* * *

Unsere Vorstellungen und unsere Begriffe spiegeln also durchaus nicht die reale Welt wieder. Wir müssen auf Umwegen durch kritische Prüfung an uns beinahe widernatürlich scheinende Anschauungsformen gelangen, um unsere Gedanken dem Ansichseienden anzupassen.

Der Mensch sieht Farben, hört Töne, er lauscht dem Vogelgesang, und das unter den Sonnenstrahlen leuchtende Meer blendet ihn. Aber was die Laute des singenden Vogels bewirken, sind nur bewegte Wellen der Luft. Außerhalb unseres Gehörs gibt es keinen Gesang, keinen Ton; nur Luftschwingungen! Was wir als Farbe und Licht empfinden, ist nur farbloser, lichtloser, sich schwingender Äther!

Eine nüchterne Anschauung! könnte uns ein Poet erwidern.

Digitized by Google

Aber dieser Anschauung verdanken wir alle jene Erfindungen auf elektrotechnischem Gebiete, die es möglich machen, unsere Stimme über meilenweite Entfernungen zu verpflanzen usw. Wir erinnern nur an das Telephon und den Phonographen.

Aber wie wir hinter den einzelnen Empfindungsinhalten nur Bewegungsformen finden, so können wir auch hinter den Inhalten anderer seelischer Erscheinungen Realitäten ausfindig machen, die sich zu den seelischen Erscheinungen nicht anders verhalten, als der sich schwingende Äther zu den Empfindungen des Lichts und der Farben.

Es gibt keine Gemütsbewegung und keinen Trieb in uns, der sich nicht als die Erscheinungsform eines transzendentalen Wirkens nachweisen ließe. Erotische Neigung, Ehrsucht, Erkenntnistrieb, Mitleid und Nächstenliebe, Furcht vor dem Tode sind nur sichtbare Oberflächen von unwahrnehmbaren Naturfunktionen. Diese Naturfunktionen aber können durch kritische Prüfungen der Erscheinungen erschlossen werden.

Jemand wird durch den Anblick einer schönen Frau fasziniert, er beginnt sie zu lieben. Was geht hier eigentlich vor sich? Zunächst lebt in seiner Sinneswahrnehmung ihre Gestalt, ihre hellen Augen und ihr blondes Haar; und in seinem Gemüte lebt das sehnsüchtige Verlangen nach diesem Weibe.

Diese wahrgenommene Frauengestalt aber ist — psychologisch gedacht — nur ein Komplex von Farbenflächen und von Tastempfindungsinhalten. Das Blau ihrer Augen und das Gold ihres blonden Haares ist nirgendwo als solches vorhanden; ihre Lippen sind nicht rot, wie sie scheinen, und ihre Hände nicht weiß; ihr Lachen und der süße Klang ihrer Worte sind nur akustische Scheine — Gespenstertöne nur, denn im Ansich gibt es keine Klänge, kein Blau und kein blondes Gold. Im Ansich gibt es nur Schwingungen.

Was ist nun also das Weib jenseits dieser Erscheinungen?

Die Physiologie antwortet: Ein Haufen von Milliarden Zellen, die in ihren gegenseitigen Beziehungen Glieder eines Ganzen sind, eines Organismus.

Und jede dieser Zellen ist ein selbständiges lebendes Wesen, das wiederum aus Milliarden von untergeordneten Organismen besteht, und diese wiederum aus Molekülen resp. Atomen (Kraftzentren), die in bestimmten Verhältnissen zueinander stehen.

Wir sagten: jemand wird durch den Anblick einer Frau fasziniert, in seiner Sinneswahrnehmung ist ihre sichtbare Gestalt

Digitized by Google

als etwas wirklich Vorhandenes da, die blauen Augen und das blonde Haar. Ist nun diese schöne Erscheinung der Gegenstand seiner Neigung? Psychologisch betrachtet: ja. Für sein Bewußtsein ist wohl die wahrgenommene schöne Gestalt der Geliebten das, was er begehrt. In der Natur an sich jedoch ist das letzte Ziel seiner Liebe der organisierte Komplex von lebendigen Kräften, den er als Weib wahrnimmt und der in sich die Bedingungen einer möglichen Fortpflanzung der Gattung birgt.

Man sehnt sich wohl nur nach dem bewußt gewordenen Scheinbild des Weibes, aber der Naturzweck dieser Neigung ist die sexuelle Vereinigung der beiden sich anziehenden Energiekomplexe, damit zwei von diesen Komplexen losgelöste einzelne Zellen sich vereinigen zum Zwecke der Bildung fernerer, ähnlicher Organismen, der Kinder.

Das uns als erotische Neigung bewußt gewordene Gefühl ist also, physiologisch angesehen, nur das psychische Korrelat eines Naturprozesses, welcher die Fortpflanzung der Organismen bedingt.

Das Reale hinter den Tönen sind also die Luftschwingungen. Das Reale hinter dem erotischen Liebesgefühl ist der Fortpflanzungsprozeß des Lebens. Leben aber ist ein Organisieren von Wesen zu sie umfassenden Einheiten.

* * *

Keine Gemütsbewegung und keine Strebung in uns, die sich nicht als die Erscheinungsform eines Wirkens nachweisen ließe, das über unsere Person hinauszielt.

Nächst dem Eros ist wohl das Ehrgefühl der stärkste aller Impulse. Der Endzweck des Liebesgefühls besteht in Vorgängen, die außerhalb unseres Bewußtseins da sind. Ebenso übersinnlich ist auch der letzte Zweck unseres Ehrtriebes.

Der einzelne Mensch, wenn er nach gutem Namen oder gar nach Ruhm strebt, wähnt wohl sich selber etwas zu erringen. Es ist ja „seine" Ehre, „sein" Ruhm, dem er entgegenjagt; er setzt alles ein, um dieses Gut zu erreichen; sein Leben gibt er im Kriege dafür preis, er erleidet Elend und Not, er erträgt Armut und die Qualen unausgesetzter Arbeit, um durch Erforschung einer Wahrheit sich Ruhm zu verschaffen.

Aber wir fragen: Wozu der Ruhm? Was ist ihm die Dauer des Namens nach dem Tode? Worin besteht das Glück, daß der

Digitized by Google

eigene Name von anderen wohlwollend genannt wird? In den Psychen anderer unbekannter Menschen wird die Vorstellung der eigenen Person dabei verknüpft mit Achtung und Anerkennung .... Aber was gehen den Menschen die Vorgänge in diesen fremden Seelen an?

Und doch — was helfen Fragen und Reflexionen? Dieses anerkennende Urteil der anderen über unsere Person scheint uns als das Herrlichste. Für Ehre geben wir alles ..... Leben, Gesundheit, Reichtum, Kraft!

Stehen wir hier nicht vor einem Rätsel, vor einem Problem?

Gewiß! Aber wenn wir den Blick auf die Mittel, durch die wir Ehre erringen, hinwenden, beginnt der Nebel sich zu klären. Das Rätsel entziffert sich. Diese Siege im Kriege, für die wir unser Leben hingeben, diese mühevollen Erforschungen, für die wir Armut leiden, haben doch einen Zweck an sich; und dieser ihr Zweck ist wertvoll; er dient dem Leben eines großen Ganzen, des Volkes, oder gar der Menschheit und ihren Fortschritten.

In dem Bewußtsein des einzelnen — sofern er nicht die höchsten Stufen des Ethischen erreicht hat, damit er das Ziel selbst anschaut und für dieses Ziel wirkt — in dem Bewußtsein des Durchschnitts-Einzelnen sind wohl seine Erfolge und Errungenschaften Mittel zur Befriedigung seiner egoistischen Sehnsucht nach Ehre. Aber diese seine Erfolge und Errungenschaften, z. B. dieser Sieg bei jener Schlacht im Kriege oder diese Erforschung der Ursachen und der Vorgänge im sozialen Leben oder diese wissenschaftliche Entdeckung, sind positive Güter des Ganzen. Der Ehrsüchtige dient seinem Volke, indem er sich Ehre anzuhäufen wähnt.

Wie in der sexuellen Liebe der einzelne ein Glück sich selbst zu erlangen glaubt, wenn er sich mit der Geliebten vereinigt, während er doch nur der Erhaltung der Rasse dient, so dient der einzelne dem Zwecke seines Volkes, indem er wähnt, sich selbst das Glück des Ruhmes zu erringen.

In der Natur gibt es eben keinen Egoismus. Und niemand dient seinem Vaterlande mehr als der Ehrgeizige.

Aber nicht nur die Sucht nach Ehre und Ruhm, auch die Furcht vor der Schmach dient der Rasse. Unter den Handlungen der Frauen wird als die ehrloseste angesehen: die Vergeudung menschengebärender Kräfte zum Zwecke unproduktiven Genusses. Der Wille des Volksgeistes erzwingt seine Zwecke auch hier. Nicht nur die Hinspiegelung positiver Ehrwerte, auch die

Digitized by Google

Drohungen der Schande sind seine Waffen. Das Ehrgefühl fordert oft, daß der einzelne zugrunde geht, physisch und moralisch, damit das Ganze gedeiht.

Es gibt deshalb Soziologen, welche die Ansicht vertreten, daß Völker Organismen seien, d. h. lebendige Gebilde, deren Glieder die einzelnen Menschen sind, und daß die Menschen sich zu diesen Überorganismen ebenso verhalten, wie die einzelnen Zellen zum Tierkörper, und daß die Menschen diesen Organismen dienen, von ihren Impulsen getrieben.

Es gibt Soziologen, die dieser Ansicht sind. — Uns persönlich sind allerdings bisher keine Mittel bekannt, durch welche wir den Wahrheitswert dieser Theorie prüfen könnten. Aber der Umstand, daß der einzelne, vom Ehrgefühl und anderen ähnlichen Strebungen getrieben, mit eigenem Schaden dem Volksganzen dient, beweist uns, daß der letzte Zweck auch dieses Triebes außerhalb des ehrsüchtigen Individuums sein muß. Er beweist uns, daß auch der Ehrtrieb, wie die erotische Liebe, nur die Erscheinungsform einer außerhalb unserer Erfahrung vorhandenen treibenden Macht ist, einer Macht, die wir als ein „transzendentales Wirken" bezeichnen könnten.

* * *

Aus den vielen ähnlich wirkenden Impulsen des Menschen wollen wir zur Erhärtung unserer Ansicht nur noch den Erkenntnistrieb herausgreifen. Wie bei den eben vorher betrachteten Strebungen so auch hier: es ist nicht die Erkenntnis der Wahrheit, was dieser Erkenntnistrieb als sein letztes Ziel will, sondern etwas total Anderes. Der Mensch, welcher nach Erkenntnis ringt, wähnt wohl, daß die Erkenntnis der Endzweck dieses seines Bedürfnisses sei, aber der wahre Endzweck seines Triebes ist ein ihm ungekannter; und das „Wissen" ist nur das gaukelnde Scheinbild, das ihn zur Arbeit entflammt.

Erkenntnis sei — so glaubte man — die Übereinstimmung des Gedanken mit dem Seienden. Aber aus den Ergebnissen der Kantschen Philosophie wissen wir, daß die Eigenschaften eines wahrgenommenen oder auch logisch „erkannten" Objektes nur subjektiven Ursprungs sind. Das „Ding an sich" ist unserem Geiste unnahbar. Schon aus den Ergebnissen der Kantschen Philosophie müssen wir folgern, daß eine Übereinstimmung des Gedachten mit dem Seienden etwas Unmögliches ist, und daß

Digitized by Google

Denkprozesse also sowohl wie der Erkenntnistrieb ganz anderen Zielen zu hinsteuern als nach Erkenntnis.

Eine Erforschung des Wahren ist etwas Unmögliches! und unsere Denkfunktionen sind so, daß, wenn wir einen Gedanken logisch bis an das letzte Ende denken, wir notgedrungen vor Widersprüche gelangen, welche die logischen Normen aus den Angeln zu heben scheinen.

Stelle man sich beispielsweise die Frage, ob das Wirken der Weltkräfte einen zeitlichen Anfang habe, und beantworte man die Frage wie man wolle. Man gerät in labyrinthische Irrgänge — immer.

Alles was wir uns darüber denken, ist unmöglich. Aber das reale Ansich ist eben außerhalb des denkbar Möglichen. Dieses ganze metaphysische Wahnsinnsgetriebe hebt sich sofort auf, sobald wir als den Endzweck unseres Erkenntnistriebes nicht die Wahrheit halten, nicht die Übereinstimmung unserer Gedanken mit diesem Seienden, sondern wenn wir den Zweck des Erkenntnistriebes in der Macht erblicken, welche er uns durch die Erdenkung gewisser Formeln verleiht; der Macht, mittelst welcher wir die Ansichdinge, die außer uns sind, zu beherrschen befähigt werden. Die Dinge bleiben uns gewiß ungekannt, aber wir können dennoch Herr über sie werden. Die Naturforscher, welche Elektrizität, chemische und physische Energien in ihrem Verhalten erforschen, glauben wohl, daß durch die „Erkenntnis“ dieser Dinge sie einst die Welt begreifen werden. Ihren Wunsch erreichen sie natürlich nicht. Aber diese ihre Erkenntnisse ermöglichen jene Machtentfaltung des Menschen über das Unbegreifliche; den Anfang dieser Beherrschung des Ungekannten durch die Naturwissenschaft haben wir in den ersten Erfolgen unserer Industrie erlebt, und das letzte Ziel unserer Machtentfaltung ist noch unübersehbar.

Denn, ... was Elektrizität ist . . . . wer weiß es? Die alten Naturvölker personifizierten sie in Gottesgestalten, die den Blitz spendeten; spätere Naturforscher identifizierten sie mit den Energien des Lebens; jetzt sieht man sie als eine Ätherbewegung an, gleich jener, welche das Licht bewirken soll; aber was Äther ist und ob es überhaupt Äther gibt, können wir nicht wissen. Was Elektrizität ist, wissen wir nicht, aber was wir wissen ist doch, daß der Mensch durch die sogenannte „Erkenntnis“ der Erscheinungsformen dieser Elektrizität imstande ist, jene Kraft, die einst einen Gott Zeus bedeutete, nach Willkür zu lenken und sie

Digitized by Google

ihm dienstbar zu machen. Das Mittel, das dem Menschen die Macht über das außer ihm vorhandene Ungekannte verleiht, nennen wir „Wissen“ . . . .

In unserer Zeit rücken die psychologischen Probleme in den Vordergrund, der Erkenntnistrieb der Gegenwart strebt nach der Ergründung der Frage, was das Leben an sich ist. Diese Frage wird uns niemals beantwortet werden. Aber was der Erkenntnistrieb hinter diesem Scheinwunsch erstrebt, ist gar nicht die Aufdeckung dieses Geheimnisses, sondern die Bildung eine Reihe von Gedanken, welche den Dingen des Lebens so angepaßt sind, daß man durch diese Gedanken, durch diese Symbole das Leben einst ebenso beherrschen wird, wie man zurzeit die Elektrizität und die Materie beherrscht.

* * *

Aus unseren bisherigen Erörterungen haben wir die Richtigkeit der Worte, die wir am Anbeginn dieser Betrachtung stellten, sich bestätigen sehen.

Wir haben an den Beispielen, die wir heranzogen, wahrgenommen, daß wesentliche Gemütsbewegungen und Impulse unserer Seele aus sich unbewußten Tiefen entstammen und daß sie nach Zielen hinstreben, die jenseits dessen sind, was wir uns vorgaukeln.

Ferner haben wir konstatiert, daß diese Vorstellungen, die uns als die die Triebe und Begierden erzeugenden Ursachen erscheinen, in Wirklichkeit gar nicht die Ursachen und Ziele dieser Strebungen sind, sondern nur sekundäre Begleiterscheinungen resp. nur die Scheinobjekte, auf die sich die Begierden richten. Die wirklichen Ziele der Triebe aber sind jenseits alles Vorstellbaren.

Wir können nun weiter gehen und fragen, wie es möglich geworden ist, daß diese Vorstellungen den Schein, Ziele unserer Wollungen zu sein, erlangen konnten. Wir können fragen: warum meinen wir im Ehrtrieb die Ehrung unserer Person zu wünschen, während wir doch nur den Fortschritt und das Volkswohl mit diesem Triebe anstreben? warum glauben wir dieses uns schön scheinende Weib zu lieben, da wir doch nur die Fortpflanzung unseres Selbst und die Fortdauer der Gattung mit dieser Gier bejahen?

Die Antwort wird uns leichter werden, wenn wir einige analoge Beispiele aus unserem bewußten Seelenleben zum Ver-

Digitized by Google

gleich heranziehen. Betrachten wir z. B. den Geiz. Was geht eigentlich hier in der Seele des Geizhalses vor? Die Liebe, die jeder Mensch für die Freuden des Lebens empfindet, übertrug sich beim Geizhalse auf das Mittel, das diese Freuden gewähren kann, auf das Geld; der Geizige liebt nicht mehr die Freuden des Lebens, die ursprünglich das Ziel seiner Liebe gewesen sind, sondern er liebt jetzt ausschließlich das Mittel dazu, das er als das letzte Zielobjekt seiner Gier empfindet. Diese Gefühlsirradiation — so nennt es die Psychologie — ist ein bekannter Vorgang des Seelenlebens. Beschränkt sie sich innerhalb gewisser Grenzen, so daß die Gier nach dem Mittel nicht den Trieb zum wirklichen Endzweck erstickt, ist sie eine gesunde; überwiegt jedoch die Liebe für das Mittel der Art, daß der Endzweck vergessen wird, so ist sie eine pathologische.

Die Gefühle übertragen sich auf alle Vorstellungen, die mit dem Gegenstand, der das Gefühl ursprünglich bedingt hat, assoziiert sind. Wenn wir an einem Orte je ein Unglück erlebt haben, so kann für uns, von nun an diese Vorstellung des Ortes unangenehm sein, ohne daß wir uns des erlebten Unglückes, daß das Unlustgefühl auf die Vorstellung irradiierte, mehr erinnern.

Dergleichen Gefühlsirradiationen, die im Unbewußten vor sich gegangen sind, verdanken wir die Inhalte der meisten unserer Begierden und Wollungen.

Der Bewußtseinszustand in dem sich diese Übertragung vollzog, bleibt uns ungekannt. Unsere empirische Seele steht fortwährend unter dem Reiz der Rindenzellen, die die Erregungen der Außenwelt in uns übertragen und den Stoff liefern, aus dem die Vorstellungen und die Gedanken gebildet werden. Was ihrem innersten Wesen nach die Lebensenergie will, können wir nicht mehr in uns schauen, denn der Schleier der Vorstellungsbilder und deren Komplexe, die Gedanken, die an die Großhirnrinde gebunden sind, verhüllt uns den Ausblick auf das Ziel. Aber diese ungeschaute innere Wollung des letzten Zieles verknüpft sich und verschmilzt mit den Vorstellungen der Mittel, die zu Verwirklichung des Ziels beitragen. Und so lieben wir das Weib, weil es der Weg ist, der zu der Fortpflanzung unseres Selbst führt.

Die Ehrung unserer Person ist an sich etwas Indifferentes. Doch weil diese uns von den anderen erwiesene Achtung mit dem Vorgang der sozial zweckmäßigen, guten Tat verbunden ist, entsteht zwischen diesen beiden eine Assoziation, und es überträgt sich die Freude am guten Werke an die damit ver-

Digitized by Google

bundene Vorstellung des „Geehrtseins“. Und wir glauben von nun an, das Werk nur um der Ehrung willen zu wollen.

* * *

In der Gier, einen Verderbenden zu retten, erleben wir schon ein Hinauslangen und ein Hinauswirken unserer Person nach etwas, das außer unseres Ichs ist. Hier haben wir das Wollen des Glückes auch im „außer uns“. Sobald das Mitleid rege wird, liegt mir das Wohl und Wehe des anderen unmittelbar am Herzen, ganz in derselben Art, wie sonst allein das meinige! „also ist jetzt der Unterschied zwischen ihm und mir kein absoluter mehr“. Und Schopenhauer („Grundlage der Moral“ § 16 S. 209) fährt fort „Allerdings ist dieser Vorgang erstaunenswürdig, ja, mysteriös. Er ist in Wahrheit das große Mysterium der Ethik, ihr Urphänomen und der Grenzstein, über welchen hinaus nur noch die metaphysische Spekulation einen Schritt wagen kann. Wir sehen in jenem Vorgang die Scheidewand, welche nach dem Lichte der Natur Wesen von Wesen durchaus trennt, aufgehoben und das Nicht-Ich gewissermaßen zum Ich geworden“.

Im Gegensatz zu Schopenhauer stehen viele moderne Psychologen, die mittelst einer Analyse des Hilfstriebes zu beweisen suchen, daß diese Gier gar nicht im Nicht-Ich ihr letztes Ziel habe, sondern nur in der egoistischen Befriedigung eigener Lustgefühle. Die Wahrnehmung eines fremden Leids, sagen diese empirischen Seelenforscher, erwecke einen ähnlichen Unlustaffekt in mir, und dieser „mein Unlustaffekt“ oder „meine von negativen Gefühlstönen begleitete Vorstellung des zu erwartenden Leids“ ist es, die ich abwehren möchte; wenn ich einem Ertrinkenden beispringen will, so ist es mein eigener Schmerz, der durch die Vorstellungen des Ertrinkens und Sterbens in mir erwacht, dem ich entgegen arbeite.

Psychologisch sind gewiß dergleiche Analysen zur Klärung der Frage wichtig. In unserem Bewußtsein existieren gewiß nur Vorstellungen, die eben nur meine eigenen Bewußtseinsinhalte sind und die durch meine erregte Großhirnrinde bedingt sind; und in uns sind Strebungen vorhanden und Gefühle als Zustände unseres innersten Ichs. — — Insofern haben die empirischen Psychologen recht: alle seelischen Vorgänge sind Momente unseres Selbst; ebenso alle „wahrgenommenen Wesen der Außenwelt“ sind zunächst nur unsere Vorstellungen.

Digitized by Google

Und dennoch — hinter dem Bewußtwerden des Mitleides, der Liebe, des Triebes zur Hilfe sind doch reale Dinge an sich da, die wir durch diese Gefühle bejahen. Der Mensch, dem wir helfen wollen, dem wir Brot verschaffen, den wir gegen seine Feinde schützen, ist nicht nur der Vorstellungsgegenstand unserer Sinne, sondern er ist an und für sich vorhanden; das Glück, das wir ihm geben, das Dasein, das wir ihm verlängern, ist eine Realität, nicht nur eine vorgestellte, sondern eine wirkliche, eine tatsächliche. Unsere Gier, ihm zu helfen, bewerkstelligt etwas, das sich auch außerhalb unserer Vorstellungen vollzieht. Mit dieser unserer Gier, die sich zur Handlung entlädt, greifen wir über die Grenzen unseres Individuums hinaus; mit unserem Hilfstrieb bejahen wir etwas, das nicht nur ein von Lustgefühlen begleiteter Bewußtseinsinhalt ist, sondern wir bejahen etwas, das da ist, von uns unabhängig, etwas, das eigene Existenz besitzt.

Dieses Hinausgreifen der Triebe und Strebungen über die Grenzen des eigenen, vom Körper umschlossenen Ichs hinaus ist ein Vorgang, den die empirische Seelenforschung nicht erläutern kann; es ist ein Phänomen, das wir empirisch-psychologisch nicht begreifen können.

Schopenhauer, der nur der metaphysischen Spekulation die Möglichkeit zuließ, diese Frage zu beantworten, hatte recht. Wir verweisen auf den § 22 seiner Schrift „Über die Grundlage der Moral". „Es ist ein und dasselbe Wesen, welches in allen Lebenden sich darstellt," meint er, und er greift in die neuplatonische Theorie zurück, welche den Unterschied von Ich und Nicht-Ich aufhebt und das „πάσας τὰς ψυχὰς μίαν εἶναι" lehrte, und stützt sich auf Kant, der den Satz aufstellte: „Das Ich erkennt sich nur als Erscheinung, nicht nach dem, was es an sich sein mag."

Außerhalb unserer Sinne ist vielleicht das Wollen ein Einheitliches, wer weiß es! . . . vielleicht ein nach einem Ziele hin Strebendes. Vielleicht geschieht erst durch die Irradiation unseres Urwillens auf die der Großhirnrinde entstammenden, vielen Vorstellungen, daß wir da glauben: diesmal das Glück unseres Freundes, das andere Mal die Rettung des Erkrankten und Sterbenden, das dritte Mal den Besitz dieses Weibes, ein anderes Mal wieder die Ehrung unserer Person zu wünschen, während wir doch an sich nichts von alledem wollen, sondern nur im Dienste sind jenes einen . . . richtiger gesagt: im Dienste eines Unbekannten und Unbegreiflichen.

* * *

Digitized by Google

Halten wir diese Tatsache fest: Zwischen dem, was an sich ist und dem, was uns bewußt wird, existieren Unterschiede wesentlichster Art.

Und fragen wir: wie würde es sich dann mit der Realität unserer Gottesvorstellung verhalten, und was wäre wohl das Ziel unseres religiösen Gefühls? .... so müßten wir antworten: das seelische Erlebnis der Religion ist ein sich Hingezogenfühlen zum Sein und zur Allmacht der Gottheit. Aber die Vorstellung der Gottheit verhält sich zum letzten wahren Endziele unserer religiösen Strebung nicht viel anders als die Vorstellung des „Weibes" zum Fortpflanzungsziel, als die Vorstellung der „Ehrung" zum Zwecke des Fortschrittes ... oder sie verhält sich, wie die Vorstellungen der „Fortpflanzung" und des „Fortschrittes" sich zum unbekannten letzten Ziele der Natur verhalten.

Denn — aus der Vorstellung einer „seienden Gottheit" folgt nicht die Realität dieser Gottheit! Wir nehmen zwar Gott in uns wahr — gewiß. Aber daraus folgt nichts. Gott braucht ja nicht als „Gott" da zu sein. Wir wissen, daß wir die Ätherschwingungen des Äthers als Lichtempfindungen wahrnehmen. Könnte denn nicht das Gottesbewußtsein ähnlich dem Lichte sein, dem in der Natur an sich etwas ganz ihm Heterogenes zugrunde liegt?

* * *

Gott ist nicht da als Gott. Seiner in uns lebenden Vorstellung liegt keine Realität zugrunde.

Die Gedankenspielereien der früheren Metaphysiker hat der alte Philosoph von Königsberg in seiner „Kritik der reinen Vernunft" zu Grabe getragen. Seine Strafe für dieses Totengräberwerk erlitt allerdings auch er dadurch, daß auch sein Argument über das Dasein Gottes kein besseres Schicksal erfuhr. Kant fundamentierte seinen Gottesglauben auf die Sittlichkeit. „Ohne einen Gott und eine für uns jetzt nicht sichtbare, aber gehoffte Welt sind die herrlichen Ideen der Sittlichkeit zwar Gegenstände des Beifalls und der Bewunderung, aber nicht Triebfedern des Vorsatzes und der Ausübung," sagt er in der „Kritik der reinen Vernunft". Nun aber hat uns die böse Psychologie gezeigt, daß „Ideen der Sittlichkeit" und „kategorische Imperative" als Apriorifunktionen der Seele nicht existieren. Es gibt nur ethische Regungen, moralische Gefühle, die mit unerbittlicher Notwendigkeit den Menschen zu edlen Taten hintreiben, aber

Digitized by Google

daraus folgt nicht, daß Gott als Triebfeder dessen gedacht werden muß.

Mit dem Hinfallen der Kantschen Ethik bricht seine Hypothese von der Notwendigkeit des Vorhandenseins eines Gottes zusammen.

Auch die Auffassung, die zuerst in der mythologischen Philosophie der Urvölker ihren Ausdruck gefunden hat, daß Gott deswegen da sein müsse, weil sonst das Vorhandensein der Welt unerklärlich wäre, und daß Gott der Schöpfer von Himmel, Sonne und Erde sei, ist hinfällig.

Den Glauben an diese metaphysische Hypothese des Vorhandenseins eines schöpferischen Weltvaters hat endgültig die Naturwissenschaft durch die Erklärung der Entstehung der Weltgebilde aus einfachen Ursachen beseitigt. Die Entstehung der ersten Bewegung wird durch das Vorhandensein eines wirkenden Gottes nicht erklärt, weil Bewegung Kraft bedeutet, und weil Kraft, wie wir jetzt wissen, nicht von außen bewirkt werden kann, sondern unzerstörbar da ist und sich nur transformiert. Wenn Gott die Kraft bewirkt hätte, so müßte er selber die Kraft in einer vorweltlichen Form gewesen sein. Aber das ist es nicht, was wir uns unter „Gott" vorstellen.

Ein Problem bleibt gewiß noch die Entstehung und die Dauer des Lebens.

Aber wenn ein Urgeist der wirkende Agens des organischen Lebens wäre, so müßte man ihm zwei Eigenschaften, die man Gott immer zuschreibt, absprechen: die „Allmacht" und die „Allweisheit". Denn wie könnte man Allmacht und Allweisheit einer Kraft zuschreiben, die auf der einen Seite einem Tier höchst raffinierte Organe zum Zweck seiner Erhaltung verleiht, und auf der anderen Seite ein anderes Tier schafft mit Organen, die dazu bestimmt sind, das erste Geschöpf zu zerstören?

Ein Gott, der „allmächtig" und „allweise" wäre, dürfte nicht der „allergütigste" sein, wenn er seine eigenen Geschöpfe zerstört, sie zugrunde richtet, physisch und geistig. Er könnte nicht der Allergütigste und Allerweiseste sein, nachdem er blinde Handlangerdienste der Vererbungsgesetze tut und es zuläßt, daß der unschuldige Sohn eines Syphilitischen unheilbar krank sein muß, vom ersten Tage seiner Geburt an bis an sein Lebensende, daß der Erbe eines Degenerierten notgedrungen ein Degenerierter, ein Wahnsinniger oder ein Verbrecher werden muß.

Gott, der die Mörder und die Wahnsinnigen schuf — —

— — — — — — — — — — — — — —

Digitized by Google

Aber es gibt eben keinen Gott, der das Leben geschaffen hat. Das Leben folgt eigenen ehernen Gesetzen; seine Anfänge sind unerforschlich; seine letzten Ziele uns unbekannt. Einen Gott, der die Eigenschaften „Gottes" habe, gibt es eben nicht. Gott ist nicht da als Gott.

* * *

Folgt aber aus dieser Erkenntnis, daß wir gezwungen seien, das Gottesbewußtsein unserer Seele zu entreißen?

Das Licht existiert nicht als Licht — müssen wir deshalb blind werden, damit unsere Empfindungen sich dem Seienden ähneln? Müssen wir das Gottesbewußtsein unserer Seele entfernen, damit wir unsere Gedanken dem Seienden anpassen?

Gott ist nicht als Gott da. Aber vielleicht ist doch etwas Inkommensurables irgendwo vorhanden, das mit dem Gottesbewußtsein in Beziehungen steht, etwa wie die Schwingungen des Äthers zu den Empfindungen des Lichts.

Wenn auch nicht der bewußte „Gott" die Abspiegelung einer allmächtigen, allweisen, allgütigen Person sei, welche die Welt regiert — was weiter?

Kann er nicht das seelische Korrelat eines noch ungekannten Naturzustandes sein, zu dem wir in steter Beziehung — durch das Symbol: „Gott" — bleiben müssen, damit unser Leben gedeiht, und damit das Schöpferische in uns an Wurzeln und Kräften gewinnt?

Wenn wir von jenen epischen Göttergebilden, wie sie die Dichterphantasie der Völker geschaffen, absehen — wenn wir die Gottesvorstellung, nicht wie sie von außen zu uns durch Märchen und Sagen hereinkam, sondern wie sie in uns als Gottesbewußtsein lebt, betrachten, so finden wir, daß dieses Gottesbewußtsein nur der gedankliche Inhalt eines starken, großen Gefühls ist.

Gottesanbetung nennen wir diesen Zustand. Und die Gottesvorstellung ist nicht das erste, das religiöse Gefühl aber, etwa das zweite dabei, sondern der Gottesgedanke ist das Erzeugnis des Gefühls, d. i. des Hinauslangens unseres Selbst nach ungekannten Fernen, aus denen magische Gewalten hervorzuströmen scheinen.

Wie die sexuelle Anziehung der sich Liebenden erotische Freuden vorgaukelt, während der Endzweck doch nicht das Glück der Verliebten ist, sondern die Fortpflanzung des Geschlechts, so gaukeln die inkommensurablen Kräfte der Natur die Vorstellung

Digitized by Google

eines Gottes in unseren Geist hinein, damit wir von Gottesbewußtsein gestärkt ungekannten Zwecken des Lebens dienen.

Ob Gott existiert — das ist gleichgültig. Aber notwendig ist es, daß das Gottesbewußtsein in uns lebt, wenn wir nicht den Wurzeln des Lebens entrissen sein wollen, und nur ein Tagesdasein führen wollen, wie ein vom Baumzweige abgebrochenes Blatt.

Woher das Leben kommt — und wohin es zielt, wissen wir nicht. Aber wir wissen, daß unser psychisches Leben und unser Ichbewußtsein die letzten Grenzen unseres Seins nicht umfassen. Impulse kommen aus uns unbewußten Tiefen hervor und zielen nach Zwecken hin, die uns noch unbekannt sind, nach Zwecken, deren einige wir auf Umwegen zu erraten beginnen, obwohl die Milliarden von nichtdenkenden Menschen diesen Impulsen instinktiv folgen und den Zwecken der Natur dienen, von Gaukelbildern getrieben.

Keine Gemütsbewegung und kein Impuls in uns, der nicht die Erscheinungsform eines transzendentalen Wirkens wäre.

Aber die Gottesanbetung und die Gottesfurcht und die Liebe zu Gott sind Gemütsbewegungen, die mit derselben Notwendigkeit unter gegebenen Verhältnissen eintreten, wie unter bestimmten Umständen das Ehrgefühl und die Liebe und der Erkenntnistrieb.

* * *

Es ist also das Gefühl die Quelle des wahren Gottesbewußtseins. Das Gefühl ist das wesentliche daran. Wir fürchten, daß diese Anschauungsweise nicht von allen begriffen werden wird. Denn unsere Vorstellungen sind von den anthropomorphen Gebilden vorreligiöser Zeiten einerseits und den Anbetungsgestalten ausartender Religionen anderseits beeinflußt worden.

Das Gottesbewußtsein als lebendige Macht wird nur in den allerseltensten Stunden unmittelbar erlebt. Sonst werfen die Gestalten der alten Dämonen, jene personifizierten Stürme und jene als Geister gedachten großen Naturkräfte und alle jene vergötterten toten Könige und Häuptlinge ihre Schatten auf das innere Gottesbewußtsein und bilden es zu einer Vorstellung von einem „Gott", der nach dem Ebenbilde der Menschen gestaltet ist und der nur nebenher gewisse übermenschliche Eigenschaften der großen Naturkräfte besitzt.

Dieser menschenähnliche, mächtige Geist nun ist es, der das Gottesbewußtsein trübt und das unmittelbare Aufflammen des-

Digitized by Google

selben aus dem Gefühl empor erschwert. Ferner: Wir Sterblichen bedürfen der Hilfe. Wie in den Urglaubensgemeinschaften die Wilden ihre Götzen und Fetische um Beistand bitten, so müssen alle Menschen ein Wesen um Erhörung und Gnade anflehen und müssen naturnotwendig ihren „Gott" als eine allgütige Person sich denken, die die Macht und den Willen besitzt, den sie darum Bittenden vom Verderben zu erretten.

Und dieses so konstruierte profane Bild Gottes genügt vollkommen den Alltagsbedürfnissen der meisten. Denn was den Fetisch und den Götzen und den Dämon gebar, war nicht nur die Übertragung des am eigenen Ich unmittelbar wahrgenommenen aktiven Lebensbewußtseins auf die bewegten Objekte der Natur draußen, sondern was diese Personifikationen zu Glaubensgestalten erhob, war eben das Bedürfnis, hoffen zu können und an Wesen zu glauben, die dem Menschen beizustehen vermögen.

Hinzu aber kommt noch, daß dieses aus dergleichen Bedürfnissen so konstruierte Gottesbild noch durch weitere Attribute verzerrt wurde, die ihm im Laufe der Jahrhunderte von den Weisen aller Länder hinzugedichtet worden sind.

Es gab eben Menschen, die das einmal vorgefundene Gottesbewußtsein ihren Zwecken dienstbar machen wollten.

Der eine, ein Volksführer, gab Gesetze, und er wollte den neuen Tafeln Macht verleihen dadurch, daß er das Volk glauben ließ, diese Gesetze stammen von Gott — so Moses. Ein anderer wollte dem Volke Mut und Verachtung des Todes einflößen, damit es im Kampfe gegen die Feinde siege, und er lehrte das Volk glauben, daß Gott der Vater des Volkes sei, daß er es schützen werde gegen alle Gegner und vor jeder Gefahr.

Andere wiederum — das waren geborene Philosophen, in denen sich das Kausalitätsbedürfnis wie wilde Brunst regte — wollten die Anfänge der Welt begreifen; sie wollten die ersten Ursachen der Naturvorgänge verstehen; aber die Methoden des Denkens waren damals noch recht primitiv; die Anzahl der bekannten Naturvorgänge, aus denen hätten Schlüsse gezogen werden können, war gering. So lag diesen Neugierigen der Analogieschluß nahe: der Handwerker produziert Gegenstände, also müsse alles Gegenständliche durch einen Handwerker produziert worden sein. Wie kein Tisch aus sich entstehen kann, sondern einen Tischler voraussetzt, so können auch nicht der Himmel und die Erde, der Mensch und die Tiere aus sich entstanden sein, sondern es müsse einen Schöpfer geben, der diese Dinge schuf. Diesen

Digitized by Google

Schöpfer, diesen Weltwerkmeister nannten sie den höchsten Weltvater und identifizierten ihn mit dem in ihrem religiösen Gefühl vorgefundenen Gottesbewußtsein. Allerdings je nach der Kulturstufe und je nach dem Charakter der verschiedenen Völker waren diese „Weltschöpfer" verschieden.

Bei minder intelligenten Völkern sind die Weltschöpfer Tiere; bei phantasiereichen Völkern sind sie menschenähnliche Dämonen, die im Himmel wohnen oder im Meeresgrund; bei anderen Völkern wiederum ist es ein wütender Geist, der auf Bergesgipfeln seinem „auserlesenen Volk" sichtbar wird, es durch die Wüste führt, es schützt . . . .

Das unmittelbare große Gottesbewußtsein aber, zu dem man sich bezogen empfindet, als wäre man nur ein Teil von ihm — in ihm — ist viel zu abstrakt, viel zu ideell. Dieses Gottesbewußtsein erwacht und verschwindet wieder.

Denn das wahre Gottesbewußtsein tritt da ein, wo die Bedingungen da sind, die sein Erwachen fordern. Wir wissen, daß, wie in der Seele des Ethisch-Starken, das Ehrbedürfnis nur dann eintritt, wenn die Volksgeister seiner Taten bedürfen, wie in den Sinnen des Gesunden nur dann der Eros sich entflammt, wenn der Liebende das Weib gewahrt, das wahlverwandt mit ihm die Eigenschaften besitzt, die zur Erzeugung eines möglichst vollkommenen Nachwuchses sich eignen, so wissen wir, daß auch im Geiste des Menschen Gott nur dann erwacht — wenn die unbegreiflichen Naturgewalten ihn nach fernen, großen Zielen hintreiben, deren Ende und deren Zweck er allerdings nicht erkennt.

Aber die Religionsstifter wollten eben, wie wir erwähnt haben, das Gottesbewußtsein ihren irdischen Zwecken dienstbar machen. Gott sollte ihre Gesetze schützen, ihre Gebote heiligen, ihre Neugierde befriedigen. Wir haben die Gründe erwähnt, welche die Volksführer bewogen, den Gottesgedanken zu versinnbildlichen. So ging das Gottesbewußtsein verloren, erstickt unter den anthromorphen Vorstellungen. Die Ausnahmemenschen aber, welche dennoch das Gottesbewußtsein in sich trugen, redeten dann von Offenbarungen des Heiligen Geistes und kämpften gegen die eingenisteten Götzen der Religionen.

Welche Tragödien in diesen Kämpfen der Religionen und Götzen gegen das innere Gottesgefühl! Welcher gewaltige Kampf zwischen Gottesbewußtsein und Gottessymbol. Die Philosophen, welche das Gottesbewußtsein in sich wahrnahmen, mußten den Giftbecher trinken, mußten auswandern, wurden gekreuzigt,

Digitized by Google

wurden auf Scheiterhaufen verbrannt. Sokrates starb, weil er die Stimme des Geistes (daimonion) in sich vernahm und die alten Götter verneinte. Aber mit ihm starb bald darauf auch die Religion, die ihn tötete; und innere Gewalten des Lebens erzwangen, daß die neue Glaubensform siegte.

Die Phantasten der Renaissance gaben ihrem Gottesbewußtsein neue Gedankeninhalte. Und Hunderte von freidenkenden Menschen starben im Kampfe um ihren Glauben, weil sie die Symbole der erstarrten Religion, welche einst die alten Götter überwand, leugneten.

Aber der neue Gedanke starb nicht mit seinen Streitern. Sie wurden auf dem Scheiterhaufen verbrannt, aber die neuen Gedanken verbreiterten sich.

[Fortsetzung.]

Die Komödie der Leichenwürmer.

Von Paul Zschorlich (Leipzig).

Das Seelenleben der Leichenwürmer zu ergründen war Gustav Schüler vorbehalten. Dieser begabte Lyriker wirft eine Komödie auf den Markt, die zwölf Schuh unter der Erde spielt und für 50 Pfennig zu kaufen ist. Im „Renaissanceverlag" zu Schmargendorf bei Berlin ist sie erschienen. Halten wir uns die Nase zu und versuchen wir uns in der Wurmanalyse!

Ben Akiba muß als eisgrauer Lügner erscheinen. Gustav Schüler hat ihn entlarvt. Wie? Alles ist schon dagewesen? Nicht doch. Das ist noch nicht dagewesen. Die Komödie der Leichenwürmer ist noch nicht geschrieben. Selbst das Register des Aristophanes hat in diesem Punkt ein Loch.

Wie gesagt: der Verfasser ist ein begabter Lyriker. Nicht aber sehr bekannt. Vielleicht noch zu jung. Aber kraftvoll und originell in seinen Äußerungen. Seine Lyrik entspringt ehrlichen

Digitized by Google

und tiefen Empfindungen; Düsterkeit und Lebensüberdruß bilden ihren Grundton. Und dennoch erfüllt ihren Autor eine tiefe Sehnsucht nach dem Leben. Nach einem Leben, wie er es sich denkt, wie er es sich wohl erträumt, aber nicht zu erhoffen wagt.

Gustav Schüler gehört zu jenen Dichternaturen, die sich ganz und gar nicht abfinden können mit den bestehenden Verhältnissen, zu jenen ewig Mißgestimmten, in Sehnsucht sich verzehrenden Zweiflern, die das Leben auf Schritt und Tritt beleidigt. Jeder wahrhaft große Dichter hat weltschmerzliche Resignationen an sich erlebt. Es ist eine Frage des Temperaments wie der Erziehung und Beeinflussung durch Lektüre und Umgang, ob diese Stimmungen Dauer gewinnen oder vorübergehen. Naturen wie Kleist und Grabbe sind an ihnen zugrunde gegangen: dieser, indem er sich zum Sklaven seiner Triebe machte und die Dinge da draußen gehen ließ, wie sie gehen wollten, jener, indem er an der Aussicht, den aufreibenden und trostlosen Kampf jemals als Sieger zu beenden, verzweifelte. Andere haben sich aus dem Strudel hinausgerettet, haben Kompromisse geschlossen und sich ins Unvermeidliche gefügt. Sie trennten die Welt ihrer Gedanken und Wünsche scharf ab von der Welt des Seienden. Einige sind dick und fett geworden dabei. Es sind die Pflegmatiker, denen es gelang, den Weltschmerz in Dosen einzuteilen.

Dieser glühende Eifer, gegen Bestehendes anzugehen, Vorurteile umzuwerfen und Traditionen zu durchbrechen, wächst sich bei manchen Naturen zu einer Art Raserei aus. Je größer die Hindernisse werden, je erschreckender die Widersprüche klaffen zwischen dem eignen Denken und Fühlen und der kalten, innerlich überwundenen und äußerlich so unbesiegbaren Welt, um so fanatischer gebärden sich diese Verbitterten. Und da sie im praktischen Leben sich gegen das Strafgesetzbuch und den Sittenkodex der Umgebung versündigen würden, auf deren Urteil sie uneingestandenermaßen eben doch angewiesen sind, so suchen sie ihrem Verdammungsbedürfnis einen weniger bedenklichen Ausweg: sie polemisieren theoretisch. Auf diese Weise sind kraftvolle Dichtungen geboren worden. Der ganze Nietzsche wurzelt in solchem Boden. Aber es muß nicht notwendigerweise eine Dichtung aus solcher Proteststimmung entstehen. Oft genug bleibt es bei der Blasphemie.

Diesen Drang, der ganzen Gesellschaft, die er um sich dulden muß, eine Handvoll Kot ins Gesicht zu schleudern, empfindet

Digitized by Google

auch Gustav Schüler innerlichst. Seine Lyrik zeigt schon die Spuren eines solchen Bedürfnisses. In seiner Leichenwürmerkomödie legt er sich gar keinen Zwang mehr auf.

Die Komödie ist eine scharfe Satire auf die Gesellschaft. Der Leichenwurm sitzt zu Gericht über das verfaulte Geschlecht, das man in die Särge gepfropft. Wohl selten hat ein Dichter — und ein solcher bleibt Gustav Schüler, auch wenn er bis zum Hals in der Pfütze steht — in so grandioser Manier gestänkert. In dem einen Akt, den er geschrieben, ist reichlich soviel Unrat zu finden, als in einem Roman von Huysmans oder Mirabeau.

Die Wurmcharaktere freilich, die uns Schüler vorführt, sind nicht um ein Haar besser als die Menschenkreaturen. Wir finden Säufer, Prasser, Lüstlinge und Neider unter ihnen. Der Wurmkönig läßt sich Rapport erstatten über die Leichen, die unter der Erde neu ankommen. Böse Dinge muß er erfahren. Hören wir den Boten selbst (S. 44):

„Das war ein schlechter, niederträchtiger Fraß.
Es war ein Schlemmer und ein kotiger Lüstling,
Der sich im Dreck der Sinne wälzt' wie Säue
In Pfützen. Tagsüber fraß und soff er,
Sah mit verschmierten Augen nach den Huren,
Und zur Verdauung peitscht' er Hund und Diener.
Lebendiger Mist, der Stank und Maden zeugt."

Ein anderer Bote kommt aus eines Königs Kopf. Er berichtet, daß er alle Ecken des Hirns ausgekratzt und nichts Gescheites gefunden habe. Ein dritter delektierte sich am Leichnam eines Pfaffen. Auch er erstattet ein höchst ungünstiges Referat. Dagegen ist der Bote, der den Leichnam eines Kindes bekroch, ganz entzückt (S. 42):

„Das war ein Mensch, der noch den Heimatsduft
Des Himmels hat. Und Traumwerks voll.
Und wunderlicher Knospen wiegende Trauben
Schau'n tieferstaunt aus hellem Blattwerk vor.
Schlafen und lächeln! Und das Mutterherz
Knüpft aus dem Kindeslächeln seidene Seile,
Die von dem Himmel auf die Erde reichen."

Man sieht: Gustav Schüler bietet nicht nur Unrat. Er läßt hin und wieder eine Lilie darauf wachsen. Vor allem für ein totes Weib findet er poetische Worte. Er sagt (S. 53):

Digitized by Google

„Ich traf ein seltsam Grab, drin schläft ein Weib,
Das wußte nur ein einzig Wort: Erbarmen.
Die Seele dieses Weibes war Erbarmen,
Die Hand, das Auge, jedes Glied des Leibes,
Im Denken war tiefglühendes Erbarmen.
Durch Nacht und Sturm, durch Blitz und Donnerwut,
Wo einem Weibe doch der Mut zerbricht,
Da lief und rief und rettete dies Weib.
In Schmutz und Elend und in Trotz und Frechheit
Warf ihre Seele des Erbarmens Netz.
Sie ging durch Hohn und Frechheit wie ein Bote,
Den seine hohe Sendung treulich schirmt.
Wo Seuche wütete, war ihr Erbarmen,
Und wo der Hunger durch die Städte schritt,
Da bettelt' sie beim Reichtum, daß er hülfe.
Und wo ein Krieg die Menschheit schändete,
Da webte ihre hohe Lichtgestalt
Um all die grausam martervolle Angst,
Mit der die jungen Menschenblüten brachen.
So ging sie auf der leidbedrückten Erde,
Ein heiliger Psalm, den Menschenliebe singt."

Solche Worte zeugen für echtes Dichtertum.

Eine Handlung hat die Leichenwürmerkomödie natürlich nicht. Sie bildet im wesentlichen ein Räsonnement. Die Würmer zeichnen sich als handelnde Personen durch besondere Verderbtheit aus: die jungen Würmer sind geil und frech, die Jungfern dreist und lüstern, die alten Würmer gerieben und gemein. Vor Zötchen scheut Schüler nicht zurück: als der Wurmpriester die Wurmbraut bittet, zum Zeichen ihres Einverständnisses mit der Verehelichung ihr letztes linkes Bein zu heben, hebt die Braut „sofort" zwei Beine? Solche Scherze sind entbehrlich und gar nicht einmal charakteristisch. An Derbheiten fehlt es ohnedies nicht im Stücke.

„Na, sollt mir beten," sagt der Priester, „daß euch die alten, rissigen Häute platzen. Ja, die verfluchten, blanken, schmierigen Häute sollen euch platzen!" (Regiebemerkung: Man hört Geräusche, als ob man Schweineblasen aneinanderreibt.)

Die Leichenwürmerkomödie Gustav Schülers ist wohl das Absonderlichste, was der literarische Markt der letzten Jahre zu verzeichnen hat. Ja, vielleicht das Absonderlichste, was überhaupt je ein „Dramatiker" geschrieben hat. Was sich der Autor beim Niederschreiben eigentlich gedacht haben mag, ist unergründlich. Meint er etwa, die Komödie sei aufführbar? Ihre didaktische

Digitized by Google

Wirkung dürfte nur gering sein, denn dazu ist das Ganze zu verschwommen und mystisch gehalten. Auch darin steht dieses Stück einzig da, daß es die krasseste und eindeutigste Derbheit mit der unverständlichsten Mystik paart.

Literarische Feinschmecker werden mit Behagen Kenntnis nehmen von dem eigenartigen opusculum. Man ißt ja Austern und Kaviar und Schnepfendreck und derlei liebliche Dinge. Warum sollte man nicht auch Leichenwürmer goutieren?

Brrr .....

Neue Frauenbücher.

Von Frieda Freiin von Bülow.

Mit manchem anderen, was wir auf dem Weg des Übergangs vom ackerbautreibenden zum Industriestaat unseren den gleichen Weg vor uns gewandelten englischen Vettern nachtun, scheint sich auch die Unsitte bei uns einzubürgern, das Lesen einiger weniger Bücher als Modesache zu betrachten und mitzumachen. England hatte längst seinen „Roman des Jahres", jetzt sind wir auch dahin gekommen. In den Schaufenstern der Buchläden hängt eine Liste der Bücher aus, „von denen man spricht", und Scherls rotröckiges Barometer für die herrschende Windrichtung des Augenblicksgeistes enthält eine stehende Rubrik: „Das Buch der Woche", wodurch dasjenige Buch angezeigt werden soll, von dem in den letzten sieben Tagen geredet worden ist. Die öffentliche Betonung dessen, was gerade „alle Welt" sagt oder tut, kredenzt dem Leser statt des Bieres den Schaum; denn das aus dem Leben des Volks zur Oberfläche Getriebene, allerwärts Sichtbare und Erfaßte ist das, was in Wahrheit bereits abgetan ist — an der Luft verpuffender Schaum. Diesen herumzureichen und an allen Ecken feil zu bieten, ist ein überflüssiges, ja, insofern Gehaltvolleres dadurch verdrängt wird, sogar schädliches Tun. Doch ist es leicht und bringt dem Händler Geld ein, denn die meisten

Digitized by Google

ziehen das Bequeme, Mühelose dem Unbequemeren vor. Die ideale Aufgabe der Zeitschriften ist es freilich nicht, die Unterstützung des ohnehin viel zu starken Herdensinnes, der allgemeine Verflachung und Verdummung bewirkt, sondern vielmehr die Korrektur desselben: der unermüdliche Hinweis auf das wirklich Wertvolle, Echte, in den Lebenstiefen Wurzelnde, das über dem lauten, gedankenlosen Tagestreiben übersehen wird. Heute heißt man wertvoll, was Mode ist, und sorgt für weiteste Verbreitung. Diese Bevormundung auf geistigem Gebiet, die nicht von Kennern auszugehen pflegt, sondern von interessierten Geschäftsleuten, läßt sich die lesende Welt ruhig gefallen. Weil jedermann davon spricht, muß man „Götz Kraft" lesen! Man liest mit Unlust, spürt von Band zu Band sich steigernde Öde, doch man würde sich schämen, dies einzugestehen, denn wenn alle Welt sagt: „Das" Buch der Zeit?! . . . . ꝛc. So stark ist heute der Herdengeist in dem Volk der Denker und Individualisten!

Nun, an dieser Stelle dürfen wir die Bücher, von denen man spricht, denen überlassen, die durchaus mitsprechen wollen, und uns mit solchen beschäftigen, von denen „man" nicht — oder zum wenigsten: noch nicht spricht.

Drei Romane liegen mir vor von recht verschiedenem Kaliber, doch allen gemeinsam ist der künstlerische Ernst, das ehrliche Streben, und alle drei sind von weiblichen Autoren geschrieben.

Mit einem Fuß noch in den alten überlieferten Frauenromangewohnheiten steht Gertrud Büstorff, die Schlesierin, die unter dem Decknamen Georg Mongs schreibt. Als künstlerische oder literarische Leistung überragt ihr neuestes Buch*) den Durchschnitt nicht; aber das Problem, das sie mit Energie und Ernst behandelt, rückt den Roman in den Kreis des Beachtenswerten. Georg Mongs hat ohne Frage ein schönes Talent, sie erzählt mit Schwung, besitzt Phantasie und Kenntnisse, weiß farbig zu schildern und lebendig darzustellen. Es fehlt ihr auch nicht an Leidenschaft und Innerlichkeit. Dagegen macht sich eine tastende Unsicherheit in bezug auf den Stil bemerkbar, der zwar Glätte und Gewandtheit nirgends vermissen läßt, destomehr aber ausgeprägte Eigenart. Zum größten Teil ist es der papierene Stil mit seinen ausgetretenen Romanphrasen, dazwischen springt er plötzlich um in frischere, etwas volkstümelnde Tonart, die aber auch nicht boden-

*) „Wen du nicht verlässest, Genius", Berlin. Verlag von Otto Janke.

Digitized by Google

wüchsig wirkt. Auch krankt die Verfasserin ein wenig an der Schwäche der Blaustrümpfe von einst, besonders der englischen Romanschreiberinnen: einem gewissen Parademachen mit Belesenheit und Kenntnissen. Von dieser literarischen Kinderkrankheit war selbst die große George Elliot nicht frei; heute indessen sind die meisten unter uns darüber hinaus. Auch die begabte Mongs wird sie überwinden.

In ihrem jüngsten Roman, der den stolzen Titel führt: „wen du nicht verlässest, Genius", behandelt sie das Problem von der künstlerisch genialen Frau, die durch die Ehepflichten an der Ausübung ihrer Kunst äußerlich und innerlich gehindert wird, was sie schwer unglücklich macht und in harte Bedrängnis bringt, bis sie sich nach dem Tode ihres Kindes und nach schwerer Krankheit, die ihr die Aussicht auf erneute Mutterschaft abschneidet, entschließt, sich aus dem Joch der Ehe zu befreien. Um der langersehnten Freiheit willen entsagt sie auch der aufkeimenden Liebe zu einem feingeistigen Mann.

Georg Mongs will dartun, daß ein künstlerisch hochbegabtes Weib nur in ihrem Kunstschaffen volle Befriedigung finden könne und daher am besten tue, der Ehe fern zu bleiben. Ich zweifle daran, daß dies im allgemeinen zutreffend ist, glaube vielmehr, daß die geniale Begabung des Weibes in keiner Kunst ein wertvolleres Betätigungsfeld finden kann, als es ihr die eigenen Kinder, das eigene Heim, der in schwerer Geistesarbeit oder in hartem Dienst sich abmühende Ehemann bieten.

Wenn der künstlerisch begabten Frau dies lebendige Material aus der einen oder anderen Ursache nicht zuteil wird, tut sie natürlich wohl daran, ihre Gaben anderweitig zu betätigen. Der Frau aber, die sich zu sehr Künstlerin fühlt, um mit allen Kräften Gattin, Mutter und Gestalterin einer harmonisch-schönen Häuslichkeit zu sein, der fehlt etwas zum vollen Weibtum und Menschentum, was ihr auch zur vollen Künstlerschaft fehlen würde. Doch ist dies nur Meinung gegen Meinung. Um Richtigkeit oder Unrichtigkeit der in dem Roman verfochtenen Ansicht handelt es sich weniger als vielmehr darum, ob es der Verfasserin gelungen ist, das, was sie beweisen wollte, wirklich zu beweisen. Aber die Ehe ihrer Heldin ist weder typisch für die Ehe an sich, noch für die Ehe einer Künstlerin. Genial und stark begabte Künstlernaturelle pflegen lebhaft, warm, heißblütig zu sein, im Leben wie im Lieben. Kornelie, die Heldin der Mongs, ist erotisch auffallend kalt. Sie gibt dem Werben eines ihr durch stolze Männlichkeit imponierenden

Digitized by Google

Mannes halb wider Willen nach, läßt sich quasi überrumpeln, sucht gleich darauf ganz verzweifelt das Verlöbnis zu lösen und wird nur durch zwingende äußere Rücksichten bestimmt, daran festzuhalten. Eine so gegen die innere Stimme geschlossene Ehe muß übel ausfallen, auch wenn die Frau alles andere ist als ein Dichtergenius. Kornelie spielt nun die Rolle der edlen Dulderin, der Mann ist brutal und ohne das leiseste Verständnis für ihre Künstlersehnsucht, ja, ohne Duldsamkeit dafür. Aber er ist in das schöne Weib verliebt, und hier rächt sie sich grimmig, denn sie hält ihn erbärmlich kurz, ist spröde und kalt, seinem Entbehren gegenüber ihrerseits verständnislos. Nie denkt sie an den Mann um seiner selbst willen, immer nur ist er ihr der, der sie knechtet und schädigt. Sie bleibt ihm fremd und fern. Diese Kornelie paßt allerdings nicht zur Ehefrau, aber nicht, weil sie vom Genius beseelt ist — von dem hat sie offenbar recht wenig, sonst würde ihre Phantasie und schöpferische Kraft den eigenen Umkreis mit lebendigen Farben schmücken, mit Wärme und Liebe füllen —, sondern weil sie eine erotisch kalte Natur ist und eine Frau, der es nicht gegeben ist, sich selbst in anderen ein bißchen zu vergessen. Zwar erwacht, nachdem sie sehr gegen ihren Wunsch einen Sohn geboren hat, die Mutterliebe, und in diesem gewaltigen Trieb scheint die Verfasserin eine Macht anzuerkennen, der auch der Genius sich, entsagend, beugt; aber Kinder wachsen heran, werden dem Einfluß der Mutter entzogen, sterben wohl auch, wie in dem Roman. — —

„Wen du nicht verlässest, Genius,
nicht der Regen, nicht der Sturm
haucht ihm Schauer übers Herz.
Wen du nicht verlässest, Genius,
wird dem Regengewölk,
wird dem Schlossensturm
entgegensingen
wie die Lerche . . . . . "

Das sind ein paar Töne aus des wirklichen Genius triumphierendem Sang. Wen der Genius nicht verläßt, meint Goethe, der fühlt ein Jauchzen in der Seele noch unter den widrigsten Umständen und bezwingt sie. Aber Gertrud Büstorffs arme Kornelie, von der wir glauben sollen, sie sei eine groß angelegte Künstlernatur, beweist durch ihre Haltung, daß der Genius sie verläßt, sobald die Umstände ihm nicht günstig sind.

Literarisch viel höher als der eben besprochene steht ein stark-

Digitized by Google

bändiger Roman von Auguste Hauschner*) „Kunst“, der gleichfalls von den Leiden einer Künstlerin handelt. Hier ist eine gehaltvolle, straffe, sehr tüchtige Arbeit geleistet worden, ein weibliches Seitenstück zu Zolas pessimistischem Maler-Roman l'oeuvre. Mit strengster Objektivität, beinahe grausam, stellt Auguste Hauschner männliches und weibliches Künstlerleiden in Parallele: den genialen, kraftvollen Mann, dessen Können dem Geschmacke seiner Zeit vorauseilt, und der daher vergeblich auf Verständnis und Würdigung wartet, bis er endlich mit schon erlahmenden Kräften und verbittertem Gemüt selbst in Mode kommt. Und daneben das mehr empfänglich als schöpferisch begabte Weib, das sich mit zäher Ausdauer demütig und mutig vorwärts arbeitet, um schließlich doch allem zu entsagen um einer Herzensleidenschaft willen. Das sind tatsächlich typische Tragödien, die mit unerbittlicher Logik hier vorgeführt werden. Hartes Ringen auf beiden Seiten, Groll und Menschenverachtung bei dem unverstandenen Künstler, Verzagtheit und Verzicht bei der Künstlerin, deren Verstehen und Lieben stets größer bleibt als ihr Können. Einen Sieg bedeutet der Ausgang für beide, wenn sie auch beide fast zugrunde gerichtet sind, aber das Ende entspricht bei beiden dem tiefsten Wesen des Geschlechts. Auguste Hauschner ist ausgezeichnet durch Wirklichkeitssinn und herben Wahrheitswillen, sie besitzt Mut und Kraft. Ihr Talent ist nicht gefällig, sondern spröde, aber sie meistert es. Ihre Phantasie ist nicht glänzend, noch üppig, aber ihr feines Kunstverständnis befähigt sie, die Farben in wirkungsvoller Weise zu mischen und Licht und Schatten so zu verteilen, daß alles gegenständlich vor uns steht. Der Roman spielt anfangs in Paris, und die Pariser Milieu-Schilderungen überraschen durch intime, landschaftlich-malerische Stimmungen von hohem Reiz. Übrigens lastet eine schwere, drückende Luft über der ganzen Erzählung, die nicht gerade zur Unterhaltung und Zerstreuung taugt. Aber es ist ein Buch, das der ernsten literarischen Anerkennung würdiger ist, als manches der Modebücher, „von denen man spricht.“

Mit des Lebens tiefen Rätseln und Dunkelheiten beschäftigt sich Miriam Eck in ihrer Dichtung „Peregrina“,**) der sie den stolzen Untertitel gab: „ein Buch des Lebens“. Miriam Eck ist vom Stamme der Nietzsche-Jünger und spannt die Flügel ihrer Seele weit und schwingt sich zu nebelfernen Höhen auf, dem Adlerflug des Meisters nachstrebend mit trunkenem Sehnen. Ihr

*) „Kunst“. Roman. Verlag von Albert Langen, München.

**) Verlag von Schuster & Löffler, Berlin und Leipzig.

Digitized by Google

Lebensbuch spricht nicht, wie gewöhnliche Menschen sprechen, — es stammelt, schluchzt, raunt, singt und klingt, säuselt wie Harfen, mit einem Wort: ist durchaus lyrisch. Einer Seele Gesang (trotz der ungebundenen Rede), inbrünstige Unterredung mit Gott, moderne Mystik! Es ist eine grüblerische, ekstatische, von sich selbst berauschte Weise, diese aus Zarathustra-Nietzsches Schule hervorgegangen. Ihre Sänger wandeln auf schwindelndem Höhengrat, zur Rechten und Linken nur schattendunkle Tiefen und Fernen. Die Flächen der Dinge kaum berührend, Geschehnisse nur dunkel andeutend, wühlen sie sich in die Abgründe der Seele. Tief, tief und dunkel tönt ihre gewaltige Melodei!

Es ist leicht zu spotten, sehr leicht besonders mit einem Schein von Überlegenheit die zu spotten, wo die Fähigkeit nicht ausreicht, ganz zu verstehen. Aber zuweilen ist es auch fast unmöglich, nicht zu lachen! Wer bezweifelt, daß Leidenschaft und auch Ekstase die Höhepunkte in der Kunst sind, — wie im Leben. Aber sie müssen Höhepunkte bleiben, selten erreichte vereinzelte Gipfel. Setzt man Gipfel neben Gipfel, so entsteht ein höckeriges Plateau von der Beschaffenheit eines Kuniter Eierkuchens. Wird die Ekstase chronisch, so schlägt das Erhabene ins Burleske um. Ein Musikstück, das ganz aus Fortissimostellen bestände, wäre unerträglich, nur als die Ausnahme wirken diese Stellen. Auch die Fanfaren- und Posaunentonart des Zarathustra wäre nicht auszuhalten, ohne das Genie, das sie beherrscht. Diese Hauptsache fehlt aber doch den modernen Ekstatikern fast allen.

Ich gestehe, daß mir die Dunkelheiten der Nietzsche-Nacheiferer immer verdächtig bleiben, und daß ich selten diese abgründigen, geheimnisschweren Dichtungen lesen kann, ohne mit Sehnsucht der klaren Schlichtheit Goethes oder der prachtvollen Plastik und Blutfülle Leo Tolstois zu gedenken. Ja, selbst der moderne Mystiker Maeterlinck ist durch das Begeisterungsgestammel hypnotisiert. Nichtsdestoweniger empfinde ich auch in dieser Ekstasedichtung mitunter starke phonetische Kraft, und gerade Miriam Eck gebietet über ein dichterisches Können, das durchaus nicht gering ist. Schade, daß dies Talent sich so vertobt! Das ist Geschmacksache, wird man einwenden. Gut. Die Verehrer jener Richtung sagen natürlich: Mangel an Verständnis, an Tiefe! Meinetwegen. Ich gestehe zu, daß ich tatsächlich nicht imstande bin, der Dichterin der Peregrina immer zu folgen. Am Anfang sitzen Tod und Leben auf zwei Meilensteinen einander gegenüber. „Waren sie jung? waren sie alt?“ fragt die

Digitized by Google

Dichterin zweimal nacheinander mit düsterem Pathos. Es ist mir schlechterdings unmöglich zu ergründen, was diese Frage soll. Das Leben weist die Peregrina auf seinen Platz. Zwar sieht sie in dem Tod einen großen Verführer, aber sie gehorcht der Weisung des Lebens. Dann finden wir die Wandernde, Suchende, in Berlin, welches aber nicht mit seinem zufälligen konkreten Namen genannt wird, sondern die „brennende Stadt". Sie geht an den Orgien des Vergnügens vorüber, um die freien Geister, die starken Seelen zu suchen. Der Hörsaal des Ästhetikers, die Frauenversammlung werden im Vorübergehen treffend und gescheit skizziert. Wer ein wenig Bescheid weiß, kann die durch ein paar Punkte festgehaltenen Persönlichkeiten mit Namen nennen. Das ist Talent. Sogar eine feine humoristische Ader ist hier zu spüren. Dann kommt Peregrina in das Refugium eines kranken Schönheitsanbeters, der künstlerisch begabte Menschen um sich sammelt und sie schützt. Auch in eine Versammlung der Heilsarmee kommt sie, und die Schilderung ist wieder bemerkenswert gut. Miriam Eck zeigt ihr Können am deutlichsten, wo sie kritisch ist, statt im holden Wahnsinn mystischer Verzückung. Auch ihr gibt doch nur die Erde Kraft, wie dem Tyrtäus, — wie uns allen. Nach langem Umherwandern, welches sie zu nichts führt, begegnet Peregrina einem ungeheuer schmerzbeladenen Mann, der mit brennender Sehnsucht „das" Weib sucht. Dieser Mann hat sogar einen ganz gewöhnlichen Namen, er heißt Heinrich. Und er wird Peregrinas Schicksal, sie das seine. Heinrich entdeckt nämlich in ihr endlich „das" Weib, und ist darin sehr allen rechtschaffen verliebten Männern gleich. Aber daneben ist er eifriger Sozialdemokrat und opfert sich für die bedrückte Menschheit. Peregrina liebt ihn, inbrünstig zwar, aber „platonisch". Und wieder erweist sich Heinrich als recht normaler Mann, denn die Seelenliebe allein genügt ihm nicht. Diese äußerst alltägliche Wendung wirkt überraschend und ernüchternd. Man muß der spottenden Mephistoworte denken:

. . . . . Erd und Himmel wonniglich umfassen,
zu einer Gottheit sich aufschwellen lassen,
der Erde Mark mit Ahnungsdrang durchwühlen,
alle sechs Tagewerk' im Busen fühlen,
in stolzer Kraft ich weiß nicht was genießen,
bald liebewonniglich in alles überfließen,
verschwunden ganz der Erdensohn,
und dann die hohe Intuition —
ich darf nicht sagen wie — zu schließen.

Digitized by Google

Peregrina weigert sich, und es entbrennt ein heißer Kampf zwischen den Liebenden. Sie will nicht gegen die Moral sündigen. Dabei schleichen sich unversehens possierliche kleine Trivialitäten in den hochpoetisch-symbolisch-mystischen Hymnus, wie die Anrede: „du meine vorurteilsvolle zarte Taube." Der Leser begreift die vorurteilsvolle zarte Taube nicht recht mit ihrer plötzlich so entschieden betonten bürgerlichen Moral — warum dann nicht gut bürgerlich aufs Standesamt? —, bis er später erfährt, was ihr, der Taube, offenbar schon bekannt war, daß Heinrich bereits Familienvater ist. Peregrina reißt sich also blutend los und wandert weiter. Aber der arme Heinrich kann nicht mehr ohne sie leben, so daß sein braves Eheweib Gertrud sich entschließt, die Peregrina selbst zu holen. Man plant ein ideales Leben zu dreien, aber Gertrud hat zu der Durchführung sehr begreiflicherweise nicht die Seelenkraft, und Peregrina flieht in der qualvollen Gewißheit, dem heißgeliebten Mann das Glück mit fortgenommen zu haben. In einem Kloster findet sie für kurze Zeit Zuflucht, und die Dichterin findet wieder Gelegenheit zu reizvoll poetischen Schilderungen. Peregrina beichtet der Äbtissin ihren Liebeskummer. Da diese Reue verlangt, muß Peregrina aufs neue flüchten, denn bereuen kann sie die Leidenschaft ihres Herzens natürlich nicht. Die Ärmste fällt während dieser Erlebnisse von einem schweren Fieber in das andere. Endlich erlischt ihr flackerndes Lebensflämmchen. Wie die leise verhallenden Töne eines fernen Sanges zerrinnt die traurige Geschichte der Peregrina.

Miriam Eck hat eine alles Zufällige und Banale weit zurücklassende Seelentragödie geben wollen, die Tragödie des das Leben suchend durchwandernden, liebenden und an seiner überstarken Liebe zerbrechenden Weibes. Es sind Episoden und Stellen von hoher dichterischer Schönheit in diesem Frauenbuch, das wird niemand leugnen wollen. Die Richtung Miriam Ecks und ihrer literarischen Genossen halte ich für einen der Irrwege, auf die der große Rattenfänger von Naumburg mit seiner Zauberpfeife gelockt hat; vor dem Wollen und Können der Dichterin habe ich dagegen alle Achtung.

Digitized by Google

Herakles in den Dramen des Euripides, Sophokles und Aristophanes.

Von Erich Bußler.

[Teil II.]

II. Herakles in den Dramen des Sophokles.

a) Herakles in den Trachinierinnen.

Über das Verhältnis der Trachinierinnen zu dem Herakles des Euripides hat wieder von Wilamowitz-Möllendorff eingehende Untersuchungen in dem schon mehrmals zitierten Werke angestellt, welche die Abhängigkeit der einen Tragödie von der anderen vollkommen beweisen. Betreffs der Person des Helden selbst kommt er zu dem berechtigten Schlusse (S. 154): „so ist denn der Herakles des Sophokles an tiefe und innerer bedeutsamkeit weder dem des Euripides noch dem der sage auch nur von ferne vergleichbar. das soll er aber auch garnicht", und weiter (S. 157): „der Herakles, den wir hier sehen, kann uns nicht befriedigen; aber sein publicum hat der alte erfahrene dichter wol gekannt". Immerhin bleibt uns ein gewisses Interesse an diesem sophokleischen Heros, dessen einzelne Züge ich hier wohl einer Zusammenstellung für wert halte, und welche ich in ihrem daraus sich ergebenden Gesamtbilde mit dem des Euripideischen gern vergleichen möchte.

In den Trachinierinnen gilt Herakles nur als Sohn des Zeus und der Alkmene; von einem anderen Vater wird nicht gesprochen. So nennt ihn Deianira den herrlichen Sohn des Zeus dieser ist dem Hyllos der Vater seines Vaters, und der Chor beruhigt die Königin in ihrer Angst mit den Worten (139 ff.):

„Wer hat denn irgendwie bemerkt, daß Zeus einmal
Für eines seiner Kinder hätte schlecht gesorgt?"

Ja, stolz sagt er von sich selbst (1105 f.):

„Ein Sohn vornehmer Mutter werde ich genannt,
Ein Sproß bin ich des Zeus, der in den Sternen herrscht."

Digitized by Google

Kraft und Tapferkeit sind ihm zur Zeit der Handlung des Dramas bereits geschwunden, es wird ihrer nur gelegentlich Erwähnung getan. Auch von seinen Arbeiten wird, aber nur in kurzen Andeutungen, von ihm selber gesprochen, so daß mir von Wilamowitz-Möllendorf in seiner Ansicht (S. 153): er . . . „weidet sich an der aufzaehlung seiner taten" zu weit zu gehen scheint. Aus seiner ganzen Rede hören wir mehr die Verzweiflung und Bitterkeit über sein jetziges Elend als irgend ein Prunken, daß er sich etwa der Vergangenheit selbst rühmte, heraus. Allerdings verfehlt ja auch Sophokles nicht, uns die Motive jener Kämpfe und somit den Helden selbst in schönstem Lichte zu zeigen. Weder Griechen noch Barbaren noch sonst ein Mensch, zu dem der Gewaltige bei seiner Reinigung der Erde gekommen ist, habe ihm solch ein Leid zugefügt, wie seine Gattin, und in seiner Klage über die Undankbarkeit des Vaterlandes erinnert er die Hellenen, daß er Meere und Felder von Untieren gesäubert habe (1058 ff. und 1009 ff.). Doch mutet es an, zu erkennen, wieviel Gutes er sich noch in dem Bewußtsein seiner Ehre in die Zeit des Elends hinübergerettet hat.

Ein nochmaliges Aufflackern seiner Tatkraft mag man in seinem freien Entschlusse sehen, selbst den Tod aufzusuchen, in der beharrlichen Bitte an Hyllos, ihm den Scheiterhaufen zu bereiten, und in der Zurückweisung seines Einwandes, er könne sich durch Erfüllung dieses Wunsches der Gottlosigkeit schuldig machen. Der Held läßt sich nur schwer von einem Irrtum überzeugen und handelt solange folgerichtig, bis er ihn eingesehen hat. Während er von dem Wahn umfangen ist, Deianira habe ihm mit Vorbedacht so schweres Elend bereitet, verflucht er sie nicht nur und droht ihr mit grimmiger Rache, sondern er bemüht sich auch, seinem Sohn den gewaltigen Gegensatz in den Charakteren seiner Eltern klar zu machen, und bittet ihn dringend, mit ihm die Ehre seiner Familie und seines Hauses zu wahren (1064 ff.). Aber das, was ihm dann zuerst hätte Pflicht sein müssen, ist ihm nicht mehr gelungen; er selbst hat sich nicht mehr rein gehalten. Sein Verhältnis zur Jole mag ja der Athener der sophokleischen Zeit als nichts weiter Auffallendes ansehen, als Held der Tragödie aber durfte er es nicht in dieser Weise gestalten. Infolge der Schwäche, die wir hier an ihm wahrnehmen, ist er zu einem gewöhnlichen Alltagsmenschen hinabgesunken. In dem Kampf gegen die List und Tücke seiner Gemahlin sieht er Schlimmeres

Digitized by Google

als in einem solchen mit den Giganten, und von sich selber sagt er zu Hyllos (1070 ff.):

„Ja, beklage mich,
Der ich viel Mitleid finde; einer Jungfrau gleich
Wein' ich und schluchze; doch kann niemand sagen mir,
Daß ich schon früher je mich hätte so gezeigt.
Ach, ohne Seufzen trug ich alles Unheil stets,
Und jetzt seh ich, wie weibisch ich geworden bin".

Er sehnt sich nach dem Tode, indem er betet (1039 ff.):

„Sanftmütiger Hades, du Bruder des Zeus,
Schaff Ruhe mir, Ruh'! In schnellem Geschick
Hast du ja mich Armen vernichtet!"

und später (1058 ff.):

„Hades, Herrscher, sei gnädig mir!
Blitz des Zeus, ach, triff mich!
Die Erde erbebe, mein Vater, und dein
Geschoß — ach, richte es auf mich!"

Diese letzten beiden Zitate führen uns auf weitere, religiöse Gefühle des Herakles. Davon ist nun äußerst wenig gesagt. Von einzelnen Göttern sind uns zwar Zeus als sein Vater und die ihn hassende Hera sowie Hades begegnet; auch wird Pallas Athene von ihm um Hilfe angefleht, aber über keinen Himmlischen erfahren wir etwas Genaueres. Dem Fatum gegenüber bekennt er jedoch seine Ohnmacht mit den Worten (1145):

„Ich weiß, wie meine Stellung zu dem Schicksal ist."

b) Herakles im Philoktet.

In der sophokleischen Tragödie Philoktet tritt Herakles nur kurz vor dem Schluß derselben auf, und zwar als Bote des Zeus an Philoktet und Neoptolemos, den Sohn des Achilles, gesandt, um ihnen einen Weg, welchen sie gehen sollen, näher zu bezeichnen. In freundlichen Worten macht er dem Elenden klar, wieviele Leiden er selber habe ertragen müssen, ehe er die Unsterblichkeit erwarb, und versucht ihn dadurch zu trösten. Es ist aber dieses soeben Erwähnte und die am Schluß ausgesprochene Mahnung, daß man sich nach dem Siege nicht etwa einer wilden Plünderung hingeben, sondern stets Ehrfurcht gegen die Götter

Digitized by Google

bewahren müsse, zu einer Charakterisierung gewiß nicht ausreichend; man wolle denn besonders betonen, daß wir hier einen freundlichen, an Lebenserfahrungen reichen und darum seine kranken Mitmenschen gern tröstenden Helden vor uns sehen. Das Wesen eines wahren Herakles war hierzu nicht nötig, und was der Bote des höchsten Gottes, dem der Name unseres Heros gegeben ist, von sich hier aussagt, kann unberücksichtigt bleiben.

Man ist gewiß geneigt zu der Annahme, der Dichter, welcher so äußerst innig von den Erfolgen der Arbeiten, von den Förderungen der Kultur durch Herakles spricht, habe an den mit dem Füllhorn versehenen Heros der atheniſchen Münzen gedacht; und auch der Anblick des sophokleischen Helden, der da schläft und schwer leidet, war dem Publikum schon oft genug durch die Plastik geboten worden. Indessen ich will nicht von den mir gesteckten Grenzen abschweifen und erinnere an Furtwängler, welcher mit Recht sagt: „Einen besonderen Reiz mußte es für die Künstler geben, den immer tätigen, strebenden, unermüdlichen ermüdet, den rastlosen rastend, den vom Schicksal gequälten traurig und sinnend darzustellen. Sie taten dies schon im 5. Jahrhundert, natürlich noch nicht in Statuen, am wenigsten in solchen des Kultus, wohl aber in kleineren freien künstlerischen Produkten.“ Das ist wahr; von dem Dramatiker aber, der sich solchen Vorwurf nimmt, haben wir — besonders von Sophokles — gesehen, daß für ihn dieser eben nicht paßt. Eines schickt sich nicht für alle!

III. Herakles in den Dramen des Aristophanes.

a) Herakles in den Vögeln.

In den Vögeln wird uns auf das lebhafteste geschildert, wie zwei Athener, Peithetairos und Euelpides, nach vielen Mühen sich in dem Reich der Vögel ihr Wolkenkuckucksheim gegründet, eine von einer Mauer umgebene Stadt bald aufgebaut haben und nun unter so vollkommenen Statuten des dort herrschenden Regiments leben, daß von allen Seiten her Einwanderer erscheinen und um Aufnahme bitten. Unbescheidene oder Mißtrauen erweckende Leute werden zurückgewiesen; bei den übrigen herrscht nur Freude. Da meldet ganz plötzlich Prometheus eine Gesandtschaft vom Olymp her an, bestehend aus Poseidon, Herakles und einem Triballer, welcher, da die Götter von einem entsetzlichen

Digitized by Google

Hunger zu leiden hätten, wegen eines Vertrages mit ihnen unterhandeln sollen. Das geschieht. Der den Himmlischen feindliche Titane rät dem Peithetairos den nachgesuchten Frieden unter den Bedingungen zu gewähren, daß den Vögeln die Weltherrschaft und ihm selber die Basileia als Braut überlassen werde. Nur bei den hierauf bezüglichen Verhandlungen, welche übrigens unter Erfüllung beider Forderungen zu einem allseitig befriedigenden Abschluß führen, spielt Herakles eine Rolle.

Sogleich in seinen ersten Worten weist er auf seine Kraft und auf seinen dem Feinde gegenüber energischen Willen hin. Denn als Poseidon ihn verlegen fragt, was zu tun sei, entgegnet er ihm sofort (1575 ff.):

„Du hast gehört,
Daß ich den Menschen zu erwürgen bin bereit,
Der je die Götter etwa von uns scheiden will,"

und als jener ihn an seine friedliche Mission erinnert, weist er ihn mit der Antwort zurück (1578):

„Nur um so mehr scheint's gut mir sie zu würgen."

Er nennt hiermit die denkbar größte Kampfesart und zeigt sich selber von der rohsten Seite. Um so schneller verschwindet der Eindruck seiner Heldenkraft, besonders da er anstatt den Poseidon, den Verkünder des göttlichen Auftrages irgendwie zu unterstützen, nur für das Vogelfleisch Interesse hat, das eben von einem Diener zubereitet wird. Er gibt eifrig acht auf die Anordnungen des Herrn an den Koch, stimmt ihm völlig mit der Erklärung bei (1590):

„Fürwahr, das Vogelfleisch muß fett und saftig sein"

und läßt sich bereits bei der Einladung zum Frühstück, bei welchem Peithetairos über die Friedensbedingungen weiter zu verhandeln vorschlägt, zu dem Ausspruch hinreißen:

„Nun, das genügt mir, und ich sage gerne: ja!"

Er will nur für seinen Magen sorgen, denn an dem eigentlichen Gesprächsthema der anderen nimmt er fast gar nicht teil.

Als Peithetairos sodann die Basileia zur Gattin verlangt, verhält er sich zunächst kaum anders; doch weiß er, als Poseidon entrüstet darüber aufbrechen will, sogleich, daß er sich die Freundschaft des Herakles durch die Bitte, noch eine neue Brühe abzu-

Digitized by Google

warten, bewahren könne. Und übt diese auch die gehoffte Wirkung völlig aus; über alles beruhigt, bleibt der Heros still sitzen, um sich weiter an Speise und Trank zu erquicken. So wird der Held hier zu einem wüsten Schlemmer degradiert, der zwar noch rohe Kraft besitzt, sie aber nicht mehr gebraucht — denn er schaudert ja vor einem neuen Kriege um eines Weibes willen zurück — und dessen Gedankenschärfe sich ganz und gar in Stumpfheit verwandelt hat. Man denke nur: der kluge Herakles läßt sich in einen Streit ein um sein Erbe nach dem Tode des ewig lebenden Zeus! Poseidons Warnungen, nicht zu unvorsichtig seinen Vater der Herrschaft zu berauben, weil dieser ihm eben nichts zu vermachen hätte, setzen ihn zwar in Staunen, er wird wirklich zornig, als Peithetairos ihm auseinander zu setzen versucht, daß er als Stiefsohn des Zeus überhaupt nichts von diesem erwarten dürfe, und sich dabei auf das Solonische Gesetz beruft, welches ebenso bestimme, falls noch gleichwerte Brüder des Verstorbenen vorhanden seien, aber trotz aller Verwunderung hierüber und ohne die Übertragung der menschlichen Verhältnisse auf die göttlichen zu bemerken, findet sich der starke Held in seine Lage. Er wendet sich ganz von der Zukunft ab und findet allein in der Gegenwart Trost; denn Peithetairos vermacht ihm die Herrschaft und die Vogelmilch als späteres Erbe. Aber von irgend einem höheren Flug seiner Gedanken ist an dieser Stelle gewiß nichts zu spüren.

b) Herakles in den Fröschen.

Noch mehr als in den Vögeln wird Herakles in den Fröschen des Aristophanes verspottet. Alles aber, was dem Dichter hierzu dient, ist nicht miteinander so eng verwebt, daß wir einen Heros in vielleicht lächerlicher Gestalt vor uns sehen, sondern hier gelangt der Altmeister der attischen Komödie auf eine andere Weise zum Ziel. Er zeigt nämlich, was man seiner Ansicht nach einem Herakles wohl bieten oder von ihm erwarten könne, und bringt ihn nicht nur selbst auf die Bühne, sondern läßt auch den Gott Dionysos und seinen Diener Xanthias in seiner Person auftreten, welche sich beide so gut in dieselbe hineinfinden, daß niemand die Täuschung erkennt, vielmehr jeder mit voller Überzeugung dem wahren Herakles in schimpflichster Weise gegenübertritt.

Beide sind nämlich auf der Reise in die Unterwelt begriffen, um den Euripides wieder an das Licht der Sonne zu bringen.

Digitized by Google

Auf ihre Fragen und Bitten um genaue Angaben des Weges geht der Heros freundlichst ein und beweist sogar ein großes Interesse für das Fortleben der attischen Tragödie, indem er dem Gotte vorschlägt, sich den Sophokles zu wählen statt eines Dichters, dessen von Dionysos zitierten Verse er mit Verachtung Possenwerke, kunstloses, mit Mühe zusammengestoppeltes Zeug nennt (104 und 106). Natürlich gibt diese Auffassung nur des Aristophanes Urteil über Euripides überhaupt wieder; aber gerade darin, daß ein Mann wie Herakles, dem während seines ganzen Lebens auf der Oberwelt ein Einmischen in irgend welche literarische Streitigkeiten gewiß nur fern gelegen, dessen Geist hierin offenbar am wenigsten geübt, auf diesem Gebiete sich ein Urteil erlaubt und so entschieden urteilt, darin liegt das Komische.

Während dieser ganzen Unterredung erkennen wir nun bei Herakles einen höchst gleichgültigen Ton; nicht mehr als der frühere Heros seines Namens, sondern nur noch als ein gewöhnlicher Mensch scheint er vor uns zu stehen. Verstärkt wird übrigens dieser Eindruck noch dadurch, daß Dionysos in einem safranfarbenen Gewande mit dem darüber geschlagenen Löwenfell und der Keule auftritt, Herakles aber darüber nicht etwa in Zorn gerät, sondern über diesen Anblick nur lachen kann.

Der Herakles-Dionysos nennt sich kühn, als er an der Tür des Äakos nach seinem Namen gefragt wird, „der starke Herakles", bricht aber elend zusammen, als jener ihn mit den härtesten Worten empfängt und ihn an sein Verbrechen, das Heraufholen des Kerberos nach der Oberwelt, erinnert. Er erklärt ihm, daß er jetzt als sein Gefangner die furchtbarsten Qualen erdulden müsse, und droht ihm endlich, daß die Echidna seine Eingeweide und die tarteſſiſche Muräne die Seiten zerreißen, sowie daß die tithrasischen Gorgonen ihn sonstwo nicht gerade sanft anpacken würden. Der gewaltige Herakles, der auch sonst in drastischer, nicht mehr schöner Art seiner Angst und Beklemmung Luft machen will, verliert jede Selbstbeherrschung und hat nichts Eiligeres zu tun, als seine Rolle dem Diener zu übergeben. Xanthias nimmt sie gern an und hat offenbar hierbei mehr Glück als sein Herr. Freundlichst ladet ihn die Dienerin der Persephone zum Eintritt in das Haus ein, und willig folgt er ihr, als sie ihm ein herrliches Gericht nebst gutem Wein verspricht und ihn darauf aufmerksam macht, daß auch eine Flötenspielerin und Tänzerinnen seiner harren.

Digitized by Google

Einem ähnlichen Herakles begegnen wir bald darauf, nur daß er hier nicht durch Xanthias, sondern wieder durch Dionysos vertreten ist, was ja für die Sache selbst von keiner Bedeutung ist. Eine Gastwirtin erkennt ihn in dem vor ihr stehenden Dionysos sofort wieder und ergeht sich mit einer Genossin in den heftigsten Schimpfworten über den Burschen, der, wie sie beide wütend einander bestätigen, schon einmal 16 Brote, unendliche Fleischmassen, frischen Käse, Knoblauch u. a. verzehrt, sie dann wie ein Rasender geärgert habe und mit ihren Bettdecken flüchtig davon gelaufen sei. Um die Wirkung dieser Szene noch zu erhöhen, legt der Dichter der ersten Wirtin den freundlichen Wunsch in den Mund (571 ff.):

„Du verruchter Schlund,
Wie gern möcht' ich mit einem Stein die Zähne dir
Ausschlagen, da mit ihnen du mein Essen hast verzehrt,"

während die zweite ihn anschreit (574):

„Ja, in die tiefste Grube möcht' ich werfen dich!"

und somit jene wiederum zur Fortsetzung veranlaßt:

„Mit einem Schwerte schnitt ich dir die Kehle aus,
Mit der du die Kaldaunen hast verspeist."

Die Gestalt des Herakles hat also auch hier, mag er selber auftreten, oder mögen andere in ihr erscheinen, so jämmerliche und verzerrte Züge an sich, wie nur irgend ein Komiker sie ihr geben kann. Weder Xanthias noch Dionysos möchten noch einmal solchen Helden vorstellen, und zwar fügt jener noch zur Bestätigung dieser seiner Aufgabe sehr ernst hinzu, er könne es ja auch gar nicht, da er ein Sterblicher und nur ein Sklave sei.

Willenskraft also, welche, da sie sich nur auf die rohe Faust stützt, schon im Verschwinden ist. Gefräßigkeit, die einen ekligen Egoismus befriedigen soll, und Torheit, die sich im Streit um die nichtigsten Dinge geltend macht, sind, wie wir gesehen, die Charaktereigenschaften eines Herakles in den Vögeln. Die Frösche bestätigen sie zum Teil und stellen sie in ihren Widersprüchen noch flagranter dar, zum Teil fügen sie andere hinzu, die gerade nicht zum Schmucke des Helden dienen. Auch hier gibt er den ernsten Zweck der Reise in die Unterwelt bald auf und überläßt sich allein dem Prassen; besonders aber zeigt uns der Dichter seine Feigheit, mag nun Dionysos oder Xanthias als Herakles erscheinen.

Digitized by Google

Zu meinem Bedauern befinde ich mich noch einmal mit von Wilamowitz-Möllendorff in Widerspruch, welcher, bestrebt den Herakles des Euripides genauer klar zu legen, behauptet (S. 137): „der Spott der Komödie hat den Herakles verschont". Der Held jener Tragödie tritt, wie wir sahen, erst sehr spät auf; auch Aristophanes bringt ihn erst fast am Schluß seines Stückes auf die Bühne. Schicksal und Verzweiflung über das Elend des menschlichen Lebens nehmen ihm dort jede Tatkraft; hier zeigt er uns deutlich, wie wenig ihm sein Ruf, wieviel aber ein gutes Frühstück wert ist, ihm, dem auch jegliche Lust zum Kämpfen fehlt. Bei Euripides streitet er mit Theseus über die Frage, ob es ehrenvoller sei, bei dem einmal gefaßten Entschlusse des Selbstmordes zu bleiben oder dem abratenden Freunde nachzugeben; hier erbittern ihn, den Törichten, die kleinlichsten Dinge. Wer ferner jenen Wortkampf in der Tragödie als eine sophistische Auseinandersetzung über die Freundschaft ansieht — und bei dem Charakter des Dichters, welcher sich solchen Gesprächen so gern hingibt, ist dies sehr leicht — darf sich auch der ihm gebotenen Sophistik nicht verschließen. Sagt doch Peithetairos im Ärger über den Verlauf der Unterhaltung: „Wenn ein Mensch den Göttern ein Heiligtum gelobt und nachher arglistige Worte gebraucht", oder zu Herakles nach der Rede des Poseidon (1616):

„O weh!, sophistisch redet er um dich herum!"

Beide Reden sind also in Wahrheit von derselben Art, nur daß diese dort möglichst verdeckt, hier aber offen als sophistisch bezeichnet werden sollen. Dort geht der große Held, wenn auch erst nach schwerem Entschluß nach Athen, hier denkt er gar nicht mehr daran, seine frühere Kraft noch auszuüben, so sehr er auch eben erst noch auf sie gepocht hat; denn er will keinen Krieg mehr bestehen und nur essen und wieder essen. Für die Welt ist er verloren.

Wir finden also wenigstens auf die letzten Szenen des Euripideischen Dramas deutliche Anspielungen des Aristophanes. Letzterer hat recht wohl ihre Mängel erkannt und sie mit besonderer Wichtigkeit durch Übertreibung u. dgl. komisch verwertet, indem er seinen Helden jenem in der Hauptsache anpaßte und daraus strikt die Konsequenzen zog, welche nur immer seine Kunst ihm gestattete. Verschont hat er demgemäß den Herakles des Euripides nicht. Gleichwohl ist zu bemerken, daß er diese Tragödie

Digitized by Google

im allgemeinen nur wenig gestreift hat, und wir dürfen annehmen, daß er, gerecht wie er auch gegenüber seinen Gegnern war, ihm dadurch nur habe zeigen wollen, wie wenig er an jener zu tadeln fand, wie gern er sie vielmehr anerkannte.

Indessen diese Frage geht über mein Thema hinaus. Freuen wir uns daher an dem Guten und Schönen selbst, soviel uns nur immer die Hauptvertreter der attischen Dramatik jener Zeit, Euripides, Sophokles und Aristophanes, davon geboten haben.

Lebensang.

Von Otto Borngräber.

Ich wandre durch Wetter und Sturm.
Um mich ächzen die alternden Eichen,
es bricht ihre knorrige Kraft.
Um mich zittern die jugendfrischen Tannen,
es zagt ihr himmelanstrebender Mut,
ihr jugendlich göttlich Mitmirwollen!
Es stürzen die Spitzen zu Tal. —
Trauer tötet mein Herz.
Ruhig wandr' ich durch Wetter und Sturm.

Ich wandre zum großen Gipfel.
Weit ist der Weg —
weiß wer den Weg? —
Unter mir schwanden verschwemmte Pfade —
Steg nicht stützt mehr den Fuß —
menschenbetretene Bahnen enden — —.
Weiter streb' ich zum Gipfel!
Ahnend ergreift ihn mein Geist!
Durch endlose Öden
arbeitet emsig er auf.
Gipfelentstürzte

Digitized by Google

Steintrümmer ſteigt er
ſtürmend hinan!
Doch den vertrauenſeligen Tritt
ſtützt ihn der ſtarke ſtarrende Steinblock?
Mir unterm Fuße weg,
nicht den Schwung meiner Seele ertragend,
furchtbar rollt er zur Tiefe.
Aber ſchon ſchwang ſich,
vertrauend auf ſich,
zum höhern mein Tritt,
Felsblock auf Felsblock,
tollkühn tretend,
zum gähnenden Abgrund donnernd.
Weiter! weiter!
über vergangener
ſtarrer Welten
ſtürzende Trümmer
ſiegend hinweg!
weiter! weiter!
höher! höher!
wetterumwühlt,
grauenumgrüßt!
blitzumbrandet,
ſturmumjauchzt!
ſturmüberjauchzend hinan!! —

Ich ſehe den Gipfel!
Ich ſehe der Wolken
wildgeballte
Rieſenmauern
machtlos zerbrechen!
Ich ſehe der Sonne
ſiegendes Licht!
Ich betrete leuchtend den Gipfel.

Digitized by Google

Streiflichter.

Den Strom von Druckerschwärze, der sich über Algeciras durch die Zeitungen wälzt, ob wir von dort als Sieger oder Besiegte heimgekehrt sind, will ich meinerseits nicht verbreitern. Wir haben recht deutlichen Annektierungsgelüsten gegenüber den Standpunkt internationaler Gleichberechtigung wirksam vertreten, und das genügt vorläufig. Wohl aber möchte ich eindringlich auf eine Lehre hinweisen, die uns da unten zuteil geworden ist: wir stehen so gut wie allein! Keine Freunde, unzuverlässige Bundesgenossen, viele Feinde! Das ist auch ein diplomatisch-politisches Ergebnis, wenn auch gerade kein Erfolg, und zwar ein Ergebnis von ungleich größerer Bedeutung als die „offene" oder „verschlossene Tür" Marokkos. Weshalb stehen wir so allein? In dem Artikel des Januarheftes: „Die Thronrede und die äußere Politik" ist diese wichtige Frage beantwortet worden. Die Mächte haben das Vertrauen verloren in unsere äußere Politik, weil es die Politik eines und noch dazu unverantwortlichen und noch dazu sehr impulsiven, Plötzlichkeiten, überraschenden Frontwechseln nicht abgeneigten Mannes, des Kaisers, ist. Wenn aber irgend etwas in der Politik Vertrauen und Zuversicht, die wichtigsten Faktoren für Bündnisse, schwinden macht und Alleinstehen bewirkt, dann ist es Unstetigkeit.

Von Bülowscher Politik zu sprechen, ist ein Irrtum. Bismarck wurde einst sehr mit Unrecht der „Handlanger" Wilhelms I. genannt, wohl aber ist Bülow der Handlanger Wilhelms II. Nicht, als ob nicht auch Bülowsche Anregungen und Ideen in unsere äußere Politik einflössen; dazu ist denn doch Bülow ein zu gescheiter Mensch, um politisch und diplomatisch gänzlich unfruchtbar und gänzlich willenlos zu sein, aber Entscheidungen liegen nicht bei ihm; Bülow wird niemals ein Hindernis für kaiserlich-persönliche Politik sein, schon deshalb nicht, weil er nicht selten von einschneidenden politischen Handlungen und Kundgebungen des Kaisers erst erfährt, nachdem sie geschehen sind. Ein beklagenswerter Zustand für den verantwortlichen Träger unserer äußeren Politik, ein Zustand, der je länger je mehr schwer schädigend auf unsere auswärtigen Beziehungen einwirkt. Auch das nach Form und Inhalt bedauerliche Telegramm an Goluchowski wird Bülow erst gelesen haben, nachdem es abgeschickt worden war, und daß das Ausbleiben eines Beileidstelegrammes nach Italien wegen der vulkanischen Verheerungen nicht Bülowscher Initiative zuzuschreiben ist, dürfte auch keine falsche Behauptung sein. Gerade hier ist die unberufsmäßige und unverantwortliche (d. h. ohne staatsrechtliche Verantwortung) Politik des Kaisers — denn das Fehlen der Beileidskundgebung ist Politik — ein schwerer politischer Fehler. Italien hat sich in Algeciras schlecht gegen uns benommen, als „unsicheren Kantonisten" sich erwiesen, gewiß, aber dem Naturunglück gegenüber, das die süditalienische Bevölkerung traf, durfte die rein menschliche Teilnahme, die sonst so freigebig nach allen Seiten hin verteilt wird, nicht fehlen. Im Gegenteil, sie war hier und gerade im gegenwärtigen Augenblicke weit mehr am Platze, als bei so vielen anderen Gelegenheiten. Ein Beileidstelegramm

Digitized by Google

des Kaisers an den König von Italien hätte der Welt gezeigt, daß Deutschland rein menschliche und kulturelle Dinge wohl von Politik zu scheiden weiß, und daß für uns Politik nicht Richtschnur unserer internationalen Kulturbeziehungen ist. Das beredte kaiserliche Schweigen zeigt aber, daß dem allen leider doch so ist, und es legt den Schluß nahe, was vielleicht das Allerschlimmste ist, daß auch hinter früheren, so schön klingenden Beileidstelegrammen nach Frankreich, nach Norwegen, nach Amerika usw. nicht warmherzige menschliche Teilnahme, nicht eigentliches Kulturinteresse standen, sondern berechnende Politik, der Wunsch nach politischen Erfolgen. Schade, jammerschade! Und die Schuld an diesen politischen Schäden trägt Bülow, weil er, bei aller Begabung, nicht Manns genug ist, sein Amt, das wesentlich im Leiten der Politik besteht, auszufüllen. Unter den vielen und großen Unterschieden zwischen Bismarck und Bülow, Wilhelm I. und Wilhelm II. ist der größte und schmerzlichst empfundene: Bismarck war leitender Staatsmann und Wilhelm I. ausführender Kaiser, Bülow ist ausführender Beamter und Wilhelm II. leitender Kaiser.

Was nützt, werden vielleicht manche sagen, solche Kritik, ausgesprochen in einer Zeitschrift, die der Kaiser wohl doch nicht zu Gesicht bekommt? Ich erwidere: das ist gerade das Unglück, daß die Umgebung des Kaisers nicht besser dafür sorgt, daß die schweren Bedenken, die in weiten, gut königstreu gesinnten Kreisen über unsere allzu persönliche Politik sich regen, dem Kaiser unterbreitet werden; und zweitens erwidere ich: meine Worte sollen dazu beitragen, daß in parlamentarischen Kreisen, dort, wo Regierung und Kaiser die geäußerten Bedenken hören müssen, ehrerbietige, aber freimütige Kritik geübt werde. Es ist hohe Zeit dafür.

Übrigens noch eins: je mehr die Verhandlungen in Algeciras uns unser Alleinstehen klar gemacht haben, um so mehr muß uns auch klar geworden sein, daß Heer und Flotte allen Möglichkeiten gewachsen sein müssen. Dann kann auch auf uns das Wort Anwendung finden: der Starke ist am stärksten — allein.

Neulich hieß es, der Papst beabsichtige, die von den vulkanischen Ausbrüchen heimgesuchten Gegenden zu besuchen, um persönlich Trost und Hilfe zu spenden. Sehr schön! Weit besser, besonders für zukünftige ähnliche Ereignisse wäre es aber, wenn Pius X. für Aufklärung unter der Bevölkerung und zumal unter der das Volk vor sich hertreibenden Geistlichkeit sorgte. Die Hunderte von Menschenleben, die die Lava verschlungen hat, fallen zum großen Teile dem wahnwitzigen Aberglauben zur Last, den seit vielen Jahrhunderten die römische Kirche und das Papsttum geflissentlich im Volke groß gezogen haben. Vesuv und römisch-ultramontaner Fetischismus haben in Süditalien gemeinsam ihr Zerstörungswerk verrichtet. Der heilige Januarius! Wird denn nicht endlich einmal das Licht und das Schwert der Wissenschaft diesem Januarius-Schwindel ein Ende machen?! Nicht dem frommen Glauben an das „heilige", wenn auch geschichtlich schwach bezeugte Leben von „San Gennaro", sondern dem Unfug, der getrieben wird mit seinen „wundertätigen" Bildnissen und mit seinem „wundertätigen" Blute.

Ein Wort der Kaiserin beim Besuche der Heimarbeit-Ausstellung: „Das ist ja entsetzlich, wie sind solche Hungerlöhne möglich!"

Digitized by Google

Die hohe Frau hat also im Jahre 1906 zum ersten Male von dem sozialen Elend der Heimarbeiter gehört! Wen trifft die Schuld? Gewiß nicht die Kaiserin, aber ihre Umgebung, und vor allem ihre geistliche Umgebung. Zu ungezählten Kirchenbauten, zur Steuerung der „Kirchennot" wird die Kaiserin von der Geistlichkeit, die Zutritt zu ihr hat, jahraus, jahrein angeregt. Aber auch nicht einmal scheint auch nur einer dieser Herren der Kaiserin von der ungeheuren sozialen Not gesprochen zu haben, die in der Heimarbeit schon seit Jahrzehnten Tausende von Mädchen und Frauen zu Boden drückt und sie physisch und moralisch verkommen läßt. Es liegt darin eine schwere Unterlassungssünde der Hofgeistlichkeit, die durch die prachtvollen Kirchen, die sie baut, wahrlich nicht gut gemacht wird. Ein „Mirbach" für die Heimarbeiter! Selbstverständlich würde es mit einem „Mirbach" allein nicht getan sein, sondern der Staat muß eingreifen. Allein, was ich hier ausdrücken will, ist, daß unendlich Vieles und Segensreiches in sozialpolitischer Beziehung geschehen würde, wenn ein „Mirbach" die Kaiserin für die Linderung eines der fressendsten Übel, die Not der Heimarbeiterinnen, tatkräftig interessierte. Nicht nur „Tränen würden getrocknet", wie es gewöhnlich heißt, sondern soziale Ausgleiche würden geschaffen, wenn unsere, dem Elende und der sozialen Verbitterung verfallenen Frauen und Mütter und Töchter sähen, daß die erste Tochter, die erste Frau, die erste Mutter des Landes ihre gütige und mächtige Hand helfend ihnen entgegenstreckt. Ja, ja: die Umgebung von Herrschern und Herrscherinnen, ihre Ratgeber und Ratgeberinnen können viel Gutes tun!

Unwidersprochen berichtete kürzlich eines der verbreitetsten Blätter, unter offener Namensnennung, daß ein Geistlicher der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche ein 5000 Mark-Honorar für eine Leichenrede angenommen habe. Sollte so etwas wirklich wahr sein? Es wäre ein Skandal. Daß es reiche Leute gibt, die auch ohne zu „protzen" und in bester Absicht solche „Douceurs" austeilen, glaube ich; aber daß ein evangelischer Geistlicher sie annimmt, habe ich bis jetzt nicht geglaubt; es sei denn, er erkläre zugleich, sie nur für einen bestimmten guten Zweck und nicht für sich annehmen zu wollen. Diese Erklärung fehlte bei dem betreffenden Geistlichen. Möchte er eine solche Erklärung noch nachträglich abgeben können! Viel berechtigt entstandenes Ärgernis würde dadurch beseitigt werden.

Die Kolonialschlachten im Reichstage sind geschlagen und Herr von Puttkamer liegt auf der Strecke; die „Kusine" hat ihm den Tod gebracht. Wohl selten haben Pharisäismus und Parteihaß einen entscheidenderen, aber für den Sieger verächtlicheren Sieg errungen als hier. Wollte man in der Wilhelmstraße und anderswo alle diejenigen Diplomaten usw. absägen, die „Kusinen" haben, das Sägen nähme kein Ende. Ein vor 10 Jahren begangener Seitensprung, der obendrein niemand etwas angeht, hat genügt, einem unserer besten Kolonialbeamten den Hals zu brechen. So etwas kann nur in Deutschland passieren, wo „sittliche Entrüstung" und Splitterrichterei stets beliebte Mittel waren, verdienstvollen Männern, die aber gewissen Parteien unbequem sind, den Garaus zu machen. Denn laut muß es gesagt werden, nicht die „Kusine", nicht „der unsittliche Lebenswandel" — o diese Heuchler — des Herrn von Puttkamer waren es, die ihn für das prüde und sittenstrenge Afrika unmöglich machten, sondern

Digitized by Google

der Wille des Zentrums, den der ehrliche, aber verbohrte Fanatiker Bebel blindwütig unterstützte. Der Dorfschulzensohn Akwa, ein mehr als fragwürdiger Herr, ist als „guter Katholik" Schützling des Zentrums, und obendrein wollte das Zentrum dem neuen Staatssekretär für die Kolonien gleich bei Beginn seiner Tätigkeit begreiflich machen, wer Herr in den Kolonien sei. Daß Prinz Hohenlohe Herrn von Puttkamer fallen ließ war ein schwerer Fehler, nicht nur, weil wir in Jesko von Puttkamer einen unserer tüchtigsten Kolonialbeamten verlieren, sondern, weil Prinz Hohenlohe sich dem Willen des Zentrums gebeugt hat, dem Willen derjenigen Partei, die von allen die kulturell rückständigste ist, deren Vorherrschaft in den Kolonien ihre wirtschaftliche Verkümmerung bedeuten würde. Erbprinz, werde hart, rufe ich noch einmal.

Ein Blick in die Kultur- und Geisteswelt des im Zentrum verkörperten Ultramontanismus: Am 5. April, also vor wenigen Wochen, hat „die heilige Indexkongregation" zu Rom auf Befehl des Papstes den neuesten Roman Fogazzaros, „Der Heilige" (Il Santo), in folgender Form auf die Liste der verbotenen Bücher gesetzt: „Niemand, wessen Standes er auch sei (!), darf in Zukunft das verurteilte Buch irgendwo oder in irgendeiner Sprache herausgeben (!) oder lesen (!) oder aufbewahren (!), unter den Strafen, die im Index der verbotenen Bücher aufgestellt sind." Ein wundervolles Buch, ein herrliches, echt künstlerisches Geisteserzeugnis, wird von einer fanatisch-beschränkten, jede Geistesfreiheit brutal knechtenden Theologenclique geächtet, der Papst spricht sein Ja und Amen, und das Zentrum, die herrschende Partei für unsere Kulturentwickelung, leistet solchen, die Kultur schändenden Erlassen Gehorsam, und sein führendes Organ, die „Kölnische Volkszeitung" (9. April 1906), veröffentlicht, ohne mit der Wimper zu zucken, diese schmachvolle Kundgebung! Es ist weit gekommen im Lande Goethes, Lessings, Schillers, Herders, Kants; aber es ist auch weit gekommen in unserem politischen Parteileben, in dem von den übrigen Parteien geduldet wird, daß das indexgehorsame Zentrum in unserem innerpolitischen und kulturellen Leben herrscht.

Immer bestimmter taucht die Nachricht auf, Rom wolle dem Könige von Sachsen die Wiederverheiratung gestatten. Der Papst kann ja alles, aber wie er die Annullierung der kirchlich noch bestehenden, mit Kindern gesegneten Ehe zwischen dem König und der Gräfin Montignoso fertig bringen will, soll mich wunder nehmen. Auf diesen interessanten Fall werde ich, wenn er eintritt, noch zurückkommen.

20. IV. 06. Graf von Hoensbroech.

Digitized by Google

Bücherbesprechungen.

Königin Luise, drei Bilder aus Preußens Prüfungszeit (Berlin, E. A. Schwetschke und Sohn 1906), so nennt sich eine dramatische Dichtung, in der Ferdinand Friedensburg den Blick zurücklenkt auf die damals wie heute innig geliebte und verehrte, damals wie heute in niedriger Weise angefeindete Lichtgestalt der einzigen Fürstin und auf die dunkle Zeit, der sie der Hoffnungsstern war. Eine erfreuliche Dichtung; aus der Liebe zum Vaterlande und lebendiger Versenkung in die Zeit des Fallens und des Auferstehens heraus geboren, aber zugleich eine wirkliche Dichtung. Die Königin selbst erscheint nicht in diesen Bildern; nur ihre Macht über die Seelen offenbart sich; der läuternde, erhebende, stählende Einfluß wird sichtbar, durch den sie zu einer der treibenden Kräfte der Wiedergeburt ihres Volkes wurde. Aber auch so kommt der Zauber ihrer reinen Persönlichkeit zur unmittelbaren Wirkung. Er wirkt um so stärker, weil er sich in der Hauptsache in einfachen Persönlichkeiten und in einfacher, natürlicher Sprache ausdrückt; er wirkt mit der Überzeugungskraft der schlichten Tatsache. Es ist hier nichts von Überschwang, Hurrapatriotismus oder rollender Phrase zu spüren; die bittere Not selbst spricht, der echte Schrei der Verzweiflung, das nicht zu bändigende Jauchzen der endlich befreiten Brust; und in diesem allem spiegelt sich die Huldgestalt der königlichen Dulderin wieder, deren Anblick ebensosehr den Gram um die Not des Vaterlandes verschärft wie die Sehnsucht nach der Befreiung vertieft. Der Zusammenbruch in der Schlacht bei Jena und Auerstädt, die Tiefe der Not unter dem fast unerträglichen Druck und Übermut der Fremdherrschaft, endlich der Ausbruch der zur Leidenschaft gesteigerten Sehnsucht nach Befreiung, dies alles veranschaulicht durch das Lebensschicksal schlichter aber doch kräftig invidualisierter und stark und treu empfindender Naturen, das ist der Inhalt der drei durch die Einheit der Hauptpersonen miteinander verbundenen Bilder, die, volkstümlich nach Inhalt und Form, ebenso stark das Kind des einfachen Volkes wie den Gebildeten ergreifen. Der Verfasser dieser Zeilen hat die Dichtung seiner Frau und seinen Dienstboten vorgelesen: mit glühenden Wangen, tiefer Ergriffenheit und dann wieder leuchtenden Augen folgten die Hörer; und dieser Wirkung wird man überall da versichert sein dürfen, wo es sich in der nächsten Zeit darum handeln wird, alle Kreise der Volksgenossen in der Erinnerung an die ernste und große Zeit vor hundert Jahren zu vereinigen. Übrigens sei hervorgehoben, daß in der Friedensburgschen Dichtung doch nicht nur die schlichte Wiedergabe der großen, groß gesehenen geschichtlichen Vorgänge wirkt; in vielen Bildern, so besonders in demjenigen, welches die Wirkung der Nachricht vom Tode der Königin darstellt, spricht sich eine nicht gewöhnliche Kraft des freien künstlerischen Gestaltens aus.

Konrat Weymann.

Verantwortlicher Redakteur: Graf Paul von Hoensbroech, Groß-Lichterfelde.
Verantwortlich für die Anzeigen: Emil Kopitz, Berlin.
Verlag von E. A. Schwetschke und Sohn, Berlin W., Schönebergerer Ufer 43.
Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.

Digitized by Google

Von welchen Gesichtspunkten aus soll die Frauenbewegung an einer Reform der sexuellen Ethik arbeiten?

Von Anna Pappritz.

Die Frage: „Von welchen Gesichtspunkten aus soll die Frauenbewegung an einer Reform der sexuellen Ethik arbeiten?“ läßt sich meiner Überzeugung nach nur dahin beantworten, daß der Ausgangspunkt wie der Zielpunkt unserer Bestrebungen immer sein muß „die Gleichberechtigung der Frau“ und „der Schutz des Kindes“. Wenn ich die Gleichberechtigung der Frau als Richtschnur betrachte, so geschieht dies keineswegs vom Standpunkt einer rein prinzipiellen „Frauenrechtlerei“ oder aus Gründen rein formaler Rechtsgleichheit, sondern aus der festen Überzeugung heraus, daß es die Abhängigkeit der Frau von der Willkür der Mannesherrschaft war, die jene sittlichen Zustände gezeitigt hat, die wir heute als so tief beklagenswert empfinden, jene Zustände, die wir mit dem Wort „doppelte Moral“ kennzeichnen. Ein Blick auf die Kulturentwickelung wird meine Ansicht bestätigen. Bereits in den Uranfängen einer primitiven Kultur sehen wir, daß der Mann das Weib als Wertobjekt zu schätzen wußte; während er seine männlichen Feinde tötete, wurde ihm die Frau zu einem vielbegehrten Beutestück; er reihte sie seinem Hausstande ein; viele Frauen zu besitzen galt als vornehmstes Zeichen des Reichtums. Diese Frauen waren als Gattinnen, als Kebsweiber und Sklavinnen das rechtlose Eigentum ihrer Besitzer; sie dienten dem Manne als Verwalterin seines Hauses, Pflegerin seiner Kinder, als Arbeitssklavinnen und — solange sie jung und schön waren — zur Befriedigung seiner sinnlichen Begierden. Der Mann gewöhnte sich auf diese Weise daran, die rücksichtsloseste, willkürlichste Befriedigung seiner sexuellen

Digitized by Google

Bedürfnisse — die dadurch ins Abnorme gesteigert wurden — als etwas Normales, als sein gutes Recht anzusehen und die Frau als für ihn geschaffen, als Mittel zum Zweck zu betrachten. Als mit der Höherentwickelung der Kultur der Besitz vieler Weiber und Kinder nicht mehr zur Steigerung des Reichtums beitrug, sondern vielmehr Kosten der Erhaltung beanspruchte, die der Mann aufzubringen hatte, schränkte er nach und nach seinen sozusagen offiziellen und legitimen Besitzstand an Frauen ein, bis zur Entwickelung der Einehe, der heutigen Form des legitimen Verhältnisses der beiden Geschlechter. Damit aber hat er die willkürliche und rücksichtslose Befriedigung seiner sexuellen Bedürfnisse keineswegs eingeschränkt; im Gegenteil — er hat an Stelle des alten patriarchalischen Verhältnisses, wo er der Versorger und Beschützer seiner Weiberschar war, einen ganz rechtlosen Zustand gesetzt, indem er dem Staat und der Gesellschaft die Sorge und die Verantwortung aufbürdet, deren er als Mittel zum Zweck, d. h. zur Befriedigung seines Sexualtriebes bedarf. Im Altertum wurde dieser Zustand scheinbar als ganz normal angesehen. „Wir gebrauchen unsere Gattin, um uns legitime Kinder zu gebären, die Hetäre zu freundschaftlichem Verkehr und die Prostituierte zur Befriedigung unseres Geschlechtstriebes" — dieses Wort eines griechischen Philosophen kennzeichnet so recht den Tiefstand der Bewertung der Frau in einem Lande, zu dessen hochentwickelter Kultur wir in anderer Hinsicht noch heute mit staunender Bewunderung aufblicken. Und dieses Mißverhältnis zwischen einer hochentwickelten Kultur einerseits und einem traurigen Tiefstand der sexuellen Ethik anderseits können wir durch die Jahrhunderte weiter beobachten bis auf unsere Tage, wo jenes Wort des griechischen Philosophen noch immer Geltung hat, wenngleich es niemand wagen würde, es mit einer so naiv-brutalen Selbstverständlichkeit auszusprechen, und trotz aller Mäntelchen, mit denen man diese Tatsache zu verhüllen trachtet. Manche sehen in dieser „Verschleierung" einen moralischen Rückschritt im Vergleich zu der naiven Offenheit der Antike; ich kann mich dieser Anschauung nicht anschließen, sondern stimme dem Ausspruch eines modernen Denkers zu: „Die Heuchelei ist eine Konzession des Lasters an die Tugend." Daß dieser Zustand uns nicht mehr als ein ganz normaler und berechtigter erscheint, daß wir uns seiner schämen, ist schon immer als ein kleiner Fortschritt zu betrachten. Natürlich darf die Scham, die wir über diese Zustände empfinden, nicht dazu führen, daß wir sie systematisch, bewußt verschleiern oder

Digitized by Google

ihnen gegenüber die Augen schließen, sondern wir müssen vielmehr ihre Ursache zu ergründen suchen und uns fragen: „Woher kommt es, daß auch wir an diesem Mißverhältnis zwischen einer hochentwickelten Kultur einerseits und einem bedauerlichen Tiefstand der sexuellen Ethik anderseits kranken?“ Wir werden nach einer gewissenhaften Prüfung der Vergangenheit zu keinem anderen Resultate kommen, als zu der Überzeugung, daß es eben die niedrige Bewertung der Frau ist, der wir diese Zustände verdanken, und daß wir diese Zustände nur überwinden können, wenn wir die Gleichberechtigung der Frau anerkennen, sie um ihrer selbst willen als Selbstzweck bewerten und jede ethische Reform an diesem Maßstab prüfen. Diese Prüfung der Vergangenheit aber lehrt uns noch etwas anderes: sie zeigt uns, daß die Prostitution nicht, wie so viele behaupten, ein notwendiges Korrelat der Ehe, eine Begleiterscheinung einer hohen Kultur ist, sondern daß wir vielmehr in ihr das Überbleibsel einer barbarischen Unkultur erblicken müssen, das mit dem Faustrecht, der Willkürherrschaft, der Vielweiberei und dem Sklaventum verknüpft war und von ihm ausging. Dies Überbleibsel wird verschwinden, wie die sozialen Erscheinungen, die es bedingten, verschwunden sind. Wenngleich die Prostitution noch so stark und lebenskräftig ist, daß sie fast unüberwindlich erscheint, so kann man doch schon die Anzeichen des Todeskeims gewahren, der in der Erkenntnis ihrer sozialen Schädlichkeit und ihrer moralischen Verwerflichkeit liegt. Auch hier ist Erkenntnis der erste Schritt zur Besserung. — Diese Besserung aber wächst nicht von selbst; sie fällt uns nicht mühelos in den Schoß, sondern sie will erkämpft und erstritten sein. Die Frauen aber sind es, die zu diesem Kampf in erster Linie berufen sind, denn die Anerkennung ihrer Gleichberechtigung und Gleichwertigkeit können sie sich nur selbst erarbeiten und selbst erobern. Einst gab der Mann dem Weibe seinen Wert; er erhob es zu seiner Gattin oder erniedrigte es zu seiner Dirne. Heute wollen die Frauen selbstverantwortliche, gleichberechtigte, freie Wesen sein. — Um dies werden zu können, müssen sich die Frauen in erster Linie die gleiche Rechtsgrundlage schaffen, indem sie fordern, daß der Mann sich denselben Sittengesetzen unterwirft, die er der Frau vorschreibt. Mit dem Motto: „Gleiche Moral für Mann und Weib,“ das die internationale abolitionistische Föderation vor 30 Jahren auf ihre Fahnen schrieb, hat sie die sittliche Forderung aufgestellt, die zum Fundament jedes gesunden Fortschritts auf dem Gebiete der sexuellen Ethik geworden ist. Wohl

Digitized by Google

läßt sich der Ursprung dieser sittlichen Forderung bis auf das Urchristentum zurückführen. Mit dem strengen Wort: „Wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der bricht schon die Ehe" — und dem Ausspruch in bezug auf die Ehebrecherin: „Wer sich rein fühlet, der werfe den ersten Stein auf sie" — ist die doppelte Moral gerichtet. Aber einen erheblichen Einfluß haben diese Worte Christi weder auf unsere Moralauffassung noch auf die Handhabung unserer Gesetze gehabt. Allerdings behauptet die Kirche noch heute, daß sie sittliche Verfehlungen beim Manne ebenso streng verurteilt, wie bei der Frau; ihre Verurteilung des Mannes aber ist eine rein platonische, während sie noch immer die Bestrafung der Frau fordert, die sich auf dem Gebiete der geschlechtlichen Sittlichkeit vergeht.

Jede Verschiedenheit in der gesetzlichen Behandlung dieser Vergehen aber involviert eine Verschiedenheit ihrer moralischen Beurteilung und bestärkt den Mann in der ihm von alters her überlieferten Überzeugung, daß er ein Recht auf ein freies, unverantwortliches Ausleben habe. Also auch hier fordern wir „gleiches Gesetz", nicht um einer prinzipiellen, rein formalen Rechtsgleichheit willen, sondern in der Überzeugung, daß nur die gleiche gesetzliche Bewertung sittlicher Vergehen bei Mann und Frau zu einer Hebung unserer sexuellen Sittlichkeit führen kann.

Dieser Forderung wird häufig das Argument entgegengestellt, daß die Frau die Schuldigere ist, weil sie die niedrigere Handlung begeht, indem sie sich verkauft, während der Mann sie bezahlt. Ich kann mich dieser Auffassung nicht anschließen. Im allgemeinen gilt es doch gerade, in bezug auf andere Vergehen als ganz besonders verächtlich und verwerflich, den wirtschaftlich Schwächeren durch Geld zur Ausübung einer strafbaren Handlung zu veranlassen, z. B. bei Beamtenbestechung, Verleitung zum Meineid ꝛc. Ich sehe auch, wo es sich um Prostitution handelt, gerade in der Ausnutzung des Schwächeren von seiten des Mannes ein erschwerendes Moment. Die Ausnutzung des „Schwächeren" beim Wucher wird bestraft; fordert aber der Mann, der die Preisgabe des Körpers gegen Geld verlangt, nicht etwas Schlimmeres als „Wucherzinsen"? Muß es nicht unser Gerechtigkeitsgefühl aufs tiefste empören, wenn wir bei Kuppeleiprozessen die immer wiederkehrende Bemerkung lesen: „Als Zeugen dienten Männer der besten Gesellschaftskreise." Die Männer also, die die Kupplerinnen bezahlen für die Opfer, die sie ihnen ausliefern, dienen als einwandfreie Belastungszeugen, während die Frauen durch

Digitized by Google

das Zeugnis eben dieser Männer einer schweren Strafe verfallen. Sie selbst aber dürfen den Gerichtssaal verlassen, ohne in ihrer Ehre oder der allgemeinen Achtung Einbuße zu leiden. Ja, ihre Namen werden aufs schonendste verschwiegen. Ist es angesichts solcher Zustände nicht eine gerechte Forderung, die die abolitionistische Föderation in ihren Statuten zum Ausdruck bringt, wenn sie sagt, daß die einfache Tatsache der Prostitution kein strafbares Delikt darstellt, daß aber in all den Fällen, wo Kuppelei vorliegt, auch die zu bestrafen sind, die die Unterhändler bezahlen? Wir verwerfen demnach die Polizeischnüffelei, die die einzelne Prostituierte hetzt und verfolgt, und fordern: nicht die Prostituierte bestraft, sondern den Prostitutionsbetrieb, sobald er äußerlich anstößige Formen annimmt, dann aber an allen Beteiligten. Das alte römische Recht definiert den Begriff der Prostitution als: die wahllose Hingabe einer Frau gegen Entgelt an viele; unser modernes Frauenrechtsgefühl aber sieht in der Prostitution eine Handlung, begangen von zwei Personen, und darum verlangen wir, daß für diese gemeinsam begangene Handlung die gleiche Verantwortlichkeit die beiden an dieser Handlung beteiligten Personen trifft. Hinfällig wie die Gründe, die die einseitige Bestrafung der Frau zu rechtfertigen suchen, sind auch die, welche die Reglementierung der Prostitution befürworten, eine Maßregel, die nach dem Urteil der bedeutendsten Hygieniker sich vom sanitären Standpunkt aus wertlos erwiesen hat, und die vom Standpunkt der Gerechtigkeit und der Moral aufs entschiedenste zu verwerfen ist.

Der Prostitution gegenüber kann man keine andere Taktik einschlagen, als sie in ihren Ursachen zu bekämpfen und einzudämmen durch wirtschaftliche und erzieherische Reformen, besonders aber durch eine Umwertung unseres konventionellen Sittenkodex, der in der „doppelten Moral" seinen unschönsten Ausdruck findet. Solange wir dem Manne auf sexuellem Gebiete eine größere Freiheit zugestehen als der Frau, solange geben wir einen Teil des weiblichen Geschlechtes preis, indem wir Tausende von ursprünglich unschuldigen Mädchen dem männlichen Laster opfern. Wir legen damit den Maßstab der doppelten Moral nicht allein an Mann und Frau, sondern stellen auch die Frauen unter ein doppeltes Sittengesetz. Für die einen, für den Kreis, aus dem der Mann sich seine Gattin sucht, fordern wir geschlechtliche Unberührtheit; an die andern, die ihm zur Befriedigung seiner Begierden dienen, dürfen wir logischerweise diese Anforderung

Digitized by Google

nicht stellen. Und tatsächlich handeln unzählige Menschen unbewußt nach den Gepflogenheiten dieser doppelten Moral: dieselben Eltern, die ihre Töchter auf das strengste behüten, stehen den Gefahren, denen die Töchter des Volkes, vielleicht ihr eigenes Dienstmädchen, ausgesetzt sind, mit der größten Kaltblütigkeit und Verständnislosigkeit gegenüber; und sie lassen ihren Sohn in die Welt hinausziehen, ohne ihn vor einem Mißbrauch dieser Freiheit und ihren Gefahren zu warnen. — Der Kampf gegen die doppelte Moral, die zugleich Ursache und Wirkung der traurigen Zustände auf sexuellem Gebiete ist, sollte darum die Ehrenpflicht aller Frauen sein.

Im Gegensatz zu unseren Bestrebungen, die von einer Erziehung des Mannes zu größerer Selbstbeherrschung eine Höherentwickelung unserer sexuellen Ethik erwarten, kündet sich in jüngster Zeit eine Richtung an, die eine „Neue Ethik" proklamiert, welche nicht Einschränkung der sexuellen Freiheit des Mannes verlangt, sondern vielmehr der Frau eine größere Freiheit als bisher gestatten will. — Legen wir nun an diese Theorie den Maßstab der „Gleichberechtigung der Frau", des „Schutzes der Kinder", so bricht sie in sich selbst zusammen. Malen wir uns einmal aus, wohin es führen würde, wenn das freie Verhältnis sanktioniert, der Ehe sittlich gleichgestellt würde. Nur sehr allmählich ist der Mann dahin geführt worden, seine Verantwortlichkeit gegenüber der Frau und dem Kinde anzuerkennen. Stellt man ihm aber die Wahl frei, zwischen dem unverantwortlichen „Verhältnis" einerseits und der verantwortungsvollen Ehe anderseits, so würde sein natürlicher Egoismus ihn dahin führen, das erste, das Verhältnis, zu wählen, welches ihn entlastet und die ökonomischen Konsequenzen des Geschlechtsverkehrs der schwächeren Frau allein aufbürdet, die doch durch die natürlichen Folgen bereits genug belastet ist. Will man aber diese ökonomischen und natürlichen Folgen durch Präventivmaßregeln inhibieren, so würde auf sexuellem Gebiet eine Anarchie eintreten, die zur Vernichtung der Rasse führen müßte, und die alle jene ethischen Werte der Treue, der Familiengefühle, der Rücksicht und Liebe, auf denen sich unsere Kultur aufbaut, vernichten müßte. Wohl ist der Kreis der Menschen, die in reiner Monogamie leben, noch ein kleiner — dies beweist aber nicht, daß die Ehe eine überwundene Kulturform darstellt, sondern ganz im Gegenteil, daß sie erst in der Entwickelung begriffen ist. Unsere Aufgabe ist es darum, diesen Kreis zu vergrößern, statt ihn einzuengen. Man vergleiche einmal

Digitized by Google

die Eheformen zur Zeit Karls des Großen mit den heutigen, und wir werden zugeben müssen, daß die Stellung der Frau und des Kindes innerhalb der Ehe sich enorm gebessert und gehoben hat, daß die Ehe immer reinere und höhere Formen angenommen hat, während im freien Verhältnis die Frau stets der Willkür des Mannes preisgegeben war, das Kind den Schutz des Vaters entbehrte. Das sind Tatsachen, die nicht von wandelbaren Sitten und Anschauungen abhängen, sondern tief in der Realität physiologischer und wirtschaftlicher Bedingtheiten verankert sind. Und wenn wir die Stellung der Frau innerhalb der heutigen Ehe vielfach als unwürdig empfinden, so liegt das darin, daß unser verfeinertes Empfinden die aus roheren Zeiten stammende Rechtsanschauung überholt hat. Es gilt also, die Ehegesetze zu reformieren; es gilt einen Ausbau der Ehe, nicht ihre Untergrabung. Die Lehren der sogenannten „Neuen Ethik" führen aber naturgemäß zur Untergrabung der Ehe, ob dies nun ihren Verkündern zum Bewußtsein kommt oder nicht. Carpenter, wohl der gebildetste, weitblickendste und idealste Vertreter der „Neuen Ethik" sagt darum ganz richtig, daß die sexuelle Freiheit nur möglich sei auf dem Boden des Kommunismus. Wird aber der Kommunismus jemals realisierbar sein? entspricht er überhaupt der menschlichen Natur? Ich bezweifle es. Merkwürdig inkonsequent sind unsere Gegner, wenn sie uns als Utopisten verlachen, weil wir wirtschaftliche Reformen erhoffen und anstreben, die die Prostitution auf ein Minimum reduzieren, die Monogamie wirtschaftlich ermöglichen sollen, während sie ihrerseits Zustände anstreben, die nicht die menschlichen Schwächen berücksichtigen, die eine Umwandlung der Menschennatur zur Voraussetzung haben. Dieser weltfremde Idealismus, der nicht mit der Erdgebundenheit der menschlichen Natur rechnet, gereicht aber seinen Verkündern, wie Carpenter und Ellen Key, zur Entschuldigung. Abstoßend und gefährlich wird ihre Lehre erst in der materialistischen Vergröberung, in der sie von vielen ihrer Anhänger und Nachbeter gepredigt wird, die keine Theorien für einen mit Idealmenschen bevölkerten Zukunftsstaat aufstellen, sondern ihre Lehre schon heute in die Praxis umsetzen wollen. Diese befürworten ihre Theorien von der sexuellen Freiheit aber nicht allein, um allen Frauen das Recht auf Liebe — oder wie sie sich ausdrücken — auf „Geschlechtsgenuß" zu gönnen, sondern weil sie in dieser größeren Freiheit ein Mittel gegen die Prostitution erblicken, ohne zu bedenken, daß unter unseren heutigen Verhältnissen diese

Digitized by Google

sogenannte Freiheit für die Frau einen Zustand der Rechtlosigkeit, der Abhängigkeit von der Gnade und Willkür des Mannes bedeutet und meistens eine wirtschaftliche Notlage im Gefolge hat, die in 90 % der Fälle zur Prostitution führt. Das „Verhältnis" bedeutet also kein Gegengift gegen die Prostitution, sondern es wird vielfach die Vorstufe der völligen Entgleisung für die Frau. Die Rücksicht auf das Recht und das Glück des Kindes ist dabei außer acht gelassen; sein Anspruch auf den Schutz des Vaters, auf Familienglück und eine gesicherte Entwickelung wird dem Ausleben der physischen Leidenschaft geopfert. Bezeichnend ist es darum auch, daß viele Vertreter der sogenannten „Neuen Ethik" nicht von „Liebe" sprechen, sondern von „Geschlechtsgenuß". Die wahre Liebe in des Wortes höchster Bedeutung würde bei der Befolgung dieser Theorien unweigerlich verloren gehen, denn nur durch die Verbindung mit der Treue, der Hingebung, der Selbstbeherrschung und Verantwortlichkeit wird das physische Triebleben zur „Liebe" im höheren Sinne gesteigert und geläutert. Bezeichnend dafür, wohin diese Theorien führen, ist die Steigerung, die sie in diesen letzten Jahren erfahren. Zuerst sprach man von dem „Schrei nach dem Kinde" und forderte das „Recht auf Mutterschaft" auch für die unverheiratete Frau; eine Forderung, die — so sehr wir sie auch aus ethischen, erziehlichen und sozialen Gründen bekämpfen — doch auf der Anerkennung sittlicher Pflichten basiert, während die neuesten Apostel der „Neuen Ethik" das Geschlechtsleben auch von dieser Schranke befreien wollen, indem sie die Verhütung der Empfängnis im freien Verhältnis befürworten und die Prostitution ihres Makels entkleiden wollen. Wir dagegen stehen auf dem Standpunkt, daß man im einzelnen individuellen Falle nicht richten soll; nichts erscheint uns ungerechter, als pharisäerhaft von der „Gefallenen" zu sprechen, während den Mann kein Makel trifft. Wir sehen in der sogenannten „Gefallenen" das Opfer der sozialen Mißstände und fordern deshalb von der Gesellschaft, diese Mißstände zu bekämpfen und ihren Opfern die rettende, stützende Hand zu reichen, und zwar nicht vom Standpunkt einer tugendhaften Herablassung, sondern eingedenk des Wortes: „Wir sind nicht besser, sondern wir haben es nur besser."

Es ist aber ein großer Unterschied, ob man im Einzelfalle den Opfern der freien Liebe Mitleid, Entschuldigung und besonders jede mögliche Hilfe entgegenbringt, oder ob man die freie Liebe

Digitized by Google

und ihre Konsequenz, die Prostitution, des Makels entkleiden will. Dieser Makel wirkt als psychische Hemmung, die unzählige junge Menschen vor der Entgleisung behütet; würde sie fallen, so würden wir noch mit einer weit größeren Anzahl von unehelichen Kindern, von verlassenen, in Not und Schande geratenen Mädchen zu rechnen haben.

Wenn die Frauenbewegung aus diesen Gründen die Theorie der sogenannten „Neuen Ethik" bekämpft, so steht sie damit doch nicht auf dem Standpunkt jener Sittlichkeitsapostel und Fanatiker, die der Volksmund mit dem Spitznamen „lex-Heinze-Leute" bezeichnet. Diese Vertreter einer kirchlich-dogmatischen Sittlichkeit haben ungefähr die Auffassung von der Liebe, wie jene Königin von Spanien in Grillparzers „Jüdin von Toledo", die Auffassung, daß die Ehe erst „zu Recht erhebt, was sonst verboten, und was ein Greuel jedem Wohlgeschaff'nen aufnimmt ins Reich der gottgefäll'gen Pflicht." Sie sehen auch innerhalb der Ehe den Geschlechtsverkehr nur als Mittel zum Zweck an, zur Erzeugung der Nachkommenschaft, während wir den Maßstab der Liebe an jene Beziehungen legen; daher kann die Ehe unserer Auffassung nach unter Umständen unmoralisch, das freie Verhältnis sittlich sein — je nach den Motiven, nach denen die Beteiligten handeln. Wenn wir trotz dessen das freie Verhältnis nicht sanktionieren und der Ehe sittlich gleichgestellt sehen wollen, so geschieht es aus den bereits angeführten Gründen, daß wir in der Ehe die notwendige, gesetzliche Form sehen, um den Beziehungen zwischen den Geschlechtern jene Sicherheit und Stetigkeit zu verleihen, die den Schutz der Mutter und des Kindes gewährleisten. Ebensowenig aber können wir den Vertretern der „kirchlichen Moral" folgen, wenn sie jede Hingabe des Weibes außerhalb der Ehe als Unkeuschheit und Prostitution bewerten. Wir erkennen der Frau das Recht zu, als selbstverantwortliche Persönlichkeit zu entscheiden, ob und wann die Hingabe ihres Körpers sittlich oder unsittlich ist; „Keuschheit" ist für uns kein physischer Zustand, sondern Sache des Gefühls, der Gesinnung. Jene mißverständliche Auffassung von „Keuschheit" tritt besonders in dem Feldzug gegen den Schmutz in Kunst und Literatur zutage, in einem Feldzug, den wir als durchaus notwendig erachten, und in dem alle Frauen die begeistertsten Bundes- und Kampfgenossen der Männer sein würden, wenn man in den Kreisen der lex-Heinze-Leute nicht in einer unbegreiflichen Weise

Digitized by Google

das Natürliche mit dem Obszönen, Freiheit und Zügellosigkeit, Humor und Zote miteinander verwechselte und auf eine Stufe stellte. Auch droht dieser Feldzug in einen Kampf gegen die freie Forschung und die Wissenschaft auszuarten und hat dadurch viel Sympathien in den Kreisen der Frauenbewegung eingebüßt. Nichts hat vielleicht die Notwendigkeit der Teilnahme der Frau an der Sittlichkeitsbewegung besser und klarer bewiesen, als jene „lex-Heinze-Kämpfe", in denen es sich nur allzu deutlich zeigt, daß ein großer Teil der Männer die reine Unbefangenheit oder unbefangene Reinheit verloren hat, um in diesen Dingen ein Urteil zu fällen, und daß es hohe Zeit ist, daß der Mann wieder lernt, bei edlen Frauen anzufragen „was sich ziemt."

Die mißverständliche Auffassung des Begriffes „Keuschheit" hat aber noch eine andere Verirrung gezeitigt, eine Verirrung, die schließlich zu einem Leugnen physiologischer Tatsachen führt. Es ist wiederholt in Büchern, wie in Parlamentsdebatten, ja, selbst auf medizinischen Kongressen der Ausdruck gefallen, daß der Geschlechtstrieb des Mannes etwas „Natürliches", der des Weibes aber lasterhaft und pathologisch sei. Hierin liegt der Beweis, daß die „doppelte Moral" nicht nur unsittlich ist, sondern zur Unnatur führt, daß sie bei dem weiblichen Geschlecht eine Heuchelei großgezüchtet hat, die sich des Natürlichen schämt und es damit seines Adels entkleidet und es in den Schmutz zieht. Tapfere Frauen hatten den moralischen Mut, dieser Entstellung der Wahrheit entgegenzutreten und offen zu bekennen, daß die Frau denselben Naturgesetzen unterworfen ist wie der Mann, daß auch sie unter ihrer Nicht-Erfüllung leide. Hierin stimmen wir mit den Vertretern der „Neuen Ethik" überein, gehen aber in der Schlußfolgerung auseinander: Die Vertreter der sogenannten „Neuen Ethik" leugnen die Möglichkeit einer gesunden Enthaltsamkeit und fordern — wie wir gesehen haben — auch für die Frau die Freiheit des „Sich-Auslebens", die der Mann bisher für sich allein in Anspruch nahm; während wir im Gegenteil vom Manne dieselbe Selbstbeherrschung verlangen, die wir uns selbst auferlegen, die Erfüllung der Pflicht, den Naturtrieb zu zügeln und das Recht seiner Betätigung der Rücksicht auf das Wohl und die Entwickelung der Allgemeinheit unterzuordnen. Wir sind überzeugt: wenn einmal der Grundsatz, daß es unwürdig und unmoralisch ist, eine Frau als Mittel zum Zweck zu benutzen, Allgemeingültigkeit erlangt haben wird, wenn der Ehrenkodex des Mannes es ihm verbietet, diesem Grundsatz zuwiderzuhandeln,

Digitized by Google

dann wird er Zustände schaffen, die ihm eine frühe Ehe ermöglichen.

Eins der wichtigsten Mittel, diese Zustände herbeiführen zu helfen, liegt in dem Kampfe gegen die Prostitution. Solange der Mann in der Prostitution ein bequemes, unverantwortliches Mittel zur Befriedigung seiner sexuellen Bedürfnisse findet, wird er zögern, die Verantwortung und Last der Ehe auf sich zu nehmen. Auf diese Weise bedingt die Prostitution als notwendige Folge-Erscheinung die Ehelosigkeit von Tausenden von gesunden Mädchen, die auf Liebesglück und Mutterfreuden verzichten müssen. Auf der einen Seite sexuelle Versklavung und Ausbeutung, auf der anderen Seite ein schmerzliches Verzichten — das sind die beiden Extreme, zu denen durch wirtschaftliche Mißstände wie durch den Tiefstand unserer sexuellen Ethik Tausende von Frauen gedrängt werden. An diesem Punkt hat darum die sozial-ethische Mission der Frauenbewegung einzusetzen. Alle Bestrebungen der Frauenbewegung, die den Persönlichkeitswert der Frau heben, dienen, gewollt oder ungewollt, dieser Mission, denn sie befreien die Frau aus der Sphäre, in der sie nur als Geschlechtswesen Geltung hatte, und erheben sie zur sittlichen Persönlichkeit. Nur allmählich kann der Mann dazu geführt werden, in der Frau mehr zu sehen als das Geschlechtswesen; in ihr die gleichberechtigte Kameradin zu achten. Aber wenn der Mann zu dieser Erkenntnis gelangt ist, dann wird auch das Liebesleben der beiden Geschlechter eine Würde und Tiefe erhalten, die es bisher in den meisten Fällen entbehrte. Die Erotik wird eine Verschmelzung von Sinnen und Seele sein, in der beide des Lebens höchste Wonne finden. Wie tief demütigend und beschämend ist es heute für ein Mädchen, zu erfahren, daß die Hingabe ihrer selbst dem Manne nichts anderes bedeutet, als den Abschluß einer Kette ähnlicher Erfahrungen und Erlebnisse, während sie geglaubt hatte, ihm die Krone des Lebens zu reichen. Wie traurig, wie beschämend muß auch für jeden fein empfindenden Mann die Erinnerung daran sein, daß er den ersten Liebesrausch, mit Ekel gepaart, aus schmutzigen Pfützen schöpfte, statt ihn sich von der Geliebten im goldenen Becher reichen zu lassen.

Wenn darum die Frauenbewegung, vom Standpunkt einer rationalistischen Moralauffassung, die Forderung der Reinheit an den Mann stellen muß, so stellt die weibliche Jugend an ihn die-

Digitized by Google

selbe Forderung kraft ihres Rechtes auf ein ganzes, schönes Liebesglück. Diese stolzbewußte Liebesforderung der weiblichen Jugend muß und wird schließlich eine „Umwertung der Werte" auf sexuellem Gebiete herbeiführen, und wer die Zeichen der Zeit zu deuten versteht, der wird erkennen, daß die besten der Männer die Berechtigung dieser Forderung anerkennen.

Zur Berücksichtigung des einzelnen, individuellen Falles aber soll uns auch auf diesem Gebiet das Wort zur Richtschnur dienen: „Milde gegen andere, Strenge gegen sich selbst." Es ist das schöne Vorrecht der Dichtkunst, die sittliche Berechtigung der Ausnahmefälle zu beleuchten und damit sittliche Normen und Formen vor der Erstarrung zu bewahren. Wer aber ein sozialethisches Programm aufstellt, der muß die Bedürfnisse der Massen im Auge behalten und sich fragen: „Wie würde dieser oder jener Vorschlag in der Verallgemeinerung wirken?" Die Ethik kann nur die Normen für die Allgemeinheit vorschreiben; mögen Ausnahmenaturen sich selbst Ausnahmegesetze erkämpfen. Aber diese Elitemenschen sollten sich fragen, ob nicht auch sie Pflichten gegen die Allgemeinheit haben, ob sie nicht, des Beispiels wegen, Formen beachten sollten, die für sie selbst vielleicht leer und lästig sind, deren die anderen aber noch bedürfen? Mit dieser Auffassung steht die Frauenbewegung zwischen den beiden Lagern, zwischen den Vertretern der sogenannten „alten Moral" mit ihrem dogmatischen Sittlichkeitsideal, das auf der Unterordnung der Frau basiert, und den Vertretern der sogenannten „Neuen Ethik" mit ihrer individualistischen Freiheitsschwärmerei. Spötter werden uns vielleicht nachsagen, wir wandeln die „goldene Mittelstraße". Versteht man darunter, daß wir auf einer breiten, ebenen, bequemen Straße wandern, so ist das ein schwerer Irrtum. Es ist doch so unendlich viel leichter, auf ein festumschriebenes Programm zu schwören, das man mit einigen Schlagworten kennzeichnet, ohne sie auf ihre praktische Ausführbarkeit hin zu prüfen, als allen historischen, wirtschaftlichen und individuellen Bedingtheiten Rechnung zu tragen und die schwere Lösung zwischen dem Recht des einzelnen und der Rücksicht auf das Wohl der Allgemeinheit zu finden. Auf diesem Wege türmen sich vor uns die Hindernisse in Gestalt von alten Vorurteilen und Traditionen, von Geschlechtsegoismus und Gleichgültigkeit, von wirtschaftlichen Schwierigkeiten auf; unser Vorwärtsschreiten aber bedeutet zugleich eine Defensive gegen die Flankenangriffe von beiden Seiten — von den Bekennern der kirchlich-

Digitized by Google

dogmatischen Moral einerseits, den Aposteln der sogenannten „Neuen Ethik“ anderseits. Es ist kein leichter Weg, und es will uns wohl manchmal der Mut sinken ..... dann aber sollten wir des Dichterwortes gedenken:

„O nur nicht müde werden!
Alles andere,
Nur nicht müde werden!
Es kann ein trüber Tag dich wohl verstimmen,
es kann Enttäuschung mißgemut dich machen;
Es kann Verdruß ob soviel plumpem Schwindel
zu jähem Zorn vielleicht die Faust dir ballen,
es kann dir auf die Nerven fallen:
Lohnt sichs denn überhaupt zu siegen?
Das alles löst sich immer ganz von selbst.
Das im're Ziel nur laß dirs nicht verbiegen,
und laß es dir nicht in die Seele kommen,
und dich nicht müde machen ....
müde: in der Tiefe,
Da wo die Quellen des Lebens liegen.

(Caesar Flaischlen.)

Das Entwickelungsziel der Rassen.

Von Oberarzt Dr. Georg Lomer.

Gegend und Volk stehen zueinander in wechselseitiger Beziehung. Nicht nur verändert der Mensch durch seine Kulturarbeit fortdauernd das äußere Antlitz der Erde, die er bewohnt. Auch der Erdboden gibt dem Geschlechte, welches er trägt und nährt, die Form, welche ihm Bestand verleiht und es befähigt, dauernd auf ihm zu existieren; und die Erde, die einer Rasse die hierzu erforderlichen Lebensgüter spendet, heißt mit dem gleichen Recht: „Muttererde“, wie das Weib: „Mutter“, welches das Kind mit seinem Herzblute nährt.

Digitized by Google

Man kann noch weiter gehen. Die Kinderzeugung ist der menschlichen Mutter höchste Befriedigung. Durch sie schafft sie sich gleiche oder ähnliche Wesen, die besser ihre Art verstehen als alle Abkömmlinge fremden Blutes — denn nur das ähnliche vermag ähnliches zu verstehen.

Ganz ebenso aber gebiert auch der Boden unter bestimmten kosmischen, klimatischen, chemischen Verhältnissen bestimmte Organgebilde — Rassen genannt —, welche seine Eigenart, weil aus ihr geboren, am besten verkörpern und verstehen. Ein rauhes Land erzeugt kein hellenisches Volk, und nur der kann die heimliche Schönheit auch eines harten Landes so recht empfinden, der selbst in ihm, von ihm geboren ward, oder ihm durch stammesgeschichtliche Abkunft wesensverwandt ist.

Jeder Mensch wird demnach für eine ganz bestimmte Gegend geboren, und aus dem Umstand des Sichzuhausefühlens läßt sich ganz gut ein Rückschluß ziehen auf die Stammes- und landschaftliche Abkunft des einzelnen. Gebirgsbewohner tragen das Heimweh nach den Bergen bis ans Lebensende im Herzen, und die Seelandschaft einer nordischen Küste, mit ihren ernsten Wäldern, mit dem schwermütigen Grauweiß ihres Winters, mit dem Sturm und Drang ihrer Sonnenwende wird in ihrer ganzen großzügigen Schönheit nur solchen Menschen aufgehen, die selbst ein Teil von ihr sind.

Dieses „ein Teil sein!“ geht viel weiter, als gemeinhin geglaubt wird. Das Korn, das uns nährt, zieht seine Kraft aus heimatlicher Flur. Das Vieh, das wir schlachten, wächst auf heimischer Weide heran. Kurz, fast alles, was wir an Speise und Trank zu uns nehmen — ja sogar die Luft, die wir atmen —, ist Eigentum oder Erzeugnis der Landschaft, in welcher wir leben. Indem wir vermittelst des Stoffwechsels unsere verbrauchten Körperbestandteile dem Boden zurückgeben, der sie uns schenkte, um ständig neue ihm gehörige Stoffe an unserem Leibe bauen zu lassen, unterliegen wir genau so dem Einfluß einer bestimmt zusammengesetzten Nahrung, wie etwa die Pflanze, deren Wurzelboden mit bestimmten Mitteln gedüngt wird, damit sie in bestimmter Richtung sich entwickele. Wie der Gärtner mit der Pflanze, so macht der Boden eines Landes durch Vermittelung der Nahrung, durch differenzierte Zuteilung von Licht, Luft und Wasser, kurz: durch die gesamten Lebensverhältnisse in gewissen Grenzen alles mit uns, was er will, und läßt uns

Digitized by Google

— wohl oder übel — seinen uns nicht immer bekannten Zwecken dienen.

Entsprechen wir diesen Zwecken, so wie wir sind, aus irgend einem Grunde nicht oder nicht mehr, so werden die unseren untauglich gewordenen Organismus zusammensetzenden Stoffe unbarmherzig eingeschmolzen, um im selben Augenblick als Bausteine neuer Lebens- und Organformen verwendet zu werden. Dieser Vorgang ist das, was wir Kurzsichtigen als „sterben" bezeichnen, während es in Wahrheit keine Unterbrechung ist, sondern nur ein Übergang vom Bekannten ins Fremde, ein Hinüberfließen in neue Formen, ein Fortentwickeln zu neuen Zielen, welche nicht wir uns zu setzen haben.

Je reiner, ausschließlicher ein Individuum einer bestimmten Gegend entstammt, um so einseitiger wird es gerade ihr auch angepaßt sein. Mit anderen Worten: Kommt es in andere Verhältnisse, so geht es um so eher zugrunde, je weiter sich diese neuen Verhältnisse von den ursprünglichen entfernen. Nur für allmählich sich wandelnde Verhältnisse besteht eine ergiebigere Anpassungsfähigkeit.

Von der allerwesentlichsten Bedeutung aber für die Entstehung umfassenderer Anpassung ist die zielbewußte Vermischung heterogenen Blutes: Wenn zwei Individuen der Gegenden A und B sich vermischen, so wird — vorausgesetzt, daß die elterliche Verschiedenheit gewisse Grenzen nicht überschreitet, der Nachkömmling die landschaftliche Anpassung A + B besitzen, und damit eine erweiterte Lebensmöglichkeit. Hier allein liegt der terrestrische Zweck jedes größeren Verbandes und jedes Staatsorganismus: Schaffung von Typen, die eine weitere Lebens- und Wirkungsmöglichkeit besitzen, als die einzelnen Familien und Stämme an sich. Jede Staatenbildung ist also die Einleitung eines Schmelzprozesses, aus dem ein neuer Typus hervorgehen soll.

England — um ein Beispiel zu nennen — besitzt diesen scharfgeprägten Menschentyp bereits. Auch das alte Preußen besaß ihn. Das Deutsche Reich im ganzen aber ist noch allzu jung in dem Bestand seiner jetzigen Grenzen, um ein Gleiches vollendet zu sehen. Hier gehen die Ströme noch unausgeglichen von Norden nach Süden, von Süden nach Norden. Hier bestehen noch scharfkantige Gegensätze, welche abzuschleifen sind. Hier wogt noch eine überaus plastische Masse in dem Werdeprozeß,

Digitized by Google

der ihr einen endgültigen Charakter geben soll, und dessen Endresultat der „deutsche Mensch“ sein wird.

Haben die Staaten in dem geschilderten Streben ein gewisses Reifestadium erreicht, haben sie ihren Typ geprägt, so schreiten sie zur Koloniengründung oder es kommt zu Staatenbünden, welche eine friedliche gegenseitige Durchdringung der Einzelstaaten zum Ziele haben.

Alle diese sozialen Tendenzen aber haben das klare Endziel, dem Einzelindividuum einen größeren, erweiterten Heimatsbegriff zu geben und damit seine Lebensmöglichkeiten zu steigern und zu variieren. Sie haben also einen ganz bedeutenden kulturellen Wert. Zugleich aber ist es ein terrestrisch-kosmischer Vorgang, der sich hier vor dem kundigen Auge abspielt.

Wie sich schon heute halbe Kontinente — sei es friedlich, sei es unter Gewaltakten — zusammenschließen, so wird das innere Bedürfnis der reifenden Jahrhunderte voraussichtlich immer mehr Einzelverbände verschwinden lassen. Was einmal an ihre Stelle tritt, das werden zunächst — es ist fast ein mathematisches Exempel! — Rassenverbände sein. Wie es heute heißt: „I am English!“ oder „Ich bin Preuße!“, so wird alsdann die Losung lauten: „Ich bin Weißer!“ und: „Ich bin Farbiger!“, und ein ungeheuerer Ausgleichskampf der Rassen wird den Nationalitätenstreit abzulösen haben.

Ob sich dieser Kampf mehr friedlich oder mehr kriegerisch gestalten wird, ist jetzt noch nicht abzusehen; vielleicht hängt das von der alsdann erreichten Kulturhöhe ab. Wohl ist der ostasiatische Feuerschein das erste blutige Aufflammen einer Auseinandersetzung hochstehender Rassen. Im ganzen aber stehen wir erst am Vorabend aller dieser Ereignisse, und lange Perioden der inneren und äußeren Entwickelung werden diesem endgültigen Ausgleichskampf voraufgehen. Eines ist jedoch zu bemerken: Unverkennbar regt sich bereits jetzt, neben dem Blitzen der Waffen, ein Schimmer der Verständigung auf breitester gemeinsamer Grundlage: in der Kunst! in der Wissenschaft! in einer allgemein-menschlichen Sittenlehre!

Kunst und Wissenschaft haben eine ständig wachsende völkereinigende Gewalt wie kaum etwas anderes. Insbesondere die letztere mit ihren einfachen Denkgesetzen und ihrer für alle Menschen

Digitized by Google

gleich wertvollen praktischen Ausbeute; und jene rein menschliche Sittlichkeit, welche sich über Dogmatik und Priestertum erhebt, auch sie hat durch den Mund des Nazareners ihr erlösendes Wort gefunden und wird ihr Teil beitragen zur Einigung der Rassen.

Selbstverständlich werden ungeheuere Zeiträume zu allen diesen Umwälzungen erforderlich sein. Aber auch in dem Rassenkampf wird endlich einmal der Zeitpunkt da sein, wo die Verständigung erreicht ist, und wo sich die Rassen der Erde zu einem gewaltigen Staatenbunde zusammenschließen. Wo sie sich bewußt werden, alle miteinander Kinder der einen Mutter zu sein. Abermals wird der Heimatsbegriff sich erweitern, und nicht mehr auf einen beschränkten Winkel wird das Heimatsgefühl jenes Zukunftsmenschen sich richten, sondern seine wahre Heimat wird sein: die Erde als Ganzes! Wo er auch hinkommen mag — so lange er nur auf der Erde bleibt —, wird er Brüder finden, die ihm die Hände reichen und ihn zu Gaste laden.

Und wenn er einst, in unermüdlichem Kulturfortschritt, sich von Grund aus zum Herrn seines Planeten gemacht hat — wir sind Unmündige im Vergleich zu der Menschheit, die alsdann leben wird! —, so wird er die Augen erheben zu dem sternbesäten Himmel und sich fragen: Welches Schwestergestirn schließt sich mit dir zu nochmals erhöhtem Leben zusammen! Wo zuerst wirst du die Bruderhand im Kosmos finden, die dir auch jenseits deiner kleinen Erde eine Heimat bereitet!?

Und seine Technik wird ihm hierauf eine Antwort geben, eine tröstende und überwältigende.

Digitized by Google

Was ist Staatswohl?

Von Konrad W. Jurisch.

[Teil II.]

Innerhalb der Grenzen des Deutschen Reichs sind ebenfalls viele lehrreiche Ereignisse anzuführen.

Die dunkle Regierung König Friedrich Wilhelms II. von Preußen war ein fortgesetzter Irrtum, der zur Katastrophe von Jena 1806 führte. „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht," war damals das einschläfernde Rezept.

Die „Heilige Alliance" zur Aufrechterhaltung der bisherigen monarchischen Staatsformen, die Karlsbader Beschlüsse, die Verfolgungen der Demagogen und Burschenschaften waren kulturelle Irrtümer, die der Obrigkeit einen Scheinerfolg verschafften, aber das Staatswohl schädigten. Gab es damals, als Stein 1831 gestorben war, in Deutschland noch Männer, die das Staatswohl verstanden? — Die es verstanden, wie es der Große Kurfürst verstanden hatte, wie es Friedrich der Große im ersten Teil seiner Regierungszeit verstanden hatte und wie es Freiherr vom Stein 1808 verstanden hatte?

Erst die Bewegung im Jahre 1848 rüttelte die Geister auf und brachte kulturell bedeutende Männer an die Oberfläche. Damals hatte schon General Wrangel, indem er Blutvergießen vermied, ein besseres Urteil über die Erfordernisse des Staatswohls als die Scharfmacher, die einen solchen Abscheu vor den Ereignissen des Jahres 48 in sich trugen, daß sie zählten: 46, 47, Pfui, 49 ...

In jener Zeit wurde auch die Legende vom „beschränkten Untertanenverstand" zerstört, die hauptsächlich von solchen Leuten gepflegt worden war, die da glaubten, ihre Stellungen allein durch Ansprüche ausfüllen zu können.

Ein kultureller Irrtum war auch das noch jetzt geltende Wahlgesetz für das preußische Abgeordnetenhaus: — eingegeben von der Angst der herrschenden Klasse, sich in der Macht zu erhalten. Denn die kulturell treibende städtische Intelligenz wurde und wird noch durch das Schwergewicht materieller Körper niedergehalten. Machiavelli würde seine Freude daran haben.

Digitized by Google

Unser Wahlrecht liefert eine gefälschte Volksvertretung. Das Staatswohl verlangt eine Änderung.

Ein kultureller Irrtum war der Schulgesetzentwurf des Grafen Zedlitz-Trützschler von 1892.

Dieser ministerielle Entwurf entfesselte einen derartigen Sturm der Entrüstung bei allen kulturell Gebildeten, daß unser jetziger Kaiser ihre Berechtigung erkannte. Ihm gebührt das Verdienst, die Zurückziehung des Gesetzentwurfs befohlen zu haben.

Ein kultureller Irrtum war der Erlaß des Evangelischen Konsistoriums an den Prediger DD. Fischer. Wenn die Pflege des evangelischen Glaubens ein Erfordernis des preußischen Staatswohls ist, so muß sie naturgemäß erfolgen im Geiste der Reformatoren. Das Konsistorium aber möchte die selbständig denkenden Menschen hinausstoßen, wie es die römische Kirche tut, und hat dadurch gegen das Staatswohl gefehlt.

Ein kultureller Irrtum war der unglaublich ungeschickte Angriff auf die akademische Freiheit in unseren Tagen. Aus dem Schatten des Kultusministers Studt tauchen die Gestalten der Mühler, Schulenburg, Möllner auf, die ihrem Nachfolger Beifall spenden.

Die akademische Freiheit ist eine köstliche Blüte deutschen Geisteslebens und als solche den Römlingen verhaßt. Denn die römische Kirche haßt alles, was sie daran hindert, den Staat zu ihrem willenlosen Diener zu machen.*) Die Vorstellung, durch Nachgiebigkeit gegen Rom zum Frieden zu gelangen, ist eine Utopie, deren unsere Regierung sich nicht schuldig machen sollte. Friede mit Rom ist nur zu erlangen durch vollständige Trennung der Kirche vom Staat, die jetzt in Frankreich durchgeführt ist. Hier geht uns Frankreich wieder voran, und wir können nicht nachkommen, weil wir durch unser kultur- und staatsfeindliches Wahlgesetz gehindert sind.

Da unsere Regierung — in machiavellistischen Ratschlägen befangen — versagte, wo waren da die Männer, welche das Staatswohl erkannten? — die Männer, welche das Staatswohl nicht in obrigkeitlich genehmigtem Sinne „richtig verstanden", sondern die es in kulturellem Sinne wahrhaft erkannten und bereit waren, ihr Herzblut dafür einzusetzen?

---

*) Vgl. z. B. Graf von Hoensbroech, Das Papsttum und seine sozial-kulturelle Wirksamkeit. Leipzig, 1900. 4. und 5. Auflage, Volksausgabe 1905.

Digitized by Google

Es waren unsere akademische Jugend und ihre ernsten Berater! Wie ein Sturmwind brauste die sittliche Entrüstung von Hannover über Braunschweig, Charlottenburg, Marburg, Bonn und über alle deutschen Universitäten und Technische Hochschulen.*)

Hier zeigt sich die Gefahr des Verwachsens mit dem grünen Tisch. Das richtige Augenmaß geht verloren. Wir brauchen eine Verjüngung unseres Beamtenkörpers, wie sie unser Kaiser beim Heer und der Flotte bereits durchgeführt hat. Das Anschwellen des Pensionsfonds ist ein kleines Übel verglichen mit dem Schaden, den die alten regierungsgewohnten Herren anrichten können. Diese Frage ist von anderer Seite bereits eingehend erörtert worden. Wir brauchen junge, bewegliche Kräfte, um im Wettkampf der Nationen zu bestehen.

Hiermit wollen wir die Beispiele abschließen und nun die Beantwortung der Frage versuchen: „Welches ist die kompetente Instanz zur Beurteilung des Staatswohls?"

Zuständig und berufen dazu ist in erster Linie die Staatsleitung, also die Obrigkeit. In vielen Fällen hat sie das richtige getroffen. Namentlich hat Brandenburg-Preußen das große Glück gehabt, daß das Haus Hohenzollern ihm viele ausgezeichnete Regenten schenkte.

Die Politik des Großen Kurfürsten scheint mir — soweit ich sie verstehe — fehlerfrei zu sein. In ihm können wir den Begründer Preußens und des Deutschen Reiches verehren.

Die gewissenhafte Organisation der inneren Verwaltung Preußens durch König Friedrich Wilhelm I. ermöglichte es Friedrich dem Großen, seine gewaltigen Erfolge zu erringen. Preußen konnte sich keinen besseren Interpreten des Staatswohls wünschen, als ihn. Aber gegen Ende seiner Regierung wurde sie zu autokratisch und ruhte nur auf seinen zwei Augen. Als sie sich schlossen, blieb zwar die äußere festgefügte Form bestehen, aber der Inhalt war ein dunkles geistiges Chaos. Die Männer, welche damals das Staatswohl hätten beurteilen können, waren mit Spezialarbeiten beschäftigt, so z. B. Cocceji und Svarez mit der Ausarbeitung des Allgemeinen Landrechts.

---

*) „Burschen heraus!" Berlin 1905, Hermann Walther. Freiherr von Butlar, „Frei ist der Bursch!", Berlin 1905, Konkordia. Beherzigenswert sind auch die Worte des Freiherrn von Zedlitz in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses am 23. Februar 1905.

Digitized by Google

Da die Staatsleitung — wie wir in vielen Beispielen gesehen haben — irren kann, so bedarf sie der Kontrolle. Diese kann in erster Linie durch das ganze Volk oder die von ihm gewählten Vertreter, also durch das Parlament, ausgeübt werden.

In konstitutionellen Staaten mit verfassungsmäßiger Ministerverantwortlichkeit übt die Volksvertretung die Kontrolle über die Staatsleitung aus. Auf diese Weise ist in England das Parlament die zuständige und maßgebende Instanz für die Beantwortung aller Fragen des Staatswohls. Dieser Zustand ist bei dem abgeklärten Verfassungsleben Englands und der Leichtigkeit, mit der Meinungen sich Geltung verschaffen können, durchaus befriedigend.

In den Bundesstaaten des Deutschen Reichs befinden wir uns in Übergangszuständen zwischen der absoluten Monarchie und dem Verfassungsstaat nach englischem Vorbilde. Daher haben wir neben der Volksvertretung noch einen starken monarchischen Willen. Die preußische Volksvertretung auf Grund eines höchst unglücklichen Wahlgesetzes kann ihre Ansichten nicht immer zur Geltung bringen. Dafür haben wir den selbständigen Willen der Krone.

Darf man nun auch in anderen Staaten außer England und den Republiken die Parlamente als die gesuchten Instanzen betrachten?

Auch die Volksvertreter können irren, wie z. B. die französischen am 15. Juni 1870; oder wie das preußische Abgeordnetenhaus in der Konfliktszeit 1861—1864. Als König Wilhelm die Heeresreorganisation durchführte, hatte er ein besseres Urteil über die Erfordernisse des Staatswohls als das Abgeordnetenhaus, welches sie verwarf.

Wenn nun auch das Parlament irren kann, wo ist dann die Wahrheit zu suchen?

Die Schwierigkeit besteht hauptsächlich darin, daß man die Richtigkeit eines Urteils über die Bedürfnisse des Staatswohls erst am Erfolge beurteilen kann. Die Heeresreorganisation unseres alten Kaisers ist dafür ein glänzendes Beispiel. Wenn es auch viele einsichtige Männer gab, die sie nach genauer Erwägung der möglicherweise ins Spiel tretenden Kräfte für notwendig hielten, wie z. B. der Kriegsminister v. Roon und Moltke, — der Beweis konnte erst durch den Erfolg geführt werden.

Digitized by Google

Auch die öffentliche Meinung kann sich irren, sie kann durch den Herdentrieb gefälscht oder falsch verstanden werden. In kleinen Staaten, wie z. B. in der Schweiz, kann sie durch Volksabstimmung einwandfrei ermittelt werden. Wie soll man sie aber in großen Staaten finden, in denen man nicht über jede Frage ein Plebiszit veranstalten kann?

Die öffentliche Meinung ist ein vielgestaltiges, vielköpfiges, schlüpfriges Ungeheuer. Wenn man's an einer Stelle gefaßt zu haben glaubt, flugs zeigt es von einer anderen Seite her ein ganz anderes Gesicht. Deshalb kann der Staatsmann mit der öffentlichen Meinung nicht operieren. Erst dann, wenn besonnene, einsichtige Männer mit ihrem Namen und ihrer Persönlichkeit die Richtigkeit der öffentlichen Meinung beglaubigen und bekräftigen, gewinnt sie Wert für den Staatsmann. Für den Fürsten Bismarck waren die anonymen Leitartikel der Presse nichts als bedrucktes Zeitungspapier.

Hiermit glauben wir den Weg zur Beantwortung der gestellten Frage gefunden zu haben. Man braucht nur zu fragen: „Was ist vorhanden, und was ist möglich?"

Vor Ausbruch des russisch-japanischen Krieges im Februar 1904 wurden die Zeitungsleser durch die Nachricht überrascht, daß der Kaiser Mutsu Hito außer seinen Ministern und der Volksvertretung noch die fünf oder sechs alten Staatsmänner um sich versammelt hätte, um ihren Rat einzuholen.

Diese alten Staatsmänner waren im Besitz der höchsten Ehren, die ihr Vaterland ihnen gewähren konnte; sie hatten nichts mehr zu begehren und zu wünschen, als das Wohl Japans. Und wenn sie auch vor ihrem Kaiser Mutsu Hito dem Großen in Ehrfurcht sich beugten, so waren sie doch die unabhängigen und berufensten Beurteiler der Frage, ob das japanische Staatswohl den Krieg gegen Rußland erforderte oder nicht. Sie haben gewählt und haben allem Anschein nach richtig erkannt.

In Preußen haben wir außerhalb der Regierung und der Volksvertretung einen Staatsrat, der ungefähr dieselben Aufgaben erfüllen soll, wie die Gruppe alter Staatsmänner in Japan. Um diese Aufgabe erfolgreich zu erfüllen, müßte unser Staatsrat aber ganz anders zusammengesetzt sein und aus weniger Personen bestehen. Er sollte keinen Beamten enthalten, keinen Mann, der Geld von den Steuerzahlern aus der Hand der Re-

Digitized by Google

gierung empfängt, keinen Mann, der von der Krone oder der Regierung die Erfüllung irgend welcher Wünsche erwartet; — der Staatsrat sollte nur aus besonnenen und einsichtsvollen Männern bestehen, die furchtlos und wunschlos der Wahrheit dienen: Ein Areopag von Priestern der Wahrheit.

Aber selbst ein *solcher* Staatsrat könnte irren. Da es schwer sein dürfte, zu allen Zeiten die geeigneten Männer dafür zu finden, müßte man sich oft mit Surrogaten begnügen.

Die Entwickelungsgeschichte der Wirtschaftslehre und der Staatswissenschaft weist eine fast zusammenhängende Kette von Irrtümern auf, weil ihr das *mathematische Rückgrat* fehlt. Da man die Wahrheit nicht erkannte, nahm man beliebige Surrogate, die man als Weisheit ausgab. Die Staatsphilosophie von *Stahl* ist z. B. solch ein Surrogat. *Stahl* wäre seinerzeit wahrscheinlich ausschlaggebendes Mitglied des Staatsrats gewesen. Es wäre ungerecht, *Stahl* zu beschuldigen, daß er seine Lehre mit dem Bewußtsein ihrer Irrtümlichkeit vorgetragen hätte. Man muß vielmehr annehmen, daß er von ihrer Richtigkeit überzeugt war. Trotzdem war sie falsch, und sie wirkt noch heute in unserer agrarischen Gesetzgebung nach.

Die Frage nach der staatswissenschaftlichen Instanz wird — wie wir hier sehen — um so schwieriger, je näher man sie prüft. Wir haben nachgewiesen, daß alle in Frage kommenden Instanzen mitunter das Richtige treffen, aber sich auch irren können.

Aber wenn auch Staatsoberhäupter, Staatsräte, Minister, Regierungen, Volksvertretungen, die öffentlichen Meinungen und die privaten Gelehrten in Fragen des Staatswohls irren können, so bestehen doch die Staaten in ganz leidlichem Zustande nebeneinander. Wir dürfen daraus die freudige Überzeugung schöpfen, daß die Staatsleitungen, wie sie sich geschichtlich entwickelt haben und wo sie unter parlamentarischer Kontrolle stehen, wenigstens in Fragen der auswärtigen Politik die Bedürfnisse des Staatswohls im allgemeinen richtig auffassen. Nur in Einzelfragen dürften Kompromisse ratsam sein, bei welchen diejenige Instanz das entscheidende Wort hat, die einen etwaigen Irrtum mit Gut und Blut bezahlen muß: *Das Volk oder seine Vertreter.*

Wenn dieser Ausgang auch einige Ähnlichkeit hat mit dem Hornburger Schießen, so glauben wir doch, die Notwendigkeit einer sorgfältigen Information nachgewiesen zu haben. In den Ländern außer England und den Republiken muß die Aus-

Digitized by Google

gestaltung des Staatsrates der Initiative der Krone überlassen bleiben.

Nachdem wir so die drei Erfordernisse erörtert haben, um die Vorstellung des Staatswohls zu einem praktisch brauchbaren Instrument zu gestalten, indem wir eine ungefähre Definition vorausschickten, können wir jetzt genauer untersuchen, worin das Staatswohl besteht.

Da der Staat aus einer Summe von Individuen mit gleichen Menschenrechten sich zusammensetzt, von denen jedes mit seinem besonderen Kulturrecht beschwert ist, so bleibt als Grundform des Staates die der Summe bestehen. In einer Summe können die Summanden beliebig ihre Plätze wechseln, aber sie müssen alle gezählt werden, um die Summe zu erhalten. Wenn man wissen will, wie viele gleich große Kugeln in einem Gefäß enthalten sind, muß man sie zählen. Aber die Kugeln können aus verschiedenen Stoffen geformt sein, z. B. aus Holundermark, Holz, Ton, Eisen, Messing, Kupfer, Blei, Silber, Gold oder Platin, und daher verschieden schwer sein. Die gleiche Größe der Kugeln oder ihre Raumerfüllung entspricht den gleichen Menschenrechten; ihre verschiedenen Gewichte aber entsprechen den verschiedenen Kulturrechten, mit denen die einzelnen Individuen als Faktoren beschwert sind.

Daraus ergibt sich auch die Grundlage des Staatswohls: nämlich die Gewähr einer ausgleichenden Gerechtigkeit, wie sie in der Verfassungsurkunde niedergelegt ist. Das Staatswohl verlangt, daß nicht einzelne Summanden wegen zufälliger äußerer Merkmale, z. B. die Kugeln von einer bestimmten Farbe, vor den anderen bevorzugt werden. Das Staatswohl verlangt allgemeines gleiches Zählrecht. Die den einzelnen Summanden innewohnenden verschiedenen Kulturrechte müssen sich selbst durch Arbeit betätigen — oder sie sind keine Kulturrechte.

Hiernach ergibt sich folgende Definition des Staatswohls:

Das Staatswohl besteht in der Befriedigung der berechtigten Wünsche der Staatsbürger, so daß ein Zustand hergestellt wird, in welchem der kulturelle Durchschnitt der Befriedigung aller Einzelinteressen seinen höchsten Wert erreicht.

Man kann diese Definition auch etwas ausführlicher fassen:

Digitized by Google

Das Staatswohl besteht in der gleichmäßig gerechten Sicherung der Ansprüche aller Mitglieder des Staates auf befriedigenden Lebenszustand. Und zwar darf die Befriedigung des einen Teiles nicht auf Kosten berechtigter Ansprüche anderer Teile erfolgen. Die einander widersprechenden Interessen müssen so weit eingeschränkt werden, daß sie nebeneinander bestehen können, damit alle in möglichst vollkommener Weise befriedigt werden.

Die Einrichtung der für alle Staatsangehörige gleichzeitig möglichen besten Lebenszustände ist das Ziel des Staatswohles.

Wenn der Leser nun fragt, weshalb der Verfasser so viele Eulen nach Athen getragen hat, so kann er zu seiner Entschuldigung anführen, daß in Athen einige Spezies noch fehlen.

Es handelt sich nämlich um die Frage, ob bei uns den Anforderungen des Staatswohls bereits in befriedigendem Maße Rechnung getragen wird, oder ob und aus welchen Ursachen es damit bei uns noch hapert?

Wenn wir — entsprechend dem politischen Übergangszustande, in dem wir uns seit 1850 befinden — uns noch immer nicht einer ausreichenden Befriedigung der kulturellen Erfordernisse des Staatswohls erfreuen, so liegt die Schuld hauptsächlich an dem unglücklichen kulturfeindlichen Wahlgesetz in Preußen und an der ungerechten Einteilung der Wahlkreise im Reich. Die kulturbefördernde städtische Intelligenz wird unterdrückt zu gunsten der ländlichen Bevölkerung, die an der Kulturarbeit des deutschen Volkes nur einen verschwindend kleinen Anteil nimmt, und zu gunsten der ultramontanen Partei, die ihre Weisungen aus Rom bezieht, das von jeher der bitterste Feind des deutschen Volkes gewesen ist und noch ist! Wenn ein ländlicher Wahlbezirk mit 12000 Einwohnern in Ostpreußen dasselbe Gewicht haben soll wie ein Wahlbezirk mit 200000 Einwohnern Berlins, so beweist jede Regierung, die einen solchen Zustand bestehen läßt, daß sie die Bedürfnisse des Staatswohles nicht berücksichtigt.

Wenn sich in solchen Tatsachen nicht der Haß der Regierungen gegen Intelligenz und Bildung ausspricht — derselbe Haß, den wir auch in der römischen Kirche finden — so lassen sie sich nur durch die Furcht vor der Sozialdemokratie erklären. Zuletzt haben im preußischen Abgeordnetenhause über diese Dinge

Digitized by Google

die Abgeordneten Wiemer und Brömel in der Sitzung vom 16. Januar 1905 gesprochen.

In der Sitzung des Deutschen Reichstages am 8. März 1905 wurde die Neueinteilung der Reichstagswahlbezirke angeregt. Der Abgeordnete Kopsch legte ausführlich dar, wie die städtische Intelligenz durch die Landbevölkerung majorisiert wird. Der Abgeordnete Pachnicke schloß seine Rede: Der Reichstag darf kein Zerrbild, sondern soll ein genaues Abbild der Volksstimmung sein.

Der Abgeordnete Gamp dagegen sprach für Beibehaltung des gegenwärtigen Zustandes, der der Landbevölkerung das Übergewicht gibt. Diese ist jetzt im Besitz der Macht und will sie sich nicht aus der Hand nehmen lassen. Er sagte zum Schluß:

„Nur die allergrößten Kälber
vermehren ihre Schlächter selber."

Unter überaus heiterer Stimmung des Hauses antwortete ihm der Abgeordnete Ledebour, daß er mit der Selbsteinschätzung des Abgeordneten Gamp in dessen letzten Worten einverstanden sei.

Wir treffen hier auf dieselbe Argumentierung, durch welche schon Richard III. sein Gewissen zu beschwichtigen suchte, wie Shakespeare so unübertrefflich geschildert hat.

Der Antrag auf Neueinteilung der Wahlkreise wurde abgelehnt!

Die instinktive blasse Furcht unserer Fürsten und Regierungen vor der Sozialdemokratie ist eine wenig erfreuliche Erscheinung. Die Bibel lehrt zwar: „Selig sind die geistig Armen," aber die Regierungen brauchen sich nicht so streng an die Bibel zu halten, da die Staatskunst auf anderen Grundlagen beruht. Mögen die Sozialdemokraten noch so sehr schreien und poltern, — sobald sie in die Lage kämen, Verantwortung zu tragen, würden sie sich in die natürliche Entwickelung einordnen, den bestehenden Verhältnissen sich nähern und einfach zur radikalen Partei in den Parlamenten der nächsten Jahrhunderte sich umgestalten. Das hat uns der französische sozialdemokratische Minister Millérand gelehrt; — das lehrt uns jeder Kronprinz, der eine andere Gestalt zeigt, sobald er die Verantwortung des Herrschers trägt; — das lehrt die Untersuchung der Grundlagen der Entwickelung der Menschensubstanz an der Erdoberfläche, nämlich des Selbsterhaltungstriebes und des Eigentumsbegriffes.

Digitized by Google

Sowie die Sozialdemokraten sich selbst überlassen sind, stellt sich bei ihnen infolge des Erwerbs von Eigentum die bürgerliche Ordnung her. Man braucht nur an die Glasfabrik von Carmaux, an die sozialdemokratischen Konsumvereine, die sozialdemokratischen Zeitungsredaktionen und an die Zentralleitung der Sozialdemokratie zu denken. Tout comme chez nous!

Das Leben der Völker geht durch die Jahrtausende; die Dynastien und Regierungen sind nur vorübergehende Erscheinungen in der Zeiten Flucht.

Wenn unsere Regierungen nicht bloß von heute auf morgen denken, sondern wenn sie das ewige Wohl des deutschen Volkes sich vergegenwärtigen, so müssen sie die Hand bieten zur Umgestaltung des Wahlrechtes und der Wahlkreise.

Wenn auch durch kulturell vernünftige Wahlgesetze und gerechte Wahlkreiseinteilung alle übrigen Erfordernisse des Staatswohls Befriedigung finden könnten, so ist es doch vielleicht nicht überflüssig, schon jetzt noch einige weitere Ansprüche anzumelden.

Es würde uns viel zu weit führen, wenn wir auch nur die wichtigsten, im Parlament erörterten Angelegenheiten auf ihren kulturellen Gehalt prüfen und ihre kulturell richtige Lösung ableiten wollten.

Leider wird diese nicht immer erreicht, weil unser Abgeordnetenhaus im wesentlichen eine Parteivertretung ist, zu welcher die anderen Parteien gewissermaßen nur als „Konzessionsschulzen" zugelassen werden. Die Schulfrage, die Kirchenfrage, die Steuerfrage, die Handelsverträge und der Mittellandkanal sind Angelegenheiten, die eine richtige preußische Volksvertretung wohl besser dem Staatswohl entsprechend erledigen würde. Bei der Kanalfrage vermisse ich z. B. den Hinweis darauf, daß unser Kanal das mittlere Stück eines großen Kanals Paris—Moskau zu bilden hätte, der uns ebenso nützlich werden könnte, wie der Kaiserkanal vom Yangtsekiang nach Tientsin für China nützlich geworden ist.

Hier möchte ich nur eine Frage erwähnen, welche bisher im Reichstage nur flüchtig gestreift worden ist: die Frage der Einrichtung eines Technischen Reichsamtes.

Manchen Leser mag diese Frage berühren, wie ein modernes „Caeterum censeo". In der Tat, ein altes Karthago muß zerstört werden, damit das deutsche Volkswohl emporblühen kann.

Digitized by Google

Die aus früheren Jahrhunderten übernommene Einteilung der Universitas literarum in vier Fakultäten ist durch die Technik längst durchbrochen worden. Alle Seiten unseres Kulturzustandes sind derartig von den Leistungen der Technik abhängig und ihr zu Dank verpflichtet, daß es nur als gerecht erscheint, auch der Technik eine höchste Vertretung im Staatsleben einzuräumen.

Gegenwärtig sind vielfach Stellen in der Verwaltung, die technisches Wissen erfordern, mit Juristen besetzt, die durch „Vertiefung ins römische Recht" dem Verständnis des modernen Lebens entrückt sind. Die Schäden, die daraus für das deutsche Volkswohl erwachsen, hat Verfasser an anderen Stellen geschildert. Ihnen gegenüber mögen hier die praktischen und idealen Aufgaben des Technischen Reichsamtes in gedrängter Kürze aufgezählt werden:

1. Behandlung sämtlicher technischer Angelegenheiten in Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtsprechung. Die meisten der hierher gehörigen Dezernate sind gegenwärtig dem Reichsamt des Innern unterstellt. Die Rechtsprechung in technischen Streitfragen würde die Bildung eines technischen Gerichtshofes erfordern, der als höchstes Reichsgericht in technischen Dingen gedacht ist. Der Disziplinarsenat des Technischen Reichsgerichtes müßte zuständig gemacht werden für alle Fälle, in denen der Angeklagte juristische Richter für befangen hält.

Ausführliche Begründungen sind in Vorträgen und Schriften des Ingenieurs Franz Bendt und in Denkschriften über Luftrecht niedergelegt, die sich in Händen des Ausschusses für das Studium der Errichtung einer gewerblich-technischen Reichsbehörde, Berlin W. 9, Köthenerstraße 33, befinden.

2. Beseitigung des Monopols der Juristen in Justiz und Verwaltung. Dies ist das Karthago, welches zerstört werden muß; und zwar mit Hilfe der unter 1 gesammelten Streitkräfte. Den deutschen Staaten entging bisher der große Vorteil, den sie aus dem Wettbewerb der juristischen und der technischen Richter und sonstigen Beamten hätten ziehen können. Es ist ein Wahn, zu glauben, daß nur das moderne deutsche Assessorexamen zum Richteramt befähige.

Präsident Roosevelt hat kein Assessorexamen gemacht und kann doch ein großes freies Volk bewunderungswert regieren.

Ausführlicher ist der Gegenstand behandelt worden in dem Werke des Verfassers über Luftrecht in der deutschen Gewerbe-

Digitized by Google

ordnung, Berlin 1905; namentlich in den Denkschriften des Anhanges.

3. Befreiung des deutschen Volkes von römischer Fremdherrschaft in Kirche, Schule und Rechtsprechung. Diese Blüte des deutschen Volkswohles kann nur auf den Trümmern von Karthago emporwachsen. Möge uns ein neuer Scipio Aemilianus die Freiheit zuwinken!

Wenn auch das Technische Reichsamt mit Kirche und Schule direkt nichts zu tun haben würde, so müßte doch sein bloßes Vorhandensein auch auf diese einwirken. Denn eine seiner Aufgaben würde darin bestehen, den fossilen Begriff der körperlichen Sache des römischen Rechts aus dem lebenden Fleisch unserer Gesetze und unseres Rechts zu entfernen, und ihn zu ersetzen durch den modernen Begriff der werterzeugenden Arbeit. Es würde seine Aufgabe sein, ein von römischen Zwangsvorstellungen freies deutsches Recht zu schaffen.

Wer in $2^1/_2$ Jahren ein tüchtiger Artillerist werden will, sollte nicht 2 Jahre darauf verwenden, um sich mit altrömischen Ballisten und Katapulten vertraut zu machen. Es würde für ihn genügen, wenn er nur wüßte, wo diese Ballisten und Katapulte, diese Basilisken und Stellbogen und alle anderen interessanten Vorläufer der heutigen Kanonen, Haubitzen und Mörser, wie z. B. ein Euthytonon, Palintonon und Onager, im Museum zu finden sind. Die Hauptsache für ihn ist, daß er mit der modernen Waffe umzugehen lernt. Das interessante Studium des Altertums mag den Spezialgelehrten überlassen bleiben.

Indem die Rechtsvorstellungen nach 600jähriger Knechtschaft endlich auf nationalen Boden gestellt würden, würden auch die römischen Fesseln vom Geist unseres Volkes, von Kirche und Schule abgestreift werden. Erst dadurch würden wir die kulturelle Selbständigkeit erlangen. Was Luther erstrebt, was Millionen Deutscher mit ihrem Herzblut bezahlt haben, würde dann zur Wahrheit werden.

Wenn wir nun zum Schluß noch einmal auf das Staatswohl zurückkommen, welches vor allem ein gerechtes Wahlgesetz und gerechte Wahlbezirkseinteilung verlangt, so haben wir dank der weitschauenden Fürsorge unseres Kaisers ein neues kulturbefördernde Mittel gewonnen durch die engere Verbindung der deutschen Geisteswelt mit derjenigen Amerikas.

Präsident Roosevelt erklärte in seiner Botschaft an das amerikanische Volk vom 4. März 1905 als Hauptaufgabe der

Digitized by Google

Vereinigten Staaten: zu zeigen, daß unter einer freien Regierung ein mächtiges Volk am besten gedeihen kann.

Die zünftigen Diplomaten Europas, welche die Staatsweisheit als ihr ausschließliches Erbgut betrachten, werden darüber die Nase rümpfen. Noch mehr vielleicht über die weiteren Teile der Botschaft, welche echte Kulturweisheit atmen. Auch außerhalb der zünftigen Schulweisheit und obrigkeitlicher Abstempelung kann die Wahrheit gefunden werden. Das ist sehr unbequem!

Unsere Diplomaten und sonstigen Anhänger des zünftigen Wissens mögen ihre gestickten Uniformen ausziehen und in Hemdsärmeln nach Amerika gehen, um dort Staatswirtschaft zu studieren und zu lernen, wie man Milliardäre macht.

Die Widerstände, welche der Verwirklichung des Staatswohles entgegenstehen, lassen sich nicht mit schwächlicher Konnivenz und durch diplomatische Velleitäten überwinden. Nur ein starker Wille kann siegen.

Über den Styl.

Aus dem ungedruckten Briefwechsel zwischen Ludwig von Schorn und Friedrich von Rumohr; mitgeteilt von Adelheid von Schorn.

Rumohr an Schorn.

Florenz, den 20. Juli 1820.

Hochverehrter Herr Dr.!

Der Empfang Ihrer beiden letzten Zuschriften vom 1. u. 7. d. M. vereinigte sich zufällig mit der Ankunft des Grafen Molke, der mir Ihr Werk „Über die Studien der griechischen Künstler" mittheilte. Ich habe dieses Buch mit ungemeiner Belehrung gelesen, u. erkläre es aus voller Überzeugung für die beste Abhandlung der Aesthetik der zeichnenden Künste, die mir je vorgekommen ist. Sie vereinigen deren Eigenschaften, welche wohl oft vereinzelt vorkommen mögen: Anschauung der Kunstwerke;

Digitized by Google

Beleſenheit oder hiſtoriſche Kunde u. philoſophiſchen Geiſt. Ich brauche Ihnen wohl nicht zu ſagen, daß ich durchaus in allem Allgemeinen u. Weſentlichen mit Ihnen übereinſtimme; geſtatten Sie aber die Anerkennung, daß Sie in jenem Werke mir ſelbſt u. andern vollkommen deutlich gemacht haben, was ich früher in Schriften u. Unterredungen aufzufaſſen geſucht hatte. Ich habe den Graf Molke gebeten, mir ſein Exemplar abzutreten, um es nach Rom zu ſenden, wo es gewiß im Künſtlerkreiſe gute Wirkung machen wird. Das Beſtreben unſerer Landsleute geht freylich oft von der inneren Beſtimmung aus, wird aber immer von Begriffen geleitet — ſo daß die Aufhellung, Sonderung, richtige Auffaſſung derſelben für alles Gedeihen höchſt entſcheidend iſt. — Aus eben dieſer Schrift — Seite 104 — kläre ich mir Ihre Einwürfe gegen den vielleicht willkührlichen Gebrauch des Wortes Styl auf, den ich in meinen letzten Mittheilungen gemacht u. vielleicht vermieden hätte, wenn ich Ihre Schrift früher geleſen hätte. So viel Freyheit Sie in der Worterklärung zuzugeben ſcheinen, ſo iſt doch wohl jederzeit wünſchenswerth, ſich über den Wortgebrauch zu vereinigen, wobey billig immer Abkunft u. gemeiner Sprachgebrauch zu Rathe gezogen wird. Leider hilft nun der letzte bey abſtrakten Begriffen wenig aus, und die erſte möchte wohl in wenig Fällen zweifelhafter ſeyn. So viel mir bewußt iſt, hat man den Styl früher auf jene Regelmäßigkeit u. Übereinſtimmung im Bau der Perioden angewendet, welche, ſofern kein Zwang darin ſichtbar wird, das Weſen einer guten Schreibart ausmacht; ſpäter erſt auf die bildende Kunſt, in der weder die Idee, noch die Richtigkeit, Naturähnlichkeit einer neuen Bezeichnung bedurfte, das Eigenthümliche aber nichts allgemeines, u. häufig etwas Verwerfliches ſeyn konnte; mithin ſchien mir der Styl ein drittes oder viertes, etwas gleichſam Muſikaliſches zu ſeyn, wie in der Redekunſt. Eine Beſtimmung ſchien aber um ſo nothwendiger, weil der Styl gegenwärtig in Aller Mund iſt u. weil das Unbeſtimmte in deſſen Wortgebrauch offenbar zu einigen Abweichungen vom Rechten, welches ich nächſtens einmal berühren will, Veranlaſſung giebt. Über die Sache ſelbſt ſind wir ja übrigens einig, wenn wir dafür auch verſchiedene Namen gewählt haben. Sonderbar genug ſtimmt Ihre Erklärung des eigentlichen Kunſtſchönen mit der Definition überein, welche Philipp Veit, der zu ſeinen bedeutenden Anlagen auch eine gute Schulbildung gebracht hat, von dem Weſen des Styles gab, als ich den Gegenſtand mit ihm beredete. . .

Digitized by Google

Schorn an Rumohr.

23. Aug. 1820.

. . . Sehr große Freude hat mir auch Ihre weitere Erklärung über den Ausdruck Styl gemacht. Ich sehe, daß wir in der Sache vollkommen einig sind, u. daß Sie nur den Ausdruck Styl gebraucht wünschen, wo ich das Kunstschöne zu erkennen glaubte, u. für das, was ich als Styl bezeichnete, lieber das Wort Manier brauchen wollten. Besonders überraschend war mir Ihre Beziehung auf die Musik, die so vollkommen mit meiner Ansicht des Kunstschönen übereinstimmt, denn das Schöne, was mir in Werken der bildenden Kunst auf den allgemeinen mathematischen und optischen Gesetzen der Formen, des Lichts u. der Farben beruhend u. auf die natürlichen Gegenstände angewandt erscheint, finde ich in der Musik absolut durchgeführt nach den Gesetzen der Harmonie u. Melodie, weßhalb denn auch wohl die Musik die magischste aller Künste ist, da sie uns vollkommen aus der Natur hinweghebt in ein, ich möchte sagen, geläutertes Gebiet, wo allein durch den Ausdruck ewiger, in uns selbst, wie im Weltsystem begründeter Normen, das Gefühl, die Empfindung des Schönen in uns erregt wird. — In dem Worte Styl dagegen fand ich, schon nach seiner etymologischen Abstammung begrifflich die Beziehung auf das Individuelle des Künstlers, welches immer eine Modifikation in der Darstellung des Kunstschönen bewirkt, u. andererseits auch seine Auffassung der Natur bestimmt, woraus denn eine theils allgemeinere (nationale), theils ganz besondere Eigenthümlichkeit der Kunstleistung hervorgeht, welche, durchaus auf Wahrheit beruhend, u. die Vereinigung des ewig Bestehenden mit dem Vergänglichen durch das Medium des menschlichen Geistes bezeichnend, so erhebend auf den Beschauer wirkt. — Und in so fern bin ich wieder mit Ihrem Gebrauche des Wortes Styl einverstanden, wenn es blos in Beziehung auf das Objekt, das einzelne Kunstwerk, genommen wird, indem das Kunstschöne stets durch die Originalität motivirt erscheint. — Manier aber möchte ich, im guten Sinne, nur für das technische Verfahren brauchen, da dies Wort so oft, u. meistens im üblen Sinne, zur Bezeichnung der Lüge angewendet, mir nicht wohl mit jenem höheren Bezug auf objektive Wahrheit u. intensive Geistesmacht vereinbar schien. . .

Digitized by Google

Rumohr an Schorn.

Florenz, den 17ten Sept. 1820.

Hochzuverehrender Herr Dr.!

Ihren werthen Brief vom 23. Auguſt habe ich mit gewohntem Vergnügen empfangen. Da Sie ſo gütig ſind, weiter auf unſre Verhandlungen betreff des Gebrauches des Wortes: Styl, einzugehn, ſo nehme ich, im Bewußtſeyn, daß eine Vereinigung über die Hauptbegriffe ſeines Faches immer nützlich iſt, wenn nicht ſelbſt nothwendig, den Faden von neuem auf, u. enthalte Ihnen keinen meiner Beweggründe.

1. Wenn ich in der Wahl des Wortes für einen Begriff, über den wir übrigens einverſtanden ſind, gefehlt haben ſollte, ſo will ich erſt meine Entſchuldigungsgründe anführen. Seit etwa zehn Jahren iſt in Rom das Wort Styl ſehr gäng und gebe geworden, u. nimmt mehr u. mehr in der Künſtlerſprache überhand. Wenn ich die Leute von vielen Vorſtellungen u. wenigen Begriffen frage, was ſie damit bezeichnen: ſo erhalte ich meiſtens gar keine Antwort u. bisweilen dieſe: der Styl ſei das, was der Künſtler zu der Form u. Beſchaffenheit der Naturerſcheinungen hinzuthue. — Dieß wäre genau genommen Ihrer Definition mehr günſtig, als der meinigen. Da aber das, was der Künſtler zur Natur hinzuthut (wie immer die Bedingung: im guten u. beſten Sinne, hinzugefügt werden möge), jederzeit ſehr nahe an Manier, an Gewöhnung der Hand, ſey es zu kecken oder ängſtlichen Zügen, angränzt: ſo mußte ein ſolcher Begriff, welchen Namen man ihm geben mochte, auch jederzeit mehr u. weniger zu jenem ſubjectiven Stolze gegen das in der Natur Anſchauliche u. Ungeſchaute hinüberleiten, an dem die Kunſt ſeit drey Jahrhunderten immer wieder Schiffbruch leidet, wie ſehr ſie auch von Zeit zu Zeit Hoffnungen erwecken u. gewiſſermaßen befriedigen mochte. Es ſchien mir eben daher, vorzüglich, weil ich unter den nächſten Zeitgenoſſen den einbrechenden Schaden wahrnahm, nöthig, den Styl, der einmal ein Ehrfurcht erweckender Begriff geworden, auf Etwas ewiges zu begründen, u. von dem Zufälligen u. Subjectiven, welches nie fehlt, u. auch nicht ſchadet, wenn es untergeordnet iſt, völlig abzuſondern. Das Individuelle des Künſtlers, welches die gewöhnliche Sprache der Kunſtfreunde etwas ſeicht: Originalität benennt, ſchien mir durch die Wörter: Auffaſſungsart, Darſtellungsweiſe genugſam ausgedrückt.

Digitized by Google

2. Dachte ich durch meine Definition der, in der Archäologie der bildenden Künste so üblichen, Anwendung des Wortes Styl auf ganz ideelle Eigenschaften entgegenzuwirken; z. B. der hohe Styl ꝛc. Mir scheint nämlich aus jenem Wortgebrauche eine unnöthige Verwirrung der Begriffe hervorzugehn. Sehn Sie nur, was die flachen Italiener u. Franzosen für einen Behelf daraus gemacht haben.

3. und zur Sache selbst. Sie ziehen vor, das moderne Wort aus Stylus, der Griffel, abzuleiten, u. ich glaube auch, daß Sie darin Recht haben. Nun kommt hier für mich darauf alles an, daß Sie mir aus dem Schatze Ihrer classischen Belesenheit ein Beyspiel anführen, daß Stylus schon bei den Alten jemals auf die bildenden Künste sey angewendet worden. Irrte ich mich nicht, daß Stylus zuerst, in einem durch einen Sprung vom Griffel abgeleiteten Sinne, von einer wohlabgemessenen, bey allem Wechsel doch in allen ihren Teilen harmonierenden Schreibart verstanden worden sey; so könnte mir dieses sehr zur Entschuldigung dienen, wenn ich bey derselben äußern Ableitung des Wortes, demselben einen so sehr von dem Ihrigen verschiedenen Begriff untergelegt habe. Nehmen wir an, daß die Redekunst des Wortes: Styl, als schon verarbeiteten Begriff einer innern Harmonie der Abschnitte der Rede unter sich an die bildende Kunstsprache abgegeben habe: so könnte ich Ihnen immer noch einige Gründe entgegensetzen. — Bisweilen habe ich auch daran gedacht, ob nicht, wie bisweilen bey gleichlautenden Wörtern der Fall ist, der στυλος der Architectur, dem die Alten so feinsinnig sein Maaß angewiesen hatten, bey der Bildung des modernen Begriffes einigen Einfluß geübt habe.

Auch hatte ich noch etwas gegen das neue Wort das Kunstschöne einzuwenden, worüber wir uns ein andermal besprechen wollen. Ich erwarte vorerst Ihre Aufklärungen über das eben Bemerkte. . .

Rumohr an Schorn.

Florenz, den 13ten Oct. 1820.

. . . In dem, was ich Ihnen neulich über den Styl schrieb, oder zur Entschuldigung meines Wortgebrauches, vergaß ich anzuführen, daß die römisch-deutschen Künstler darunter etwas ganz Allgemeines verstehen. Sie sagen: es ist Styl darin; oder die

Digitized by Google

Zeichnung, das Bild, die Natur hat keinen Styl. Das was sie damit wollen, beſtreben ſie gemeinſchaftlich, und ſehen dabey ganz von den Wirkungen individueller Meiſterſchaft ab. Ferner glauben ſie ſich den Styl durch Studium der großen Kunſtepochen der griechiſchen u. mittelalterlich italieniſchen Alterthümer anzueignen. Daher iſt die Worterklärung Einiger: Styl iſt, was der Künſtler zur Natur (Auffaſſung aus der Erſcheinung) hinzuthut, wohl gewiſſermaßen anwendbar, drückt aber nicht ganz ſcharf aus, was ſie wollen, daß der Künſtler dann zur Natur hinzuthut. — Dieß zur Ergänzung jenes Briefes, auf den ich mit Ungeduld Ihrer Antwort entgegenſehe. . .

Florenz, den 30. Oct. 1820.

. . . Auch ſähe ich gern, daß Sie ein Exemplar Ihrer „Studien" beylegten. Ich habe das meinige nach Rom geſandt, wo es den Beyfall vieler Künſtler erlangt hat. . .

Schorn an Rumohr.

2. Nov. 1820.

Mit großem Vergnügen habe ich geleſen, was Sie weiter über die Beſtimmung des Begriffes Styl zu ſchreiben die Güte hatten. Da die Benennung eines Begriffs deſſen Sinn doch nie ganz umfaßt, ſo vertrage ich mich leicht über dieſelbe, ſobald der Begriff einmal feſt beſtimmt iſt; und muß Ihnen daher auch zugeben, daß es nützlicher ſey, dazu ein Wort zu wählen, das ſchon größtentheils in dem angedeuteten Sinn gebraucht wird. Ehe ich aber die mir noch übrigen Bedenklichkeiten äußere, hätte ich ſehr gewünſcht, erſt Ihre Einwendung gegen den Ausdruck: das Kunſtſchöne zu vernehmen, ob Sie blos gegen den Ausdruck oder gegen den von mir darunter verſtandenen Begriff gerichtet ſind? Ich ſetze daher noch voraus, was ich darüber angenommen, u. willige gern ein, daß das Eigenthümliche des Vortrags, welches ich mit dem Worte Styl bezeichnen wollte, durch die Ausdrücke Auffaſſungsart, Darſtellungsweiſe, bezeichnet werden, obgleich ich in dieſen noch die Andeutungen des Bleibenden, Beſtehenden, Charakteriſtiſchen, vermiſſe. Meine Herleitung von dem lateiniſchen Stylus kann ich freylich mit keiner Stelle aus den Alten unterſtützen, wo das Wort auf die bildende Kunſt bezogen wäre, zweifle indeß, daß ſich eine ſolche findet, ſondern glaube, daß die Bedeutung des Wortes erſt bey den Italienern entſtanden iſt. Ich dachte blos an die Bedeutung Griffel u. den zu deſſen

Digitized by Google

Gebrauch nothwendigen eigenthümlichen Zug der Hand beym Schreiben u. Zeichnen, woraus ich mir die Anwendung des Wortes zur Bezeichnung der Eigenthümlichkeit des schriftlichen Vortrags in Hinsicht der Phraseologie zu erklären suchte. Daß das griechische Wort στυλος hier anwendbar sey, möchte ich sehr bezweifeln. Ist mir nun anders deutlich, was Sie unter dem Ausdruck Styl verstehen, im Sinne der künstlerischen Redeweise, so scheint es mir doch, dieser Ausdruck sei bisher meistens in einem zu engen Sinne genommen worden, als daß er sich leicht auf alles anwenden ließe, was ich mir als zu der höheren Bedeutung, die eingeführt werden soll, gehörig denke. Wie man nämlich von dem Styl der Zeichnung, dem Styl einer Natur sprach, so verstand man, wie ich glaube, bei dem Gemälde unter dem Ausdruck Styl bloß etwas den Formen angehöriges, wodurch das Gebilde der Kunst sich vor dem Gebilde der Natur auszeichnet, etwas Absichtliches, was von dem Genie des Künstlers herrührt, kurz das, was ich das Kunstschöne der Form nenne, nehmlich die Übertragung mathematischer Grundformen für die mannigfaltigen Formen der lebendigen Gestalt. Diesem analog ist aber das, was der Künstler in Hinsicht der Vertheilung von Licht u. Schatten, der Wahl dunkleren oder helleren Farbentons, u. der Anordnung der Farben, aus freyen Stücken, in sein Werk legt; auch hier thut er mehr als die zufällige natürliche Erscheinung ihn lehrt; Und so wie ich nun auch ein Kunstschönes der Haltung u. Farbe angenommen, so müssen diese Begriffe, in Ihrem Sinn, gleichfalls auf den Ausdruck Styl übertragen werden, wenn der höhere Begriff desselben vollständig seyn sollte. Ob dieß nun eben leicht sey, werden Sie nach Ihrer Erfahrung u. künstlerischen Sprachgabe besser bestimmen als ich. Hierüber wünschte ich wohl Ihre Meynung zu erfahren, so wie auch, mit welchem Ausdruck Sie den bisher in der Archäologie üblich gewesenen Gebrauch des Wortes Styl zu verdrängen gedächten. Es sind freylich bloß ideelle Eigenschaften, die ich unter dem hohen, anmuthigen Styl bezeichnet, aber sollte nicht auf dem Materiellen, der Form, den Farben, ein, wenn auch geringerer, Antheil daran zukommen? . . .

Rumohr an Schorn.

Florenz, Nov. 1820.

. . . Sehr dankbar bin ich Ihnen für die fortdauernde Bemühung, uns über den Gebrauch der Worte, Styl und Kunst-

Digitized by Google

schönes auseinanderzusetzen. Mündlich würden wir uns gewiß bald über diesen Gegenstand vereinigen. Meine Einwendungen gegen das Wort Kunstschönes beruhen zunächst auf dem Klang des Wortes, den freylich die ganze Tonverwebung unserer Sprache beschützt; dann aber u. vorzüglich darauf, daß Sie selbst, wenn ich recht verstehe, unter dem Kunstschönen keinen Theil des Absolut Schönen, sondern vielmehr die Erfordernisse oder Bedingungen einer ungestörten Erscheinung des Schönen in der Kunst verstehen; dasselbe was mir der Styl ist. — Aber die beiden integrierenden Begriffe des Wortes Kunstschönes, welche sich beide doch in dem Gesammtworte geltend machen, scheinen mir nur auf den ersten Blick eine Abtheilung in der Schönheit selbst zu bezwecken, die ich, wenn sie überhaupt möglich oder denkbar ist, wenigstens in dem Gegensatze von Kunst u. Natur Schönem nicht gerne zugeben möchte. Das Schöne scheint mir an u. für sich, sowohl subjectiv in der Kunst, als auch objectiv in der Natur oder Kunst, nur immer ein u. dasselbe zu seyn; ich habe mich gewöhnt, das Angenehme u. Gemuthende nicht als das Schöne selbst, Höchstens als eine leise Anregung der Idee der Schönheit anzusehn; u. da mir diese Idee einmal etwas Überschwengliches, weit über Begriff u. Regel Erhabenes ist, so kann ich mich schwer dazu entschließen, selbst in die von Ihnen angeregten, u. in der Archäologie üblichen Abtheilungen des erhabenen u. anmuthigen Styles einzugehn, da diese Benennungen doch auf weiter nichts beruhen, als auf der Wahrnehmung einer bestimmten, ein bestimmtes Zeitalter beherrschenden Geistesrichtung; die dann freylich auch in der ihr eigenthümlichen Form hervortreten mußte. So wenig Ihnen diese hingeworfenen Bemerkungen genügen werden, so scheint mir doch aus Ihrem letzten gewiß, daß Sie zugeben, daß der bisherige Gebrauch des Wortes Styl äußerst schwankend, bald mehr bald minder allgemein sey. — Die Künstlersprache nimmt freylich auch für Farbe u. Haltung einen Styl an. — Glauben Sie, daß ich nichts weiter gethan habe u. thun wollen, als einen jetzt durchaus üblichen Kunstausdruck ein wenig definiren, damit er nicht in das Unbestimmte u. endlich, wie schon hie u. da sichtbar ward, ins Falsche übergehe.

Obgleich ich nicht im Stande bin, mich gegenwärtig ganz deutlich zu machen, so glaube ich dennoch, die Vermuthung äußern zu dürfen, daß uns im Grunde weniger das Wort, welches doch nur unwesentlich ist, als eine kleine Abweichung in den Grundansichten trenne. — So sehr ich überzeugt bin, daß der Genius

Digitized by Google

des Künstlers, auch bey geflissentlicher genauer Nachbildung der Naturgegenstände, diesen seinen eigenthümlichen u. den allgemeinen Stempel seiner Zeit u. Schule aufdrücken wird: so hindert mich doch vielfältige Erfahrung der Gefahr, die für den Künstler im Bewußtseyn dieser Veränderung liegt, dieß völlig u. unumwunden auszusprechen. Ich habe auch bemerkt, daß die Aesthetiker u. Kunsthistoriker selbst, bey der Anerkennung dieser Veränderung, leicht in den Fall kommen, die falsche mit der rechten zu verwechseln, u. Manier für Styl (im alten u. in Ihrem Sinne) zu nehmen. Wie schwer ist es nicht, in der Theorie die Grenze zwischen dem Willkührlichen des Genies, dem die Productive Fülle der Zeugungskraft der Natur innewohnt, u. dem Willkührlichen der Übung, der Geistesfaulheit, des conventionellen Begriffes, fest zu bestimmen? Im Zeitalter Winkelmanns hatte dieß auf die Werthbestimmung der antiken Statuen einen sehr nachtheiligen Einfluß. Viele von ihm gepriesene Werke genießen jetzt nur untergeordnete Schätzung; andere, die er übersah, stehn oben an. In der tiefen Idee u. großartigen Ausführung des barbarinischen Fauns sah Winkelmann deßhalb nur die Nachbildung der gemeinen Natur, eben weil er sich gewöhnt hatte, Idealität u. erhabenen Styl in einer conventionellen Abweichung von der Natur zu sehn, u. weil in diesem Werke eine hohe Idee, bey dem höchsten Kunstschönen, oder Style, in der größten Natürlichkeit der Lage u. Formen ausgedrückt ist. . .

Rumohr an Schorn.

Hamburg, d. 13. Dcbr. 1825.

. . . Sehr viel hätte ich darum gegeben, Ihre Studien vor mir zu haben. Indeß habe ich das Buch oft besessen, oft wieder verschenkt, wo ich hoffte es würde in Andern Nachdenken anregen. Ich habe daher nirgend mit Bestimmtheit nachweisen können, an welchen Stellen wir ganz, an welchen minder einig sind. Meine Antwort auf Ihre letzten Einwendungen habe ich in einer Note zu meiner ausführlicheren Stylentwicklung ausgesprochen, welche uns hoffentlich, ja gewiß annähern wird. — Ob ich nicht später einmal das Wort, die Bezeichnung fallen lasse, ist eine Frage für sich. Den Begriff selbst, dessen reine Auffassung besonders für das praktische Kunstleben wichtig ist, werde ich vielleicht weiter ausbilden, doch nicht wohl ganz fallen lassen.

Digitized by Google

Wohlthätig war mir Ihr Zusatz zu Carus über Fiesole. Sehr entschieden haben Sie sich da über das Verhältniß der Künstler zu den Gestaltungen der Natur ausgesprochen. — Lassen Sie uns zum Besten der Kunst zusammenwirken, u. alle Vorurtheile zerstören, welche noch immer den Künstler mehr u. minder hindern, sich frey in seinem eigenthümlichen Elemente zu bewegen. Lassen Sie uns dahin streben, statt eines beschränkten Strebens nach Formen von conventioneller Schönheit, mögen sie antiker oder moderner Entstehung seyn, eine freye Bewegung der Geister, die jedem gegeben ist, u. muntere Hingebung in die Erscheinung u. gründliche Erforschung der Naturgesetze herbeyzuführen, der einzige Weg, auf welchem jedes künstlerische Wollen zu klarem Bewußtseyn erhoben, zu deutlicher Darstellung befähigt wird. — Aber auch die inneren Forderungen des Stoffes unterliegen bestimmten Naturgesetzen. Also nicht, wie Sie zu fürchten scheinen, Conventionen, sondern allgemeinere, zu entdeckende, nicht festzusetzende Naturgesetze will ich in dem, was ich Styl nenne, befolgt sehen. . .

Aus dem Tagebuch eines Schwachen.

Von Leo Colze.

London, Pfingstmontag 1903.

Ich möchte den Tag als bestimmend für meine Zukunft ansehen.

Nicht aus dem Bedürfnis des lyrisch veranlagten Sekundaners oder schwärmenden Hängezopfbackfisches heraus entstehen diese Zeilen; sondern rein als Rechenschaftsberichte über mein Tun und Handeln, über meine geistige Tätigkeit und Fortentwickelung sollen sie aufgefaßt sein und in diesem Sinne auch abgefaßt werden.

Wie denke ich mir meine Zukunft??

Nach jahrelanger, rein genießender und aufnehmender Lebensführung in jeder Beziehung hat sich naturgemäß der Wunsch ausgereift, Erfolge, greifbare Resultate arbeitsvoller Stunden vor Augen zu sehen. Geistige Arbeit an sich, nur des ideellen Schaffens und Forschens wegen, gewährt mir nicht das Maß von Befriedigung, das zu einigem Wohlbefinden im

Digitized by Google

Tagestreiben Notwendigkeit ist. Überdies scheint mir auch, daß ich zu einer rein und nur wissenschaftlichen Lebensarbeit nicht durchaus geeignet bin. Ich sehe zu sehr im Leben! Ich sehe zu sehr mit Künstleraugen und fühle zu viel mit. Es ist mir oft, als ginge das rings pulsierende Leben mit seinen Freuden und Schmerzen durch mein Inneres. Es ist zuviel Weichheit in mir! — Und dann muß ich gestehen, daß mir zum ideellen Geistesarbeiter etwas sehr Wichtiges fehlt, das unbedingte Konzentrationsvermögen!

Welche Art von Lebenstätigkeit würde mir dann noch verbleiben? — —

Die rein kaufmännische und zwar in London!?

Das hat im ersten Augenblick etwas Imponierendes, ja Überwältigendes. Im Brennpunkte des Welthandels zu schaffen, zu erwerben. Ein Glied jener mächtigen Kette zu sein, die in ihrer ungeheuren Ausdehnung den ganzen Erdball umschlingt; einer jener Männer sein, für die alle Fortschritte in Wissenschaft und Technik in letzten Grunde einzig und allein werden!

Ästhetik beiseite! Gib künstlerisches Fühlen und Empfinden auf! Und nicht nur für die Stunden der kaufmännischen Tagesarbeit! Das ganze Milieu rastloser Tätigkeit verträgt sich nicht mit ruhigem Beschauen und Schönheitsschwelgerei. Sei als Kaufmann „nur" Kaufmann — oder sei es gar nicht. — Da ist ferner die geregelte journalistische Tätigkeit. Auch dieser Beruf lockt. Er trieb zu Taten. Ich habe an das Berliner Morgenblatt geschrieben. Vielleicht kann mir Dr. Moll hilfreich zur Seite stehen. Außerdem wandte ich mich an den Vorsitzenden des Kunstklubs. Möglich, daß es seiner Vermittelung gelingt, mir eine befriedigende Tätigkeit (praktische Tätigkeit) zu verschaffen. Einen Band meiner letzten Gedichte habe ich beigelegt.

Einem Münchener Blatte, der „Rundschau" sandte ich in der ersten Woche meines Londoner Aufenthaltes den Beginn einer Artikelserie über allgemeine Eindrücke, „Am Kamin" betitelt. Es sollten eine Art „Empfindsame Berichte" werden. Trotz zweimaliger Bitte um endgültigen Bescheid bleibe ich ohne Antwort.

Das ist noch nicht alles. Ich habe mehr Eisen ins Feuer gelegt. An die literarische Prüfungsabteilung des Kunstklubs ging das Manuskript einer längeren Novelle ab, die ich jetzt erscheinen lassen will. Sie entstand schon 1898 in der Breslauer Zeit. — Wie oft denke ich an Siegfried Valpe, den guten Burschen, und unsere gemeinsam verlebten Abende bei Brot und Käse; an die feenhaften Beleuchtungseffekte auf seiner Veranda mit Wachszündhölzern, an die Lichttransparente für das gegenüberliegende Pensionat und an Ida und Alma. Guter Valpe! Wie mag es dir gehen; schwärmst du noch immer für den feudalen Zug im Leben? — —

Die Novelle behandelt Korpsstudentenzeit, ist ernsten Inhalts, wurde jedoch stark ins Humoristische übergeleitet. Hoffentlich beschert uns das Geschick einen gut zahlenden Verleger! — und viel, sehr viel Leser, denen ich etwas sage.

Um noch die journalistische Tätigkeit von einer anderen Seite zu beleuchten:

Ich glaube manchmal, diese Stadt mit, oder gerade trotz ihrer Unge-

Digitized by Google

bundenheit des individuellen Lebens, mit ihrem Mangel an Gefühl und den krassen Gegensätzen, befriedigt auf die Dauer nicht bei einem vagierenden Berufe, wie der Journalismus es eben doch ist. — Hier muß seßhaftere Tätigkeit ergriffen werden!

Aber welche?

Mittwoch, den 3. Juni 1903.

Aus dem dunkelsten London.

Nach Whitechapel einen Spaziergang gemacht! Der vornehme Engländer hat wohl einmal davon gehört, von diesem Teile der Fünfmillionenstadt, und wenn er eines Nachts, aus dem Klub kommend, von Picadilly ein auffallend schönes Judenmädchen mit sich nahm, so wurde er daran erinnert; sie erzählte ihm nämlich, sie wäre dort geboren, in Whitechapel.

Der ehrbare Bürger fährt wohl auch in Geschäften irgendwann auf dem Top des 'bus durch die Whitechapelroad, aber sie unterscheidet sich wirklich kaum von anderen Durchgangsstraßen der Arbeiterviertel Londons, wenn man nicht näher zusieht.

Bei Sonnenuntergang durch Whitechapel zu müssen, das käme dem Selbstmorde gleich, sagt man hier. Was es doch für ängstliche Leute gibt! Auch ich fragte mich vorher, wie wird es sein? was ist es denn eigentlich dieses Whitechapel, von dem dir so viel gesprochen wurde? und nahm einen fünfmal geladenen Revolver auf den Weg mit.

Und was war dieses Stadtviertel?

Elend und Schmutz und Tausende von Menschen!

Meist enge, finstere Gassen, eingesäumt von schmutzigen Häuschen und halbzerfallenen Häusern, an allen Ecken fast hebräische Inschriften, hinter jedem schmierigen Fenster, an allen kleinen Kram- und Trödelläden jüdische Gesichter, fremde Köpfe. — Zerlumpte Kinder wühlen und wälzen sich im Straßenkot, jauchzen spielend im Gossenschmutz, und über allem die stickige Luft der Fünfmillionenstadt, die heiße, staubige Sonne Londons oder feuchter, übelriechender, atemerschwerender grauer Nebel. — Und wer wohnte da, wen sah ich in Whitechapel?

Galizische und russische Juden, armenische Christen, Italiener, Rumänen, Slovenier, Neger, Orgelspieler, Werft- und Dockarbeiter, Tagediebe und Bettler, Hausierer und Lumpen. Verfolgte, Elende, Arbeitsscheue und Arbeitsmüde; krankes und gesundes und schmutzig — ach so furchtbar schmutziges Volk. Eingepfercht, zusammengedrängt mit Kindern und Dirnen, hausen sie in kleinen und großen, aber stets unsauberen Häusern an übelriechenden Gassen, diese Leute.

Und ihre Kinder, ihre unheimlich vielen Kinder liegen zerlumpt und zerfetzt, schmierig und ungewaschen auf der Gasse, spielen und lachen, und haben große fragende, staunende Augen. Ich kann sie nicht vergessen, diese Kinderaugen von Whitechapel. Ich fühle sie immer wieder, diese großen schwarzen Stauneaugen!

Sie machen mir Schmerzen. — — — — — —

Eine einzige Anklage ist es, das ganze Viertel. Ein Schrei, dieses furchtbare Whitechapel! Ein Schrei, so durchdringend und gellend, daß dem, der ihn hörte, die Ohren klingen, so lange er lebt! Jedes abgehetzte

Digitized by Google

Greisenantlitz ein Vorwurf, jedes Kinderauge ein Angstgefühl. Kinder zum Elend, zur Sünde geboren; denn was wird aus den Kindern hier? Aus den Mädchen, aus den Mädchen mit großen Augen in weichen Gesichtern? Dirnen!

Dirnen, eigenartig schöne, begehrliche Frauen mit schmiegsamem Leibe. Dirnen mit frecher Jugend und elendem Alter voll Krankheit und Trunk, deren letzte Zuflucht die Salvation Army wird. Die Salvation Army, ohne die dieses Stadtviertel nicht sein könnte, ohne die Whitechapel ein Laster, ein Hunger, ein Elend und ein Verbrechen wäre.

Oder wenn sie keine Dirnen geworden, welche Zukunft wartet der Frauen dann? welches Leben werden sie haben?? kein Leben, sondern Schläge, Trunk und Kindersorgen jedes Jahr, bei härtester Arbeit! Und das alles an der Seite von Zuhältern, bestenfalls Gelegenheitsarbeitern. Arbeiter nur, wenn der Hunger sie treibt, oder — der Durst.

Hunger, Trunk und Sünde sah ich.

Und die Zukunft? Hier ist keine Zukunft in diesem Viertel, hier ist dasselbe seit mehr denn fünfzig Jahren und hier wird dasselbe sein noch in fünfzig Jahren. Trotz Fortschritt, Kultur und Humanitätsdusel des frommen England. Es ist ein großer Schmutzfleck auf dem sonst so prächtigen Purpurmantel der stolzen Weltstadt, dieses Whitechapel.

Als ob gerade stets auf dem sumpfigsten Terrain die schönsten, üppigsten Früchte gedeihen! Es scheint doch beinahe so zu sein. Nein als Künstler gesehen. Nein nur körperlich geschaut; nur den Menschen, nur den Körper! Wie merkwürdig.

Ich sah da prächtige Menschen — — — — meist Mädchen allerdings. Menschenkinder von vollendeter Schönheit und Harmonie, gezeugt von halbwilden Tieren inmitten Unzucht, Schmutz und Trunkenheit. — Das semitische Element herrscht durchaus vor, und besonders die jüngeren Mädchen der hier lebenden Juden, verfolgter, ausgewiesener, in Krankheit und Hunger aufgewachsener, russischer und galizischer Juden sind von wirklicher Schönheit und, ausgestattet mit den Vorzügen ihrer Rasse, von orientalischer Weiche und einer Anmut der Bewegungen und Körperformen, die im umgekehrten Verhältnisse steht zu dem Schmutz, in dem sie leben, und auch zur Häßlichkeit ihrer Männer und Brüder.

— —

Es ist schwer, hier Gerechtigkeit im Urteil zu üben; ich denke oft, ich bin zu einseitig, zu schnell im Verdammen. Und doch wieder nicht!! Die Leute, die hier leben, wollen zum größten Teile nicht arbeiten; junge kräftige Männer, die in den Straßen Londons die Drehorgel spielen, oder auf andere Art betteln, die sollten für ihre Fäuste und kräftigen Arme keine passende Arbeit finden? Nein, sie wollen keine Arbeit.

Sie verdienen auf diese Weise leichter und bequemer! Mit den Weibern ist es ebenso! Die wollen Luxus und Faulheit. London ist ja so groß und die Prostitution in ihren Kreisen nichts Schändendes! Wir legen immer viel mehr hinein in das Seelenleben dieser Leute, viel mehr, als sie selbst empfinden. Ich glaube sicher, sie sind recht glücklich in ihrem Schmutz, ihrer Unzucht und ihrem Whiskyrausch, diese Bewohner von Whitechapel, und sie würden es nicht verstehen, daß ich nicht schlafen konnte, weil ich

Digitized by Google

ihre Straßen sah, ihre Straßen und Gassen mit den spielenden schmutzigen, kleinen Mädchen und Knaben, die noch so glückliche staunende Augen haben.

Sonnabend, den 6. Juni 1903.

Auf verschiedenste Art versuche ich, Tätigkeit und Arbeitsterrain zu finden. Heute habe ich an Hamburger und Frankfurter Redaktionen geschrieben und wegen Mitarbeit angefragt. Auch wissenschaftliche Zeitschriften sind auf meiner Liste. Wird heute ohne Protektion noch etwas zu erreichen sein? — Die Kölner Blumenspiele haben nun stattgefunden und der ersehnte Preis ist ausgeblieben. Ich hatte ihn wahrlich nicht um meinetwillen erhofft. Nein, ich wollte, daß jenen, die in mir nur den Tagedieb sehen, dadurch die Augen geöffnet würden.

So ein Preis hätte ihnen gezeigt, daß auch noch anderes Anerkennung findet, als Geldverdienen.

Sonntag, 7. Juni 1903.

Es war ein prachtvoller Tag, und ganz London war unterwegs, um Sonne zu trinken, Sonnenschein und Frühlingsluft. Mich brachte eine zweistündige Coachfahrt durch Kensington, Richmond, Kingstown und die prächtigen Parks von Richmond nach Hampton Court.

Typisch englische Kleinstadtstraßen, einförmig angelegte monoton schauende Landhäuser inmitten blühender Gärten! Prächtige, frühlingsselige Obstbäume zu beiden Seiten des Weges und dann alter englischer Park. Alt-Englands gerade, wie mit einem Lineal gezogene Parkstraßen von schier unendlicher Länge, Alt-Englands breite, weite, gutgepflegte Rasenflächen und die herrlichsten, hohen, alten blühenden Kastanien; Kastanien und Weißdorn in Blütenpracht. Die weitberühmten Kastanien des Bushy-Parks! Über eine Meile lang ist die unter Wilhelm dem Dritten gepflanzte Allee. Jetzt steht sie in voller Blüte.

Eine Meile hoher, breitästiger Blütenträger. Und zwischen hinein grüne, weite Rasenflächen mit zahmem Wild; Hirsche und Rehe, die neugierig die Fremden mustern, sie schmeichelnd berühren, und zutraulich ihre feinen, klugen Köpfe mit den großen Augen in die geöffneten Fenster der an den Park stoßenden Backsteinhäuser legen, um ihr gewohntes Futter zu verlangen.

Alt-Englands Park, altenglischer Garten und Jung-England in Sommersonntagsputz darin. Coaches und Gigs, klappernde Motorräder und elegante Töff-Töffs, Viktorias, Brakes, Tandems, Coupés, Omnibusse und Cabs in bunter Reihe. Fußgänger mit Frühlingsgesichtern! und lachender Sonnenschein über allem!

* * *

Hampton Court Palace!

Hampton Court Palace. Es wäre gut, wenn unsere Kinder diesen Namen in der Schule lernten! Den Namen, der so viel erzählt und zaubert. Ich habe mich erst einigermaßen historisch zurecht finden müssen, um überhaupt das Schloß in seiner überwältigenden Wucht von geschichtlicher Bedeutung und künstlerischem Werte auf mich wirken lassen zu können.

Digitized by Google

In wenig Worten die ganze Tragik der englischen Königsmacht, möchte ich sagen.

Heinrich der Achte erhielt den Bau als Geschenk seines Günstlings Wolsey. Dieser schlauste aller Kardinäle ließ das Schloß um das Jahr 1515 ungefähr an der Stelle einer alten Domäne aufführen und machte den Backsteinbau (wie gesagt) seinem Könige zum Geschenk.

In wilder Folge wurde das Schloß nun von Cromwell, Karl dem Zweiten, bis zu den ersten Hannoveranern herab bewohnt. König Wilhelm der Dritte ließ einen größeren Anbau errichten und so brachte man Hampton Court Palace auf eintausend Gemächer; es wurde das größte englische Königsschloß.

Klingt es nicht wie ein altes, längstvergessenes Lied?

Inmitten blühender Gärten und zahmer Rehe ein altes, großes Königsschloß mit vielen, vielen Zinnen, springenden Brunnen und tausend, — tausend prächtigen hohen Zimmern!

Die Wache der dort stationierten Soldaten fügt sich harmonisch in das Bild ein:

Roter Rock, mächtige schwarze Pelzhaube und lange Lanze!

Man hätte allein sein müssen, allein in den Gängen und Höfen des Schlosses, allein in den Laubwegen und zwischen den Hecken des großen Schloßgartens.

Huschte da nicht eine leichte Gestalt? Fliegende, weite Röcke, Ringellocken, Stöckelschuhe? Degen klirrten; Rufe tönten; hörte ich nicht Stimmen?

Forget not he
Who loveth thee — — — —

Sprach ein Mädchenmund? — — — — — — — — — — — — — —
— —

Lachende Sonntagswanderer jauchzten in der Gartenpracht, und der einsame Träumer ging ins Schloß. Ich wollte mir noch die Gemäldegalerie ansehen. Fürwahr, ich habe stets eine gewisse Scheu vor Gemäldesammlungen in alten, unbewohnten Schlössern. Es pflegt immer dasselbe zu sein. — Die Perle der Sammlung (mit dem Stern im Bädeker), dann schlechte Kopien, unedle Möbel, ein paar gute Waffenstücke und der Trinkgeld heischende Kastellan. Findet man aber wirklich einmal etwas Ansprechendes, so wird man ganz sicher durch den mitlaufenden, laut bewundernden oder verständnislos Witze machenden Pöbel gestört und ärgert sich.

— — — — Ist es vielleicht doch nur ein Traum? oder narrt mich der Schloßgeist? Führte mich die weiße Frau irre in den zwanzig Zimmern? — — Nein, es war — — — —

Doch die vielen Menschen um mich? Ich träumte also nicht, ich wache, wache.

Wirklich; es ist, was ich sah, was ich sehe!! Leonardo da Vinci mit Christus und Johannes; Tintorettos Esther vor Ahasver, van Dycks Karl der Erste zu Pferde!

Hier müßte man Wochen bleiben und täglich von neuem genießen. Jedes Bild müßte man in sich aufnehmen und jeden Platz erleben in seiner Geschichte.

Digitized by Google

Was waren die zwei kurzen Stunden, die ich im Schlosse weilen konnte! Gerade genug, um zu wissen, welche Meister da hängen, in den alten Zimmern, in denen Erinnerungen sich an Erinnerungen reihen. Holbein, Dürer, Titian neben Murillo, Russell, Gainsborough, Michelangelo, Bellini, Schiavone, Correggio in bunter Abwechselung. In finsteren Ecken märchenhafte Schönheit, an guten Plätzen Kopie. Gobelins und Fresken wunderbarer Tönung. Geschnittene alte Spiegel. Prächtige Schmiedearbeiten an den Kaminen. Dazwischen wieder Holbeins „Eltern", Janets „Königin Eleonora von Frankreich", eine Madonna Correggios; van Dycks, Kranachs, Gainsboroughs. Wie wollte ich in der kurzen Zeit alles ernstlich betrachten können?

Betäubt fast, wie träumend oder verzaubert verließ ich das alte Schloß. Auf der rüttelnden, schaukelnden Coach noch war ich still und fuhr geistesfremd vorbei an blühendem Weißdorn, durch grünenden Park und zwischen schattigen Baumwegen, London zu.

Weiße Zinnen an rotem Backstein, seidene Königinnenbetten und klirrende Waffen und dazwischen Palma Vecchios heilige Familie.

So sah ich Hampton Court Palace, Englands größtes Königsschloß.

Montag, 8. Juni 1903.

Meine wissenschaftliche Arbeit schreitet gut fort. Ich habe heute an Professor Merzheim und Waldmann über meine Studien berichtet und bin auf ihre Antworten neugierig.

Und doch keine Befriedigung! sondern Unruhe.

Das Verlangen, mehr zu arbeiten, zu schaffen, Greifbares, einem größeren Kreise Wertvolles zu leisten, steigert sich bis zur krankhaften Sehnsucht und bringt mir Schmerzen und — Indisposition zur Arbeit.

Dienstag, 9. Juni 1903.

Mutlosigkeit.

Einige Besprechungen meines Buches stimmten mich noch trüber und dabei sind sie gut gemeint. Da ist zuerst Pastor Hansen, der mir schreibt: Ihre Gedichte haben wir mit Freude gelesen. Es ist starkes, lebendiges Empfinden; aber nicht für jedermann!

Und eine andere Kritik, aus München von Gréte Recht ist seitenlanges Lob- und Preissingen.

Sie schreibt unter anderem:

„Sie sind wirklich ein gottbegnadeter Dichter, ich habe Ihre herrlichen Verse mit ungeteilter Bewunderung gelesen." (!!) (Sie meint es aber wirklich so, trotz dieser Phrase.)

Es überkommt sie ein Gefühl der Andacht beim Lesen meiner Gedichte und sie möchte aufs Knie sinken und meinen Genius anbeten. —

Wenn ich selbst nur meinem Genius ein klein wenig vertrauen wollte. Ich weiß nicht, mir fehlt jedes Gefühl der Selbstsicherheit.

Als mir Liliencron schrieb, ich wäre sehr talentvoll und begabt, und er begrüße in mir einen „Dichter", einen der eigene Bahnen geht, selbst damals war ich nicht glücklich!

Digitized by Google

Ich glaube selbst nicht mehr recht an mich. Die vielen Mißerfolge haben mich müde und verzagt gemacht. Ich bin wohl kein echter Dichter. Ich fühle es ja oft genug mit erschreckender Deutlichkeit, mir fehlt bei strömendster Fülle des Empfindens, beim herrlichsten Gefühls- und Gedankenreichtum nur allzuhäufig das Wort, das Ausdrucksvermögen. Und das sollte dem „Dichter" stets zu Gebote stehen, meine ich.

An fünf Redaktionen habe ich heute teils wissenschaftliche, teils Feuilletonbeiträge abgesandt. Nun heißt es warten, monatelang Geduld haben. Und Regen, trüber Himmel, Londons ureigenstes Gesicht den ganzen Tag!

Mittwoch, 10. Juni 1903.

Man ist manchmal Zeuge von Straßenszenen, die in ihrer pittoresken Art an Wilhelm Meistersche Erlebnisse erinnern.

Eine schmierige, nicht unbelebte Nebenstraße irgend einer Hauptverkehrsader war es. Inmitten größten Lärmes, zwischen sich stoßenden, geschäftigen Menschen, — an der einen Seite große Handwagen und Eselgespanne mit Bananen, Kirschen und Orangen. Schuhputzer, Zeitungsverkäufer mit roten Halstüchern und bettelnde Italienerinnen mit grellen Kopfbedeckungen, blauen, violetten, roten Tüchern, in schmutzig-bunten Röcken, alten Blusen.

Pferdegetrappel, Wagengerassel; Londoner Straßenlärm. — Vor einer Public Bar, um deren Türen sich das ganze, bunte, schmutzige Gewimmel drängte, Harfenklänge. Ich bleibe stehen und gewahre mitten in diesem Menschenknäuel eine konzertierende Gesellschaft. Ein junger Bursche spielt Flöte, eine Frau die Harfe, ein älterer Mann und ein junges pockennarbiges Weib singen. Man ist in London schnell an derartige Straßenkonzerte gewöhnt. Aber die Eigenart dieser Musikanten frappierte mich und ich blieb. — —

Tambouringeklingel dicht vor meinem Gesicht läßt mich aufblicken. — Ich glaube, wenn ich diese Figur in einem Roman oder sonst irgendwo verwenden wollte, man würde über meine originelle Phantasie lachen, den Kopf schütteln.

Ein schönes, großes, ungefähr sechzehn Jahre altes Mädchen. Schwarze Haare, bis zu den Schultern reichend, umrahmen ein schmales, feines Gesicht. Gainsboroughsches Gesicht, trotz der schwarzen Haare und ganz dunklen Augen! Ein ehemals weiß gewesenes Piquéhemd reicht dem fast einen Meter sechzig großen Frauenzimmer bis knapp an die Knie. Die kräftigen Beine in schwarzen Strümpfen, in schwarzen Spitzenhalbhandschuhen eine schlanke Hand. Tambourin schlagend steht sie vor mir und mahnt mit leiser Stimme um den Obolus.

Nachher tanzte sie. — Cancan, Cake walk, Tarantella.

* * *

So bringe ich nun die Tage hin.

Ich arbeite und schaffe ohne Freude. Da gebe ich mein tiefstes Empfinden, meine Entrüstung, meine Liebe und meinen Haß aufs Papier,

Digitized by Google

will mich mitteilen, anderen geben, ihnen schenken, werfe ihnen mein Bestes zu und habe Mühe, daß es nur überhaupt jemand liest.

Welche Freude müßte es doch sein, wenn ich das, was ich schrieb, weil ein inneres Drängen mich schaffen ließ, absende und einige Tage später schon lese, wenn ich weiß, tausend andere lesen es mit mir, lassen sich von mir berichten, erzählen, belehren! Wie froh müßte das machen!

Freitag, 12. Juni 1903.

Es war einmal ein Königssohn, der war unglücklich, weil er sehnsüchtig geboren war, und der starb, weil seine Sehnsucht zu tief und groß war und die Welt zu klein.

Er starb, weil sein Sehnen zu heilig, und weil zu viel Schönheit war und Liebe in seiner Seele — seine Liebe, die er geben wollte, tötete ihn. Als er jung war, der Königssohn, schien seine Liebe so groß und sein Verlangen so heiß, sein Verlangen nach edelstem Genuß, daß er über Leichen ging und Herzen zertrat; er, der sonst kein Tier leiden ließ. — — —

Es ist etwas tot in mir und alles ist so wund, so furchtbar unmännlich weh und wund. Es ist nicht deshalb, daß ich allein bin, ohne Freunde, Geliebte oder Familie, es ist auch nicht deshalb, daß in kurzem ein Darben beginnen wird. Nein, es ist etwas anderes.

Montag, 15. Juni 1903.

Es waren fürchterliche Stunden, schreckliche Tage.

Kämpfe, die man nicht beschreibt, von denen man nicht spricht, weil es zu viel Tote und Verwundete gab. Deutlicher und deutlicher steht täglich die Frage vor mir, was tue ich, was werde ich!

Und ich kann die Antwort nicht finden!

Ich will Arbeitsjahre haben; harte Jahre voll Mühen; Reifejahre! Und doch will ich auch wieder Schönheit und geistiges Genießen.

Werde ich es vereinen können?

Es ist so furchtbar schwer, sein Seelenleben zu töten, weil es hinderlich ist für irgendwelche Zwecke, und doch wird man es von mir in jedem praktischen Berufe verlangen.

Nirgends kommt man mir entgegen! Alle Manuskripte laufen zurück, oder sie werden unbezahlt gedruckt. Was soll werden? Soll ich weiter Geld nehmen von Leuten, die mich nicht begreifen, und mir, als ich freudig war damals, zur Zeit meines ersten Buches, mitteilten, „ich vergeude Tausende und Tausende und der Erfolg wären ein paar lumpige „Liebeslieder"! Ich sollte doch Dramen schreiben, oder Romane, das brächte wenigstens etwas ein; jedoch mit Gedichten würde ich keinen Hund hinterm Ofen vorlocken!" — Jahre vergingen; ich habe es nicht vergessen! Soll ich die Zähne weiter zusammenpressen und mir das Geld weiter mit Vorwürfen und Anklagen würzen lassen, weil man mich bestenfalls für einen Lebemann oder genialen Bummler hält?

* * *

Es war an einem Maientage und die Regentstreet hinauf und hinab flutete Leben. Leben voll Hoffen, Wünschen, Lachen, voll Frohlocken und Begehren.

Digitized by Google

Frauen seideraufschend, mit heißen Augen und keuschem Halse, Mädchen mit schmalem Fuß im durchbrochenen Strümpfchen, Mädchen mit frischen Lippen und strahlenden Augen; schwarze Röcke und hohe Hüte, Hunde mit goldenem Halsband, an seidenen Bändern geführt von kleinen geputzten Kindern, Broughams und Viktorias, prächtige Pferde, Motorcars — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —
und über allem Sonne, Freude, Wünsche:
Zukunft!

Montag, 22. Juni 1903.

Im Hyde Park.

Von fern her, irgendwo, tönen die Klänge eines Viktoriamarsches. Wohin ich sehen kann, weite grüne Rasenebene, begrenzt von Bäumen. Bunte Flecken drinnen sind die großen Rhododendronbüsche.

Zwischendurch, ganz hinten im Nebelgrau, Kirchtürme, hohe Häuser. Hinter mir Rottenrows Pracht und Eleganz. Um mich breitästige Buchen, verstreut auf den Rasenplätzen, Schatten gebend Müden, Ruhebedürftigen, Träumern.

In ferner Nähe spielen Kinder.

Ich sehe wehende Kleidchen; blond, braun, rot fliegen die Haare; springendes, hüpfendes, kleines Volk! Klatschende Händchen bewegen sich. Ich fühle glückliche Augen und ihr frohes jauchzendes Lachen und höre — nichts.

Irgendwo, irgendwo tönen Klänge.

Ruhe, Stille, mitten im wildesten Leben. Ich habe in Romanen usw. stets über die betreffenden Helden und Nichthelden, die gar nichts zu tun hatten, so selbstverständlich gar nichts zu tun hatten, den Kopf schütteln müssen. Als ob die Welt tosendes Vergnügen wäre; Automobilfahren, Segeln, Polo spielen und Flirten. — Mit sentimentalen Redensarten schafft man keine Handlung, erkämpft man keine Weltanschauung! Leben soll Arbeit sein, Kampf; und Schönheitsgenuß in stillen Stunden!!

Und mein Leben? Was ist es?

Mein Leben ist ein ewiger Wille zur Arbeit, zum Tun, ein Kampf um das Manövriergelände und eine Sehnsucht nach Schönheit und Glück, unstillbare, schwächende Sehnsucht.

Ich weiß, daß ich daran sterben werde.

Ich fühle es in den Stunden der Mutlosigkeit und des Unterliegens. Gebt mir Raum zur Betätigung und ich werde euch Welten zeigen von wunderbarer Pracht und Schönheit, euren Kindern will ich Märchen dichten, so schön, daß sie ewig lachende Augen behalten, und euch will ich sehend machen, ihr Blinden; eure Seelen werde ich wecken, ihr ewig Schlafenden, ihr Tagesschläfer!! — — —

Es fiel ein Blatt im Sommerwinde
ein frisches junges Blatt. — — — — —

Es war mir zu Füßen. Mein Blatt! Mein Ich! Denn auch ich werde bald fallen. Starb es im Übermaß des Glückes? das junge Blatt?

Digitized by Google

Geküßt vom Maiensonnenstrahl, geliebkost vom Winde? und war es zu schwach, das Glück zu tragen??

Oder?

Donnerstag, 25. Juni 1903.

Unser „Sein" gibt uns Pflichten.

Was geschieht mit denen, die ihre Pflichten gern erfüllten, wenn man ihnen Raum gäbe. Jene, die den Weg wissen, ihn gehen und, am Ziele angelangt, sehen müssen, wie ein böses Geschick den Platz ihrer Kämpfe, den Gipfel ihres Berges leer fegte? was wird mit ihnen?

Wird man sie zur Rechenschaft ziehen, die da arbeiten und kämpfen und die man nicht hört, weil sie im Stillen schaffen und bauen und lautlos ihre Schmerzen tragen? — — — — —

Das Gefühl der Verantwortlichkeit läßt mir keine Ruhe.

„Du bist, nun leiste das deine. Ich gab dir Kraft, nütze sie recht! Ich gab dir Augen, wie sie jene nicht haben, eine Seele gab ich dir, anders denn ihre; laß sie sehen mit deinen Augen, lehre sie fühlen durch deine Seele!

Größere Schmerzen wirst du haben, tausendfach und hundertfach sei deine Freude!

Gib ihnen mit schenkendem Herzen, so ich dir gab."

* * *

O Vater, weshalb bin ich nicht wie jene?

Freitag, 26. Juni 1903.

Der Boden wankt unter meinen Füßen.

Jede Hoffnung schwindet und ich gebe mir doch so redlich, unaufhörlich Mühe. Langsam kommt etwas näher, was schlimmer ist wie Hunger und das, nur das wird mich einen Schritt tun lassen, den ich heute noch für unmoralisch halte.

Ich kenne einen deutschen Dichter,*) der seit mehr als dreißig Jahren wohl kein Geld mehr besessen hat. Einen, der im Bohèmetum verging mit all seiner Unordnung und Unregelmäßigkeit, und der doch so viel Schönheit und Freude in seiner Seele hat, wie keiner noch in unseren Tagen. — Trotzdem lebt er in einem schmutzigen Keller, und nennt reine Wäsche Luxus. Er hungert und dichtet. Und ich fühle es, dieser Mann in dem dumpfen Loche einer Berliner Vorstadtstraße, der, ohne sich waschen zu können, in zerfranztem Rocke mit hungerndem Magen Märchen dichtet und schönheitstrunkene Lieder singt, der ist der größere von uns beiden; der ist gottbegnadet.

Ich bin ein Schwacher, nur Stümper.

Ich kann nicht leben in Elend, ohne Schönheit, ohne Bequemlichkeit der Lebensbedingungen! Ich flüchte davor; denn das Land, in dem nur Not ist und kein Hellenentum mit Körperfreude und Körperpflege, das will ich nicht betreten! Ich will nicht Tier werden.

---

*) Peter Hille lebte damals noch.

Digitized by Google

Sonnabend, 27. Juni 1903.

Ich kenne Leute, die jahrelang in Indien gelebt haben und die, nach Europa zurückgekehrt, sich dennoch wohl fühlen.

Sie lebten da in eigenem großen Hause, hatten Dienerschaft und Pferde, und waren kraft ihrer Hautfarbe Herren über Leben und Tod.

Sie sahen prächtiges Land; Bäume und Blumen üppigster Art, glühenden, blühenden Farbenreichtum. Schöne schlanke Menschen, sehnige Männer, geschmeidige Frauen, kraftstrotzendes Alleben. Wie im Märchen lebten sie. Prächtigste Juwelen, herrlichste Waffen, Schmuckstücke indischer Rajahs nannten sie ihr eigen! Lebten in Pracht, Hoheit und Luxus, arbeiteten unter blauem Himmel, zwischen herrlichsten Blumen, schönen Menschen, wildesten Tieren; waren Meister über Tausende und — nach dem alten Lande zurückgekehrt, finden sie sich von neuem in die kleinlichsten, farbenärmsten, schönheitsleersten Verhältnisse.

O diese Armen! Oder? „diese Starken".

Ich würde sterben bei solchem Wechsel. Ich werde nie zurückkehren aus Fülle in Leere. Jedoch, ich werde müssen!

Auch mein Indien ist abgelaufen.

* * *

Während meiner Leipziger Studienzeit stürzte ich mich mit ganzer Kraft, mit wilder Begeisterung in den literarischen Strudel.

Es war recht öde. Nur öde?

Ich weiß nicht, weshalb ich heute gerade so viel an einen dieser Leipziger Literaturjünglinge denken mußte! Vielleicht, weil ihm sein „Mund" zur Stellung verholfen hat? Er ist nämlich jetzt Herausgeber einer alten, ehemals wertvollen Literaturzeitschrift. Mit drei- oder vierundzwanzig Jahren! — Es war im Café Bauer. Durch Taube, den ungarischen Maler lernte ich ihn kennen. Byronlocke natürlich! Sehr hoher Stehkragen und noch größere Krawatte. Nicht sehr saubere Hände und schlechtsitzender Rock. Wiener Dialekt! Wiener Manieren!

Ich war ihm von jenem Tage ab unrettbar verfallen. Wo er mich erblickte, stürzte er sich gleichsam über mich, unaufhörlich redend.

Er saß an meinem Tische, er ging mit mir auf der Straße, er spielte mit mir Karambolage. Nach kurzer Zeit war ich am Ende meiner Nervenkraft. Ich mied dann vier Wochen das Café, war am ersten Tage nach dem sehr kühl gegen den „Freund" und sah auch zu meiner Freude, daß er sich in der Zwischenzeit schon andere Opfer erkoren hatte.

Er war der Typus des „Wiener Literaturjünglings". Kein Witzblatt hätte ihn auch nur annähernd so treffend wiedergeben können und er selbst nahm sich furchtbar ernst. Er war von dem Werte seiner vollwichtigen Persönlichkeit überzeugt! — Dabei ungebildet. Ohne jedes tiefere Wissen natürlich! Vielleicht kaum abgeschlossener Schulbesuch! Aber über Kunst und Wissenschaft in drei Sätzen urteilend. Titel? Die waren ihm geradezu lächerlich! Weshalb z. B. den Doktor machen? Das ist doch heutzutage so leicht, daß es sich gar nicht der Kraftvergeudung lohnt! (Er hat nie einen Universitätshörsaal besucht.)

Er wäre gerade mit Studien über die Renaissance beschäftigt, erzählte

Digitized by Google

er mir den ersten Tag. Außerdem sei er literarischer Beirat, bei einem bekannten Verlage, bei Landmann Nachfolger. Dort hätte er Gelegenheit, seine Kenntnisse über die moderne Dichtkunst insbesondere und über die Literatur im allgemeinen zu verwerten und zu vervollkommnen. Es wäre alles nichts Bleibendes bisher. Es müßte ein Roman geschrieben werden! „Der Roman". — Übrigens schriebe er an einem größeren Roman, natürlich in einem neuen Stile. Er nenne ihn den psychisch-physischen Stil! Jedes Kapitel habe außerdem eigenes Milieu!

Er schrieb noch nach zwei Jahren, als ich ihn wiedersah, an diesem Roman, vermied aber ängstlich, darüber zu sprechen, und scheint heute noch nicht fertig zu sein. Ich wenigstens habe das Buch, von dem er damals sprach, nicht zu Gesicht bekommen. Der psychisch-physische Stil erfordert, — scheint's, langjährige Muße.

Nun; ich hatte den edlen Jackner fast vergessen, bis ich eines Tages nach langer, langer Zwischenpause, die „Literaturrevue" wieder einmal in die Hand bekam. Das Blatt, zu dessen Mitarbeitern ich früher gehörte, war ganz verändert. Mitarbeiter! Honorar habe ich allerdings für meine Mitarbeiterschaft nie zu sehen bekommen, aber ich stand neben Dehmel, Holz, Falke, Busse u. a. als „Mitarbeiter" angeführt, und das war doch immerhin eine Entschädigung. Ha ha. — Also die „Literaturrevue" war ganz und gar verändert. Schon äußerlich trug das Blatt mit einer gewissen Aufdringlichkeit der Ausstattung den Geist zur Schau, in dem es nun geleitet zu werden schien. Es sah nach wenig ernster Kunst aus. Es roch nach Sensation.

Merkwürdig, was für Schicksalen die alte „Literaturrevue" im Laufe der Jahre, Jahrzehnte kann man bei diesem ältesten aller deutschen Literaturblätter sagen, ausgesetzt gewesen war, welche Wandlungen ihr beschieden gewesen sind! Vom wissenschaftlichen Magazin angefangen, über die Zeit als Vereinsorgan hinweg, hinab bis zum Tummelplatz unreifer „Talente", aus der Hand von Männern in die Finger junger Burschen. Nur der Name blieb und der, jetzt wirklich Schall und Rauch, wurde Spekulationsobjekt.

Ich entdeckte nämlich meinen „Freund" Jackner als Herausgeber der Revue. Im ersten Augenblick war ich bestürzt und glaubte an eine Täuschung, an eine Übereinstimmung oder zufällige Gleichheit der Namen, beider Namen, denn auch der Vorname stimmte. Ich konnte es nicht fassen! Dieser Jüngling, kaum majorenn, ohne jedes Wissen, jede systematische Bildung, nur begabt mit einem (allerdings erstaunlichen) Assimilationsvermögen und einer seltenen Geschicklichkeit in gehörten Fachausdrücken und terminis technicis seine „weniger als Halbbildung" zu verdecken, dieser Mann war Herausgeber einer so alten Zeitschrift?

Allerdings besaß er das, was ich in diesem Falle das spezifisch „wienerische" nennen möchte: Skrupellosigkeit und ein Klappenwerk edelster Technik. Herrgott von Bentheim, was konnte dieser Mensch sinnlos, aber desto lebhafter schwätzen! Ich erinnere mich noch, daß er mir einmal, ohne von mir aufgefordert oder angeregt zu sein, seine antisemitischen Neigungen auseinandergesetzt und seinen Haß gegen den „Jud" verkündet hatte.

Digitized by Google

Einige Zeit später erfuhr ich dann, daß er bei den Abendunterhaltungen eines Rabbiners Gedichte vorträge und selbst — Jude sei. Ich habe diese Tatsachen nachher bestätigt gefunden.

Dieser liebenswürdige Herr war also nun Herausgeber einer Zeitschrift geworden! Ei! Ei!

Das Blatt gewann nun im ersten Augenblick für mich allerdings wieder mächtig an Interesse. Es war, wie ich's geahnt! — Ein Faktum ist mir noch in Erinnerung geblieben. Es handelte sich um die Besprechung zweier Novellen von Wassermann oder Bahr, ich weiß es nicht mehr.... Zwei kurze Novellen, die nicht übel waren. Die Kritik von Jackner war aber derartig nur um der Kritik willen geschrieben worden, um in Überschwenglichkeit schwelgen zu können, daß ich angeekelt das Heft weglegte.

„Das Buch hätte nur einmal auf lila Seide mit goldenen Lettern gedruckt werden sollen, dieses herrliche Buch" — so viel ist mir von dem Phrasenschwulst jener Besprechung noch im Gedächtnis. Seitdem vermeide ich es mit peinlichster Gewissenhaftigkeit, die „Literaturrevue" in die Hand zu bekommen. Ich glaube, meine geistige Entwickelung leidet nicht darunter. Jacknern aber möge sein Beruf gut bekommen. Es wäre wirklich besser, wenn diese Leute in ihrer Heimatsstadt Wien blieben.

Welch gewaltiger Unterschied zwischen Jackner und Taube! Taube, der gute, kleine Ungar. Bleich und hungernd hoffte er immer auf andere Zeiten. Taube, der ernstlich schaffte, von Arbeitsfreude erfüllt, an Ideen so reich, der kleine kränkliche Maler. Ich glaube an seine Zukunft mehr wie an die meine.

Es steckt viel Wille in Jung-Ungarn, viel Wille, wenig Kultur und sehr, sehr große Begeisterung für edle Aufgaben. Der Mangel an Kultur und ästhetischer Schulung ist allerdings nicht zu unterschätzen, verglichen jedoch mit den Vertretern Bulgariens, Rumäniens, Serbiens und Griechenlands, die ich im Laufe der Jahre kennen lernte, macht der Ungar den weitaus besten Eindruck.

Gier nach Wissen zeichnet sie alle aus; aber am gemäßigtesten und ernstesten ist der Magyar. Viel sympathischer z. B. als der Italiener.

Sonntag, 5. Juli 1903.

Hätte es nicht für möglich gehalten, daß ich in dieser Zeit noch einmal wieder lustig sein könnte. Es war ein großes Vergessen heute; am Sonntag.

Am Nachmittage lag ich in Hampstead-Heath im Grase, schlenkerte mit den Beinen, lachte, und neben mir, naschend, jauchzend, Gedichte lesend, das reizendste kleine Londoner Mädelchen in weißem Kleide, dünnen, seidenen, roten Strümpfchen und einem süßen, in London so seltenen kleinen Füßchen. Und der Himmel, der über uns zwischen dem Blättergewimmel durchleuchtete, war blau und klar. In der Luft war ein Duften von Blüten ferner Bäume und Blumen, war Gesundheit, Jugend und Kraft. — — — Ich war die Tottenham Court Road hinuntergegangen und hatte mir die Straße in Sonntagsstille angesehen. Da war mir ein Mädchen entgegengekommen, das so glücklich aussah, solche Freudenaugen hatte, daß ich ganz gebannt stehen blieb; und ich mag es wohl auch etwas sehr gründlich betrachtet haben — — denn — —

Digitized by Google

Na kurz und gut, sie erzählte mir lustig und voller Leben, sie ginge weit, weit hinaus, wo es ganz grün sei, wo es wirkliche große Bäume gebe und gar keine Häuser; sie ginge nach einem Felde, wo man sich ins Gras legen könne und mit den Beinen strampeln. — Dort wolle sie lange bleiben, wolle die Sonne sehen und den blauen Himmel, und Gedichte hätte sie auch mit zum Lesen, so schön, oh! — und das ganze schlanke Mädelchen im weißen Kleide mit den roten Strümpfen war Glück und Sonnentag dabei. Natürlich gingen wir zusammen, das heißt wir fuhren ganz stolz im Cab hinaus. Erst wollte sie laufen, doch als ich ihr sagte, wir sparen so fürchterlich viel Zeit fürs freie Feld, war sie einverstanden. Heißa, wie ihre Augen lachten, hussa wie das Pferd trabte — — —

Wir waren angelangt in Hampstead-Heath Field.

Tobten, rannten, sprangen, lachten,
Alle Menschen Augen machten
Über die vergnügten Zwei.
Raschelröcke wehten, flogen,
Schlanker Leib im Lauf gebogen,
Hasch mich, fang mich, eins, zwei, drei.

Nun, in dieser Tonart ging es fort, bis wir uns müde ins Gras hinstreckten und nach allen Regeln der Kunst weiter ausgelassen waren, plötzlich ernst wurden, und ganz vernünftig und gesittet plauderten und „Gedichte lasen".

Als wir beim Dunkelwerden nach Hause wanderten, war wieder ein Lachen der Weg, ein lustiges Jauchzen die Straßen.

An irgend einer Ecke nahmen wir Abschied. Beide waren wir uns dankbar für die fröhlichen Stunden, und beide wußten wir, daß man derartiges nicht wiederholen dürfe, sollte das Schöne in der Erinnerung nicht verblassen. Wir sprachen auch nicht vom Wiedersehen, sondern über irgend welch nebensächliches Ereignis. Da fühlte ich plötzlich ein paar weiche, süße Arme, einen warmen kleinen Mund, und weg war sie — „Vielen Dank, du lieber, lieber Märchenerzähler" hatte sie gesagt.

Dieser scheue Kuß war so rührend; dieser erste Kuß, den ich da von dem kleinen lustigen und dabei doch wieder vernünftigen Kinde bekam, so unschuldig, daß ich ihn nicht um tausend Nächte wildesten Genießens geben würde.

Kleines, weißes Vögelchen von Hampstead-Heath! Glücksfrohes, schlankes Kind mit der weichen Stimme, die so reizend wehmütige Lieder sang. —

Montag, 6. Juli 1903.

Schwarzer Montag!
Regen, Sturm und Nebeltag.

„Und einstens wollt ich werden ein Ritter —
Durchziehen alle Land — —"

singt der alte Einsiedler in „Jung Elsas Liedern". Ein König wollt ich werden, ein Herrscher, ein Fürst, ein Lehrender — — — — — — — — und jetzt?
einschlafen möchte ich und nicht mehr erwachen. Warum fehlt mir der Mut? Warum habe ich nicht die Kraft, weiter zu kämpfen?

Digitized by Google

Alles nur Erdenkliche ist geschehen. An ungezählte Redaktionen habe ich mich gewandt. Auf diesem Gebiete ist zu viel Angebot! Von der Mehrzahl habe ich noch gar keine Antwort erhalten.

Meine Nerven sind am Ende ihrer Spannfähigkeit angelangt. Dies tägliche Warten, dies unausgesetzte Erhoffen und wieder enttäuscht werden, dazu seit einigen Tagen die Angst, die immerwährende Furcht, wenn nun das Geld ausbleibt? —

— würde das nicht Stärkere als mich krank werden lassen?

Es ist ein ewiges in Aufregung sein.

Jeder abgesandte Brief, jeder Artikel vermehrt die Unruhe. Jedes vergebliche Suchen im Briefkasten nach Post für mich schwächt. Mein Geld geht ebenfalls zu Ende und es ist noch kein neues da. Das gibt weitere Erregung. Wie ist es, was wird sein, wenn du kein Geld mehr bekommst? Wenn du deine Rechnung für Wohnung und Essen nicht mehr begleichen kannst? Welche Szenen stehen mir bevor! Meine Phantasie webt sie schon jetzt. — Schrecklicher als Hunger, schlimmer als Betteln ist, glaube ich, verletzte Ehre, gekränkte Eitelkeit.

Bisher stets aus dem Vollen schöpfend, mit reichen Händen ausstreuend, ohne zu rechnen, ohne zu sammeln und jetzt demütig mit Pfennigen fast lebend. Keine Bücher kaufen können?

Ich sehe es, das Leben der nächsten Zeit! und es gewährt mir schmerzliche Genugtuung, in dieser Darbeperiode in Gedanken zu leben.

— — In einem kleinen Zimmerchen, wo der Platz selbst zum Schreiben mangelt. Wäsche sparend und in ewiger Angst irgendwo in einer plötzlichen Laune einige Schilling zu viel ausgegeben zu haben.

Nach und nach Erniedrigung. Der Geldmangel drückt aufs moralische Niveau. Unerbittlich! — Man schämt sich nicht mehr, selbst an Leute zu schreiben, die man früher nicht leiden mochte. Und das geistige Übergewicht schwindet. — Schrecklich!

In jedem Lokale die Furcht, der Kellner könnte einem den Bestand der Tasche ansehen.

Immer tiefer. — Gleichgültigkeit reißt ein. Die Zeit der schmutzigen Fingernägel, zerrissenen Strümpfe und schiefgetretenen Absätze beginnt. An manchen Tagen ist man unrasiert, und meistenteils in schmutziger Wäsche. Dabei fängt der Hunger, den man lange ignorierte, an, lästig zu werden; man kauft kein Brot mehr und ißt es versteckt hinter Bäumen eines Parkes, nein, man geht stumpf und heißhungrig in Kneipen und nimmt dort, von Blechtellern mit Zinnlöffeln oder holzgestielten Messern zwischen eklem Gesindel ein unsauberes, aber warmes Gericht zu sich — — — —

Das ist die Zeit, der ich entfliehen muß. Das ist das Leben, das ich nicht, das ich niemals kosten mag! Nicht der Hunger ist es. Nein! Unsauberkeit, Schmutz und gierige Erniedrigung! das kann und will ich nicht.

Und deshalb will ich noch einmal wegen Geld schreiben. Vielleicht kann ich das Schrecklichste abwenden!

Es ist hart, es verletzt, Absagebriefe zu lesen und bedauerndes, gelangweiltes Achselzucken zu fühlen! Und schlimmer, zehnmal schlimmer ist das Bewußtsein der eigenen Schwäche.

Man fühlt seine Fehler, seine Mutlosigkeit, man will sich ermannen, rafft sich auf und sinkt doch wieder zusammen. Mit noch nicht siebenund-

Digitized by Google

zwanzig Jahren! Mit so viel Arbeitsfreude, so viel Lebensfreudigkeit! Mit aufgespeicherten reichen Schätzen, zum Schenken bereit, zum Geben gewillt! Mit Liebe für alle, mit zu viel Liebe und Mitgefühl!

Er war ein Feiger, werden sie dann sagen. Er wollte den Kampf, den wirklichen, bitterernsten Kampf nicht aufnehmen.

Was sie wohl wissen!

Der Tapferste, Kampfesfreudigste wird geschwächt durch fortgesetzte kleine Niederlagen, durch ewiges Zurückgestoßenwerden.

Als ob die inneren Kämpfe, die seelischen Unruhen für nichts zu achten seien! Ob sie nicht tiefere Wunden hinterlassen, als der Kampf ums Brot!

Ob ein „sich Losreißen" aus eingewurzeltem Boden, aus überkommenen Gewohnheiten, Auffassungen und Lebensbedingungen nicht das Allerschwerste ist!

Ob das Aufgeben einer Weltanschauung, die einem teuer ist der Erinnerungen wegen, die sich mit ihr und durch sie an uns geknüpft haben, nicht harten Kampf und eisernen Willen erfordert. Das Loslösen von Anschauungen, die man nicht mehr für echt halten kann, trotzdem sie den uns liebsten Personen Lebensbedingung sind! das achten jene für nichts (und auch mir erscheint es in mancher Stunde gering und doch, was habe ich durchgemacht in dieser Zeit, was habe ich gelitten!). — Und meine Ideale? — Haha!

Es ist nicht gut, so der Mensch allzuviel Ideale hat. Mit Idealen kam ich ins Studentenleben. Ich träumte mir damals ein Kommersbuchliederleben, gemischt mit der Bierbaumschen „poetischen Realistik" seines Stilpe und der Studentenbeichten. Was fand ich? Mag kaum daran rühren. Das Verbindungsleben hat mich herbes Weh gekostet. Die erste schwere Wunde, die mir geschlagen wurde, brachte mir ein Korpsbruder bei. — Soll ich sie wieder aufreißen, jene, immer noch nicht vernarbte?

Ha, ha, ha, ha!

Er lebe hoch, Korpsbruder Block; ich danke ihm, denn er hat mich zum ersten Male aus meinem Traumleben wachgerüttelt, er und Bruno Mayer.

Pfui Teufel, muß ich denn immer noch an diese beiden denken?

Abgesehen von der Erinnerung, die sich an jene Namen knüpft, war ein gut Teil Luft und Freude in jener Zeit. Luft, Freude und — wenig Arbeit, und noch etwas, das nie, niemals zurückkommt, etwas, was man als „vorüber", als niemals zurückkehrend erst viel später vermißt und betrauert; ein „herrliches in den Tag Hineinleben" war damals, ein unbändiges Kraftbewußtsein und kein Morgen, immer nur heute, heute! — O Gott, wie jung wir waren; wie prächtig jung manchmal, besonders Faxmann und ich.

Es erfrischt ordentlich, daran zu denken. — Die Schlägernarben glühen wieder, ich trage noch die rote Mütze, habe Zeit und bin fidel.

Ich kam als Kind ins Korps. Als neunzehnjähriges Kind! Was hätte edler Einfluß mehr machen können als Selbsterziehung! Vorbei, vorbei!

Mit welchem Feuereifer wurde ich dann Bohemien, Kunst- und Literaturzigeuner! Das, was ich in meinem kleinen Sekundanerstübchen bei Murgers Buch geträumt, wollte ich nun leben.

Auch hier war Enttäuschung! Von Jackner an bis zu Typen, wie sie zu Hunderten noch meinen Weg nachher gekreuzt haben.

Digitized by Google

Und ein klein Teil gutes Gedenken, liebes Erinnern söhnt es nicht aus? Sind es nicht deine stärksten Tage gewesen? Entstanden nicht Gedichte damals, die deine besten genannt werden? Vielleicht! Ich weiß es nicht.

Ich muß weiter kramen, eilends blättern im Buche meiner Jugend.

Hungernde Maler sehe ich und wissensdürstige Ausländer. Weib und Männlein froh vereint, glühend für ein Ziel.

Was war da für Streben, welch eiserner Wille, welche Kraftfülle zeigte sich. — Dachkammerperiode!

Künstler brachten den Tag in Fabriken zu, um leben zu können, um streben zu dürfen. Schriftsteller gaben Stunden für 50 Pfennige, um ihre Manuskripte nicht mit leerem Magen in ungeheiztem Zimmer schreiben zu müssen. Machten Artikel für Winkelblätter! Und die Frauen, die Mädchen! Ich sah Ergreifendes. Junge schwache Dinger arbeiteten in Dachkammern bei Wind und Wetter, ohne Geld, ohne Essen, auf andere angewiesen, die selbst nicht mehr hatten. So malten sie! Kindern dicker Schlächter- und Bäckermeister gaben sie Klavierstunden, damit man ihnen nicht das eigene Instrument wegpfändete.

Überall streben, Vorwärtseilen in diesem großen Kreise; und innige Anteilnahme. Eine Familie waren sie alle zusammen. Einen Schmerz hatten sie, eine Freude.

Schöne Zeit, ich grüße dich! Zeit der Arbeit, des fröhlichen Schaffens.

Dienstag, 14. Juli 1903.

Selig sind, die da Leid tragen, heißt es.

Vorläufig ist meinem äußeren Menschen der Zeitenunterschied allerdings noch nicht anzumerken, und daß ich mich und meinen Magen trainiere, ist ja meine private Angelegenheit.

Aber wie lange werde ich mich noch halten können. Ich lebe in einer dumpfen Gleichmütigkeit dahin, über die ich mich in lichten Momenten selbst wundere. Eine Art Schleier ist über meine Seele gebreitet, und ich fühle alles unklar und verschwommen.

Die Vergangenheit ist wie ganz, ganz weit hinten, wie die eines Fremden fast, und eine Zukunft? Ich nehme alles hin. Mein Fatum! Ich kann nichts dagegen tun, das hab' ich gesehen, und — Schonung ist alles, was ich noch erhoffe. Mein Wünschen ist Arbeit. — Es hört mich niemand.

Donnerstag, 16. Juli 1903.

Man gewöhnt sich rasch an eine Mahlzeit am Tage und fühlt sich sehr wohl dabei. Das ist alles zu ertragen. Nur die Ungewißheit tötet mich. Gebt mir zu schaffen! Ich habe Kraft genug trotz der Schlaflosigkeit! — Denn ich schlafe sehr, sehr wenig.

* * *

Ich habe heute nochmals an die Eltern geschrieben.

Digitized by Google

Dienstag, 21. Juli 1903.

Diese langen heißen Nächte.
Heiß und schlaflos.

Leute, die ich längst vergaß, sehe ich wieder, grinsende Widersacher kommen und setzen sich auf mein Bett.

Und ich kann nichts tun; ich bin wie gefesselt, wie erstarrt.

Schlaf! Schlaf brauche ich, sonst werde ich krank — — — —

Donnerstag, 23. Juli 1903.

Gestern Nacht war es.
Die ganze Nacht war er da.

Hinter mir auf meinem Kissen saß er und versuchte zehn, zwanzigmal hintereinander, einen langen, dünnen Nagel in meinen Hinterkopf zu treiben.

Endlich verschwand er! Noch immer fühle ich diesen furchtbaren Druck am Wirbel.

Oh, ich werde aufpassen!

Ich töte ihn, diesen Burschen. Leider konnte ich sein Gesicht nicht erkennen.

Haha. Sie denken, weil ich schwach bin und hungere, da können sie mich überwältigen. Haha. Nein! Ihr täuscht euch!

Ich werde euch eines Besseren belehren.

Wartet, ihr Hunde!

Sonnabend, 1. August 1903.

Ich will es hier aufschreiben.

Damit die Leute sehen, daß ich nicht verrückt gewesen bin. Wenn ich sterbe, sollen sie wenigstens wissen, daß ich gemordet wurde. Jawohl, gemordet. Denn — — — haha. Sie halten mich für geisteskrank, ich hörte so etwas Ähnliches neulich von meiner Wirtin flüstern. Haha. Ihr irrt euch! Ich sehe doch deutlich! Ja! Ich will ihnen den Weg angeben und meine Mörder zeichnen! Denn sie werden mich morden. Sie werden es tun. Ich weiß es. — — —

Wer ist es denn eigentlich!?

Was wollen sie von mir? Weshalb kommen sie? Oh, ich weiß es wohl. Ich habe euch durchschaut! Ich habe diese Kerle erkannt!! Haha.

Ich bin Gottlob noch bei Sinnen und passe auf!

Ihr täuscht euch. Das wird euch nicht gelingen!

Nie!

Ich weiß, das Loch am Kopfe wird immer größer und tiefer, so gut ihr's auch nachher wieder verstopft! Aber ich fühle es wohl! und — — — doch das gelingt euch nicht!

Nie. Nie. Nie! Hört ihr! Ihr Buben.

Diebe! Feige Diebe!

Ich werde mich wehren und euch das Handwerk legen!

Pfui! Meuchler ihr, feige Diebsbande!

Digitized by Google

Mittwoch, 5. August 1903.

Also nun habe ich es. Ich weiß, was sie wollen und —

Gestern am Tage selbst, als ich auf dem Bette lag, hörte ich einen kommen, einen dieser Kerle. Haha! Du bist erkannt!

Sie wollen mir meine Lieder rauben! Sie wollen mir ein Loch bohren bis zum Gehirn, und dann wollen sie sachte, leise meine Lieder, meine Märchen stehlen. Haha! Ihr seid schlau! Ein teuflischer Plan ist es. Schlau! Ich bin aber schlauer!

Und ihr werdet nichts finden.

Donnerstag, 6. August 1903.

Gestern Nacht. Ganz leise fingen sie wieder an, sie dachten ich schliefe. —

Meine Lieder findet ihr nicht, bohrt nur! Und morgen, da werde ich euch packen und niederschlagen.

Ich will sie nur noch sicherer machen.

O, ich werde mich rächen. Ihr Gesindel.

Morgen! Haha!

Wartet nur!

Wenn ich nur nicht so starr wäre, sobald sie anfangen, so wie gelähmt! Doch ich fühle Kraft, ich muß Kraft haben!

Morgen!

Wartet. Wartet nur!

Gottesbewußtsein und die letzten Ziele der seelischen Triebe.

Von Julius Konstantin von Hoeßlin.

[Teil II.]

In unserem durch das Gefühl uns gegebenen Bewußtsein einer lebensumfassenden Gottheit nehmen wir nicht wahr, daß diese die Eigenschaften des „Weltschöpfers“ und des „Gesetzgebers“ besitze.

Sie dünkt uns nur eine überweltliche, uns stärkende Macht zu sein, deren wir ein Glied sind, in welcher alle Unterschiede von Du und Ich erlöschen, eine Macht, die als etwas Gewaltiges und Magisches wirkt und uns vorwärts treibt nach einem un-

Digitized by Google

gekannten Ziel hin. Das ist der unmittelbar wahrgenommene „Gott" des menschlichen Gottesgefühls. So haben ihn die Indier wahrgenommen, so sah ihn Jesus Christus in seinem Geiste, so hat ihn Apostel Paulus geschaut und alle Mystiker des Mittelalters, und alle die, deren Gefühle nicht durch Vorurteile, Aberglauben und Götzen vergiftet waren.

Daß dieser Gott nicht eine Realität an sich sein muß, brauchen wir nicht zu wiederholen. Aber daß er der gedankliche Inhalt eines starken Impulses ist, der ebenso bestimmten Zwecken des Seins dient, wie die Liebe und der Ehrtrieb, ist eine Tatsache, die niemand, welcher den stärkenden Einfluß des Gottesbewußtseins in sich erfahren hat, leugnen kann.

Es liegt nahe, daß diese so geartete Vorstellung Gottes den Menschen in dem Gedanken, daß Er ihm helfen könne, bestärkt.

Ist es nicht seltsam, daß sogar Jesus Christus, der das Gottesbewußtsein am intensivsten — in sich — wahrgenommen hatte, an die Möglichkeit, daß Gott helfen könnte, glaubte?

„Und alles, was ihr bittet im Gebet, so ihr glaubet, so werdet ihr es empfangen," sagte er.

Denn:

„Welcher ist unter euch Menschen, so ihn sein Sohn bittet um Brot, der ihm einen Stein biete? Oder so er ihn bittet um einen Fisch, der ihm eine Schlange biete? So denn ihr, die ihr doch arg seid, könnet dennoch euren Kindern gute Gabe geben, wie viel mehr wird euer Vater im Himmel gutes geben denen, die ihn bitten?"

Nun aber ..... wir haben ihn um Brot gebeten und er gab uns einen Stein dafür — und er gab uns auch noch die Schlange dazu, obwohl wir ihn nicht einmal um den Fisch gebeten hatten!

Was wohl der Märtyrer auf dem Golgatha empfunden haben mag, als auch er dort seinen Irrtum erkannte und den lauten Ruf ausstöhnen mußte: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?"

Ein düsteres Drama, dessen gleichen es nicht ein zweites in der Welt gibt.

Und da er dieses erkannt hatte, — starb er.

Denn nichts vermag den Glauben an Gott so zu entkräften, als enttäuschte Hoffnung. Man muß die Hoffnung ablernen, wenn man einen Gott in sich tragen will.

Digitized by Google

O! Bete man nur nächtelang am Lager seines kranken Kindes — glaube man, daß es nur vom Willen Gottes abhänge, daß es genese — und erlebe man, daß nur ein martervoller Tod folge, nach langen Stunden grausamer Erstickungskrämpfe, die Leib und Seele entstellten, erlebe man es nur, daß Gott nicht einmal die Bitte erhörte, die Leiden eines schuldlosen sterbenden Wesens zu lindern, um zu erfahren, ob nicht eine Erbitterung gegen den sich entfacht, dem man irrtümlicherweise die Fähigkeit zuschrieb, allmächtig zu sein.

Gott kann niemanden beistehen in seiner Not.

Das starke Gottesbewußtsein, das in uns lebt, spricht uns nicht davon. Seine magischen Gestalten weisen jenseits vom Glücke hin. Denn es ist wohl ein kraftspendendes Bewußtsein, aber nirgends ist ein Gott vorhanden, der unseren Gebeten lauschen könnte. Unsere Hilferufe verhallen vor dem Thron des nur in unserer Seele lebenden Gottes — und er erfährt sie nie.

Was das Unerforschliche will, das den Gottesgedanken in uns entstehen läßt, ist uns unbekannt, jedenfalls das Ziel ist nicht das Glück. Die Ziele des Seins sind andere, unberechenbare.

* * *

„In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht des Menschen."

Die Denker des ersten Christentums versuchten dem unmittelbar empfundenen Gottesbewußtsein eine metaphysische Grundlage dadurch zu verschaffen, daß sie den gedanklichen Inhalt des Gottesbewußtseins objektivierten.

Das entsprach vollkommen den Anschauungen der damals herrschenden Philosophie.

Und die Denker des ältesten Christentums waren weise genug, das Wesen ihres unmittelbar erlebten Gottesbewußtseins zu erkennen; sie unterschieden den Kern ihres Glaubens von jenen allegorischen Gestalten, in die sie den Gedanken Gottes für die unphilosophischen Menschen versinnbildlichten. Die Denker des ersten Christentums wußten, daß ihre Legenden nur als Dichtungen wahr seien, und dies, weil sie etwas Inneres und sonst Unsagbares symbolisch wiedergaben. — Aber für die logisch denkenden Geister hatten die ersten Apostel des Christentums die metaphysische Lehre aufgestellt, daß Gott eine geistige Einheit des Lebens, daß die Menschen ihre Glieder, daß diese Einheit

Digitized by Google

die Quelle der Kraft sei. Das in Beziehung-Treten zu dieser kraftspendenden Gottheit nannten sie Glauben; der „Heilige Geist" war das bewußt gewordene Faktum der hergestellten Einigung des einzelnen mit dem Ganzen; und Jesus Christus war der erste unter den Menschen, der sich dieser Gottheit angliederte. Wie es denn geschrieben steht: „Welche Gott zuvor versehen hat, die hat er auch verordnet, daß sie gleich sein sollten dem Ebenbilde seines Sohnes, auf daß derselbe der Erstgeborene sei unter vielen Brüdern." (Röm. 8, 29.)

Dieses Gefühl des Einsseins mit einer uns alle umfassenden Macht, das ist das Wesentliche des Gottesbewußtseins. Und das Verdienst des Christentums ist es, diesem Gefühl Wort und Symbol verliehen zu haben. „In ihm leben, weben und sind wir."

Aus diesem Gefühl heraus gestaltete auch der große Weise von Nazareth sein:

„Du sollst Gott, deinen Herrn lieben von ganzer Seele, von ganzem Gemüte und von allen deinen Kräften. Dies ist das größte Gebot. Das andere aber ist dem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst."

Gott ist die Einheit derer, die ihn lieben. Diese aber sind die Glieder dieser Einheit. Wer Gott liebt, liebt mit ihm auch seinen Nächsten. Wer die Menschen liebt, liebt mit ihnen auch Gott, denn „also sind wir viele ein Leib in Christo, aber untereinander ist einer des anderen Glied".

Deswegen ist das eine Gebot dem anderen gleich. — — Das ist der Kernpunkt der christlichen Lehre.

* * *

Bei der Betrachtung des Ehrtriebes haben wir angedeutet, daß, der Ansicht einiger Soziologen gemäß, Völker und Rassen organische Wesen seien, die ein eigenes Leben führen, und daß diese uns umfassende Überorganismen sich zu uns ebenso verhalten wie der animalische Körper zu den ihn bildenden Zellen. Zellen sind aber selbständige Tierindividuen. Und selbständige Tierindividuen sind die Menschen, welche Überorganismen der Völker und Staaten bilden. Nietzsche sagt: „Schaffende waren erst Völker ..... Jedes Volk spricht seine Zunge des Guten und Bösen; die versteht der Nachbar nicht."

Und damit hat er den Zustand der vorchristlichen Religionen gezeichnet.

Digitized by Google

Das Wesen des Christentums besteht aber darin, daß es den im Gottesbewußtsein enthaltenen Gedanken objektivierte und daß es alle Menschen zusammen zu der sie alle umfassenden neuen Einheit rief. Die christliche Lehre war das Resultat einer vollzogenen Entwickelung in der menschlichen Seele. Die Moralsätze des Christentums sind nur die Folgerungen aus den metaphysischen Anschauungen, die in diesem Glauben enthalten sind; nur durch diese sind sie erklärlich.

.... Halte man die aus dieser Theorie sich ergebende Konsequenz fest, so wird man begreifen, warum die ersten Christen die Tötung des Körperlichen verlangten, warum sie alle Instinkte für sündig erklärten, die dem Körper dienten.

„Die Speise dem Bauch und der Bauch der Speise; aber Gott wird diesen und jene hinrichten. Der Leib aber nicht der Hurerei, sondern dem Herrn, und der Herr dem Leibe. Wisset ihr nicht, daß eure Glieder Christi Glieder sind? Sollte ich nun die Glieder Christi nehmen und Hurenleiber daraus machen?" (Apostel Paulus „An die Corinther"), oder:

„Wisset ihr nicht, daß alle, die wir in Jesum Christum getauft sind, die sind in seinem Tode getauft? So sind wir (als Körper) mit ihm begraben durch die Taufe in den Tod, auf daß wir (als Geister) in einem neuen Leben wandeln." Deswegen auch das Gebot:

„Ich sage euch: Wer ein Weib ansieht, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr gefrevelt."

Diese moralischen Folgerungen sind der große Irrtum des Christentums, der darauf basiert, daß die Gründer dieser Religion das Gefühl des „ein Glied-sein Gottes" nicht nur als ein Gefühl, das zu den uns ungekannten fernen Zielen des Seins führt, auffaßten, sondern daß sie den gedanklichen Inhalt dieses Gefühls für real hielten.

Aber nicht nur die Verneinung alles Körperlichen, auch das Gebot der ausschließlichen Menschenliebe, das in dem Satz enthalten ist: „Liebet eure Feinde", ist das Ergebnis der Annahme, daß Gott ein alles seelische Leben umfassendes Ganze ist. Denn wenn alle Menschen Glieder einer übermenschlichen Einheit sind, so sind sie eben alle naturgemäß Brüder; und „Feinde" sind dann nur ein Irrtum; es gibt dann keine Feinde; der eine ist des anderen Glied in Gott, der das Leben ist; und wer seinen „Feind" liebt und ihm hilft, hilft nur eben einem Teil des

Digitized by Google

Ganzen, dem er selbst angehört. Das ist der christliche Gedankengang.

Es wäre interessant, wenn man mit dieser christlichen Reflexionsweise die Lehre Schopenhauers vergleichen würde. Das Christentum geht von der Hypothese des Vorhandenseins einer alle Menschen umfassenden göttlichen Einheit aus und folgert, daß die Menschen sich lieben müssen. Schopenhauer dagegen geht von der Tatsache aus, daß „Liebe" und „Mitleid" unter den Menschen vorhanden ist, und folgert daraus das Vorhandensein einer göttlichen Einheit.

„Wie ist es irgendwie möglich," fragt Schopenhauer in seiner Schrift „Über die Grundlage der Moral" (§ 16), „daß das Wohl und Wehe eines anderen mein Motiv werde, und sogar es bisweilen in dem Grade werde, daß ich demselben mein eigenes Wohl und Wehe ..... nachsetze?" Und er erwidert zur Erklärung dieses unbegreiflichen seelischen Phänomens, daß dies die Voraussetzung fordert, daß ich auf irgend eine Weise mit ihm (dem anderen) identifiziert sei; d. h. daß jener gänzliche Unterschied zwischen mir und jedem anderen, auf welchem gerade mein Egoismus beruht, aufgehoben ....., also daß der Unterschied zwischen ihm und mir kein absoluter mehr sei.

* * *

Auch die Indier nahmen Gott in sich wahr als eine überweltliche Macht, deren der einzelne sich als ein Teil dünkt und in der alle Unterschiede von Du und Ich erlöschen. Aber sie verlegten dieses Einssein mit ihm, was sie als den Inhalt ihres Gottesbewußtseins empfanden, in die Zukunft. Das Einssein mit Gott galt ihnen nicht als ein Daseinszustand des Lebens, sondern als ein noch zu erreichendes Ideal.

Denn — dem indischen Glauben gemäß stand dem einzelnen, wenn er das irdische Leben liebte, die Möglichkeit offen, durch die Seelenwanderung in das diesseitige Leben zurückzukehren, und zwar so lange in ihm die Liebe für das Leben dauerte. Aber das Leben war den Indiern nicht wert; sie kannten keine Hölle; die schlimmste Strafe, die ihre Phantasie ersonnen hatte, war die: da sein zu müssen, bis die Wertlosigkeit des irdischen Lebens erkannt wird. Aber für die Weisen, welche die Mysterien des Seins durch die innere Intuition angeschaut hatten, gab es ein höheres Ziel als das diesseitige Leben — und dieses Ziel war das Einswerden mit Gott in der Zukunft.

Digitized by Google

So spricht das Wort Gottes einmal (Bhagavad Gita X): „Wer meine Erhabenheit und Kraft erkennt, der hat die Einheit des Seins durch seine Liebe erlangt.“ Oder: „Durch das Eingehen in mich erlangt der Mensch mein Sein, meine Größe, die dann die seine ist, und wenn er mich in der Wahrheit ganz erkennt, so ist er auch gänzlich in mir.“

Die Indier objektivierten also den Inhalt ihres Gottesbewußtseins als ein mögliches Ideal in der Zukunft. Diese Objektivation jedoch ist es, woran auch diese aristokratische Religion krankte.

Sie hätten diese Strebung zu Gott als einen aus den ungekannten, tiefen Wurzeln des Lebens stammenden und nach fernen, irgendwo vorhandenen Zielen hintreibenden Impuls auffassen müssen, und sie hätten sich sagen sollen, daß diese Ziele an sich inkommensurabel sind und den Menschen unerforschlich und unbekannt.

Statt dessen — weil sie den Inhalt ihres Gottesbewußtseins als eine in der Zukunft mögliche Realität auffaßten — folgerten auch sie daraus gewisse Forderungen und Vorschriften, deren Befolgung, nach ihrer Meinung, den Weg zu der Vereinigung mit Gott ebnen sollte, die aber — eben weil diese Vereinigung nur ein Traum war — unrichtig waren.

So erhaben und schön auch die indische Religion ist, sie ist eben dennoch unwahr. Sie ist unwahr, obwohl diese Indier ihr unmittelbar erlebtes Gottesbewußtsein von Symbolen und dichterischen Legenden und Alltagsgedanken rein bewahrt haben. Sie ist unwahr, weil auch die Priester des Brahma nicht wußten, daß Bewußtseinsinhalte eben nur Bewußtseinsinhalte sind, und sonst nichts. Und daß man keinen größeren logischen Fehler begehen kann, als wenn man annimmt, daß etwas, was Gegenstand unserer Vorstellung ist, auch außerhalb unserer Vorstellung da sein müsse.

Was wir denken — ist nicht da. — Und was da ist — ist als solches undenkbar und unwahrnehmbar, jenseits aller möglichen Vorstellung.

* * *

Nicht weil sie ihre Bewußtseinsinhalte für wahr hielten, sündigten die indischen und die christlichen Religionen gegen die Wahrheit (denn auch das Fürwahrhalten der Inhalte der Wahrnehmungen, auch das Fürwahrhalten der logisch gedachten

Digitized by Google

Gedanken ist leider eine Notwendigkeit des Seelenlebens. Selbst die Denker, die an der kritischen Philosophie Kants ihr Denken geschult haben, halten, sofern sie nicht darüber reflektieren, alle ihre Wahrnehmungen für wahr). Sondern das Unglück, das durch die brahmanische und die christliche Religion gestiftet worden ist, besteht darin, daß man diese Scheinrealität Gottes als eine tatsächliche Voraussetzung hinnahm, und daß man daraus moralische Vorschriften folgerte, welche moralische Vorschriften nicht Inhalte unseres Bewußtseins, keine Impulse waren, sondern nur logisch gefolgerte Sätze aus unwahren Prämissen, die dann, so falsch sie waren, von Vater auf Sohn hinübergeerbt wurden und als ethische Maximen weiter kursierten und jenes Unheil stifteten, das wir als Lebensentsagung, Askese, Prüderie und kleinliche, engherzige Moral kennen.

Gewiß — es gibt Impulse und Gedanken in uns, die das psychische Korrelat sind eines irgendwie vorhandenen Dinges an sich; diese Impulse und Gedanken nennen wir „gesund", „wahr"; aber wir dürfen nicht aus ihnen Schlüsse folgern, denn sie sind nicht die Wahrheit, sondern nur die Symbole der Wahrheit. Die sexuelle Neigung und der Ehrtrieb, das Licht, die Farben, die Töne sind psychische Korrelate des Seienden, — wenn ich jedoch aus ihnen etwas folgern wollte, so wäre das falsch. Darin besteht der große Wert des empirischen Denkens gegenüber dem logisch-dialektischen, daß das empirische Denken keine Prämissen kennt, sondern nur Tatsachen konstatieren will; Tatsachen sind aber nichts anderes als unmittelbare Bewußtseinsinhalte; und Bewußtseinsinhalte sind Symbole des Seienden. Die brahmanischen und christlichen Priester kannten ihren Gottesgedanken nicht als ein nur notwendig vorhandenes seelisches Phänomen, dessen der Mensch wohl bedarf, — sondern sie nahmen die Gottheit als etwas Reales an, und fällten von ihrer angenommenen Existenz aus Schlüsse; sie folgerten daraus sittliche Forderungen. Das war der Irrtum. Diese erschlossenen moralischen Maximen aber widersprachen den Impulsen, Gefühlen und Leidenschaften, die das Leben gebiert. Die Impulse, Gefühle und Leidenschaften aber dürfen niemals, aus einer vermeintlichen metaphysischen Erkenntnis heraus, Schranken erleiden. Denn es gibt keine metaphysischen Erkenntnisse, es sei denn diese beiden:

Die erste: Alles, was uns als evident wahr erscheint, ist das psychische Korrelat eines unvorstellbaren Dinges an sich, das irgendwie da ist, in einer undenkbaren Form.

Digitized by Google

Und die andere: Keine Leidenschaft und kein Gefühl und kein Impuls in uns, der nicht die seelische Erscheinungsform eines transzendentalen Wirkens wäre.

Wahrnehmungen und Impulse — das sind die letzten Fundamente, auf die wir stoßen können. — —

II.

Eine Gemütsbewegung bezieht sich also auf zweierlei Ziele hin; das eine ist das jenseits unseres Bewußtseins vorhandene Endziel, das als wirkende Macht den Impuls erzeugt; das andere aber ist das Scheinding, welches uns in unserer Phantasie als das Objekt der Begierde dünkt. Die Fortpflanzung der Rasse ist das unbewußte Ziel des Naturgesetzes, das die erotische Liebe entstehen läßt; die „schöne Gestalt" der Geliebten aber das Scheinding, das man begehrt. Nun — so lange die Begehrung des Scheindings Produkt der inneren Wollung ist, so lange ist auch dieses Ding und seine Begehrung das Mittel, das den Weg anbahnt zur Erreichung des letzten Endzweckes. Wenn aber die Begehrung des Scheindings nicht das organische Ergebnis der inneren Wollung ist, sondern wenn dieses Scheinding eine zwecklose Gier erweckt, die nichts anderes erstrebt als momentane Freude, dann ist diese Gier pervers.

Durch eine klare Selbstbeobachtung seines Innersten kann der Mensch unterscheiden, was ein spontaner Impuls, was ein innerer Wille ist, — dies empfindet er stets als etwas Ethisches, etwas, das seinem Innersten als Gefühl entsteigt —, und was eine sinnliche, perverse Begierde ist, die er als eine an den Vorstellungen und den Sinnesinhalten haftende Freude wahrnimmt. — —

Aber nur das eigene Gefühl ist der Maßstab zur Wertung dieser Gemütsbewegungen.

Hüte man sich, von einem Impuls, den man in sich nicht wahrgenommen hat, und von dessen Vorhandensein man bei anderen erfährt, anzunehmen, daß er schlecht sei. Vor allem aber hüte man sich, die Gemütsbewegungen, welche unsere Feinde zu Handlungen treiben, die uns vernichten können, für böse zu halten. Was unserem Leben und unserem Fortschritt und unseren Interessen von Nachteil ist, kann den Zwecken anderer dienen; dann ist es aber als etwas organisch Zweckmäßiges an sich gut.

Digitized by Google

Denn wie Zarathustra sprach: „Tausend Ziele gab es bisher; denn tausend Völker gab es."

Anders ausgedrückt: Jeder stark empfundene, aus den Tiefen des Unbewußten unmittelbar entstandene und nicht erst durch äußere Reize veranlaßte Impuls ist richtig.

Metaphysisch religiöse Scheinerkenntnisse haben nicht das Recht, Schranken unseren Empfindungen einzusetzen. Die Wollungen sind die Organe der Seele. Und dieselbe Natur, die die Organe des Körpers zweckmäßig gestaltet und den Lebensbedingungen der Arten anpaßt, dieselbe Natur ist es, welche die Wollungen zeugt, die den uns oft ungekannten Zwecken des Übersinnlichen dienen.

Aber wie jeder starke, gesunde Impuls übersinnlichen Zielen zustrebt, so auch das Gottesgefühl.

* * *

„Tausend Ziele gab es bisher, denn tausend Völker gab es. Nur die Fessel der tausend Nacken fehlt noch, es fehlt das eine Ziel. Noch hat die Menschheit kein Ziel.

Aber sagt mir doch, meine Brüder: wenn der Menschheit das Ziel fehlt, fehlt da nicht auch — sie selber noch? —"

Also sprach Zarathustra.

Die Menschheit hat wohl kein Ziel. Aber wir nehmen Wollungen in einer neuen emporblühenden Rasse von Menschen wahr, die sogar über die Menschheit hinaus nach fernen Gebilden des Lebens hinweisen.

Neben den Rassen- und Volksinstinkten nehmen wir die ethischen Regungen des Lebens als eine Ganzheit wahr; die Liebe fürs Weiteste und Fernste.

Denn die Liebe des neu entstehenden Menschen kennt keine Grenzen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Es gibt Religionen, wie die buddhistische, welche die „Liebe zum Tier" als eine Weiterbildung der „Liebe zum Nächsten" fordern. Wie Christus den Begriff des Nächsten erweiterte und, das Gesetz des Volkswillens, das da lehrt: „Niemand soll deine Seele lieben, es sei denn den Volksgenossen," überwindend, predigte, daß es keinen Samariter und Juden gäbe, — so erweiterten die ethisch vorgeschrittenen Buddhisten, lange schon vor dem Prediger aus Nazareth, den Begriff der „Liebe zum Nächsten". Und sie

Digitized by Google

waren philosophisch und konsequent genug, nicht nur zwischen Samariter und Juden, sondern auch zwischen Menschen und Tier keine Grenzen für die Liebe zu kennen.

Alles was lebt, sollst du lieben! — Gewiß, wir empfinden es nicht in dieser kategorischen Form als Gebot, wir kennen es nicht als eine moralische Maxime, etwa gleich der: „Du sollst enthaltsam sein.“ Sondern wir kennen diese Liebe zu allem, was da lebt, als eine Tatsache unseres Gefühls.

Für die Liebe des entwickelteren Menschen gibt es eben keine Grenzen. Die Grenzen in der Liebe sind stets nur die Folgen mangelnder Wahrnehmung; wenn du ein Insekt mitleidslos zerschmetterst, so geschieht es, weil die Körperformen des Insektes so verschieden von denen deines eigenen Körpers sind, daß du gar nicht die Lebensäußerungen dieses Tieres verstehen kannst. Erst auf dem Umwege der Überlegung gelangt der Mensch zu dem Gedanken, daß auch dieses Insekt etwas Lebendes ist, etwas, das sich freuen und das leiden kann. Seine Körperformen verraten uns nichts davon. Menschen minderverfeinerter Sensibilität vermögen nicht einmal an den Formen der Säugetiere das Leben derselben, ihr Wohl und Wehe, zu erfassen.

Die seelische Befähigung des Buddhisten sowohl, wie die des modernen Menschen, dem Tier nachzufühlen, beruht also nicht so sehr auf einer Erstarkung der Liebesfähigkeit, sondern auf einer Verfeinerung der Wahrnehmungsfähigkeit von Lebensäußerungen. Umgekehrt mangelt denjenigen, die nicht einmal ihrem nächsten Menschen mitfühlen können, nicht so sehr die Liebe als Gefühl, sondern ihnen mangelt jene Sensibilität der Wahrnehmung; sie vermögen nicht alle jene kleinen Äußerungen des sich Freuenden und Leidenden zu perzipieren. Lieblosigkeit ist eine noch nicht überwundene Roheit der Perzeptionsfähigkeit; eine Dickhäutigkeit; eine Erscheinung bei Menschen ohne innere Tradition. Der Fortschritt und die Entwickelung des Geistes müssen, wenn sie mehrere Generationen hindurch dauern, auf aristokratische Arten sensibeler Menschen führen, welche möglichst viel lieben können.

Es ist kein Zufall, daß unter allen Völkern diejenigen die größte Liebeskraft aufweisen, welche auch die geistig vorgeschrittensten waren. Neben den Indiern können wir die alten Griechen nennen. Bei diesen letzteren ist es interessant zu beobachten, wie die Entwickelung ihres Bedürfnisses nach Liebe parallel geht mit dem Emporblühen ihrer Philosophie. Ihre Fähigkeit, allen Menschen mit zu empfinden, ging so weit, daß darunter

Digitized by Google

ihre Vaterlandsinstinkte degenerierten, daß sie den fremden Völkern gegenüber, die sie eroberten, keinen Groll mehr empfanden. Ja, ihrem großen Bedürfnisse nach Liebe sind vielleicht die großen Erfolge zuzuschreiben, welche die Apostel des Christentums bei ihnen ernteten. Sie fingen an, den Mann als Gott anzubeten, der aus Liebe für die Menschen am Kreuze starb. Die übrigen Lehren des Christentums waren ihnen gleichgültig. Man entsinne sich nur einer Stelle der ersten Epistel Pauli an die Christen in Korinth (15, 1): „Wie sagen etliche unter Euch, die Auferstehung der Toten sei nichts?" Natürlich . . . den Korinthern, welche die Tradition ihrer geistigen Kultur im Blute steckte, schien diese dem Pharisäertum entsprungene Doktrin vom „Leben nach dem Tode" unsinnig: Sie folgten dem Christentum, weil die Gefühle, die es predigte, den ihren verwandt waren; um der Liebe willen waren sie Christen geworden; und um alles andere, um die Theorien des neuen Glaubens kümmerten sie sich nicht, weshalb auch Apostel Paulus in demselben Briefe an die Korinther wetterte (5, 12): „Es geht ein gemeinsames Geschrei, daß Hurerei unter Euch ist, und eine solche Hurerei, da auch die Heiden nicht von zu sagen wissen . . . . Und Ihr seid aufgeblasen" . . . . . usw. Die jüdischen Enthaltsamkeitsmaximen kümmerten die Griechen nicht; sie wurden Christen, weil sie in diesem Glauben die Lehre von der Liebe aller zu allen gefunden hatten und weil sie dieser großen Liebe zum Siege verhelfen wollten.

Bei den höchstentwickelten Menschen gibt es eben keine Grenzen des Liebesbedürfnisses. Aber es gibt eine graduelle Abstufung der Macht dieses Gefühls. Was eine intensivere Konzentration von Leben und Lebenskraft ist, liebt man gewiß mehr, als das graduell daran schwächere.

Ferner — wie wir schon eben andeuteten — liebt man mehr alles das, was mittelst verwandter Formen die Vorstellung des Lebens in einem intensiveren Grade erweckt, als dasjenige, dessen Formen uns fremder und insofern auch unverständlicher sind; darum lieben wir unseren Hund mehr, als wir eine Ameise zu lieben vermögen; einen unserer Landsleute mehr, als etwa einen noch so geistig hervorragenden Fremden. Unter allen Wesen ist aber das, was wir am intensivsten als ein lebendes empfinden, unser eigenes Selbst; und nächst unserem Selbst sind es unsere Blutsverwandten und alle die, mit denen uns gemeinschaftliche Empfindungen vereinigen, die Freunde; ferner unser vaterländisches Volk.

Digitized by Google

Das notwendige Ergebnis dieser graduellen Abstufung der Liebe zu verschiedenen Menschen ist — wenn auch als eine sekundäre und bedingte Erscheinung — der Haß.

Alles was mein Selbst, meine Verwandten, meine Freunde, mein Volk bedroht, will ich bekämpfen, ja, ich muß es unter Umständen sogar vernichten. Haß ist das Bewußtwerden dieses Vernichtungsbedürfnisses. Aber bei dem entwickelten Menschen sollte der Haß nicht die Liebe für den Feind ersticken. Wir können die Schlange lieben, obwohl wir sie töten wollen; ich kann meinen Feind bemitleiden, selbst wenn ich am Werke bin, ihn zu vernichten; aus welcher philosophischen Doktrin die Lehre „Liebet eure Feinde" entsprang, haben wir schon früher erwähnt. Als psychische Tatsache ist der Haß das notwendige Ergebnis der Liebe. Wo die meiste Liebe vorhanden ist, da muß auch der stärkste Haß vorhanden sein.

Deswegen hassen wir auch die Feinde unseres Volkes, die Feinde unserer Religion, die Feinde unserer Überzeugung. Jede Milde dem Feinde gegenüber wäre ein Hochverrat gegen das, was uns heilig ist. Nur Menschen ohne Ideale und ohne Liebe und ohne Lebensenergie und Temperament können die Toleranz und die Demut rechtfertigen. Christus, der aus der Lehre seiner Metaphysik heraus den Satz aufstellte „Liebet eure Feinde" war dennoch ein zu starker Liebender, als daß er, da er seine Jünger hinaussandte, vergaß, ihnen die bedeutungsvollen Worte des Hasses zuzurufen:

„Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen sei, Frieden zu senden auf Erden. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert.

Denn ich bin gekommen, den Menschen zu erregen wider seinen Vater, und die Tochter wider ihre Mutter, und die Schnur wider ihre Schwieger.

Und des Menschen Feinde werden seine eigenen Hausgenossen sein."

Man liebt gewiß alles, was lebt: Tiere und Menschen, Samariter und Juden, Russen und Deutsche. Aber man liebt es nicht in gleichem Maß und man darf es nicht in gleichem Maß lieben. Haß ist nicht die Verneinung der Liebe, sondern ihre Ergänzung.

* * *

Digitized by Google

„Nicht daß du deinen Feind töten willst, ist die Sünde, sondern das Mangelnde an dir ist, daß das Gefühl für das Leben *eines* Menschen in dir schweigt, wenn du den Dolch in seine Brust stichst," lautet es in einer neuen Tafel; und

„Sünde besteht nie in dem, was du positiv willst, sondern in dem, was du *nicht* willst, während du es doch hast wollen müssen."

„Du begehrst das Weib deines Nächsten. . . . Die Natur lächelt liebend und wohlwollend deinem Begehren zu. Aber du vergißt, daß du einem deiner Nächsten das Liebste damit nimmst. Und dieses Vergessen empört alle Gewalten des Himmels gegen deine Begierde."

So lauten diese neuen Gebote.

Wir aber können noch hinzufügen und sagen: „Wenn dein Feind das Leben und das Glück deines Freundes verderben will — so stich ihm nur getrost den Dolch in die Brust, obwohl du ihn dennoch, diesen Feind, lieben sollst. Die bewußtgewordene Notwendigkeit seiner Vernichtung darf nicht das Liebesgefühl zu ihm, deinem Mitmenschen, abschwächen. Liebe ihn, aber töte ihn, wenn du das Leben deines Freundes damit fördern kannst. Das motiviert und rechtfertigt das Vorhandensein aller Kriege. Und wenn du die heilige Überzeugung gewonnen hast, daß deine Verbindung mit dem Weib deines Nächsten Menschen erzeugen wird, die reicher an Inhalten des Lebens sein werden, als diejenigen, welche die Paarung von ihm und ihr ermöglicht — so entführe das Weib deines Nächsten getrost, und verderbe sein Glück, obwohl du ihn liebst. Keine Himmelsgewalten werden sich gegen dein Beginnen erheben. Denn mehr als das Glück deines Nächsten ist die Vervollkommnung des menschlichen Geschlechtes, welcher Vervollkommnung die erotischen Neigungen dienen, — leuchtende Feuerscheine vorhandener Wahlverwandtschaften."

Und die Liebe zu einem neu zu gebärenden vollkommenen Kinde soll stärker sein, als die Liebe zum Nächsten.

Denn die Liebe ist die Bejahung des Lebens, nicht die des Glückes.

Wenn du deinen Nächsten liebst, so ist es nicht sein Glück, sondern die Fortdauer des Lebens ist es, die du bejahst.

* * *

Digitized by Google

Wenn sich das Leben aber über sich hinaus entwickeln kann, dann sollst du, mehr als seine Fortdauer, seine Entwickelung lieben.

Das ist das Gebot der neuen Ethik, das als Gefühl sich im Gemütsleben des vorgeschritteneren Menschen höherer Art vorfindet.

Nietzsches Zarathustra ist die Beichte der Empfindungen eines derartigen Menschen höherer Gattung. Ja, in seinem Zarathustra hat uns Nietzsche Weiterbildungen des Liebesimpulses offenbart, die derart die Liebesfähigkeit der gewöhnlichen Menschen überragen, daß man diese Liebe gar nicht versteht und sie des Egoismus zeiht; ebenso wie man damals Sokrates der Gottlosigkeit anklagte und verurteilte, weil seine Vorstellung von einem einzigen Gott so die Gottesbegriffe seiner Mitbürger übertraf, daß sie seinen Gott gar nicht als Gott erfaßten.

„Der Mensch ist etwas, das überwunden werden muß; also heischt es meine Liebe" und: „Die Zukunft und das Fernste sei dir die Ursache deines Heute . . . . alle große Liebe will das Geliebte noch schaffen." In diesen Worten gipfeln die Empfindungen Zarathustras.

Der Glaube an die Entwickelung des Lebens birgt eben diese neue Liebe in sich.

Nietzsche ist nicht der Begründer einer neuen philosophischen Doktrin, sondern er ist der erste, der diesen neuen Gefühlen des entwickelteren Menschen einen starken gedanklichen Ausdruck gegeben hat.

Wir alle haben diese Gefühle gekannt, bevor wir das erste Buch dieses Dichters unter den Denkern gelesen hatten. Aber der erste gedankliche Ausdruck dessen, was vag und ungeformt in uns bisher lebte, wirkte auf uns wie eine Offenbarung. Mit dem Glauben an die Entwickelung des Lebens beginnt die Liebe zum Zukünftigen und Fernen mit naturnotwendiger Folgerichtigkeit. Denn Liebe ist die Bejahung des Lebens, wenn aber das Leben auch in neuen Zukunftsgebilden möglich ist, so bejahe ich auch das Leben in diesen entwickelteren Zukunftsgebilden dadurch, daß ich sie zu wollen anfange. Mit dem Glauben an die Entwickelung beginnt die stärkste aller Leidenschaften — die Liebe zum Fernsten. Ferner empfindet man Mitleid nicht nur mit den Blinden und Lahmen und Aussätzigen, sondern mit den Armen an Seele, mit denjenigen, die in der Alltagsmisere des Glückes

Digitized by Google

dahin leben und gar nicht merken — vor lauter Glück — wie elend sie sind.

„Das ist aber das geringste, seit ich unter Menschen bin, daß ich sehe: Diesem fehlt ein Auge und jenem ein Ohr und einem dritten das Bein. . . . Ich sah und sah Schlimmeres und mancherlei so Abscheuliches . . . . der Mensch ist etwas, das überwunden werden muß . . . .“ sprach Zarathustra.

Nietzsche wollte den Menschen zum Übermenschen emporpeitschen. Das war der Inhalt seiner Liebe. „Meine Brüder, zur Nächstenliebe rate ich euch nicht, ich rate euch zur Fernstenliebe.“

Auch der Instinkt der Volksmassen, die nach Gestaltung sozialer Verhältnisse in der Zukunft streben, damit in ihnen ein würdigeres Dasein der Erben möglich wird, ist eine Liebe zum Fernen.

Die Liebe zum Fernen barg sich von jeher latent in den Gefühlen der Menschen. Es mangelte den Menschen nur die Erkenntnis, daß das Leben entwickelungsfähig sei.

Wie das Mitleid mit den Tieren Verfeinerungen der Wahrnehmungsfähigkeit voraussetzt — wir haben schon davon eben gesprochen — so setzt diese neue Liebe zum Fernen voraus die Einblicke in die Gesetze der sich entwickelnden Natur. Schon in vorchristlichen Zeiten haben Völker aus Unkenntnis der Naturvorgänge ihrer ihnen angeborenen Fernstenliebe die Gestalt des Glaubens an ein besseres Leben nach dem Tode gegeben. Der Übermensch, den sich der Mensch ersehnte, sollte im Jenseits entstehen, also wenn das Dasein im Diesseits zu sein aufhört. „Der Mensch ist etwas, das überwunden werden wird,“ lehrten die Pharisäer und mit ihnen die ihnen entstammenden ersten jüdischen Christen. „Der Mensch ist ein Seil geknüpft zwischen Tier und Heiligsein — ein Seil über einem Abgrunde.“ Klingt dieser christliche Satz nicht so, als wenn ihn Nietzsche gesagt hätte? Und weil diese ersten Christen „Mitleidige von Grund aus waren“, darum „verleideten sie ihrem Nächsten das Leben“, wie Zarathustra gelehrt hat; weil auch sie nur vom Leben loskommen wollten, damit ein neues Überleben, an das sie glaubten, möglich wird.

„Will mir jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir;“ „denn also heischt es meine Liebe zu dem Fernsten: schone deines Nächsten nicht.“ „Ich liebe nur den, der über sich selber hinaus schaffen will und so zugrunde geht.“

Digitized by Google

Auch die Menschen zur Zeit Christi kannten die Tragik des Satzes: „Der Mensch ist etwas, das überwunden werden muß.“ Sie kannten die große, heilige Fernstenliebe.

Wenn Darwin zwanzig Jahre vor Christus gelebt hätte, so hätte der Apostel Paulus den Übermenschen gepredigt. Aber damals ahnte man nicht, was wir jetzt erkannt haben. Damals glaubte man an eine mögliche Transformation der Person vom irdischen zum überirdischen immateriellen Dasein; deswegen lullte sich das Entwickelungs- und Fortschrittsbedürfnis jener Denker in dem Glauben an eine Verwandlung des Menschen zum himmlischen Wesen ein. Wir aber wissen, daß eine Transformation in dem Sinne nicht möglich ist. Aber die Transformation der Art zur Überart ist eine Naturtatsache. Wir wissen, daß die Entwickelung von untergeordneteren zu vollkommneren Wesen innerhalb des irdischen Daseins geschieht, deswegen bedürfen wir des Glaubens an den Himmel nicht mehr. Wir bejahen das Übersichhinauswollen unserer Impulse nicht in dem Glaubenssatz der Fortdauer und Transformation unserer Person, sondern in dem Glauben an die Fortdauer des Lebens und an seine Entwickelung zu schöneren, starken, vollkommneren, bisher noch nicht geahnten Gebilden. Nicht die Verneinung des Irdischen, sondern die Verneinung alles Niedrigen und Ungesunden und Schwachen und die Bejahung aller Impulse zum Zweck der Bildung möglichst vollkommener Erben, das ist unser Ziel.

Denn unsere Liebe erfaßt das Leben in seiner ganzen Fülle und in seiner ganzen Kraft . . . . in der unerschöpflichen Tiefe seiner in ihm schlummernden Möglichkeiten. Entwickelung des Lebens über die bisher vorhandenen Formen empor zu neuen starken Gebilden. Bejahung des Lebens überall in seinen schönen Gestaltungen. Das ist der Inhalt unserer neuen Religion.

Nur dem Tode Tod.

Tod dem Feinde des Lebens. Tod dem Kranken und Niederträchtigen, das dem Fortschritte Gift ist.

Entwickelung des Lebens über seine Formen empor zu starken Bildungen. Aber Liebe für das Kleinste und das Nächste, wenn es nicht dem Stärkeren Feind ist. Denn man liebt auch den Schmetterling und den Käfer im Wald. Man liebt den Wurm man liebt den Vogel, der über den Weiher fliegt.

Unsere Liebe kennt keine Grenzen.

* * *

Digitized by Google

Wer nun die Liebe in allem ihren Umfange in sich empfunden hat .... die Liebe zu allem, was auf Erden da ist, die Liebe zu dem, was noch als eine Möglichkeit in der Natur schlummert, die Liebe zum Kleinsten und Nächsten, die Liebe zum Fernsten und Stärksten.... Wer diese große Liebe in sich empfunden hat, darf nun die Frage stellen, welche wohl die transzendentalen Ziele seien, zu denen diese Leidenschaft hintreibt.

Was die erotische Neigung mit ihrer sexuellen Gier will, wissen wir; wir wissen, was das Ehrgefühl will; und wir haben Gründe zu mutmaßen, was die letzten Zwecke des Erkenntnistriebes seien.

Aber was ist das letzte Ziel dieses Gefühls für alles, was da lebt, für alles, was da noch leben wird? Diese Liebe, die alles Leben bejaht vom kleinsten Grashalme an bis zu der gigantischen Gestalt eines Heroen? Was ist dieses Geheimnisvolle und Unwahrnehmbare, zu dem diese Impulse und Wollungen in all ihrem Umfang, in all ihrer Tiefe hintreiben? Christus und Schopenhauer begegneten sich — obwohl ein jeder von dem entgegengesetzten Ende ausging — in der Erklärung, daß die Vielheit und die Geschiedenheit der Menschen der bloßen Erscheinung, dem Irdischen, angehöre, und daß es nur eines und dasselbe Wesen — die Gottheit — sei, das in allem Lebenden sich darstellte.

Wir aber sind uns keiner Mittel bewußt, durch welche wir die Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit dieser metaphysischen Lehre prüfen könnten. Uns liegen keine Mittel vor, um in die geheime Werkstätte hinein zu schauen und zu erkennen, was das Leben bezweckt. Liebe ist die Bejahung des Lebens. Und Leben ist die Zusammenfassung von Wesen zu größeren organischen Einheiten. Aber wozu? Was will das Leben damit? Warum zwingt es uns mit den Impulsen und Wollungen, ihm zu dienen, zu einem Zwecke, den wir nicht erfassen, den wir nicht begreifen!

* * *

Wie das Leben und wie die Liebe ein Mysterium ist, so ist unerkennbar und unentwirrbar das Ziel unseres Gottesgefühls!

* * *

„In ihm war das Leben und das Leben war das Licht der Menschen."

Digitized by Google

In diesen Worten werden die gedanklichen Inhalte unseres Gottesbewußtseins kurz zusammengefaßt.

Die naiven Menschen glauben an das Sein dieses bewußt gewordenen Gottes.

Wir dagegen glauben, daß dieses Bewußtsein ein notwendiger seelischer Akt ist, der irgend einem inkommensurablen und ungekannten Zwecke dient.

Das Ansich der Welt hat noch niemand geschaut. Aber der bewußt gewordene Inhalt der Vorstellung eines Gottes, „der schafft und schafft," „der denkt und aus dessen Gedanken die Menschengeschlechter entstehen" (Bhagavad Gita X 6) scheint uns identisch zu sein mit dem Inhalt dessen, was wir das Leben nannten und dessen Bejahung die Liebe ist.

Diese Identität des Gottesbewußtseins mit dem Inhalte des Lebens, die alle tief religiösen Geister wahrgenommen haben, diese ist es, welche die mystische Vorstellungsweise erzeugte, daß Gott und Mensch eines und dasselbe seien.

Wir haben im vorigen betrachten können, daß für die Indier das Einswerden des Menschen mit Gott als das höchste Ziel galt; dazu führten Weisheit und Tugend. Wir haben aus Worten des Apostels Paulus und des Evangelisten Johannes entnommen, daß die ersten Christen den geistigen, geheiligten Menschen als ein Glied Gottes auffaßten; auch Christus fühlte sich als ein Teil, als ein Sohn dieses Gottes. Die Metaphysiker verlegten diese Einheit mit ihm in das Transzendente. Die Mystiker aber zogen die letzte Konsequenz dieser Anschauung und sagten: „Ich stehe im Grunde der ewigen Gottheit, da wirkt Gott alle seine Werke durch mich. Gott hat alle Dinge durch mich gemacht, als ich in dem grundlosen Grunde Gottes war." Das sind die Worte keines Geringeren als des Meisters Eckhart. Was ist da die Behauptung Christi dagegen, daß er nur „Gottes Sohn" sei?

Dieses Bewußtsein des Einsseins mit Gott, resp. daß man selber Gott ist, ist die höchste Stufe religiösen Gefühls.

Alle die, die sich mit Gott verbunden empfanden, waren nichts anderes als eine vorgeschrittenere Art Menschen; die ersten Vorboten eines neuen Typus. Und in diesem Bewußtsein des Einsseins mit dem Schaffenden spiegelt sich das Ideal wider, wohin der Mensch hinstrebt.

Digitized by Google

Zur Psychologie der Frau.

Von Ed. Platzhoff-Lejeune.

[Teil I.]

In der gegenwärtigen Periode der modernen Frauenbewegung machen sich deutlich genug zwei Strömungen bemerkbar. Die eine zielt auf völlige Gleichstellung mit dem Manne, die andere versucht, der Frau eine ihrer Besonderheit mehr entsprechende Betätigung zu verschaffen. Jene Strömung ist die ältere, die eigentlich polemische, die den zwischen den Geschlechtern entbrannten Kampf entfacht hat. Diese ist die jüngere, die einstweilen weit weniger aktive Propaganda als psychologische Studien macht und durch Selbstbeobachtung und Vergleichung dokumentarischer Äußerungen Erfahrungen sammelt. Jene hat es vorwiegend mit der Berufsfrage der Frau zu tun; diese, soweit sie überhaupt praktische Ziele verficht, konzentriert ihre Forderungen auf das Eheproblem und die Kinderfrage.

Zwischen beiden Strömungen besteht eine bedauerlich geringe Sympathie, die teils in Gleichgültigkeit, teils in offene Bekämpfung der gegenseitigen Programme ausartet. Die Männer haben sich diese Uneinigkeit natürlich zunutze gemacht und, soweit sie auf ihren eigenen Vorteil zunächst bedacht waren, richtig erkannt, daß sie durch ihren Anschluß an die letztgenannte psychologische Richtung der Frauenbewegung unter der Konkurrenz am wenigsten zu leiden hätten und als Eheleute trotz einiger ihnen lästiger gesetzlicher Neuerungen relativ am besten führen. Einige haben aktiv in der Debatte eingegriffen, und von ihren Veröffentlichungen, verglichen mit denen der Frauenpsychologie treibenden Schriftstellerinnen werden wir hier zu reden haben.

I.

Dies kann freilich ohne einen Überblick über die polemische Frauenbewegung nicht wohl geschehen, denn eben ihr Vorgehen hat ja der psychologischen Schule recht eigentlich erst zum Aufschwung verholfen und ihr Daseinsrecht erwiesen. Soweit es darauf ankam, daß die Frauenarbeit in Fabriken, Geschäften und Bureaus der Männerarbeit überall gleichgestellt wurde, wo

Digitized by Google

gleiche Leistungen vorlagen, wird auf seiten billig denkender Männer die Zustimmung nicht ausbleiben. Wo aber die Frau aus Mangel an physischer Kraft oder geistiger Begabung auch in den unteren Berufszweigen notorisch weniger leistet, wird sie sich auch mit einer bescheideneren Entschädigung ihrer Dienste begnügen müssen. Aber der Kampf hat ja viel mehr auf dem Gebiet der liberalen Berufe, als auf dem der Fabrik- und Bureauarbeit getobt. Es handelte sich darum, der Frau neue, ihrer Begabung entsprechende Berufszweige zu erschließen und ihr die Möglichkeit zu bieten, auf der ganzen Linie mit dem Manne in Konkurrenz zu treten. Wie bedeutend die in dieser Richtung gemachten Fortschritte sind, wird niemand mehr verkennen. Das akademische Studium ist nahezu freigegeben. Die gymnasiale Vorbildung dazu wird teils in besonderen Mädchengymnasien, teils gemeinsam mit den Knaben in zwar noch unzureichender, aber wenigstens gesetzlich anerkannter Weise geboten. Den Nutzen der Ärztin wird niemand im Ernst mehr bestreiten; die Apothekerin ist soeben im Begriff, sich ihr Daseinsrecht zu erkämpfen, und wird schneller als jede andere Gehilfin des Mannes in den liberalen Berufen ihre Anerkennung finden, denn der Beruf des Pharmazeuten ist wie für sie gemacht. Die Advokatin verdankt ihre Siege im Gerichtssaal einstweilen noch mehr ihrer koketten Erscheinung, als dem Glanz ihrer Beredsamkeit, wird aber auch mit der Zeit ihren Rang unter den männlichen Kollegen zu behaupten wissen. In anderen Wissenschaften, die nicht zur praktischen Betätigung führten, hat die Frau ebenfalls erfreuliche Erfolge zu verzeichnen. In der Mathematik, der Nationalökonomie, Geschichte und Literatur liegen tüchtige Arbeiten von ihr vor.

Überschaut man das Ganze ihrer akademischen Tätigkeit, so kommt man für die zu endgültigen Schlüssen allerdings viel zu kurze Zeit ihrer wissenschaftlichen Betätigung zu dem Ergebnis, daß sie im akademischen Beruf weder sehr gute, noch sehr schlechte Leistungen aufzuweisen hat. Im Durchschnitt ist sie absolut ihrer Aufgabe gewachsen, aber wenn sie die gehegten Erwartungen erfüllt hat, so kann man nicht sagen, daß sie sie übertraf. Wo es darauf ankam, mit Gewissenhaftigkeit zu arbeiten, die Gedanken anderer getreulich wiederzugeben, feste Zusammenhänge fleißig aufzuspüren und fertige Kenntnisse sich dauernd anzueignen, war die Studentin dem Studenten mindestens ebenbürtig, wenn nicht überlegen. Handelte es sich aber um neue Entdeckungen, selb-

Digitized by Google

ständiges Weiterforschen und originale Verarbeitung oder Gruppierung des Stoffes, so stand die Frau in den meisten Fällen hinter dem Manne zurück. Man kann sich nach sorgfältiger Prüfung des Tatbestandes dieser Wahrheit nicht verschließen, aber es wäre völlig verkehrt, in ihr einen Anlaß zur Beschränkung der weiblichen akademischen Freiheit zu sehen. Tatsächlich wird auf unseren Hochschulen nicht mehr verlangt, als was die Frauen leisten können. Erst nach beendigtem Studium und erworbenen Graden beginnt für eine ganz kleine Minorität von in der praktischen Berufsarbeit nicht aufgehenden Männern die selbständige wissenschaftliche Weiterarbeit, die uns für die Frauen nur in ganz seltenen Fällen möglich und fruchtbringend erscheint. Sogar das akademische Lehrfach (die Schweiz zählt gegenwärtig etwa sechs Privatdozentinnen) scheint uns für eine Elite von Frauen durchaus zugänglich, denn auch hier handelt es sich noch um eine mehr oder weniger individuelle Reproduktion gegebener Wissensbestände, für deren Vortrag der Fleiß ebenso wichtig und vielleicht wichtiger ist als das Genie. Nur in der wissenschaftlichen Forschungsarbeit wird die Frau vermutlich nie dem Manne ebenbürtig sein; dafür ist sie ihm auf vielen anderen Gebieten unzweifelhaft überlegen.

Versagt hat die weibliche Begabung bisher vollständig nur in der Philosophie und Musik, d. h. in zwei Arbeitsgebieten stark subjektiven Charakters, wo Anlehnung und Nachahmung eine sehr geringe, schöpferisch freie Selbstgestaltung eine sehr große Rolle spielen. Ohne genügende Erfahrung sind wir ferner auf dem Gebiete der Politik. Neuerliche Enqueten über das Stimmrecht haben unter Männern und Frauen die größte Meinungsverschiedenheit zutage gefördert. Zweifellos würde den Männern die weibliche Konkurrenz auch hier sehr wohlbekommen. Gewiß stimmen unsere Männer heute über Fragen ab, die die Frauen ebenso sehr und vielleicht noch mehr angehen. Anderseits aber müßten diese unter Umständen ihr Votum über Verhältnisse abgeben, die ihnen noch ferner stehen als den Männern, und so kommt man ziemlich allgemein zu dem Postulat, daß eine gründliche politische Erziehung der Erteilung des zunächst passiven Wahlrechts an die Frauen vorhergehen und daß man zunächst in Kirchen- und Schulfragen mit der Gleichstellung der Geschlechter einen Versuch wagen müsse.

Gleichstellung der Geschlechter, das war ja das Losungswort der Frauenemanzipation in ihren Anfängen; auch heute noch

Digitized by Google

hört man auf Frauenkongressen diese Parole, und mit ihrer allgemeinen Durchführung glauben viele Frauen und Männer das Problem gelöst zu haben. Zum Glück kommen heute schon die Einsichtigen zur Erkenntnis, daß *eben hier die Frauenfrage erst anfängt*. Denn die Gleichstellung zweier ungleichartiger Wesen muß zu einer unerschöpflichen Quelle schwerer Konflikte werden.

Die ersten Vorkämpferinnen der Frauenfrage hatten das völlig richtige Bestreben, die Frau aus ihrer inferioren Stellung zu befreien und dem Manne zu beweisen, daß sie ihm völlig *gleichwertig* sei. Dieser Beweis konnte aber offenbar nur so angetreten werden, daß man sie der Reihe nach versuchsweise sämtliche männliche Berufe übernehmen ließ und so den Schein der *Gleichartigkeit* erweckte. Nun hatten die Männer leichtes Spiel und, von den physiologischen Verschiedenheiten ausgehend, wiesen sie nicht ohne Glück nach, daß von Gleichartigkeit und also auch von Gleichstellung keine Rede sein könne. Hier ist in der Tat die Achillesferse der ganzen Frauenbewegung. Sie muß auf den Beweis der *Gleichartigkeit* völlig verzichten und ihre ganze Kraft auf den der *Gleichwertigkeit* in der Verschiedenartigkeit konzentrieren. Das aber ist eine ungemein schwerere und vielleicht völlig unlösbare Aufgabe, denn der Nachweis der Verschiedenartigkeit beider Geschlechter verringert die Vergleichspunkte und erschwert die Parallele. Erklärt man z. B., die Frau übertreffe den Mann an selbstloser Hingabe, der Mann überrage sie aber an Sachlichkeit und Gerechtigkeit des Urteils, so stehen wir verlegen vor der Frage, ob denn selbstlose Hingabe wertvoller oder minderwertiger sei, als sachliches und gerechtes Urteil. Darum hat man wenigstens im Frauenlager einstweilen auf jedes Werturteil verzichtet und sich einfach mit der Herausarbeitung der psychologischen Verschiedenheiten begnügt, während die Männer bei der gleichen Arbeit hämische Seitenblicke auf die Minderwertigkeit der Frau nicht unterlassen konnten. Versuchen wir nun in kurzer Zusammenfassung eine Wiedergabe erst der männlichen, dann der weiblichen Urteile über die eigenartige Besonderheit der weiblichen Psyche.

II.

Der Leipziger Arzt *Moebius* hat mit seiner Broschüre „Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes“ (Leipzig,

Digitized by Google

Marhold, 7. Aufl.) einen Sturm erregt, den die Freunde der Frauensache nur bedauern können, denn die daran sich anschließende Polemik in den Frauenblättern ging ins Maßlose. Es geht eben doch nicht an, einen klugen Arzt, der sehr wohl weiß, was er sagt, als Narren zu brandmarken und ihn in der unfeinsten Weise zu verspotten und zu beschimpfen. Damit gaben ihm die sein Schriftchen rezensierenden Frauen die willkommensten Waffen in die Hand, deren sich der Wackere auch durch den Abdruck der boshaftesten Kritiken in den neuen Auflagen bedient hat. Man kann ja im Vorübergehen der Grobheit seines Stils und der Roheit einiger seiner Wendungen einen schuldigen kritischen Tribut zollen, ohne darum seine Ausführungen ungeprüft zu verwerfen.

Wenn das an Stirn- und Schläfenwindungen bedeutend ärmere Frauengehirn ein Maximalgewicht von 1565, das männliche Gehirn ein Minimalgewicht von 1018 Gramm erreicht, so folgt daraus einfach, daß es immerhin eine gewisse Anzahl Frauen gibt, die gescheiter sind als die Männer — immer vorausgesetzt, daß das Gehirnvolumen zum Verstande in direktem Verhältnis stehe. Wenn Moebius ferner erklärt, die Frau verfüge über ein hohes Maß von Verständnis und besitze ein gutes Gedächtnis, so sind das erfreuliche Konzessionen. Und wenn er ihre selbstlose Hingabe und Geduld geringschätzt, so ist das sein persönliches Vergnügen und ändert nichts an der von ihm selbst anerkannten Existenz dieser Eigenschaften. Zieht man überhaupt seine sehr bedenklichen Geschmacksurteile und persönlichen Wertschätzungen von seiner objektiven Beweisführung ab, so bleibt im Grunde nicht viel übrig. Der unglückliche und sensationelle Titel — das Wort „Schwachsinn" hat in Laienkreisen eine verächtliche Bedeutung, die es im Gelehrtenjargon nicht zu haben scheint, die aber seine Anwendung vor einem größeren Publikum von selbst verbietet — hat diesem Aufsatz eine Verbreitung verschafft, die er um seiner Oberflächlichkeit und seines verletzenden Tones willen gewiß nicht verdient, so unbestreitbar auch einige seiner Hauptsätze sein mögen.

Als „Schwachsinn" bezeichnet Moebius im Grunde ein durch Gefühlserwägungen stark getrübtes Urteil. Nun ist jedes Urteil beim Manne wie bei der Frau durch Gefühlserwägungen weit stärker beeinflußt, als wir in der Regel wissen, und bei Moebius selbst ist es sehr stark, denn seine sich hinter den gelehrten Gedankengängen verbergende gefühlsmäßige Abneigung gegen alles Weibliche ist unverkennbar.

Digitized by Google

Bei der Frau ist nun das Gefühlsmoment noch weit ausschlaggebender als beim Manne. Es wird ihr z. B. weit schwerer, die guten Eigenschaften eines ihr unsympathischen Menschen zu finden, und ihre gerichtlichen Zeugenaussagen werden, wie Moebius treffend bemerkt, sich unbewußt oft von der Wahrheit entfernen, je nachdem ihr Gefühl für oder gegen den Angeklagten spricht. Dafür ist ihre Liebe auch weit erfinderischer als die des Mannes, d. h. sie wird in Fällen, wo sie ihrem Herzen nicht zu gebieten braucht, Gründe und Beweise finden, die dem mehr verstandesmäßig angelegten Manne nie einfallen können. So hat dieser Fehler auch seine gute Seite, und von Minderwertigkeit der Frau kann keine Rede sein.

Daß ihr natürlicher Beruf der Mutterberuf ist, wird Moebius nicht müde zu versichern. Es war vielleicht an der Zeit, das wieder zu betonen, denn eine extreme Richtung der Frauenbewegung ist tatsächlich mit dem Manne in offenen Kampf getreten und hat Ehe und Kindersegen als eine Last, wenn nicht als eine Schmach empfunden. Man wollte mit dem Manne nichts mehr zu tun haben, und die Verlobung eines Mädchens wurde als ein Dekadenzsymptom betrachtet, wie es heute noch in gewissen Diakonissenhäusern der Fall ist. Gegen diese Mannweiber sollten die Frauen selbst entschiedener Front machen. Wie sehr die Geschlechter aufeinander angewiesen sind, beweist der in der Karikatur so häufig verwendete Typus des Junggesellen und der alten Jungfer, jener traurigen Gestalten, denen die Ergänzung fehlt, und die, so schlecht es eben geht, sich selbst zum vollreifen Menschen umwandeln wollen. Bei dem Mädchen tritt dieser Zustand viel früher ein als beim Manne. Schon mit dreißig Jahren zeigt sich oft eine gewisse Eckigkeit der Bewegungen, die mit der Schwerfälligkeit des Ganges und der Härte der Intonation die äußeren Symptome dieser Mißbildung sind und ihr Wesen bis ins Innerste verändern. Unter den Frauenrechtlerinnen und auf ihren Kongressen sind diese Erscheinungen meist deutscher Zunge nicht selten.

Daß der nächste und natürliche Beruf einer Frau der der Gattin und Mutter ist, während die Rolle des Gatten und Vaters das Leben des Mannes nur zum kleinen Teil in Anspruch nimmt, sollte nie in Zweifel gezogen werden. Daß aber an die Tausende gedacht werden muß, die es zu diesem Berufe spät oder nie bringen, sollten die Männer vom Schlage eines Moebius auch nicht vergessen. Sie alle als Gouvernanten, Krankenpflegerinnen

Digitized by Google

und Lehrerinnen zu verwenden, geht auch nicht an, denn diese Berufe bieten der weiblichen Psyche in ihrer Mannigfaltigkeit nicht immer den nötigen Spielraum. Gibt es Frauen, die zur Mutter, zur Mitarbeiterin des Mannes, zur Krankenpflegerin, zur Erzieherin sozusagen geboren sind, so gibt es andere, die es zum Studium treibt, und für die wir alle Pforten öffnen müssen. Jeder, der über männliche und weibliche Psychologie redet, legt sich einen Normaltypus nach seinen eigenen Erfahrungen zurecht und schneidet dann auf diesen Typus seine Postulate zu. Mann und Weib sind durch die Kulturentwickelung der Jahrhunderte geistig und ethisch längst nicht so verschieden, als sie es physiologisch geblieben sind. Der Mann von heute übt eine große Zahl weiblicher Beschäftigungen aus, mit denen er sich noch vor fünf Jahrhunderten nicht abgegeben hätte (Koch, Konditor, Kellner, Schreiber, Handgriffe in einer Maschinenfabrik 2c.). Darum kann man auch der Frau die Übernahme von bisher für männlich gehaltenen Beschäftigungen billigerweise nicht verweigern. Es gibt sehr weiblich veranlagte Männer und sehr männlich veranlagte Weiber, die man noch lange nicht als Entartete bezeichnen darf, weil sie in der Hauptsache in den Grenzen ihres Geschlechts bleiben, aber in ihrem Empfinden dem anderen Geschlecht beinahe ebensosehr verwandt sind. Für alle diese Spielarten des Typus Weib und Mann muß sich ein Beruf finden lassen, und wenn sich erst einmal die Einsicht eingebürgert hat, daß kein Beruf über dem anderen steht, sondern daß der der beste ist, der am genauesten den Anlagen und Fähigkeiten des Ausübenden entspricht, dann wird auch die Frau sich nicht öfter in ihrer Begabung täuschen als der Mann in der seinen. Die Freigabe neuer Berufe verursacht immer ein starkes Hindrängen auch der Unfähigen, und unter diesem Andrang leidet gegenwärtig das akademische Studium. Die Unterdrückung der Frau dauerte zu lange und war zu stark, als daß ihre Verselbständigung ohne üble Erfahrungen vor sich gehen könnte. Das liegt in der Natur der Dinge, und schon zeigt sich zum Glück eine rückläufige Bewegung, die Ehe und Mutterschaft in ihre Rechte wieder einsetzte, ohne die Frau mit brutaler Gebärde in die Küche und Kinderstube zurückzuweisen.

Moebius hat auf seine Übertreibungen von seinem Kollegen Heberlein in der Gegenschrift „Der habituelle Schwachsinn des Mannes“ eine nicht üble Antwort erhalten (Dresden, Pierson). Übertreibt Moebius nach der einen Seite, indem er auch die Vorzüge der Frau geringschätzt und ihre Fehler vergröbert, so

Digitized by Google

versucht Heberlein das Gleiche für den Mann, was um so verdienstlicher ist, als er vom eigenen Geschlechte redet. Alles was er über den Egoismus und die Brutalität des Mannes, seine Aushäufigkeit, seine Undankbarkeit, seine Eitelkeit und Geschwätzigkeit — würdige Pendants zu den bekannten weiblichen Fehlern — bemerkt, ist vollständig richtig und aufs Wort wahr, aber nicht minder einseitig als die Moebiussche Beweisführung. Dort war die dumme Frau mit dem klugen Mann, hier ist die kluge Frau mit dem dummen Mann verglichen, und das Ergebnis fällt natürlich in beiden Fällen zu gunsten der Klugheit aus. Moebius und Heberlein zusammengenommen, geben ein Bild vor dem wirklichen Tatbestande; jeder allein liefert nur seine Karikatur. Und sonderlich tief auf psychologischem Gebiet schürfen beide nicht. Darum wenden wir uns gern zu gründlicheren Denkern.

Friedrich Nietzsche hat hier vielleicht das Tiefste und Gerechteste gesagt, was ein Mann über die weibliche Psyche sagen kann. Sein zartes Künstlerempfinden stand weiblichem Wesen sehr nahe, und sein kühler Denkerkopf bewahrte ihn vor Überschätzung. Während er als junger Mensch in blinder Begeisterung für Schopenhauer dessen bekannten, auf üble persönliche Erfahrungen sich gründenden Weiberhaß einfach unterschrieb, kam er allmählich durch eigene Beziehungen mit hervorragenden Frauen (ich nenne nur Malvida von Meysenbug, Marie Baumgartner, Luise Ott, Kosima Wagner, Lou Andreas Salomé) zu anderen Überzeugungen. Ende der achtziger Jahre war er fest entschlossen, eine Psychologie der Frau zu schreiben, fand aber dann doch als Junggeselle nicht den Mut zu einer solchen Aufgabe. Der nicht eben vielsagende Plan des Werkes ist uns im letzten Bande seiner Biographie mitgeteilt worden. Wer Nietzsche in seinem innersten Verhältnis zum weiblichen Geschlechte kennen lernen will, der denke nicht an den bekannten Ausspruch des alten Weibleins im Zarathustra: „Du gehst zum Weibe? Vergiß die Peitsche nicht", sondern lese Nietzsches Briefe an die obengenannten Frauen. Ein zärteres Verstehen weiblicher Eigenart, ein tieferes Empfinden für weibliche Größe hat wohl selten ein Mann gehabt. Das hinderte ihn nicht, der Emanzipation, wie sie sich zu seiner Zeit in Deutschland äußerte, mit Energie entgegenzutreten. „Genau weil ich eine höhere und tiefere, auch wissenschaftlichere Auffassung des Weibes habe, als die Emanzipatoren und Emanzipatricen desselben, wehre ich mich gegen die

Digitized by Google

Emanzipation: ich weiß besser, wo der Frauen Stärke liegt, und sage zu ihnen: sie wissen nicht, was sie tun. Sie lösen ihre Instinkte auf mit den jetzigen Bestrebungen."

Ein Wort von weittragender Bedeutung, das ihm zu entwickeln nicht vergönnt war. Offenbar meinte er, daß das Studium oder gar die politische Tätigkeit die Frau von ihrem ureigenen Tätigkeitsgebiet entferne und sie in das ihrem Wesen so fernliegende Spezialistentum hineintreibe — eine Eventualität, die wir nachher von einer Frau aufs sorgfältigste dargelegt finden werden. — Im Zarathustra hat Nietzsche dann noch an mehreren Stellen das Gehorsamsbedürfnis des Weibes entwickelt und ihr Glück als das der Unterwerfung in Liebe unter einen stärkeren Willen definiert. Auch das mag für viele Frauen und für die weiblichsten unter ihnen zutreffen, ohne für das ganze Geschlecht zu gelten. Freilich gehören zu solchem Gehorsam Männer, die in Liebe und Hochschätzung doch zu befehlen verstehen, und diese Männer sind mehr als selten. Mißverstanden, haben Nietzsches Gedanken über den Gehorsam der Frau nur Übel anrichten können und der Brutalität Vorschub geleistet. Aber es ist nicht Schuld des Edlen, wenn der Gemeine ihn mißversteht. Unter den männlichen Äußerungen über die Frauenseele, Liebe und Ehe aus neuerer Zeit sind die Nietzsches mit die wertvollsten und sachgemäßesten.

Was aber soll man zu dem Buche jenes dreiundzwanzigjährigen Wieners sagen, der sich nach Vollendung seines Werkes über „Geschlecht und Charakter" vor nun drei Jahren erschoß? Er selbst träumte eine glänzende Zukunft, den Galgen oder die Pistole. Nun ist ihm die Pistole geworden, und er hat den Ruhm seines gründlichen und fesselnden Buches, das trotz seiner Dickleibigkeit schon in neunter Auflage (bei W. Braumüller in Wien) vorliegt, nicht mehr erlebt. So offenbar es pathologisch zu nehmen ist, so lohnend ist doch ein Eingehen auf dieses haßerfüllte, grimmige und zornschnaubende Pamphlet gegen die Frau.

Otto Weininger verfügt über ein Wissen und eine Bildung, um die ihn mancher Universitätsprofessor beneiden könnte. Seine glänzende Verstandesbegabung, die eindringende Schärfe seiner Analyse und seine blendende Dialektik machen aus seinem Lebenswerke ein Buch ersten Ranges, vor dem auch der Gegner in erschreckender Bewunderung Halt machen wird.

Von dem naturwissenschaftlich mehr oder weniger gut begründeten Phänomen ausgehend, daß die Geschlechter ursprünglich

Digitized by Google

eine Einheit bildeten, und auch jetzt ein jedes noch nach der Trennung die rudimentären Merkmale des anderen aufweist, versucht er darzutun, daß auch geistig in jedem Manne viel vom Weibe, in jedem Weibe viel vom Manne stecke. Ja, er meint, die Summe des Männlichen und Weiblichen bleibe sich in Liebe und Ehe stets gleich, d. h. der weibische Mann heirate immer eine männliche Frau und umgekehrt. Alles, was das Weib wertvolles besitzt, ist männlichen Ursprungs. Die geistig hervorragenden Frauen seien auch äußerlich stets halbe Männer gewesen, und solche, denen, wie z. B. Elisabeth Barret-Browning oder George Egerton, dieses Prädikat nicht zukomme, seien auch ohne Bedeutung. Gedächtnis, Bewußtheit und die Möglichkeit, sich in andere zu versetzen, seien die Merkmale des Genies. Die Frau aber habe nur für das eine genaue Erinnerung, was ihr Liebesleben anbetreffe, sie lebe vorwiegend im Unbewußten, und wenn es ihr an erotischer Phantasie nicht fehle, so versage ihre Einbildungskraft doch völlig für Erlebnisse anderer Art. Das Sinnenfällige wirke allein auf sie; darum seien die Frauen in der unsinnlichsten aller Künste, der Musik und in der körperlosen Zeichenkunst so viel unproduktiver als in Dichtung und Malerei, wo das Unbestimmte und Gefühlsmäßige größeren Spielraum habe. Ohne Kontinuität in ihrem Denken und Fühlen fehlt ihr alle Pietät für sich und andere. Ohne Gedächtnis ist sie auch ohne Logik, denn ohne Anknüpfung an Vergangenes und ohne eine feste Verhaltungslinie widerspricht sich der Mensch in Wort und Tat. Darum pflegt die Frau auch ihre Behauptungen nicht zu begründen: sie denkt mit dem Gefühl, und dieses Gefühl in seiner unumstößlichen Realität bedarf keiner Rechtfertigung. Sie hat darum auch kein Rechtsgefühl, wie überhaupt keine praktisch-sittlichen Grundsätze, da sie nur nach dem Gefühl entscheidet. Wer aber ohne logischen und ohne ethischen Inhalt dahinlebt, hat auch kein Ewigkeitsbedürfnis und keine Seele; wer aber keine Seele hat, ist der ein Mensch?

Bekanntlich hat sich das ganze Mittelalter diese Frage gestellt; von jener Bischofsversammlung in Macon (585) an bis zu den im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert verfaßten Schriften (An mulier homo) ist das Problem in allem Ernst behandelt worden, und wer der Meinung war, im zwanzigsten Jahrhundert sei dergleichen nicht mehr möglich, wurde durch Weininger eines besseren belehrt. Nur wer schwer unter den Frauen gelitten hat, vermutlich durch eigene Schuld, wird sich dem Urteil eines Ter-

Digitized by Google

tullian und Origenes anschließen, über deren Lebensgang wir auch in dieser Beziehung sehr wohl unterrichtet sind. Und wenn Strindberg heute mit Begeisterung die Weiningersche Ausführungen unterschreibt, so ist das bei dem Verfasser des „Vater" und des „Fräulein Julie" auch kein Zufall. Wer so schwere Anklagen gegen das Weib vorzubringen hat, ist immer verdächtig und klagt sich selbst mit an.

Das Weib ohne Ich und Individualität, ohne Persönlichkeit und Freiheit, ohne Charakter und Willen ist also ein völlig unmoralisches Wesen. Moralisch handeln, heißt nach Grundsätzen handeln, das Weib aber handelt nach Gefühlen und Instinkten, z. B. in der Mutterliebe, und darum ist diese für den Kantianer Weininger etwas direkt Unsittliches. Das Weib ist mit einem Wort die verkörperte Geschlechtigkeit, und alles, was man ihr an guten Eigenschaften zuerkennen muß, steht mit Gefühlen dieser Kategorie im Zusammenhang und verschwindet im Alter mit ihnen. Der tiefststehende Mann nach Weininger ist dem höchststehenden Weibe noch immer überlegen.

Nur durch begriffliche Spielereien und endlose abstrakte Deduktionen war es möglich, mit einem Schein von Logik zu diesen Ergebnissen zu kommen, die für den aufmerksamen Leser sich beinahe folgerichtig aus seinen Ausführungen ergeben. Man scheidet von dem Werke mit dem unangenehmen Gefühl, daß auf diesem Wege sich alles beweisen lasse und daß es sehr wohl möglich wäre, mit dem gleichen Aufwand an Gelehrsamkeit den Mann als seelenloses, tierartiges Geschöpf hinzustellen. Immerhin gibt es zweifellos Frauen, auf die das Weiningersche Porträt sehr wohl zutrifft. Das Vorherrschen des Unbewußten, der Gefühle und Instinkte bei der Frau, der viel geringere Einfluß verstandesmäßiger Erwägungen auf ihr Handeln, ist eine ständige Gefahr für sie. Darum wird sie sich je nach ihrer Erziehung und Bildung leicht in Extremen bewegen. Die schlimmsten Akte der Wildheit und Grausamkeit sind stets von Frauen begangen worden; die bewundernswürdigsten Akte der Aufopferung und Hingebung haben ebenfalls Frauen zu Urheberinnen. Viel eher als der Mann kann die Frau zum Engel und zum Teufel werden; man sieht nur nicht ein, warum sie dem Manne dadurch unterlegen sein soll. Es ließe sich vielmehr beweisen, daß sie, im Besitz reicherer Entwickelungsmöglichkeiten, ihm eben darum überlegen sei. Aber solche Vergleiche sind müßig, denn es handelt sich im Grunde um allzu verschiedenartige Dinge.

Digitized by Google

Der eine Psychologie der Frau schreibende Mann wird immer mit männlichen Maßstäben messen und vor allem Gewicht auf das legen, was der mit dem Manne verglichenen Frau nach seiner Meinung fehlt. Der Frau selbst aber wird es immer unmöglich sein, sich selbst geistig in einer dem Manne ganz verständlichen Weise zu sezieren. Sie kann höchstens von sich erzählen und bekennen, was sie in künstlerischer Form viel eher tun wird, als in wissenschaftlicher. Die Verwunderung, die z. B. eine George Egerton über den Mann äußert (Key notes und Dissonances), das Spiel einer Duse als Nora oder Magda, das Tagebuch einer Marie Baschkirtseff, das Leben einer Sonja Kowalewska werden für den feinfühlenden Mann immer beredter sein, als die wissenschaftliche Exaktheit eines Weininger oder die psychologischen Konstruktionen irgend eines Überweibes. Eben darum kann die Psychologie der Frau im Grunde weder vom Manne, der ihr zu fern, noch von der Frau, die sich zu nahe steht, geschrieben werden.

[Fortsetzung.]

Produktiv — Rezeptiv.

Ein Gespräch.

Von Gertrud Schwann.

Der Ältere und der Jüngere saßen im Arbeitszimmer des Älteren. Von den Wänden schienen die Bildnisse großer Menschen zu dieser Stunde besonders lebendig auf die beiden herunterzuschauen. Dem Jüngeren, Paul, kam es so vor, als strahle ein Lichtes aus den Augen Goethes, und als blicke Schopenhauer heute mild und weltversöhnlich, der sonst so grimmig dreinsah.

Noch lag ein Buch in den Händen des Älteren. Er hatte soeben daraus vorgelesen, und beide sannen nach ihrer Weise dem tiefen Eindruck nach, den es auf sie gemacht hatte. Es war eines jener seltenen Bücher, die gefunden und entdeckt werden müssen, trotzdem sie in der gegenwärtigsten Gegenwart entstanden, trotzdem

Digitized by Google

sie noch neu und nach frischer Druckerschwärze duften. Eines jener Bücher, die fern vom Marktlärmen im Stillen einer ungewöhnlichen Seele wachsen, die nicht schreien, die nicht in die Ohren der vielen gellen, die ihre Musik in sich selbst erklingen und verklingen lassen! Geheimnisvoll, wenn niemand zu hören versteht; offenbar, wenn nur eine Seele lauscht. Wenn sie sich nur hineinversenkt, hineinneigt und aufnimmt.

„Ach," seufzte Paul aus tiefstem Herzen, ganz unvermittelt in die andächtige Stille hinein. „Wer doch auch einmal etwas schaffen könnte, das einen starken Widerhall in einem anderen hervorzurufen vermöchte!"

„Hm," machte der Ältere gedehnt und legte das Buch vor sich auf den Schreibtisch.

„Ja, hm," spottete Paul und verbarg damit seine Empfindlichkeit über diese Antwort auf einen so tiefen Stoßseufzer. „Du natürlich verstehst meinen Wunsch kaum, kannst es auch nicht. Du schaffst, du produzierst, du hast schon wer weiß was für Höhen erstiegen, während ich — —"

„Während du noch ein ‚Kiek in die Welt' bist! Wie ein Kücken, das eben aus dem Ei geschlüpft ist," lächelte der Ältere und weidete sich an der verdutzten Miene Pauls.

„Na, nun höre aber!" sagte er entrüstet und doch halb getröstet.

„Und übrigens," fuhr nun der Ältere auf und runzelte die hohe Stirn, „wozu will denn heute jeder schaffen?! Warum seufzt alle Welt danach?! Was ist das für ein sonderbarer, fast allgemeiner Wunsch!? Rein epidemisch! Hat denn jeder das Zeug dazu? Ist denn jeder von denen, die nach Produktivität schmachten, dazu berufen? Oder stammt nicht von diesem modernen Irrtum der Irrtümer so viel Unzufriedenheit, Unglück und — schlechte Bücher? — Ja, was sich nicht alles unter der großen flatternden Fahne der Kunst zusammenschart! Lieber Himmel! Käme doch ein Sturmwind und brauste in die gefüllten Scheunen der Literatur und sonderte die Spreu vom Weizen! Wie das luftige Zeug aus dem weitgeöffneten Scheunentor fliegen würde! — Und wie viel Weizen, meinst du, würde schwer und reif auf der Tenne liegen bleiben? Gut — daß er nicht einem Bauern die Winterkasse füllen muß, denn da käme wahrhaftig wenig genug hinein. Kurz, ohne Gleichnis: eine Handvoll echte, kernige Bücher der ‚Jetztzeit', die es wert sind, daß wir sie den Nachkommen vererben, das ist alles!"

Digitized by Google

Paul nickte zustimmend und wollte sprechen. Der Freund ließ ihn nicht dazu kommen.

„Du gibst mir recht. Schön. Damit ist dir das Rätsel nicht gelöst? — Ich weiß ungefähr, was du einwerfen willst. Du, zum Beispiel, seist doch ein ehrlicher Kerl! Dein Wunsch nach Schaffenkönnen stiege doch so inbrünstig aus deinem Innern! Du könntest doch nicht so schlechtweg glauben, daß etwas, das deine Seele ganz ausfülle, unecht, dir nicht gemäß sei. Schön gesagt, wenn du das sagen wolltest. — Aber der banale Spruch: „Was man nicht hat, möchte man haben," gilt hier auch. Wärst du nämlich eine produktive Natur, so würdest du gar nicht seufzen. Du würdest einfach produzieren! Ob gut oder schlecht wäre dir vorerst vollkommen Nebensache. Der Trieb zu gestalten wäre so stark in dir, daß alle Erwägungen kritischer Reflexion in den Hintergrund träten. Das ist ja gerade die Eigenschaft einer wirklich produktiven Natur, daß sie ganz souverän, ohne Schielen nach rechts oder links, unbekümmert um die anderen oder das andere, geradeaus ihrer Nase nachgeht. Kritik, die Kunst des Wägens und Vergleichens schaltet der Mensch im produktiven Akt aus, insofern er sie nicht auf die Verhältnisse innerhalb seines Werkes anwendet. Weltvergessen — weltverloren! Abgeschlossen in sich — abgeschlossen gegen das Außen."

„Aber das Rätsel!" rief Paul ungeduldig. „Diese Sehnsucht — dieser Wille, der so mächtig ist, daß nichts anderes mehr Raum neben ihm hat!"

„Nur — warten —" sagte der Ältere, wie es Paul schien, phlegmatisch. „Sehnsucht, sagst du. Aber ist es denn wirklich Schaffenssehnsucht? — Verwechsle doch nicht! Nenne doch nicht alles mit dem gleichen Namen! Kribbeln dir denn die Fingerspitzen nach Stoff und Form? Fließt denn deine Seele über vor Überfluß, Reichtum der Gesichte, Ideen und Phantasie? Sieh mal, davon müßte denn doch etwas in blauen Schriftschnörkeln auf Papier geflossen sein!

„Sehnsucht gewiß! Aber nicht nach Schaffen und Bilden. Es ist die Sehnsucht nach Macht, nach Gewalt durch Schönheit, nach ihrem Reich der Glückseligkeit und Wonne. Du ersehnst Herrschaft in Schönheit und durch sie."

„Will sie denn der Schaffende nicht auch?" sagte Paul überlegen. „Ich meine doch."

„Natürlich — auch. Alles echte Schaffen ist im tiefsten Grund ein heiliger Wille nach Schönheit und Macht durch Schönheit!"

Digitized by Google

„Der Realismus?“ verwunderte sich Paul etwas vorschnell.

„Widerspricht dem doch nicht. Kann denn nur das Unwirkliche schön sein? Oder haben wir nicht endlich eingesehen, daß das Wirkliche die höchste Schönheit offenbaren kann!? Es kommt nur immer auf die Augen an, die es betrachten. Denke doch an den Realismus Goethes! Alles, was er schuf, ist Wirklichkeit, kann sie sein; alles ist Lebenswahrheit, nur erhöhte und vertiefte.“

„Also der Schaffende,“ wiederholte Paul, „will auch jene Herrschaft! Und nun?“

„Auch. Aber nicht nur. Der Unterschied zwischen ihm und dir ist der: er baut sich, er erschafft sich sein Reich selbst. Du willst nur darin lustwandeln, darin herrschen. Und seine Lust am Bauen ist eben noch seine tiefere. Wie ein rechtes Kind ist er da. Das baut mit seinen Bausteinchen Kaufläden. Sind sie fertig, so verkauft es nie darin. ‚Zoologischer Garten!‘ — der hat nur so lange Reiz, bis alle die kleinen Holztierchen in ihren Käfigen steif herumstehen und alles schön aussieht, wie ein ‚richtiger Zoologischer‘. Es trifft Vorbereitungen, sinnt, plant, erfindet alles Mögliche zum Spiel, um nie das Vollendete zu benutzen. (Goethe hat ja diese produktive Weise des Kindes im Wilhelm Meister so entzückend geschildert.) Genau diese naive Freude am Entstehen, am Werden empfindet der Produktive! Schaffen, bilden, gestalten! Ist Eines vollendet, so darfst du's genießen. Er selbst sinnt wieder darauf, ein Neues hervorzubringen.“

Paul nun: „Du wolltest vorhin sagen, daß diese sogenannte Schaffenssehnsucht zum mindestens doch nicht lächerlich sei. Du hast's getroffen damit: Gewalt durch Schönheit! (Ist's nicht ein treffendes Wort von Nietzsche?) Und dann, sieh mal, einer wie ich, der empfindet doch, wie recht Schopenhauer hat, wenn er den Dichter den eigentlichen Menschen nennt. Er wiederholte damit, was Schiller schon in einem Briefe an Goethe schrieb, wo er den Dichter sogar über den Philosophen stellt! Wir Sehnsüchtigen fühlen, instinktmäßig vielleicht, einen Vorgeschmack der Lust, welche Goethes Prometheus so tief bekennt: Gestalten und formen, Götter selbst verachten im gewaltigen Bewußtsein eigner Schaffenskraft! — Wer kann es uns verdenken, daß wir uns nach dem Gnadenglück des höchsten Menschseins sehnen?“

Paul atmete tief auf und lehnte sich im Sessel zurück. Durch die halbgeschlossenen Lider blinzelte er zum Freunde hin, der mit

Digitized by Google

einem Bleistift spielte und zum Fenster hinaussah. Er versteckte den Blick in die halbhohen, im Wind wogenden Kornfelder. Er sann nach. Er wußte auf einen Moment kein Weiter der Rede.

Plötzlich kehrte er das Gesicht zu Paul und sah ihn an, ohne ihn eigentlich zu sehen. Er warf den Bleistift im Bogen auf den Schreibtisch. Er lächelte und sagte gedehnt und würdevoll: „Die Sache ist nämlich die."

Paul lachte laut heraus. Auf diesen Leibspruch seines Freundes hatte er nur gewartet.

„Na, wie denn?" frug er unter Prusten.

„Die Sache ist nämlich die," wiederholte der Ältere, ohne eine Miene zu verziehen. Und Paul schluckte das Gelächter tapfer hinunter.

Als ginge er noch unschlüssig mit sich zu Rate, sprach der Ältere mehr zu sich selbst als zu Paul.

„Sollte denn das Glück, welches das Schaffen gewährt, das alleinige, einzige, höchste Glück sein? Kann man sich nicht denken, daß auf der Höhe der Menschheit zwei Gipfel ins Blau der Seligkeit ragen? Beide in gleicher Höhe. Von beiden gleich wunderbare Blicke hinunter, hinauf, ins Weite! Nur verschiedene, unter verschiedenen Gesichtspunkten. Daß der eine von ihnen als der höhere erscheinen könnte, tut der wirklichen Höhe des anderen keinen Zoll Abbruch. Erhaben über eine einseitige Meinung ragen sie auf. Nebeneinander. Zwei Gegensätze — wenn man sie von unten sieht, oder wenn man auf dem einen oder anderen seinen Stand hat. Eine Harmonie — wenn sie einer aus Flughöhe unter sich sehen könnte. Dem eine Harmonie, der jemals empfand, wie vom einen zum anderen, vom anderen zum einen das Licht herüber- und hinüberfliegt. Genau so, wie von den zwei Polen einer Bogenlampe!"

„Du errätst," wandte er sich nun zu Paul, „welche Gegensätze ich meine. Der produktive Mensch auf dem einen Gipfel, der rezeptive auf dem anderen. Und zwischen ihnen, im Glücksfall, jenes entzückende Austauschen ihrer Kräfte. Geben — nehmen. Schenken — danken. Ist eins weniger reizend als das andere, sobald nur Naturanlage und Naturbetätigung einander entsprechen? Hast du schon je ein echtes Weib gesehen, das lieber ein Mann sein, und einen Mann, der lieber Kinder gebären möchte?"

Paul richtete sich straff auf.

„Ziehst du Vergleiche zwischen dem Geistigen und dem Ge-

Digitized by Google

ſchlechtlichen?“ frug er geſpannt. „Gehörſt du zu denen, die dem Mann Produktivität zu-, ſie dem Weib abſprechen?“

„Natürlich, vergleiche ich,“ ſagte der Ältere gelaſſen. „Nur nicht ganz ſo, wie du es meinſt.

Die Natur ſchuf überall Gegenſätze, und überall verſpricht ſie dort Glück, wo ſie zuſammentreffen, ſcheinbar ineinander aufgehen, wo ſie aus zwei eins macht. So im Geſchlechtlichen, ſo für unſeren Fall im Geiſtigen. Darum vergleiche ich hier. Daß ich deshalb nun behaupten wollte, daß Produktivität nur dem männlichen Geiſt, Rezeptivität dem weiblichen gemäß ſei — da haſt du falſch vermutet. Da müßte ich ja dich, den ich für unproduktiv halte, für einen weibiſchen Mann ausgeben. Behüte und bewahre mich meine Vernunft davor! Indeſſen vom Standpunkt unverpfuſchter Natur mag es ſich im Geiſtigen dem Geſchlechtlichen analog verhalten. Vielleicht iſt die ‚erſte‘ Menſchin (wenn wir ihr ſchon geiſtiges Bewußtſein zuerkennen wollen) ganz und gar rezeptiv geweſen und der erſte Menſchenmann allein der Produktive, Former, Erfinder. Was hat jedoch in den Tauſenden von Jahren, ſeit jenen ſchlichten, unverwickelten Zeiten, die Menſchheit nicht alles in ſich gewürfelt, getauſcht, vermengt — vermatſcht! Was hat ſie für ein höchſt verwickeltes Problem: Menſchenkind hervorgebracht! In den ſeltenen Fällen des Genies war die Komplikation eben glücklich, die Zuſammenwirkung der Kräfte, die ‚Miſchung‘ phänomenal. Aber ſonſt, welches chaotiſche Durcheinander ſtellt nicht der Menſch vor! Zucker und Salz, Öl und Eſſig, Honig und bittere Tränklein, Korinthen und Pflaumenſteine!“

„Ein ſonderbarer Kuchen,“ ſagte Paul luſtig.

„Kurz,“ begann der Ältere wieder, was haben unſere lieben Ahnen alles an uns gemodelt, geflickt — hinzugefügt — weggenommen — gebeſſert, — ausgebeſſert. Iſt's nicht, als wär's mit dem Menſchen ähnlich wie mit dem Brei, den viele Köche verderben? Es iſt ja das reine Wunder, wenn noch mal was Einheitliches herauskommt! Und darum haben die Leute, welche dem Weib Produktivität abſprechen, recht und unrecht. Recht, wenn ſie an die ‚erſte‘ Menſchin denken — Unrecht, wenn ſie vergeſſen, was die Zeit alles aus der geiſtigen Geſtalt des Weibes wie des Mannes gemacht hat. Das Geſchlecht iſt ſcheinbar unwandelbarer als das Geiſtige — Seeliſche. Scheinbar — denn wie viele Weiber von heute ſind ja gar keine Gebärerinnen mehr, obgleich ſie einem halben Dutzend Kindern Leben geben.

Digitized by Google

Gebärerin sein heißt doch, mit diesem Beruf seine tiefste und höchste Lust verbinden. Heißt, mit eigenem ganzen Willen des Leibes und der Seele Mutter sein.

„Mit dem Mann ging's ja gleich. Woher sonst der Jammer über die Weibischwerdung so vieler Männer in Tat, Empfinden — Literatur? — Die guten reinlichen Instinkte unserer ‚Ur-' und ‚Tierzeit' sind uns abhanden gekommen, weil eine falsche Lehre ihre deutliche ungeschminkte und wahre Sprache verächtlich machte. Unsicher sind wir in der Wahl dessen geworden, mit dem wir uns fortpflanzen. Resultat — schlechte Menschen (nicht moralisch gemeint). Halbe Männer, halbe Weiber. Männer, die Weiber, und Weiber, die Männer sind. Unsere guten Instinkte, sag ich, sind verloren. Und den Witz, den Intellekt, strengen wir nur erst an, um auszuklügeln, wie wir reine Hunderassen züchten. So gering denkt der Mensch vom Menschen und so hoch vom Hund."

Paul unterbrach eifrig:

„Vom Geschlecht machst du also die Produktivität nicht abhängig, so wie der Mensch heute ist! Nun aber zurück zu deinen zwei Gipfeln. Du glaubst wirklich an ihre gleichwertige Höhe? Woher dann der so oft gehörte Mitleidston: ‚nur eine unproduktive Natur'!?"

„Ganz recht. ‚Nur.' Weil wir einseitig sind und nur immer die eine Höhe sehen. Ganz natürlich! Wie viele Menschen gibt es denn, die ihren Stolz darin finden, ‚nur' rezeptiv zu sein? Wie viele hast du schon gesehen, die diese ihre Naturbegabung zur Kunst machten? Und wie viele, die eine Vollendung im ‚Aufnehmen' erstrebten. Der große Irrtum ist, daß wir meinen, man könne aufnehmen, wenn man passiv sei. Aufnehmen könne schließlich jeder im Schlaf. Es sei nur ein immer fortgesetztes ‚Sichgefallenlassen'. Es brauche nur ein grobes, tappiges Zugreifen, ein mechanisches Auf- und Zuschließen der Hände. Nein — die Rezeptivität verlangt so gut eine Tätigkeit wie die Produktivität. Ein Entgegenkommen, eine Feinheit ihrer Tast- und Werkzeuge. Sie braucht Übung, Schulung, Erziehung und Ausbildung ihrer Kräfte, um jene zweite Gipfelhöhe erreichen zu können! Wenn sie einmal erklommen ist, und der rezeptive Meusch *sein* Glück auszukosten versteht, wird sich sein Gipfel, wie aus dem Nebel steigend, plötzlich vor den Augen auch der Tölpel erheben. Das ‚nur' wird dann wohl keiner mehr damit in Verbindung setzen. Wenn aber der zur Aufnahme Prädestinierte selbst seine Natur verleugnet, ist's doch

Digitized by Google

ein gewisses Recht, an seinen Werten zu zweifeln. — Was würdest du von einem denken, der sich eine Maske vorhängt, weil er sich über sein Gesicht schämt?"

„Ein Hanswurst, ein Verrückter," sagte Paul prompt.

„Na also, was tut einer denn anderes, wenn er produktiv aussehen will, wenn er rezeptiv ist!? Will jemals die Frucht Schale und die Schale Frucht sein? Ist nicht das der herrlichste Anblick, wenn in einer schönen Schale eine schöne Frucht liegt? — Ich kann mir kaum etwas Entzückenderes denken als: die Arme ausstrecken dürfen! Mit seinen Händen auffangen, was mir einer zuschenkt, als wäre es ganz allein für mich so köstlich geschaffen. Alle Feinheiten seiner Gabe spüren! Jedes Fältchen, noch so geheimnisvoll, zu meiner Offenbarung! Jede Farbe für mein Auge, und die Musik für meine Ohren! Solches Glück genoß Eckermann. Denk dir, welches Unermeßliche an Schönheit und Weisheit er aufnehmen, tragen konnte! Ist das nicht ein Stolzes, das dem Stolz des Schaffenden in nichts nachsteht!"

„Wenn man dich so vom Glück des anderen Gipfels schwärmen hört," sprach Paul nachdenklich, „möchte man fast glauben, du, der Produktive, machtest es wie ich und sehntest dich nach dem, was du nicht hast."

„Siehst du," lachte der Ältere, „so ganz unrecht hast du nicht damit! Es ist die natürliche Sehnsucht nach meinem Gegensatz. Nicht so, daß ich er sein möchte. Nur will der Gebende einen, der nimmt. Nur will der Schenkende einen, der danken kann (nicht pflichtmäßig ‚mit bestem Dank', nein, durch die Hingabe seines ganzen Wesens). Nur will der Produktive im Zusammentreffen mit seinem Rezeptiven das ‚siebente Himmelsglück' der Gemeinschaft empfinden. Danach geht seine Sehnsucht."

Mechanisch nahm der Ältere das Buch wieder auf, das sie zu diesen Gedankengängen geführt hatte. Seine Augen liebkosten es.

„Sieh, wenn das da seinen Widerhall fände, wenn es nicht im Leeren verhallte, welche Wirkung müßte von ihm ausgehen!"

Paul verstand den Freund wohl. Er ergriff das Buch und hielt es zärtlich in seiner warmen Hand.

„Widerhall rufen, Widerhall sein, ja, das gibt erst ein rechtes Echo," sagte er sinnend und beendigte damit das Gespräch.

Digitized by Google

Wissenschaftliche Ethik.

Von Dagobert von Gerhardt Amyntor.

Religion, insoweit sie Glaube ist, läßt sich nicht lehren; sie wird innerlich erlebt und so zum eigenen befestigten Besitze, der nicht übertragen werden kann. Lehren, d. h. anderen mitteilen, läßt sich nur Religionsgeschichte, die Geschichte vom Entstehen und Vergehen der verschiedenen Dogmen und der auf sie gegründeten Religionsgenossenschaften. So ist auch jede philosophische Weltanschauung durchaus subjektiv, sie entbehrt der zwingenden, allgemein gültigen Wahrheit und kann daher wohl vorgetragen, aber nicht anderen als Eigentum übermittelt werden.

Soll nun die Ethik nicht ein gleiches Schicksal erfahren und nicht in das Belieben jedes einzelnen gestellt bleiben, so muß sie auf einer allgemein gültigen, zwingenden, also wissenschaftlichen Grundlage aufgebaut werden. An einer rein wissenschaftlichen Ethik fehlt es uns noch; sie wurde bisher immer entweder als eine Tochter der Religion oder als ein Erzeugnis eudämonistischer Spekulation behandelt. Es scheint aber, als ob das jetzige Jahrhundert die Ethik mehr und mehr als positive Wissenschaft erfassen und entwickeln wird, und so wird es nur einem Verlangen Rechnung tragen, das, bewußt oder unbewußt, in den Herzen aller Gebildeten lebt. Denn wenn wir in schuldiger Duldung jeder Religion, in schuldiger Achtung vor jedem ehrlichen Glauben keinem unserer Mitmenschen das Recht verkümmern, sich religiös frei auszuleben und im eigenen persönlichen Glauben selig zu werden, so verlangen wir doch und müssen verlangen, daß jeder unserer Mitbürger, gleichviel ob er Protestant, Katholik, Jude oder Heide ist, mit uns dieselben Sittengesetze anerkennt und einer allgemein gültigen Ethik gemäß handelt und wandelt. Jeder hat das Recht, zu glauben, was er zu glauben sich innerlich gezwungen fühlt, aber niemand hat das Recht, der Ethik seiner Mitbürger ins Gesicht zu schlagen und sich ein von dem unsrigen abweichendes Sittengesetz selbständig zu konstruieren. Eine allgemein gültige Ethik aber, wenn sie nicht brutaler Zwang des Vorurteils und Terrorismus des Aberglaubens sein will, muß wissenschaftlich zu begründen und daher Gegenstand des Unterrichts für alle sein. Aus der Religion darf sie nicht entwickelt werden, denn nicht alle haben denselben Glauben,

Digitized by Google

und ebensowenig darf sie opportunistisch oder eudämonistisch begründet werden, denn dann ist sie keine Ethik mehr, sondern eine unsittliche Anweisung zu einem möglichst genußreichen und ungetrübten Leben: sie sinkt dann auf das Niveau einer banalen Lehre des Umgangs mit Menschen; sie hat dann den Wert eines Kochbuches oder einer Tanzlehre. Der Trieb zur Sitte ist dem Menschen angeboren, und so muß die Sittlichkeit als ein anthropologisches Phänomen erfaßt werden, dessen Wurzeln in die Urgeschichte der Menschheit zurückreichen; aus diesem Boden sind die Wurzeln auszugraben und unter die Lupe einer psychologischen Analyse zu nehmen. Nur auf diese Weise werden sich die unveränderlichen Sätze der Ethik und auch das, was in der Sitte wandelt und zu wandeln ein Recht hat, feststellen lassen.

Daß sich diese Forderung nicht von heute auf morgen erfüllen wird, leuchtet leider ein; gleichwohl wird sie immer wieder gestellt werden müssen. Eine großartige Vorarbeit zu einem solchen Werk besitzen wir in Ed. von Hartmanns „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins", die aber noch kein System der Ethik, sondern nur der erste einleitende Teil zu einer solchen sein will. Das epochemachende Werk, das ich für eine der größten Geistesschöpfungen des vorigen Jahrhunderts halte, wird eine wertvolle Fundgrube sein, der der Schöpfer einer wissenschaftlichen Ethik viele unentbehrliche Bausteine wird entnehmen können; aber über die Genesis der moralischen Triebe und Gefühle sagt es uns nichts und wollte uns auch nichts sagen. In diesen dunkelsten Urgrund wird die wissenschaftliche Ethik hineinleuchten müssen, um endlich das einwandlose Grundprinzip der Moral zu entdecken und ans Tageslicht zu fördern. Hartmann hat schon auf die zunehmende Loslösung des Volkes von den Dogmen der Kirche hingewiesen und auf die dadurch bedingte Gefahr sittlicher Verwahrlosung, wenn nicht allen Zweifeln und Unsicherheiten hinsichtlich der Grundlage der Sittlichkeit ein Ende gemacht werde. Der Durchschnittsmensch, der, dem Strome der Zeit folgend, sich mehr und mehr der dogmatischen Fesseln entledigt, wird immer geneigt sein, unter völliger Verkennung der wahren Bedeutung der Religion sich auch in sittlicher Hinsicht von jedem Zwange frei zu machen und alle Ethik als Illusion oder heuchlerischen Schwindel der herrschenden Klassen zu erklären. Hier liegt die große Gefahr unserer Tage, die nur durch eine wissenschaftliche, d. h. allgemein zwingende Ethik beschworen werden kann.

Digitized by Google

Pionier und Apostel.

Novelle von Ida Klokow.

[Teil I.]

Der launische April hielt seinen Einzug. Unter Sturmgeheul waren nachts die Wetterhexen auf den Blocksberg geritten und hatten den heranziehenden Lenz mit gellendem Hohngelächter empfangen. Um jeden Halm, den er aus dem Erdenschoß hervorlocken wollte, sollte der Himmelsbote mit ihnen ringen. Hui, hui, hui! pfiffen sie, und mit unheimlichen Mißtönen vervollständigten die Kater das Ständchen des Spottes. Die Sonne hatte sich am Morgen nicht blicken lassen. Herniederprasselnder Regen verdunkelte den Horizont, und es schien Abend werden zu sollen, während noch die Stunde den frühen Nachmittag ansagte.

Martin Ranke, ein deutscher Träumer und Gelehrter, hatte an diesem lichtlosen Tage wenig arbeiten können. Das Unbehagen lähmte die Luft; kein vorüberfausendes Hexlein hätte er abfangen mögen. Der große Dramatiker Shakespeare half endlich über die gedrückte Stimmung hinweg. Macbeth, das war das diesem Tage angepaßte graufige Schauspiel. Ein guter Deutscher aber liest selten ein Buch, ohne eigene ausbauende Gedanken und Vorstellungen damit zu verknüpfen — und nun gar Martin Ranke! Bald lag seine Hand auf den aufgeschlagenen Blättern, und die Augen richteten sich in weltabgekehrter Starrheit auf die triefenden Fenster.

Zum erstenmal meinte der Grübler, den phantasievollen Briten in dieser Dichtung so recht zu verstehen. War Macbeth nicht durchaus dem gewaltigen Recken vergleichbar, der jetzt um den letzten Rest seiner Herrschaft kämpfte? — So hatte sinnender Volksgeist die Natur umgedeutet, und endlich bemächtigte sich die Gestaltungskraft des Dichters der Fabel, und die Symbolik gelangte zu ihrer höchsten Vollendung.

Macbeth und König Winter, kein Unterschied zwischen beiden! — Nur ein Ungeborener hatte den harten unerschrockenen Feldherrn zu töten vermocht, und er hatte geschworen, zu fechten, bis ihm das Fleisch von den Knochen gehackt sei. Schlackenweise fiel's von den Gliedern; dahin war die blanke Rüstung des Kämpfenden, aber überwunden war er noch nicht. Erst wenn der Wald gegangen kommt, ist dein Reich zu Ende, hatten die Hexen geweissagt. Der Wald sollte es wohl lassen zu wandern, und wo war ein Ungeborener, um ihm den Todesstoß zu versetzen?! — In Wettern hatte es geflutet, gebrandet, getost, wahrhaftig, der eiserne Alte hatte sich zu wehren gewußt. Doch siehe! Trotz allem Unheil wurde es grün, der Wald kam gegangen, und der Flüchtling, den keine Mutter geboren, kehrte heim und forderte König Macbeth vor den Schild.

Ein guter König hatte gemordet werden müssen, auf daß der Feldherr seines Reiches sicher werde. Was der Ermordete an Schätzen hinterlassen, machte sich der Mörder zu eigen. Keine Frucht, die auf die Fortdauer des Geschlechts hoffen ließ, erwuchs ihm und seinem tückischen Weibe. Einen schlafenden Gast hatten die Herrschsüchtigen in ihrem Hause getötet und

Digitized by Google

das Gastrecht entweiht. Fortan ließ sie das Gewissen nicht ruhen. Mochte der Thronräuber Sieg an Sieg gereiht, mochte er grausam vernichtet haben, was sich seinem Szepter nicht demütig beugte, das Racheschwert schwebte über seinem Haupte. Sein Ende konnte kein nächtliches Hinmorden sein, wie er es geübt; es mußte ein offener Krieg werden. Keine Stunde fühlte sich das Paar seines Daseins sicher; keines Festes konnte es froh werden.

Wohl triumphierte Macbeth, als er die Schale emporhob, um auf das Wohl seiner Gäste zu trinken, aber aus dem Rebenblut stieg der Geist auf, der ihn an Blutschuld gemahnte. Das war Saft vom Safte des Traubenspenders, der einst an der Seite des Recken gekämpft, der ihm geholfen im Streit und dann verraten und an Mordgesellen verkauft war. Sein Geist mußte bei jedem Gelage aufsteigen und mit Schrecken erfüllen.

Heil dem verbannten Knaben aus dem Geschlecht des guten Königs, der endlich wiederkehren und sein Erbe in Empfang nehmen soll! — dachte Martin Ranke am Ende seines Vergleichs von dem dramatischen Kunstwerk und dem bewegten Naturleben.

Ja, es war Zeit, daß der Lenz seine Sonnenspeere in das Herz des halsstarrigen Machthabers senkte! — Der strömende Regen schien nachlassen zu wollen, während einer kurzen Zeit hellte der Himmel sich auf, die Wolken zeigten silberne Säume. Plötzlich begann indessen nochmals die wilde Jagd schwarzer Lämmer. Ein sich erhebender Sausewind schlug einen entriegelten Laden vors Fenster, und gleich darauf fuhren Hagelschloßen hernieder. Im nämlichen Augenblick trat ein junges Mädchen in das Arbeitszimmer des Gelehrten. Es war hochgewachsen wie er, und ein gleicher lichtbrauner Haarschmuck zierte sein Haupt. Die Züge seines Antlitzes waren weniger ausdrucksvoll als die seinen, die Formen weicher und rundlicher; man hätte in ihm auf den ersten Blick die jüngere Schwester erkennen müssen.

„Der Kaffee wartet auf dich, lieber Martin," sagte sie; „wir werden ihn heute allein trinken müssen; das Wetter versperrt jedem Menschen den Weg."

„Hast du Besuch erwartet?" fragte er überrascht.

„Ewald hatte versprochen, am Gründonnerstag zu uns zu kommen. Er hält morgen in der Schloßkirche eine Gastpredigt."

„Liebe Gertrud, das ist einer, der dem Hagelsturm trotzt. Ewald müßte wenig von uns halten, wenn er nicht käme."

Ihr Auge leuchtete bei dieser Erwiderung des Bruders in einem Freudenstrahl auf, und auch draußen wurde es hell. Das Hagelwetter hatte nur kurze Dauer. Während er ihr in das Nebenzimmer folgte, umfaßte Martins Blick der Schwester ganze Gestalt. Sie erinnerte ihn zum erstenmal an die vor zwei Jahren verstorbene Mutter, nur daß sie höher aufgerichtet ging als jene in den Zeiten des Leidens — dem Leben entgegen und wohlausgerüstet für die Würde einer Hausfrau. — Vielleicht stand sie ihr nahe bevor — es hatte etwas eigenes in dem Tone gelegen, in dem sie den Namen seines Freundes ausgesprochen. In die reine Klangfarbe hatte sich Gemütswärme gemischt. Obwohl sie ein graues Hauskleid trug, wollte es ihm scheinen, als hätte sie sich besonders geschmückt. Die Spitzen um Hals und Hand waren kostbar und blütenweiß, und die Haare waren so sorgfältig aufgesteckt, daß nirgends ein gelockertes Strähnchen sich zeigte.

Digitized by Google

Auf den Kaffeetisch war eine gestickte Leinendecke gelegt, und eine blühende Hyazinthe spendete köstlichen Duft. Eine behagliche Wärme erfüllte den Raum.

„Hier ist gut sein“ bemerkte Martin, als das braune Getränk vor ihm stand. „Wohl dem, der nicht hinaus muß!“

„Warum wohnen wir auch an dieser abschüssigen Heidelbergstraße,“ beklagte sich Gertrud; „die Unbill des Wetters ist uns am nächsten.“

„Es hat auch etwas für sich, mit den Kämpfen der Naturgewalten vertraut zu bleiben,“ ergegnete er. „Als sich unser Großvater vom Geschäftsleben zurückzog, wußte er, was seinen abgearbeiteten Nerven wieder aufhalf. Ich bedaure die Stadtmenschen, die den Wald nur einige Male im Jahr an Sommersonntagen sehen. Wir wollen es unseren Eltern danken, daß sie das alte Landhaus an der Teufelsmauer nicht verkauft haben. Wenn erst der Wald erwacht, ist's nirgends schöner.“

„Könntest du glauben, ich liebte den Wald nicht?! — Selbst im Winter, wenn ich alles Gezweige im weißen Schmuck sehe, ist er mir wert. — Nur heute, am Gründonnerstag hätte ich einen helleren Himmel lieber gesehen.“

Martin mußte die Äußerung der Schwester belächeln, und dabei gewannen seine blauen Augen eine schalkhafte Freundlichkeit. „Sollte das nur an dem Vorwort des Tages liegen?“ fragte er. „Ich möchte fürchten, die Sehnsucht nach der Sonne habe tieferen Grund.“

Purpurglut stieg ihr ins Antlitz. „Warum fürchten?“ gab sie verlegen zurück.

„Liebe Trude, du bist dem Vöglein gleich, das flügge geworden ist, und bist du so häuslich, wie es unsere Mutter war, so werden es doch nicht diese Mauern sein, in denen du dein Leben beschließen magst. — Noch weiß ich nicht, an wen ich dich verlieren werde, aber ich werde dich verlieren, und es wird gut sein; jeder muß seiner Bestimmung entgegengehen.“

Im Flur schlug der Hund an. Die Haustür wurde geöffnet und fiel wieder ins Schloß. Überrascht erhoben sich die Geschwister. Daß ein Gutfreund gekommen war, meldete Freudengebell; Martin Ranke ging ihm entgegen — es war der junge Pastor Ewald von Bachstein.

„Willkommen, Ewald! — Also doch! das ist wacker.“

„Meinst du, Martin, ich verkröche mich hinter den Ofen, weil der Herrgott ein Unwetter heraufziehen ließ?“ — Er hing seinen regenschweren Mantel an einen Haken.

„Wasserdichter?“ fragte Martin, indem er ihm bei der Ausschälung half.

„Wozu besäßen wir den Kautschuk, wenn wir uns nicht seiner bedienen sollten. Nur an den Regenknicker habe ich mich nicht gewöhnen können. Den Kopf deckt der Filz zur Genüge, und das Gesicht trotzt den Stürmen.“

Er sah ungemein frisch aus, als er nach dieser Vorrede im Flur das Zimmer betrat. Von seiner Erscheinung ging ungeachtet eines schwarzen Anzugs etwas leuchtendes aus: Ein breitstirniger, bartloser Blondkopf mit zwei hellen Seemannsaugen, die keiner Brille bedurften, wie dies im Gegensatze bei Martin der Fall war. Jetzt erst grüßte er recht.

Digitized by Google

„Guten Tag, Fräulein Gertrud!“ — „Guten Tag, Martin!“ Zwischen beidem lag eine bemerkbare Pause. Er erfaßte beide Male mit einem kräftigen Druck die sich ihm darbietende Hand und sah dem Begrüßten mit einem tiefen, ernsten Blick in die Augen. Das war eine seiner Sonderarten. Arme Sünder, die ihn kannten, gingen ihm deshalb gern aus dem Wege; obwohl sein Blick nichts durchbohrendes hatte, mußten sie die Lider stets vor ihm senken. Lautere Charaktere zog er um so mehr damit an. Sie sahen sich gegenseitig sogleich auf den Grund ihrer Seele, und das Vertrauen war hergestellt.

„Wie ist es dir ergangen, lieber Freund?“ fragte Martin.

„Schlecht und recht. Einige liebe Amtsbrüder haben mir etwas am Zeuge flicken wollen, aber die feine Absicht ist glücklich vorbeigelungen. Ich sollte gedemütigt werden, und ich habe den Kopf oben behalten.“

„Was sagt dein Vater dazu? — Soviel mir bekannt, gehört der alte Hofprediger der strengen Orthodoxie an —“

„Mein guter Alter ist ein vernünftiger Mensch, der den Grundsatz hat, daß jeder seiner Überzeugung treu bleiben müsse. Wenn er bedauert, daß ich nicht ganz seiner Meinung bin, will er doch keinen Heuchler zum Sohn haben.“

„Eine vornehme Sinnesart,“ bemerkte Martin.

Gertrud bediente den Gast mit Kaffee. Dabei begegneten sich ihre Blicke wieder mit dem treuen seelenvollen Ausdruck, der besser verständigt als herrliche Worte.

„Wie haben Sie den strengen Winter verlebt, liebes Fräulein?“ fragte Ewald, nachdem er die Tasse dankend hingenommen hatte.

„In froher Hoffnung auf“ — diesen Tag — lag ihr auf der Zunge, aber die Lippen brachten hervor: „den Frühling“. „Es gibt immer im Hause zu schaffen, und kommen die Feierstunden, leiht mir mein Bruder ein Buch, oder ich suche bei der Musik froh zu werden.“

„Die Tonkunst ist oft auch meine Freundin gewesen,“ erwiderte Ewald. „Darf ich Sie heute noch hören?“

„Es wird mir eine Freude machen, zu spielen.“ Sie trat an den Flügel, der sich im Zimmer befand, und blätterte in den dort liegenden Noten.

„Singe doch lieber ein Lied,“ bat der Bruder.

„Ja, ein Lied!“ bat auch Ewald; „die Menschenstimme ist doch das edelste Instrument. Das kommt von Herzen und geht zu Herzen.“

Sie sann einen Augenblick nach. Dann stimmte sie das Lied „O Sonnenschein“ an. Mehr als ihr wohltönender Sopran entzückte die Hörer die Wärme des Vortrags. Inzwischen war der Sonnenschein wirklich hervorgelockt und schien, wie es im Liede heißt, „tief in das Herz hinein“.

Ewald sprach kein Wort, als sie das Lied beendet hatte, und Martin verließ lautlos das Zimmer. Sie aber trat an das Fenster, wo ihr das Sonnengold über den Scheitel floß, und blickte schweigend hinaus. So verging eine Weile. Darauf erhob sich der junge Theologe und näherte sich dem lange in Heimlichkeit angebeteten Mädchen.

„Gertrud!“ So bewegt war ihr Name noch niemals gesprochen worden. In ihrem Nacken fühlte sie den Hauch seines Atems. „Gertrud, willst du deine Hand in die meine legen?“ — Jetzt sah sie zu dem Manne

Digitized by Google

hinter ihr auf und gab ihm die Hand, nach der er verlangte. Es war die Rechte, und er fügte seine Linke hinein, wie wenn zwei Hände zum Gebete sich falten, und sprach, „Herr, mein Gott, sei mit uns! Laß uns eins werden in Liebe, laß uns zusammenhalten in unverbrüchlicher Treue, gönne uns, himmlischer Vater, die Seligkeiten dieses Erdenlebens, für die du unsre Herzen zubereitet hast. Wir wollen dein nicht vergessen und geloben uns gottselig dir und uns an!“ — Es war kaum hörbar gesprochen, und die Augen standen voll Tränen, indem Gertrud sich umwandte und ihm an die Brust sank.

Als Martin zurückkehrte, traten sie Arm in Arm vor ihn hin, und Ewald fragte ohne jede weitere Erklärung, „bist du einverstanden?“

„Ich habe es vorausgesehen und wünsche Euch aufrichtig Glück.“

„Dank!“ Die Rechten der Männer wechselten einen Druck, Gertrud aber löste sich aus dem Arm, der sie umfaßte, und fiel ihrem Bruder um den Hals.

Ein wütendes Hundegekläff erscholl jetzt an der Haustür. Phylax schien die Pforte gegen einen unbefugten Eindringling verteidigen zu wollen. Das Paar, das sich in den Himmel des Glückes versetzt hatte, mußte sich der Erde erinnern, und Martin Ranke eilte hinaus, um nach dem Vorgang zu sehen. Ehe er noch an der Tür war, fiel ein Schuß, und der Hund brach in ein Wut- und Wehgeheul aus. — Was war geschehen?! —

Eine Dame, die ein Rad mit sich führte, kämpfte mit dem Tier um die Schwelle.

„Phylax, hierher!“ befahl Martin mit der gebieterischen Stimme des Herrn, aber der Hund wollte nicht folgen. Er mußte ihn mit eigener Hand losreißen und erkannte erst jetzt in der Bedrohten eine ehemalige Studiengefährtin.

„Fräulein Wegner!“ rief er überrascht aus.

„Werden Sie immer in solcher Weise vor Besuchen geschützt?“ gab sie zurück. „Ich habe mich der Bestie mit meinem Revolver erwehren müssen. Lassen Sie sich nicht Pfötchen schenken; es klebt Blut daran, gottlob nicht das meine. Wenn ich Ihnen noch etwas mehr gelte als ein Hund, darf ich wohl eintreten?“

„Sie sind in meinem Hause willkommen,“ sagte er, nahm ihr Fahrrad und setzte es auf die Diele. Der Hund knurrte. Gertrud und Ewald erschienen in der offenen Zimmertür. Letzterer kannte sie auch aus der Studienzeit, und beide hatten einander abgestoßen; er verstand es, warum der Hund so erregt war; Frauen wie diese waren ihm fremd. Gertrud hatte von ihr gehört, wußte von einem längst „angedrohten“ Besuche und begrüßte sie daher mit Nennung ihres vollen Namens: „Fräulein Doktor Seraphine Wegner, bitte, treten Sie näher, und rechnen Sie den Menschen die Unfreundlichkeit eines Hundes nicht an.“

Seraphine folgte der Einladung. „Also Sie sind unsres Ranke kleine Schwester Trude. Ganz wie auf dem Bilde, das er stets bei sich trug, nur etwas hochgeschossen und aufgeblüht.“

„Darf ich Ihnen irgendwie dienen?“ fragte Gertrud; „ich sehe, Ihr Kleid ist zerrissen.“

„Wahrhaftig! — O, ich habe noch mehr Schäden; auch ein Fuß ist verstaucht.“

Digitized by Google

„Hat auch das der Hund verschuldet?“ fragte Martin.

„Nein, das geschah, als ich mich vergeblich bemühte, mein Rad zu benutzen. Die Straße ist so aufgewühlt, daß ich abrutschte, und hinkend kam ich vors Haus.“

„Eine hinkende Dame, mit einem Revolver im Gürtel, das soll wohl einen Hund nicht in Aufregung versetzen,“ sagte jetzt Ewald, indem er sie mit seinem tiefen Blick grüßte.

Ihr war dieser Blick peinlich. „Ehrwürden auch hier?“ bemerkte sie in einer gewissen spöttischen Verwunderung.

„Ja, das Unkraut gedeiht inmitten des Weizens.“

„Ewald von Bachstein wird sich wohl nicht für Unkraut halten, sollte er aber boshaft sein wollen, so wird sein Witz zurückgezahlt werden.“

„Sie sind unverändert geblieben, Fräulein Wegner,“ sagte Martin mitleidig lächelnd; „zunächst rate ich Ihnen, sich der jungen Braut unseres Freundes anzuvertrauen; sie wird für ein Kleid sorgen, wie es sich für eine Verlobungsfeier ziemt, und den verstauchten Fuß darf vielleicht der ehemalige Mediziner einzurenken versuchen.“

Seraphines Gesichtsausdruck verwandelte sich plötzlich bei dem, was sie hörte. Bestürzung und Beschämung war in ihren Zügen zu lesen. „Verzeihung,“ bat sie; „ich habe eine Lehre empfangen: Man soll niemand überraschen wollen, leider müssen wir die Folgen eines törichten Einfalles über uns ergehen lassen. Ich kann nicht fort, und Sie werden mich nicht vor die Tür setzen wollen.“

„Wir werden Sie gern bei uns verweilen sehen, Fräulein Doktor,“ versicherte Gertrud; „hoffentlich paßt Ihnen eins meiner Kleider. Es soll mich freuen, wenn Sie keine Schmerzen leiden. Uns kann heute nichts stören.“

Welch ein Unterschied zwischen diesen beiden weiblichen Erscheinungen, von welchen die jüngere die ältere gastfreundlich in einen Nebenraum geleitete. In dem Antlitz Gertruds der Ausdruck des Gemüts, in dem Seraphines der des entwickelten Geistes; hier sehr beseelte blaue, dort sprühende braune Augen; hier noch die Frische der Jugendblüte, dort ein verblichener Hautton; hier Schlankheit, dort Magerkeit; das Haar Seraphines war dunkler und legte sich wirr auf Schläfen und Nacken. Das sah nicht unschön aus, aber den anmutenden Eindruck von Gertruds glänzendem Hauptschmuck machte es nicht. Der Jüngeren Weiblichkeit mochte tiefe Zuneigung, der Älteren Eigenart Leidenschaft wecken.

Das Kleid, das Gertrud darbot, paßte vortrefflich, und es war kleidsamer als Rock und Jacke der Radlerin. Seraphines Blick fiel in einen Spiegel, und sie mußte bemerken, daß sie wunderbar verschönt aussah; vorhin eine verwetterte Landstreicherin und jetzt ein junges Weib in einem hellen, sauberen Gewande.

Die Männer waren angenehm überrascht, als sie nach der Umwandlung wieder erschien. Die alte Haushälterin hatte inzwischen Wein auf den Tisch gesetzt, und Martin kredenzte seinen Gästen einen köstlichen Trank.

„Freunde,“ redete er sie an, indem er sein Glas emporhob, „es ist üblich, bei festlichen Gelegenheiten die Gläser erklingen zu lassen, und wir wollen uns der alten deutschen Sitte erinnern. Süßigkeit und Feuer ist in der Frucht, die uns diesen köstlichen Tropfen beschceert, Süßigkeit und Feuer

Digitized by Google

ist auch in den Herzen, die sich der Liebe erschließen. Die erste Liebe — die höchste Wonne! Der Goldgehalt des Innern die Bürgschaft dafür, daß das Feuer nicht erlischt! Herz an Herz — Einmütigkeit, Glas an Glas — ein schöner Wohlklang! — Heil, Gertrud! Heil, Ewald!"

Die Gläser erklangen.

„Ich danke dir, Martin," erwiderte Ewald mit warmem Herzenston; „wir sind viele Jahre Freunde gewesen, fortan laß uns Brüder sein. Ich denke, die Achtung, die einer vor des andern Gesinnung und Überzeugungstreue besitzt, macht uns dazu."

„Brüder gehen oft verschiedene Wege, wie auch wir sie gegangen sind und weiter gehen werden," sagte Martin, und auch seine Stimme klang bewegt; „aber sie gehen von ein und demselben Herzen aus, und auch uns wird das gleiche Herz verbinden; ist's nicht das Mutterherz, so will ich doch hoffen, daß ich einen Platz darin behalte und daß du mir, mein lieber, jetzt bevorzugter Bruder diesen Platz darin gönnst."

Seraphine hatte es immer unschön und widernatürlich gefunden, wenn zwei Männer sich küßten, jetzt sah sie, wie es unwillkürlich geschehen konnte. Der Bruderkuß war wie ein Siegel auf einer Urkunde, aufgesetzt in weihevoller Stunde. Daß sie des Zeuge war, berührte sie bis in ihr tiefstes Innere und ein Gefühl von Hochachtung erfüllte sie vor den beiden Männern, wie sie es nie zuvor kennen gelernt. Zu Martin Ranke hatte sie sich zwar stets hingezogen gefühlt, aber daß auch von Ewald von Bachstein jemals der Eindruck einer Größe auf sie ausgehen könne, setzte sie in maßloses Staunen. Sie wußte plötzlich, daß er ein Mann sei, zu dem seine Frau aufsehen werde und der geliebt zu werden verdiene. Es lag das nicht an den wenigen Worten, die sie jetzt von ihm gehört; sein Wesen, der Ausdruck seiner Sprache, die Einfachheit und Aufrichtigkeit waren entscheidend.

„Es will mir scheinen, Herr von Bachstein, als lerne ich Sie heute erst kennen," sagte sie; „jedenfalls sehe ich ein, daß ich Sie noch nie richtig gewürdigt habe. Nehmen Sie das Bekenntnis als die Abbitte eines Unrechts, und glauben Sie mir, daß es nicht leere Worte sind, wenn ich Ihnen und Fräulein Gertrud Ranke einen Glückwunsch ausspreche." Sie stand dabei auf, allein der verletzte Fuß schmerzte so heftig, daß sie erblassend auf den Sessel, den sie eingenommen hatte, zurücksank.

Die beiden Beglückwünschten bedankten sich herzlich und bedauerten sie zugleich. Martin sah sie beunruhigt an. Die angeschossene Pfote des Hundes hatte er, während das zerrissene Kleid gewechselt wurde, verbunden. Draußen winselte das Tier, hier wurde ein Schmerzensschrei standhaft unterdrückt. Seraphine war ein tapferes Weib, und während sie ihr Unrecht eingestand, gefiel sie ihm. So aufrecht gingen wenige.

Ewald erklärte, daß er zeitig gehen müsse. Die für den ernsten christlichen Feiertag vorbereitete Predigt sollte noch in das Gedächtnis geprägt werden. Seinem vom Liebesfrühling erfüllten Herzen sagte das wenig zu, aber er war so sehr ein Mann von Selbstbeherrschung und Pflichtgefühl, daß er es bald überwand. Innig küßte er seiner Braut Hand und Mund. Tränen standen in ihren Augen, es war als schwimme der Augenstern, in dem er sich spiegelte, in einem leuchtenden Schmelz. Wie schön sie doch war in dieser Beseelung! —

Digitized by Google

Auch Seraphine sah, was die Männer wahrnahmen, und in ihrem Innern krampfte sich etwas zusammen. Sie, die der Liebe stets gern gespottet, beneidete die Liebende. Das war ein Mädchen, das immer im Sonnenglanze des Lebens gestanden, das keinen Beruf gewählt hatte, und zu dem nun ein braver Mann kam und es zu seiner Königin erwählte. Was gab ihr den Vorzug, daß sie diese Huldigung empfangen durfte? — Ihre Weiblichkeit? — Seraphine hatte darin immer etwas rückständiges gesehen, und Martin wußte, daß sie es einmal spöttisch die Seelenblödigkeit der Frauen genannt. Jetzt bemerkte sie, daß es ein gewisser Gemütsadel war, und daß von diesem Gemütsadel ein bezaubernder Reiz ausging. Wie sollte es nicht wunderbar wirken, wenn unverletzliche angeborene Hoheit den Willen zur Hingabe faßt? — Darin lag das Rührende, das, was des Mannes Herz ergreift und für eine Lebensdauer zu fesseln vermag. — Wodurch konnte sie selbst das ersetzen? — Ja, wollte sie das überhaupt? — Sie würde empört aufschreien, sollte es ihr gegenüber einmal heißen: „Er soll dein Herr sein!"

Als Ewald gegangen war, stand Gertrud lange am Fenster und blickte hinaus. Der Himmel hatte sich vollständig aufgeklärt, der Mond sah mit frohlockendem Vollgesicht auf die Erde. Sie hatte dem stummen Wächter der Nacht soviel anzuvertrauen, das in Worte gar nicht zu fassen war, und indem sie zu ihm aufsah, beruhigte seine Milde ihre wogende Brust. Der beiden Menschen im Zimmer hatte sie darüber beinahe vergessen.

„Ein glücklicher Mann, dieser Ewald von Bachstein; er fand seine Göttin und hat seinen Gott längst gefunden," bemerkte Seraphine.

„Ja, und wir tragen noch die Sehnsucht im Herzen und grübeln und suchen," entgegnete Martin.

„Und werden unseres Lebens nicht froh," sprach sie weiter. „Ich bin heute zu Ihnen gekommen — wider allen Anstand und wider alle gute Sitte — weil ich mit mir selbst zerfallen bin und mich nach dem Meinungsaustausch mit einem Menschen sehnte. — Unter allen, die ich gekannt, waren Sie der einzige, den ich dafür hielt."

„Um Ihr Vertrauen will ich mich gern verdient machen," sagte Martin; „und das um so lieber, als ich erkenne, daß Sie Welt und Menschen durch das trübe Glas der Verbitterung ansehen. Das war schon früher eine Ihrer Schwächen. Mit unseren Füßen stehen wir allesamt auf der Erde."

„Mir kommt es vor, als kröchen die meisten auf allen Vieren durchs Dasein."

„Die den Kopf nicht hochhalten wollen, denen ist nicht zu helfen. Mancher, der bemitleidenswert kriecht, nähme vielleicht gern die aufrechte Haltung an, aber seine Bürde ist zu schwer, und ich denke mir, wenn er seine Last aus Pflichtgefühl trägt, ist er doch ein ganzer Mensch."

„Sie sprechen, lieber Ranke, wie der Theolog reden könnte."

„Ich hoffe, daß er es tut. — Einsicht haben, Fräulein Wegner, Einsicht in die Lebensbedingungen jedes einzelnen, davon hängt's ab, was wir von den Geschöpfen der Erde zu halten haben."

„Meinten Sie, Ranke, ich verlangte von jemand, der im Moor aufwuchs, daß er ein Höhenmensch werde?"

„Auch das Wunder kann sich ereignen."

Digitized by Google

„Sie hätten doch Pastor werden sollen!“

„Ich freue mich, daß ich nach Ihrer Meinung wenigstens ein Mensch geworden bin. Als solcher darf ich jetzt hören, was Ihnen fehlt. Denken Sie, Fräulein Wegner, ich sei Arzt.“

„Dann würde ich wenig von Ihnen halten, Herr Doktor; die ganze Kunst ist Stümperei.“

„Freilich, wo ihm die Natur widerstrebt, kann der Arzt wenig ausrichten. Dennoch behaupte ich, daß sich der Leidende schon auf dem Wege der Besserung befindet, sobald er Vertrauen zu ihm faßt.“

„Vertrauen?!“ — Sie wiederholte das Wort langsam und nachdenklich.

„Rückhaltloses Vertrauen!“ sagte er mit einem so entschiedenen Ton, daß sie darüber erschrak.

Es entstand eine Pause, und während des Schweigens wandte sich Gertrud ihnen wieder zu.

„Ach, Fräulein Doktor, verzeihen Sie; ich habe ganz Ihres verletzten Fußes vergessen,“ sagte sie voller Besorgnis. „Sie lehnten vorhin ab, daß ich mich darum kümmere, jetzt bin ich frei.“ — Da hatten sie das Hausmütterchen, das über sich selbst der andern nicht vergißt.

„Ich werde wirklich Ihre Hilfe in Anspruch nehmen müssen. — Der Hund hat mich gebissen.“

„Und das sagten Sie nicht sogleich!“ rief Martin aus.

„Ich fiel Ihnen ja ohnehin wie ein Unwetter ins Haus.“

„So war der Fuß nicht verstaucht?“ fragte Gertrud.

„Doch. Das Tier hat gewiß in seiner Vorexistenz mit dem hinkenden Teufel Bekanntschaft gemacht.“

„Zeigen Sie mir, bitte, den Fuß.“ Bei diesen Worten kniete Martin vor ihr nieder, löste die Schuhbänder und zog behutsam den Schuh aus. Es sickerte Blut heraus. Mit rascher Hand zog er auch den Strumpf herab. Gertrud rief nach der Haushälterin, damit sie Wasser herbeitrage, und ging selbst hin, um etwas Leinwand zu holen.

„Es ist nur eine kleine Wunde,“ erklärte er, „aber ich vermute, daß sie recht schmerzhaft ist.“ An den Knöcheln zeigte sich eine Schwellung. Er berührte sie mit leichtem Fingerdruck und empfand, wie Seraphine zusammenzuckte. „Hier also tut es weh.“ Jetzt befühlte er das Gelenk. „Gebrochen ist der Fuß glücklicherweise nicht,“ sagte er, „wir werden Umschläge machen und dann muß der Fuß ruhen.“

„Und wo soll ich bleiben?“

„Hier.“

„In Ihrem Hause?“

„Natürlich; bis der Hundebiß geheilt ist, werden Sie mein und meiner Schwester Pflegling sein. Finden Sie das nicht selbstverständlich?“

Sie war betroffen, besann sich darauf, daß sie bei ihrem Eintritt in das Haus ohne Bedenken darauf gerechnet hatte, zu verweilen, und nun kam sie sich vor wie Eva nach dem Sündenfall. Sie schämte sich sichtlich. Er sah voller Überraschung, wie ihr das Blut bis in die Schläfen stieg.

Er wartete nicht auf ihre Antwort, sondern fuhr fort: „Die Ruhe wird auch Ihren Nerven gut tun, außerdem finden wir dabei die beste

Digitized by Google

Gelegenheit zu einem gründlichen Meinungsaustausch, nach dem auch ich längst Verlangen trage."

Sie reichte ihm die Hand.

Gertrud kam mit Leinwand und trug zugleich sehr bedächtig den Revolver in der Hand, den Seraphine bei dem Kleiderwechsel auf einen Tisch gelegt hatte.

„Wie unachtsam bin ich doch!" rief jene aus. „Bewahren Sie mir die Waffe, lieber Ranke; ich kann sie in der Hand Ihrer Schwester nicht sehen."

Die Haushälterin hatte das verlangte Wasser gebracht und setzte das Gefäß mit einem jähen Schreck auf den Teppich.

„Um des Herrn Jesu willen, was soll das bedeuten?!" rief sie aus „wie kann solch Mordsding eine Frauenhand anfassen!" Ein vorwurfsvoller Blick glitt dabei von Gertrud auf den Gast, der ihr augenscheinlich recht unwillkommen war. Ihr ängstliches Zurückweichen hatte etwas Komisches, und doch wurde der Gesichtsausdruck Martins darüber recht ernst.

Er erhob sich und nahm seiner Schwester die Pistole aus der Hand. Ein prüfender Blick zeigte ihm, daß es ein neuer Sechsläufer war.

„Kann man sich damit töten?" fragte Gertrud indem sie sich vor Seraphine niederließ und die Waschung der Wunde übernahm.

Die Antwort blieb aus. „Diese Dame, Frau Doktor Wegner, wird einige Tage bei uns bleiben," sagte Martin zu der Haushälterin, „richten Sie das Fremdenzimmer für sie her. — Wer weite Reisen unternimmt und auf Landstraßen radelt, muß sich auch mit einer Waffe versehen. Strolche, die eine Frau anfallen, gibt es genug und, wie wir sehen, können auch Hunde gefährlich werden."

„Unser armer Phylax ist doch sonst ein so gutes Tier!" klagte die Haushälterin. „Und toll ist der nicht, der ist ganz gewiß nicht toll," versicherte sie. Dabei lag eine solche Betonung auf dem „der", daß man ein scharfes Urteil über den Gast heraushören konnte.

Die Geschwister waren von der Äußerung ihres alten treuen Dienstboten peinlich berührt, dennoch hielten sie es für schicklich, sie unbeachtet zu lassen und durch einige freundliche Worte begütigend auf die Erregte zu wirken. Martin begab sich darauf auf sein Zimmer und schloß die Waffe in ein Fach seines Schreibtisches. Seraphines eigenartiges Erscheinen gab ihm zu denken und ihre Nähe beunruhigte ihn.

* * *

Nach dem strömenden Regen, der das Erdreich im Übermaße getränkt hatte, zog die Windsbraut mit ihrer Schleppe durch die Straßen und trocknete sie. Gertrud schlug im Hause Ranke am frühen Morgen zuerst die Augen auf und freute sich über den guten Kirchweg, der ihr bereitet war. Sie hatte nur wenig geschlafen. Nachdem sie dem Gast das Ruhekissen bereitet, war sie erst recht zu sich selbst gekommen und hatte wachend geträumt. Erfüllt war die Sehnsucht, die sie lange in keuscher Seele gehegt; gesprochen das Wort, auf das sie zagend gehofft; im goldenen Sonnenlicht lag vor ihr die Zukunft. Und sie jubelte unter Tränen und fand in der Glückseligkeit des pochenden Herzens keine Ruhe.

Digitized by Google

Anders Seraphine! Die Reizung überarbeiteter Nerven versagte den Schlaf, nach dem ihr müder Körper verlangte. Gespenster schienen um ihr Lager zu schleichen, ihre Gedanken wollten nicht rasten und waren doch ein verwirrtes Gespinst von zerrissenen Fäden. Mehrmals richtete sie sich auf und fühlte den Puls; sie meinte zu fiebern. Frost und glühende Hitze wechselten ab. Erst am Morgen schlief sie ein.

Als sich die Geschwister beim Frühstück begrüßten, zeigte es sich, daß auch Martin nicht sonderlich der Ruhe gepflegt hatte.

„Ich habe heute eine Bitte," sagte Gertrud, indem sie ihm flehend ins Auge blickte.

„Nun?"

„Du mußt sie mir erfüllen!"

„Du weißt doch, Schwester, kein Mensch muß müssen."

„Zuweilen muß er auch das ihm Widerstrebende tun."

„Also du weißt im voraus, daß ich es nicht gern tun werde."

„Darum bitte ich so dringend."

„Nun dann heraus mit der Sprache."

Sie stand auf und umarmte ihn zärtlich.

„Welche Vorbereitung!" bemerkte er schmunzelnd.

„Sage ja!"

„Du übst dich wohl schon auf die Herrschaft über den künftigen Herrn?" scherzte er. „Das Talent dazu fehlt dir nicht."

„Necke mich nicht; es ist mir so ernst, fast möchte ich sagen, es ist mir heilig."

Die Wärme ihrer Seele durchleuchtete jetzt ihre Augen. Das rührte ihn und er strich sanft über ihren Scheitel.

„Komme heute mit mir in die Kirche," bat sie.

„Willst du mich bekehren?" fragte er staunend.

„Wie sollte ich? — Du bist ja kein Sünder." Innige Vertrauensseligkeit lag in Ton und Wort.

Er mußte darüber rot werden; küßte sie brüderlich und dankte ihr für den guten Glauben. „Bleibe dabei!" bat er, „auch wenn ich mich nicht zu allem bekenne, was in der Kirche gelehrt wird."

„Und du kommst mit," schmeichelte sie; „es ist um Ewald. Vielleicht, daß er hier die Pfarre bekommt, wenn der alte Herr, den er vertritt, nicht wieder gesund werden sollte. — Du hast ihn noch nie auf der Kanzel gehört."

„Ich hörte, er soll gut zu sprechen wissen."

„Was wissen andere, du selbst mußt es hören."

„Karoline hat mir noch gestern Abend genug davon erzählt."

„Kann Line dich überzeugen, dich, der alles selbst erforschen will, der sogar selbst seinen Gott sucht?"

Die Zusage kostete ihm Bedenken, endlich gab er sie doch und Gertrud war voller Jubel und Freude. Als er sie eine Stunde nachher in dem schwarzen Karfreitagskleide vor sich sah, erschien es ihm, als sei sie seit gestern gewachsen. Sie waren ein schönes Paar, er in seiner bärtigen Männlichkeit und sie in ihrer blühenden Frische. Daß ein Altersunterschied von zehn Jahren zwischen ihnen lag war zu erkennen. Dadurch gewann Martin noch mehr die Würde des ritterlichen Beschützers, und er mußte

Digitized by Google

sich zugestehen, es wäre ein Sünde gewesen, hätte er sie heute allein gehen lassen oder nur bis an die Pforte des Gotteshauses begleitet.

Der Weg von der Straße an der Teufelsmauer war lang Links lag die Waldeshöhe an dem seltsamen Felsgebilde, von dem die Sage ging, daß es Satanas selber errichtet haben sollte. Rötliche Knospen waren aufgebrochen, und frischgrüne Blätter lugten hervor. Schlanke Birkenzweige hingen voll Kätzchen. Martin erinnerte sich seiner träumerischen Vorstellung vom vergangenen Tage: Macbeth war besiegt, ein junger Held hielt seinen Einzug und Palmen begrüßten ihn.

Vor der Kirche drängte sich eine schwarze Menge. Jeder Platz im Schiff und auf den Chören wurde besetzt. An dem Erinnerungstage an den Kreuzestod Christi waren sich die Gläubigen ihrer Andachtspflicht vollbewußt. Feierlich läuteten die Glocken, und, als die ehernen Stimmen droben im Turme verstummten, fluteten Orgeltöne im herzbewegenden musikalischen Wohlklang durch das säulengetragene Gewölbe.

Martin Ranke trat seine Kindheit vor die Seele. Wie fromm hatte er damals mitgesungen! Neben sich hörte er den Sopran seiner Schwester, volltönend und innig. Sie hatte an ihrem Kinderglauben festgehalten und als Jungfrau nur um so glühender gefaßt, was sie auf der ersten Entwickelungsstufe gewonnen. — Sollte Religion dem Frauenherzen eigentümlich zugehören? — Er hätte es annehmen mögen. Schon der Kirchenbesuch wollte es ihm zeigen. Die Frauen waren in der Mehrzahl. — Wie hatten Religionsstifter jemals die Frauen vom Gottesdienst ausschließen können? — Auch die Frauen dazu herangezogen zu haben, das war eins der schönen Verdienste des Christentums. Wenn die Frau das Herz der Welt sein sollte, war sie wohl auch ihre Religion — vielleicht noch einzig die Religion des Mannes, wenn er einst alle Religionen, die bisher von ihm bekannt wurden, vergessen haben sollte.

Ewald von Bachstein hatte die Kanzel bestiegen und der Philosoph wollte seine Gedanken nicht weiter ausschweifen lassen.

„Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich für die Wahrheit zeugen soll. Der aus der Wahrheit ist, der hört meine Stimme! — Also hat unser Heiland zu Pilatus gesprochen.“ Mit diesen Worten aus dem Evangelium des Johannes begann der junge Geistliche seine Predigt und voll glühender Begeisterung schilderte er, wie Jesus seiner erhabenen Sendung bis in den Tod treu geblieben sei.

„Was ist uns Jesus?“ fuhr er dann fort. „Sehet, welch ein Mensch! — sprach der römische Landpfleger. Und wahrlich, es hat nie ein herzlicheres Beispiel für den Menschen gegeben, als es der um der Wahrheit willen Gekreuzigte war. Der vollkommene Gottmensch steht in ihm vor unsrer Seele, in all seiner Demut, in all seiner Größe, in all seiner Milde und all seiner Heldenhaftigkeit.

„Das ist die große Offenbarung, die von ihm ausging: Du Menschenkind bist mehr als das Staubgeborene, das wieder zu Staub wird; bist mehr als das Geschöpf, das nur lebt, um seine Gattung zu erhalten. An dich erging der Ruf Gottes, dich vom Staube zu erheben, den Mut der Wahrheit und den Trost des Glaubens an deine Gotteskindschaft zu gewinnen. Ein Gottessohn geht dir leuchtend voran und du sollst ihm folgen, sollst dich in seinem Vorbild erkennen als das höhere Wesen, dessen

Digitized by Google

Reich nicht von dieser Welt ist. Gottvater leiht deiner Menschenseele Unsterblichkeit, und in das Paradies wird er selbst den Schächer erheben, der noch voll Reue in seiner letzten Stunde den Glauben gewinnt.

„Sehet, welch ein Mensch! — Am Kreuze wird der Gerechte der Wegweiser zum Himmelreich. Und ob sie seiner spotten, ob sie ihn lästern, inmitten aller Schmach ist er doch ein König ohnegleichen, und von seiner Dornenkorne gehen die Strahlen unverletzlicher Heiligkeit aus.

„Die Mächte der Finsternis hatten seinen Leib am Kreuze getötet, die Seele nicht; Blut und Wasser konnten aus seiner Seite fließen, erstarren konnten die Glieder, aber das Leben, das ein göttlich Teil seiner Brust, war nicht entwichen. Und als sich die Erde verfinsterte und der Vorhang des Tempels von Jerusalem zerriß, da wurde von Naturgewalten das Neue Testament aufgeschlagen, und die Feuerzeichen des Himmels prägten die Verkündung: Menschensohn, zur Gotteskindschaft bist du berufen, der du hörst die Stimme der Wahrheit, der du folgest dem hehren Vorbild, der du wandelst in Reinheit des Herzens, der du den heiligen Geist in dich aufnimmst, der du die Seele aufrichtest, wie dein Leib aufgerichtet ist vor allen andern Geschöpfen der Welt!“

Die feurige Beredsamkeit des jungen Predigers auf der Kanzel hatte seine Hörer tief ergriffen. Sie hörten eine Sprache, die zu Herzen ging. Auch den Zweifler, Dr. Martin Ranke, hatten seine Worte gefesselt. Einmal hatten sich die strahlenden Augen des Sprechers in die seiner Erwählten gesenkt, sonst schien die Welt für ihn versunken zu sein und nur das Leitbild Jesus Christus vor seinem Innern zu stehen. Riß seine Begeisterung die ganze Gemeinde mit sich fort, wieviel mehr sie, die ihn liebte und verehrte und sich seit dem vergangenen Tage eins mit ihm wußte. Ihr Herz schlug höher, Wangen und Augen glühten; als sie mit dem Bruder heimwärts ging, fühlte sie nicht den Boden unter den Füßen; ihr war, als schwebe sie geflügelt über die Erde. Zu Martin sprach sie kein Wort, und auch er ging schweigend einher, betrachtete die ringsumher aufatmende Natur und sann ihren Rätseln nach.

In der Nähe des Hauses wurden beide an Pflichten erinnert. Phylax versuchte ihnen auf drei Beinen entgegen zu springen, heulte vor Schmerz und vor Freude und leckte die Hand, die ihn verbunden hatte und streichelnd über sein weiches Fell fuhr.

Das Tier folgte ihnen bis in die Wohnstube, wo Seraphine ihrer Rückkehr entgegensah. Hier verkroch es sich in eine Ecke; es hatte seine zornvoll geäußerte Abneigung noch nicht überwunden. Heute lag auf den Zügen der Gelehrten ein Ausdruck von Wehmut und Schlaffheit und sie vermochte die Fragen der Geschwister nach ihrem Befinden nicht mit der Versicherung voller Zufriedenheit zu beantworten. In der zwölften Stunde befand sie sich erst bei dem Frühstück, das ihr die Haushälterin vorgesetzt hatte. Die gute alte Karoline war ihr auch beim Ankleiden behilflich gewesen und hatte sie mit sorglicher Unterstützung nach dem Sofa geführt, auf dem sie jetzt ruhte. Dabei hatte die gesprächige Zunge natürlich Bericht erstattet und das Loblied ihrer Herrschaft angestimmt.

„Hoffentlich haben Sie für mich mitgebetet,“ sagte Seraphine zu Gertrud; „ich werde einer frommen Fürsprecherin sehr bedürfen.“ Und dem jungen Mädchen fiel darüber wieder ein Satz aus der Predigt ein:

Digitized by Google

In das Paradies wird Gott selbst den Schächer erheben, der noch voll Reue in seiner letzten Stunde den Glauben gewinnt.

Sie brachte die Wiederholung nur zaghaft hervor, als sie aber hinzufügte, „so hat Ewald heute gesprochen," da war ein solcher Stolz auf den geliebten Mann in ihrem Innern, daß er kühnlich hervorquoll.

„Wer glauben könnte, wie Sie, Fräulein Trude, dem wäre wohl." Nach diesem Ausruf wandte sich Seraphine an Martin: „Haben Sie auch einen so schönen Trostspruch aus der Predigt gewonnen?"

„Ich habe mich des starken Glaubens meines Freundes aufrichtig gefreut," antwortete er. „Und soweit haben wir uns noch alle nicht von dem Propheten aus Galiläa entfernt, um uns nicht an seiner Überzeugungstreue und Menschenliebe aufrichten zu können. Der Ausruf des Pilatus: Sehet, welch ein Mensch! findet auch bei mir einen Nachhall."

Seraphine erstaunte, schwieg eine Weile und sah ihm prüfend ins Antlitz. Sie hatte in ihm einen Zertrümmerer von Götzenbildern und einen Ethiker, der nach neuen Leitsternen für die Menschheit sucht, kennen gelernt. Auf diesem Wege waren sie eine weite Strecke Schulter an Schulter gewandert. Eines Tages aber, als sie gewähnt, ihm mehr geworden zu sein als die Kollegin, da war er zurückgewichen, und die Saiten des Herzens, auf denen sie das poesielose Lied von der einzigen Selbstbewertung hatte spielen wollen, waren nach einem schrillen Mißklang verstummt. Bald darauf hatte er sich in die Einsamkeit zurückgezogen und sie war weiter gewandert, allein, aber immer der Menschheit des herrschenden Zeitalters voran. Gegenwärtig beschäftigte sie der Gedanke, welchen Standpunkt Dr. Martin Ranke nunmehr einnehmen möge. Gekommen war sie aus einem anderen Grunde. Das vergaß sie beinahe.

* * *

Am Nachmittag kam Ewald, um Gertrud zu seinen Eltern zu führen, und Martin und Seraphine blieben sich allein gegenüber — nicht ganz so harmlos, wie in früheren Jahren. Die Briefe, die inzwischen gewechselt waren, hatten der Annäherung zwar längst die Brücke bereitet, aber die Saiten, die damals verstummten, waren noch nicht auf den rechten Ton abgestimmt.

„Womit beschäftigen Sie sich?" fragte Seraphine; „seit einer Ewigkeit weiß ich nichts von Ihrem Schaffen, lieber Martin."

Er war zum Scherz aufgelegt und erwiderte in einem Anflug von Humor: „Ja, hören und staunen Sie, liebe Kollegin, wie tief ich gesellschaftlich herabgekommen bin: zwei Schwarzröcke sind es, denen ich mich ganz und gar anvertraut habe."

„Nach dem, was ich hier hörte und sah, wundert mich nichts," entgegnete sie etwas spitz; „das Schwesterlein scheint für Wildlinge ein vorzügliches Zähmungstalent zu besitzen, und die Erfahrung lehrt, daß schon mancher Philister wurde, der ein sehr aufgeräumter Student war."

„So ist es, Seraphine. — Grad aus dem Wirtshaus komm ich heraus — habe ich allerdings nicht singen können; das hat mir der selige Herr von Mühler vor Jahrzehnten vorweg genommen. Nichtswenigerdesto-

Digitized by Google

trotz haben wir unser Räuschlein gehabt, und nun kommt die Zeit des grauen Elends und der Schwarzröcke hinterher."

„Sie treiben Ihren Spott mit mir, Doktor. — Daß ich auch das unbequeme Fragen nicht unterlassen kann! — Seit gestern komme ich immerfort in die Lage, um Entschuldigung bitten zu müssen. — Es riecht in diesem Hause ordentlich nach Biedermeierei!" Es stand ihr gut, daß sie schmollte; in schlechter Laune gewann sie einen weiblichen Charakterzug. Martin Ranke mußte sie unwillkürlich darauf ansehen. Daß sie noch das Kleid seiner Schwester trug, fiel ihm angenehm auf.

Blitzartig durchzuckte ihn die Frage, ob Seraphine ihm Gertrud ersetzen könne, wenn sie das Haus an der Teufelsmauer als die Gattin Ewalds verlassen würde. Anregend war Seraphine, aber brauchte er Anregung? — Hatte er bei der Schwester nicht Ruhe gesucht und gefunden? Er wies den Gedanken ohne Antwort wieder ab.

„Ihre Frage kam mir durchaus nicht unbequem," sagte er. „Sie werden sich aber erinnern, daß ich meine Mitteilungen gern etwas verbräme. Es ist wie mit den Schnörkeln der Handschrift, wer sie schreibt, kann sie sich schwer abgewöhnen und läßt sich lieber unleserlich schelten. — Meine Schwarzröcke sind ein paar geflügelte Raben."

„Sprechen Sie nun wieder im Bilde, mein unleserlicher Herr Doktor?"

„Ja und nein, meine verehrte Kollegin, Hugin und Munin heißen die Tiere, und Sie werden wissen, daß sie schon Gott Odin zugehört haben und daß sie dem alten Rotbart im Kyffhäuser Nachrichten zutrugen. Diese beiden Wissenden, den Gedanken und die Erinnerung, habe ich, seit sie ihren Dienst bei Frau Sage eingestellt haben, gefangen genommen und was sie mir erzählen, das schreibe ich nieder. Es ist schon ein stattlicher Band, aber noch schweben Fragen, auf die auch Odins Raben nicht antworten können, und die Welträtsel harren der Lösung, bis der göttliche Geist seinem Diener die Offenbarung vergönnen wird."

Seraphine staunte: „Martin, Sie sind ein Dichter oder sollten es werden," erwiderte sie.

Er lachte belustigt. „Gestern Pfaff und heute Dichter! — Ihre Vorschläge treffen es recht, Seraphine. Fassen Sie beides zusammen, kommt ein deutscher Träumer heraus."

„Auch der ist nicht zu verachten," sagte sie und ließ plötzlich den Kopf schwermütig sinken.

Er hatte im weiten Abstand vom Sofa einen Stuhl innegehabt, jetzt rückte er ihn näher an den Tisch, der dazwischen stand. „Liebe Freundin, wollen Sie nun nicht länger mit Ihrem Vertrauen zurückhalten," sprach er ihr zu.

Sie antwortete nicht sogleich, stützte mit ihrer schmalen weißen Hand ihre Stirn und suchte ihre Gedanken zu sammeln. Mehrere Minuten vergingen, in denen nur die Pendelschläge der Wanduhr vernehmbar wurden. Endlich löste sich ein Klagelaut von den Lippen Seraphines und sie begann in einem halblauten Beichtton, den Martin nie zuvor vor ihr gehört hatte und der ihm zu Herzen ging.

„Sie wissen, lieber Freund, wie ich gerungen, welche Kämpfe ich zu bestehen hatte, um zum Studium zu gelangen. Eingefressene Vorurteile waren zunächst in meiner Familie zu überwinden; da hieß es Lossagung

Digitized by Google

von allem, was dem Gemüt lieb geworden. Und als mir dann endlich angestachelter Vaterstolz die Erwerbung des Reifezeugnisses zugestanden hatte, als das erreicht war — neue Schwierigkeiten, hier, da, dort und nicht zuletzt an verschiedenen Universitäten. — Die Frau wird dort noch immer für einen minderwertigen Eindringling in die verbrieften Männerrechte gehalten."

Martin wollte ihre Klage unterbrechen, aber sie ließ ihn nicht dazu kommen.

„Sagen Sie nichts; ist es dagegen, so ist es falsch, und wollen Sie begütigen, so ist es nicht minder falsch; falsch, falsch, falsch ist jedes Wort, das an eine Frau gerichtet wird, die das alte Gleis verließ. Die sie tadeln, haben unrecht und die ihr zustimmen, haben es desgleichen."

Die Erregung, in der sie ihre Stimme erhoben hatte, erfüllte Martin mit Schaudern. Nun war sie wieder das Anmut entbehrende Weib, das ihn zurückschreckte. Phylax knurrte; er teilte das Mißbehagen seines Herrn.

„Es bedarf für eine Frau eines Heldenmutes, wenn sie ihr Ich durchsetzen will, und die nicht mit der Vollkraft des Verstandes zugleich heiße Leidenschaft einsetzt, muß auf halbem Wege erlahmen."

Jetzt wurde der Ton, in dem sie sprach, wieder weich.

„Sie wissen, daß es mir nicht daran fehlte, lieber Freund, und ich danke Ihnen, daß Sie ein Mensch waren, der erkannte, daß mich etwas Höheres antrieb als Ehrgeiz. Sie und ich, wir hatten beide Ideale."

„Ich denke, wir haben sie noch, Seraphine," erwiderte er und reichte ihr seine Hand.

„Sie — ich nicht." — Es war erschütternd, wie sie das sagte; tiefster Seelenschmerz gab sich kund.

„Seraphine!"

„Ich habe den Kopf angefüllt, doch das Herz ist leer geblieben. Ich habe Wissen aufgespeichert, eins über das andere; ich konnte mir nie genug tun an der staubigen Kost; ich glaubte, goldene Ähren aufgelesen zu haben, und nun finde ich Spreu. Und wenn Schätze darunter verborgen sind, mir fehlt doch die geistige Kraft, sie zu heben. Was ich besaß, ist beim Sammeln verbraucht. Die Stoffe liegen bereit, mir aber fehlt die künstlerische Hand, sie zu formen. Die Saat ging nicht auf und kann keine Blüte entfalten und kann keine Frucht tragen. Und ich frage mich umsonst, wozu hast du gelebt, um welchen Preis hast du gerungen! — Ich wollte mich durchsetzen, wollte hoch hinauf und sehne mich jetzt nur noch nach dem Erlöschen — Nirwana, Nirwana, dir geb ich mich hin!"

Der leidenschaftliche Ausbruch der Verzweiflung hatte Martin zu tiefem Mitgefühl ergriffen. „Stimmungen, Stimmungen einer Kranken, sind das, was Sie erleiden, Seraphine," sagte er; „Sie haben sich zuviel zugemutet und bedürfen jetzt der Rast. Ein tüchtiger Landmann treibt niemals Raubbau auf seinem Acker, und ein tüchtiger Mensch soll noch weniger Raubbau an sich selbst treiben. Gerade bei uns Kulturwesen tritt leicht die Zerfahrenheit ein, und dann heißt es: Sammle dich zu neuer Tat, zu neuen Entschlüssen; säe nicht immer wieder auf dem erschöpften Boden; laß ihn einmal brach liegen und warte, ob nicht eines Tages Samenkörner aufgehen, die unbemerkt eine gütige Hand oder ein Vogel im Fluge ausgestreut hat. Ideen erzwingt man nicht; sie stellen sich ungerufen ein. An dem, der immerfort lernen will, huschen die eigenen Gedanken vorüber und

Digitized by Google

bleiben nichts als Striche, bei denen man im Lesen einen Augenblick anhält, ohne den Geist zu erfassen, der sich dahinter verbirgt."

„Wenn in der Zeit, in der wir uns nicht sahen, einmal jemand zu mir gesprochen hätte, wie Sie heute sprechen," erwiderte Seraphine, „so wäre ich zur Besinnung gekommen. Jetzt bin ich so zerrüttet in meinem Innern, daß es zu spät ist."

Martins Züge, die bei seinen Trostworten den Ausdruck milder Güte gezeigt, wurden streng, und mit einer Entschiedenheit, die keinen Widerspruch duldet, entgegnete er: „Es ist niemals zu spät, so lange wir noch Herr unseres Willens sind."

Seraphine erschrak. So mußte der Mann zu reden und zu denken verstehen, der über sie Herr werden wollte. Das war die Siegfried-Natur, die Brunhild bezwang. Plötzlich wurde ihr klar, wenn sie noch einen Willen haben sollte, mußte es sein Wille sein. — Und hatte sie es nicht schon empfunden, als sie ein Ende machen wollte; als sie die Waffe richtete und in matter Hand sinken ließ; hinausfuhr in Sturm und Wetter; sich mit erlahmtem Fuß über die Schwelle seines Hauses schleppte, um ihm noch einmal ins Auge zu sehen, noch einmal mit ihm zu reden, wie in den Tagen, da sie noch zu glänzenden Leitsternen aufblickte?! — Es fiel ihr schwer, zu verbergen, was in ihr vorging.

Aber sie war in diesem Augenblick so schämig geworden wie die junge Knospe, die tags zuvor der Hauch der Liebe berührte.

„Bleiben Sie hier, bis Sie sich erholt haben," fuhr Martin fort; „das mit dem Fuß ist ohne Bedeutung; das Gemüt muß sich erfrischen. Wenn jetzt die Natur erwacht, haben wir prächtige, einsame Waldwege. Das frische Grün wirkt sehr erquickend, und das Schweigen tut wohl. — Ich habe das an mir selbst erfahren. Später werden Sie erkennen, wozu wir leben — ich meine nicht zur rastlosen Arbeit und nicht bloß um der Hoffnung willen, die uns aufs Jenseits verweist."

Sein Ton hatte von Satz zu Satz eine sich steigernde Fröhlichkeit gewonnen, und er bezwang sie damit, wie mit seiner Strenge. Sie atmete auf, und jetzt plauderten beide von alten Bekannten und alten Erlebnissen, bis Karoline das Abendbrot auftrug und Gertrud wieder heimkehrte.

* * *

Osterglocken hatten frohe Botschaft geläutet, und Ewald von Bachstein hatte das Auferstehungsevangelium von der Kanzel gepredigt. Seit er mit Gertrud Ranke die Hände gefaltet, strömte aus seinem Herzen eine noch tiefere Glut in seine Rede. Der Himmel hatte sich vor ihm aufgetan und ihm den Glanz von Klarheit und Wahrheit gezeigt; ins Überirdische erhoben, sprach er göttliche Worte.

Gertruds Antlitz verklärte sich, als sie ihm lauschte, und als sie heimging, beklagte sie, daß ihr Bruder trotz aufrichtiger Freundschaft dem geliebten Manne in seinem Glauben so fernstand. Am Karfreitag hatte sie den Gedanken, Martin bekehren zu wollen, zwar von sich gewiesen, aber jetzt hätte sie ihm zu Gemüt führen mögen, daß in ihrem christlichen Bekenntnis ein Heil ohnegleichen zu finden sei. Sie wußte nicht, daß sie die Liebe zum Glauben geführt habe; jetzt war ihr Glaube ein feingeschliffener

Digitized by Google

Diamant und die Liebe seine leuchtende Ausstrahlung. Einen Schatten bereitete freilich die Besorgnis um den Einfluß Seraphines auf Martin.

Die beiden sprachen so viel miteinander, und Gertrud hatte von Buddha und dem Karma vernommen. Wenn der falsche Prophet nur nicht zu viel Raum in dem Hause gewann, das ihre Eltern und Voreltern als ein christliches begründet hatten. An die Abtrünnigkeit Martins hatte sie vorher niemals gedacht, und es hatte ihr genügt, daß er ein edler, kluger und guter Mensch war. Nun hätte sie auch wissen mögen, daß er gläubig und fromm sei. Ihre Hochachtung vor dem Forschergeist und der Wissenschaft nahm ab, nachdem Ewald ihr einen Goldreif an den Finger gesteckt. In diesem Reif schienen fesselnde Kräfte zu wirken.

Am Tage nach Ostern wollten sie ihre Verlobung bekannt machen; in dem Elternhause Ewalds sollte dazu eine kleine Familienfeier stattfinden. Martin war eingeladen und hatte zugesagt; als Gertruds Bruder vertrat er Vater und Mutter zugleich.

Der alte ehemalige Hofprediger war ein strenggläubiger Mann, von hohem, hagerem Wuchs, den das Alter gebeugt. Sein Haar war ergraut und der Glanz der Augen getrübt. Ewald hatte große Ähnlichkeit mit dem Vater, doch prägte sich in den Zügen eine Kühnheit aus, die von befreiter Geisteskraft zeugte. Das Lichtvolle hatte er von seiner Mutter. Sie war bei weitem jünger als ihr Mann und in Herzensfröhlichkeit Mutter von sechs Kindern geworden. Dabei hatte ihre gedrungene Gestalt etwas Rundliches gewonnen, und noch immer zeigten ihre Wangen ein frisches Rot. Ewald war ihr ältester Sohn, ihm folgten zwei Schwestern: Maria und Luise, und dann drei Brüder: Karl, Christian und Philipp.

Mit Maria und Luise war Gertrud befreundet. Erstere hatte das Examen einer wissenschaftlichen, letztere das einer Handarbeitslehrerin gemacht. Beide hatten bereits eine Stellung angenommen und verweilten nur infolge der Osterferien bei ihren Eltern. Die Freude über die Verlobung Ewalds mit Gertrud war groß. Frau von Bachstein nahm sie mit offenen Armen als dritte Tochter auf. Dr. Martin Ranke brachte sie jedoch einige Bedenken entgegen. Es hatte ihn bei ihr nicht empfohlen, daß er, wie man erzählte, mehrmals sein Studium gewechselt, auf dem Heidelberg wie ein Einsiedler lebte und Werke verfaßte, die von Gesichtspunkten ausgingen, denen ein christliches Pfarrhaus sehr fern steht. Der ehemalige Hofprediger hatte ihn in Verdacht, daß er auf Ewald einen Einfluß geübt, der nicht gut geheißen werden konnte. Des alten Herrn von Bachstein Farbe war Schwarz, und wenn sich dazu in Gertrud und seinen Kindern das Weiß gesellte, so war es ihm lieb, aber gegen Rot, das er bei Dr. Ranke vermutete, verhielt er sich ablehnend. So standen dem Gelehrten in der Familie, in die seine Schwester aufgenommen werden sollte, große Fragezeichen entgegen.

Er wußte es, ebenso Ewald, aber die beiden kümmerte es nicht. Schwarz-Weiß-Rot waren ja die Farben des Deutschtums und diese Zusammensetzung war gut befunden. Immerhin wurde auch Dr. Ranke freundlich empfangen; das lag in der Lebensart der Familie.

Ihm wurde bald heimisch zumute; denn so engherzig und kopfhängerisch, wie er sie sich gedacht, waren die edlen Bachsteins keineswegs. Das ließen

Digitized by Google

schon die hellängigen Flachsköpfe nicht zu. In einer köpfereichen Familie kommt die Unterhaltung stets leicht in Fluß und so geschah es auch an dem Festtage, an dem sich, wie Martin bemerkte, die Ranke an den Bachstein schmiegen wollte.

Man erkannte, daß der Freidenker so aufgeräumt als geistreich sein konnte, und der Frohsinn nahm gern einmal von den Herzen Besitz. Gelegentlich spricht Kindermund aus, was die Älteren, wenn sie sich für jemand erwärmen, beschäftigt, und das war die Frage des zwölfjährigen Philipp: Wenn Gertrud mit meinem Bruder von Ihnen geht, werden Sie dann ganz allein in Ihrem großen Hause an der Teufelsmauer wohnen?

„Ich sehe noch keine tröstliche Gesellschaft voraus," hatte Martin erwidert.

Christian hatte hierauf ausgerufen: Dann werden Sie gewiß auch eine Frau nehmen; das ist schon das beste, was Sie tun können.

Man hatte lachen müssen. Martin erkannte an, daß der Rat gut sei, und der Hausvater nahm die Gedanken seiner Jüngsten gern auf, um von dem Segen einer glücklichen Ehe zu sprechen und seiner getreuen Gattin ehrende Worte zu widmen. Frau Bertha von Bachstein war tief gerührt; ihr war noch nie in den Sinn gekommen, welcher Dank ihr gebühre.

Nachher schien es, als sei sie ein wenig berauscht; so lebhaft sprach sie von „dem einzigen Glück", das die Frau in der Ehe an der Seite eines guten Mannes genieße. „Und wenn dann die Kinderchen kommen in Schmerzen, Sorgen und Freuden, dann ist die Liebe geheiligt, und es gibt nichts schöneres auf Erden, als die Dreiheit in der Einheit, die nur eine Mutter empfindet."

Jetzt wußte Martin Ranke, von wem Ewald die Gemütstiefe und Frömmigkeit ererbt hatte, die ihn mit ihm verband, obwohl sie in ihren Ansichten weit voneinander entfernt waren. — Wo würde er die Frau finden, mit der er seeleneins werden könne? — Die Frage durchblitzte seinen Sinn, und er blickte gerade auf Maria, die ihrer Mutter am ähnlichsten sah und bis in die Schläfen erglühte.

Ewald sprach von dem zunehmenden Streben der Frauen nach einem Beruf außerhalb des Hauses. Die beiden Theologen, Vater und Sohn, sahen die Notwendigkeit ein, wollten aber nur die erziehende und die Liebestätigkeit anerkennen.

Die Frauen gehören nicht auf den Krammarkt, nicht in die Fabriken; Gott berief sie zum Dienst an der Menschheit," behauptete der alte Herr.

„Wir werden alle an dem Ausbau des sozialen Staates arbeiten müssen," bemerkte Ewald; „seine Grundlage wird die Familie bleiben; nur durch sie ist die Gesittung zu erzielen."

„Achtest du die Schule für nichts?" fragte Maria den Bruder.

„Soweit es die Lehrer verstehen, den Geist zum Guten anzuregen, laß ich sie gelten; das Wissen macht den Menschen nicht besser."

„Einsichtsvoller macht es ihn jedenfalls," sagte Martin. „Ist die Familie die Pflanzstätte der Rebe, in der ein besonderer Lebenssaft quillt, so ist die Schule die Kunstgärtnerei, in der man die Rebe bindet und aufwärts lenkt. Ich verspreche mir auch Heil von Gärtner und Gärtnerin.

Digitized by Google

Im übrigen bin ich der Meinung, die Freiheit der Entschließung müsse gewahrt werden."

Maria und Luise gefiel, was Martin sprach.

„Wollen die Frauen studieren, so sollen sie auf die Ehe verzichten," erklärte die Mutter; „eins verträgt sich nicht mit dem andern."

„Ja, das erkenne ich an Dr. Seraphine Wegner," fiel Gertrud ein.

„Wer ist die Dame?"

Martin empfand einen Stich. Die Unglückliche, die in seinem Hause eine Zufluchtstätte gesucht hatte, hätte heute nicht erwähnt werden sollen und obenein von seiner Schwester. — Warum tat sie ihm das an? — Er sah Gertrud sehr ernst in das Auge, da gewahrte er einen Ausdruck fürsorglicher Zärtlichkeit, die um ihn bangte, und er konnte nicht zürnen.

„Frau Doktor Seraphine Wegner," erwiderte er, „ist eine jener kämpfenden Rechtlerinnen, die ihren Mitschwestern Pfadfinderinnen zur Freiheit sein wollen. Gegenwärtig sehe ich in ihr eine ermüdete Idealistin. Sie soll in meinem Hause Rast finden, um sich wieder aufraffen zu können."

„Es war vorauszusehen, daß Fräulein Wegner einst Schiffbruch leiden würde," urteilte Ewald im Tone des Mitleids; „ihr fehlt der Glaube an Gott, und die Götzen, die sie dafür aufrichtete, sind flüchtige Schatten."

„Seraphine ist ein tüchtiger Mensch, der jedem Glauben auf den Grund sieht, und den Stein der Weisen heben möchte," sagte Martin, „wenn die Damen meine Schwester besuchen, werden Sie den weiblichen Doktor der Philosophie kennen lernen und, wie ich hoffe, gar nicht abschreckend finden."

„Bei den Frauen suche ich das Gemüt, nicht den Verstand," ließ sich der alte Herr hören. „Hüten Sie sich, junger Freund, vor den Flammen der Leidenschaft, die gewisse Schwarmgeister entfachen: sie brennen das Herz aus und erlöschen sehr bald. Ein Mann, wie Sie, bedarf der Anregung nicht; er suche und finde den Frieden bei seiner Gefährtin."

Wie Fürsorge doch plötzlich in Martins Selbstherrlichkeit einzugreifen suchte! Das waren die zarten Fäden des Netzes, mit welchen die Familie den Mann umwebt, so daß er den Willen unterordnet und zusieht, daß er andern gefalle. Also heiraten sollte er, aber um Gotteswillen nicht jene Frau, die nur gleichberechtigte Gefährtin sein und einen Herrn nicht über sich anerkennen wollte. — Und doch — das erkannte er — bedeutete die Heirat ein Abhängigwerden, die freiwillige Opferung persönlicher Freiheit. — Hüte dich, Martin, vor dem Weibe, hatte bisher die innere Stimme gesagt und sie sprach es von neuem.

* * *

Am Vormittag des folgenden Tages brachte Karoline dem weiblichen Gast des Hauses Ranke das von Phylax zerrissene Kleid. Sie hatte die Risse fein säuberlich gestopft, und Seraphine hätte es wieder anlegen können; es war auch Zeit, die von Gertrud geliehenen Sachen zurückzugeben. Aber Seraphine erschrak. Die Haushälterin deutete in ihrem Benehmen an, daß sie das Haus wieder verlassen möge, und es fehlte ihr jetzt an jeder Entschlußfähigkeit. — Wohin? — Zurück in das steinerne Meer von gepflasterten

Digitized by Google

Straßen und vielstöckigen Häusern? — Zurück in das Gewoge hastender Menschen? — Ihre Nerven erzitterten, wie Blätter der Mimose. Etwas wie Platzfurcht erfaßte sie, und nur unter dem Eindruck wiederholter Selbsteermahnungen gelang ihr die Überwindung. Nachdem sie es angelegt hatte, stellte sich das Mißfallen an dem Kleide selbst ein.

Welch einen freundlichen Eindruck hatte ihr der Spiegel in dem hellfarbenen Kleide Gertruds gewährt; nun fand sie sich in einem häßlichen Sack aus grobem Loden von ausdrucksloser Färbung. Das ließ unschön erscheinen, und gefiel ihr nicht mehr. — Wie hätte es andern gefallen sollen? — Die Eitelkeit, der sie lange getrotzt, hatte bei ihr mit dem Kleide des geschmackvollen Fräuleins Ranke Einzug gehalten. So wurde sie verstimmt, faßte aber endlich zu Gertrud, die ihr stets freundlich begegnete, soviel Vertrauen, um sie zu bitten, ihr das Kleid noch zu lassen, bis sie sich selbst mit etwas besserem versehen habe.

„Wenn Sie mein Kleid geschenkt nehmen wollten, Fräulein Doktor, würde ich mich freuen," erwiderte Gertrud; „was Sie von meinen Sachen brauchen können; steht Ihnen zur Verfügung."

„Sie sagten das schon einmal, und ich habe Ihr gütiges Anerbieten freimütig angenommen. — Es ist das erstemal, daß ich auf Äußerlichkeit etwas gebe. Hübsch auszusehen ist mehr wert, als ich jemals gedacht habe."

Dieses Zugeständnis schmeichelte Gertrud und ließ sie mitteilsam werden. Sie hatte von Brautausstattung zu reden, von all den schönen Geweben, mit welchen Schränke gefüllt werden, wenn der Schatz zum Schatze kommt.

Seraphine hatte diese weiblichen Freuden und Sorgen weit von sich gewiesen, nun hörte sie doch aufmerksam zu und ließ sich die Truhe gern zeigen, in welcher Gertrud die vergilbten Reste der mütterlichen Ausstattung gefunden. Von wieviel Schönheitssinn, Fleiß und Sauberkeit zeugten all die Handarbeiten jener Frau, die in diesem Hause die Herrin gewesen. Zwei Päckchen fanden sie mit kleiner, leinener Leibwäsche. „Das ist die erste Wäsche, die mein Bruder und ich getragen haben," erklärte Gertrud, „Mutter hat alles selbst genäht und gestickt. Dies mit dem rosa Band ist meines, das mit dem blauen Martins. Das kann einmal zu der Mitgift seiner Zukünftigen gelegt werden."

Seraphine faßte nach dem blau gebundenen Päckchen und schleifte das Seidenband auf. Da lagen zierliche Hemdchen und Jäckchen aus feinster Leinwand. „So klein ist er einmal gewesen, so klein!" sagte sie mit einer wahrhaft kindlichen Verwunderung, und Gertrud mußte lachen; sie sah, in ihrem inneren Wesen war auch das Fräulein Doktor eine Frau. Und nun wollte sie wissen, wie jene mit Kinderfächelchen umgehen würde, und sagte ihr, sie müsse alles wieder ordnen und zusammenbinden. Aber da war zu tadeln; es fehlte an dem glättenden Strich und die Schleife wollte gar nicht gelingen.

„Haben Sie Ihre Eltern noch?" fragte Gertrud.

Seraphine seufzte. „Darf man sagen, daß man Eltern hat, wenn Vater und Mutter getrennt leben?" erwiderte sie.

„Ein geschiedenes Ehepaar?!" rief Gertrud bestürzt aus; „was wird dann aus den Kindern?"

„Wie Sie sehen, liebe Trude, ist das Mädchen ein Zwitterwesen von Mann und Weib geworden. Zur Mutter mochte sie nicht gehören; denn

Digitized by Google

die Mutter nahm einen zweiten Mann und vom Vater fühlte sie sich zurückgestoßen; denn er hing sein Herz an die Frauen. Von alten sittenstrengen grämlichen Tanten wurde das Kind aufgezogen, und als es denken konnte, regte es sich auf über die Torheiten dieser und die Torheiten jener, und hatte bald kein Heim und war zu nichts nütz und wollte doch etwas leisten."

„Wie traurig ist solch ein Los!" sagte Gertrud voll innigen Mitleids.

Die trübe Stimmung, die sie schon verscheucht zu haben wähnte, war wieder zurückgekehrt. Seraphine blickte jetzt nicht mehr auf den Brautschatz in der Truhe, sondern hinaus auf die Straße, die sie in dem unfriedeten Heim seit einer Woche gemieden hatte. Die Wunde war geheilt, und der Knöchel schmerzte nicht mehr. — — —

Durch das Gespräch in dem Predigerhause in Unruhe versetzt, hatte sich Martin Ranke in seine Bibliothek zurückgezogen und in die Arbeit geflüchtet. Hugin, der Gedanke, und Munin, die Erinnerung, flatterten ihm wieder zu, und während sie flüsterten, schrieb er sich frei und dachte nicht mehr daran, daß er ein Erdmann sei, zu dem sich eine Eva gesellen müsse. Martin war ein ganz eigenartiger Heiliger.

Er hatte seine Forschertätigkeit mit dem Studium der Medizin begonnen. Die ungelöste Frage nach dem Lebensgeheimnis hatte seinen Geist schon auf dem Gymnasium beschäftigt. Mathematik, Physik und Chemie waren dort Lehrgegenstände gewesen, denen er eine eindringliche Aufmerksamkeit geschenkt. Die Zelle, von welcher die Entstehung aller Lebewesen ausging — wie winzig auch immer — mußte als ein besonderer Stoff gedacht werden, der, von Kraft durchdrungen, zu Entwickelung gelangte. Als Protoplasma hatte Physik den Inhalt der Zellengewebe erklärt, aber damit war nicht entdeckt, wie dieser Lebensstoff einstmals entstanden sei, und so sah die am lückenhaften Wissen verzweifelnde Faustnatur nur das eine: „Im Anfang war das Wort."

Aber er wollte mehr erkennen; es verlangte ihn nach der Seele des Wortes. — Seine Kenntnisse von den Gesetzen der Elektrizität und den Wirkungen der Wärme hatten ihm als lebenerweckende Ursache die Tatkraft erscheinen lassen, doch auch das genügte ihm nicht. Sein Sinn war zu vornehm für den rohen Materialismus.

Hatte ihn das medizinische Studium mit dem gesunden und dem kranken Menschen vertraut gemacht, so war es doch nur das begrenzte Dasein zwischen Wiege und Sarg, das er damit begriff; genug für den Arzt, für den Forscher nach dem großen Lebensgeheimnis zu wenig. Von der Lehre vom Körper war er zur Geisteswissenschaft fortgeschritten, und dabei war in ihm die Neigung, Gott in der Natur zu suchen, erwacht. Aber bald erkannte er, daß er in Naturwissenschaft und Pantheismus nur eine halbe Wahrheit gefunden. Der weltbewegende Odem allein reichte nicht aus für den höchsten Begriff. Das Wissen, das er erworben, war endlich nur noch die Grundlage für das Vordringen der Vernunft und ein Prüfstein für den Goldgehalt seiner Ideen. Das Eindringen in die Raumlehre hatte ihm bewiesen, daß jeder Raum als etwas begrenztes zu denken sei; es gab immer Anfang und Ende, aber der Anfang setzte wieder ein Vorsein, einen Raum für den Raum voraus.

So erkannte die Vernunft Unendlichkeit und Ewigkeit als lautere

Digitized by Google

Wahrheit und der Begriff des „Nichts“ wurde gleichbedeutend mit dem Begriff des „Alls“ und war ihr des Weltgeistes Wesenheit.

Ausgegangen vom Stofflichen und Sinnlichen war Martin Ranke auf solche Weise zum Übersinnlichen gelangt, und weiter forschte er nach dem letzten Grund alles Seins. — Doch konnte es ihm genügen, wenn er Wahrheit erkannt hatte, mußte nicht der Begriff des Guten hinzugefügt werden? —

„Gut ist: Gott; anbetungswürdig, ein erhabenes Sinnbild des Vollendeten. Gut ist die Kraft zur Tugend: und in der angewandten Tugend vollzieht sich die Läuterung der Menschheit.

„Als sich den vernunftbegabten Geschöpfen der Erde das göttliche Urbild offenbarte, als der Mensch die sittliche Idee zu fassen begann, da erhob er sich aus der Niedrigkeit des Stoffes in den Bereich des Geistig-Seelischen und gewann das Bedürfnis nach Gottseligkeit.“

Diese und andere Sätze hatte Martin Ranke niedergeschrieben. Und Munin belegte sie mit Erinnerungen aus uralten Zeiten, von Völkern der Vergangenheit in Osten, Süden und Norden. Und Hugin knüpfte Gedanken an Gedanken und ließ die Feder nicht ruhen.

Der leiblichen Bedürfnisse hatte er in dieser Vertiefung gänzlich vergessen und, daß Karoline geklopft und ihn zum Mittagsmahl gerufen, überhört. Endlich faßte sich Seraphine ein Herz und trat unangemeldet in das Schreibzimmer ein. Sie sah, daß Martin den Kopf in die Hand gestützt hatte und nachsann. Ihr Blick, der auf ihm ruhte, mußte eine starke Anziehungskraft besitzen; denn nach einer kleinen Weile wandte er sich nach ihr um.

„Was wünschen Sie, Seraphine?“ fragte er voller Spannung, indem er sich erhob.

„Ich will mir guten Tag und guten Weg holen.“

„Ja so! ich habe Sie heute noch nicht begrüßt. — Etwas Gedankenlosigkeit müssen Sie mir — um der Gedanken willen verzeihen.“

„Ich habe nichts zu verzeihen, habe vielmehr um Verzeihung wegen meiner Störung zu bitten.“

Eine Bewegung Martins zeigte an, daß die Unterbrechung wenig bedeute. „Es drängte mich heute zur Arbeit, aber des Tagewerks ist schon genug,“ sagte er.

„Wenn ich das sagen könnte!“

„Beneiden Sie mich nicht, Seraphine; ich bin noch nicht dahin gelangt, wohin ich gelangen möchte. All unsere bedeutendsten Denker, die das All zu erfassen und den Born der Weltweisheit auszuschöpfen strebten, sind individuell geblieben, sind immer wieder von einem neuen System überholt worden. Wie es jenen erging, wird es auch mir ergehen; der Gipfel, den wir erkennen, ist einem Nachfolger wohl nur eine Stufe.“

„Sehr natürlich,“ erwiderte Seraphine; „alle sind von den jeweiligen Errungenschaften der positiven Wissenschaften abhängig.“

„Wahrhaftig, es kann keiner seinen Schatten überspringen.“ Er sagte das sehr bekümmert, da trat sie ihm näher und sagte mit einer Wärme, die ihre Stimme selten erfüllte: „Es muß jedem genügen, einer der besten seiner Zeit zu sein, und das, Martin, sind Sie.“

Digitized by Google

Bei diesen Worten ging eine Bewegung durch sein Gemüt; so konnte Seraphine nur sprechen, wenn sie ihn liebte, und es war noch immer ein Widerstreben in ihm; er mochte die Hand, die sich ihm darbot, nicht umfassen, um sie an sich zu pressen und sein eigen zu nennen.

Es entstand eine Pause. Sie mochte ein verbindliches Wort von ihm erwartet haben, allein er schwieg und sah ihr nicht ins Gesicht. Indessen reifte in ihr der Entschluß, den sie vorher erwogen und doch nicht hatte fassen können.

„Ich habe Ihnen für Ihre Gastfreundschaft zu danken und möchte Ihnen zum Abschied die Hand reichen," fuhr sie fort.

Ihm fiel ein, daß er ihr mehr zugesagt hatte, als schon gehalten war, das erregte ihn wiederum peinlich und hastig machte er Einwendungen.

„Sie kennen die schönen Waldwege des Heidelberges noch gar nicht. Darin weht der Hauch Eichendorffscher Poesie und das tut wohl; daran gesundet Herz und Gemüt."

Nun blieb Seraphine wieder und für den folgenden Morgen wurde ein Spaziergang verabredet. Obwohl sie wie bisher, wenig geschlafen, gelang es ihr, sich zur rechten Zeit bereit zu halten. Der Odem der Natur erquickte ihr wirklich Körper und Nerven.

Längs der Teufelsmauer schlängelte sich ein Waldweg über Höhen und Tiefen. Laub und Nadelholz wechselten im reizvollen Farbenspiel dunkler und heller Töne ab; im hellen Blau prangte das Luftgewölbe darüber, und die Sonnenstrahlen spielten auf dem Moosteppich. In den Gründen rauschten die Wasser geheimnisvolle Mär; Vögel sangen ihr Danklied; die beiden Luftwandler aber ergötzten sich an allem, was sie vernahmen, und fanden es so lauschig, daß sie nicht reden mochten. So erreichten sie eine Bastei, die der Teufel inmitten des seltsamen felsigen Walles weit vorgeschoben hatte. Der Volksmund nannte es seine Kanzel, und von hier aus bot sich ein Ausblick in ein weites Tal. Stadt und Dörfer lagen da unten zwischen Äckern, Wiesen und Gärten, und alles schien zu lachen und sich des Lebens zu freuen.

„Wie schön, welch ein Frieden!" rief Seraphine aus und in ihren Augen standen Tränen und sie konnte es nicht hindern, daß sie wie Perlen über ihre Wangen flossen.

Martin fühlte sich von dem Anblick der Rührung seiner Begleiterin ergriffen und plötzlich zog es ihn zu ihr hin und mit warmen Lippen küßte er ihr die Tränen vom Antlitz. Das war die erste Vertraulichkeit zwischen ihnen. Jetzt wußte Seraphine, daß sie diesem Manne gegenüber ganz Weib sei, daß er ihr Schicksal in Händen habe, daß er ihr das Lebensglück und alle Verzweiflung bereiten könne, an der sie zugrunde gehen müsse.

Seine Sinne blieben indessen nicht bei dem, was ihm nah war; es zeigte sich, daß er auf dem ganzen Wege mit seiner Arbeit beschäftigt gewesen. Er ehrte sie, indem er ihr einen Einblick in seine Vorstellungen gewährte. Sie war nicht ganz einer Meinung; bei dem Austausch stellte sich heraus, daß sie sich völlig dem Buddhismus zugewandt, während er nach der Brücke zwischen den Weltreligionen suchte und eine Umgestaltung anstrebte, die der Menschheit jene Offenbarung gewährte, daß sie innerlich gereift sei zur Empfängnis erhebender göttlicher Gnade, zur Erreichung des Ideals und zur Glückseligkeit im Bewußtsein sittlicher Größe.

Digitized by Google

Es war eine Freude, ihm zuzuhören, und während er sprach, hob er Seraphine über trübe Gegenvorstellungen mit seiner Begeisterung hinweg und der Wonnegarten war ihr erschlossen.

Auf dem Heimwege kam ihnen Phylax entgegen. Das treue Tier war den Spuren seines Herrn gefolgt, und begrüßte ihn schweifwedelnd und bellend. Gegen Seraphine besaß es noch eine merkbare Abneigung, aber die Feindlichkeit war der Duldung gewichen.

Geduldet, ohne geliebt zu werden, das war ihr Los. — — —

[Fortsetzung.]

Streiflichter.

Im letzten Hefte (S. 252) drückte ich mein Bedauern darüber aus, daß ein Geistlicher der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche eine Spende von 5000 Mark für eine Leichenrede erhalten habe, ohne zugleich zu erklären, die Spende nicht für seine Person, sondern für einen wohltätigen Zweck anzunehmen. Der betreffende Geistliche schreibt mir nun, er habe das Geld in der Tat nicht für sich, sondern für den Armenfonds der Gemeinde verwendet. Erfreulich! Aber der berechtigte Wunsch bleibt bestehen, daß diese Verwendung öffentlich bekannt gemacht wird; denn öffentlich ist die gegenteilige Behauptung, zu schwerem Ärgernis vieler, ins Land gegangen und bis jetzt nicht öffentlich zurückgewiesen worden, so daß das Schweigen als Eingeständnis betrachtet werden mußte.

Ein wahrhaft beschämendes „Kulturbild“ bot der Hennig-Prozeß. Ich meine damit nicht die Verirrung des unseligen Mörders, sondern ich meine die Haltung des Publikums. Wie zu einer Theater-Erstaufführung drängte man sich zu diesem Prozeß. Man lachte, man scherzte, man erregte sich, man schwelgte in Sensation, und das alles gegenüber den schauerlichsten Dingen, die das Leben kennt: Mord und Hinrichtung. Ja, was haben wir eigentlich voraus vor den sogenannten nichtkultivierten Völkern? „Die menschliche Bestie“ erscheint hier wie dort in gleich widerlicher Gestalt. Es war „die gute Gesellschaft“, und an ihrer Spitze zahlreiche „Damen“, die im Potsdamer Schwurgerichtssaale unsere „Kultur“ dartat. Nein, es war die schlechte Gesellschaft, und wenn es wahr ist, daß eine Frau eines der ältesten Königshäuser Deutschlands täglich in diesem „Milieu“ zu sehen war, so ist Scham ob solcher Verirrung nur zu berechtigt. Wo bleibt da die königliche Vornehmheit, wo edle Weiblichkeit?

Noch immer geht im Reichstag der Toleranzantrag um. Diesmal ist das Geschick ihm geworden, was von Anfang an ihm gebührte: die Mehrheitsparteien, an ihrer Spitze Nationalliberale und Konservative, haben ihn glatt, ohne Eingehen auf einzelnes, abgewiesen. Leider hat der

Digitized by Google

sonst so verdienstliche Bekämpfer des Zentrums, der Abg. Müller-Meiningen, sich verleiten lassen, den Toleranzantrag, diese unerträgliche Spott- und Frechgeburt der schlimmsten politischen und kulturellen Reaktion, ernst zu nehmen, indem er Abänderungsanträge stellte. Ein Fehler! Solchen ultramontanen Gesetzesvorlagen gegenüber gibt es nur zwei Möglichkeiten: entweder glatte Abweisung a limine, oder eine so umfassende, so gründliche Bloßstellung und Beleuchtung des Antragstellers, des römischen Zentrums, daß ihm für lange, lange Zeit Lust und Laune vergeht, sich in der deutschen Volksvertretung als Toleranz- und Kulturpartei aufzuspielen. Die Reichstagsmehrheit hat diesmal sich der kurzen, aber beredten Abweisung bedient. Im November will das Zentrum seine „Toleranz" dem deutschen Volke wiederum präsentieren. Möchte dann die zweite der eben erwähnten Möglichkeiten zur Tat werden! Möchten dann die Abgeordneten Hieber und Müller-Meiningen — sie allein sind unter den gegenwärtigen Abgeordneten dazu imstande — jene gründliche Abrechnung mit dem Mandatar Roms halten, die, wenn richtig vorgenommen, einen Wendepunkt bilden würde in der seit langem angemaßten Stellung des Zentrums und einen Ausgangspunkt für die so viel besprochene und so heiß ersehnte Einigung des Liberalismus. Denn diese Einigung kann nur erfolgen unter kulturellen Gesichtspunkten und im Streben nach kulturellen Zielen. Wo aber findet man stärkere Kulturimpulse als im Anblick des mächtigsten Kulturgegners, des im Zentrum verkörperten Ultramontanismus, und wem gegenüber läßt sich ein klareres und umfassenderes Kulturprogramm aufstellen als gegenüber der auf allen Gebieten der menschlichen Betätigung sich in ganz bestimmten Formen breitmachenden Antikultur Roms?

Dieser Tage fiel mir eine sehr lehrreiche Offenherzigkeit über den eigentlichen Kern des Toleranzantrages in die Hände. Bekanntlich verkünden die Zentrumsredner mit Emphase: der Toleranzantrag wolle nichts Besonderes für die römische Kirche, das gesamte deutsche Volk solle durch ihn mit voller Religions- und Gewissensfreiheit beglückt werden. Da plaudert nun „das Korrespondenzblatt für die gesamte katholische Geistlichkeit Deutschlands", Maiheft 1906, S. 76, folgendes aus: „Für den deutschen Katholizismus ist das Schicksal des Toleranzantrages des Zentrums von allergrößter Bedeutung; er bezweckt nichts mehr und nichts weniger, als die großen landesgesetzlichen, tief eingelebten Hindernisse wegzuräumen, welche der Entfaltung einer katholischen Seelsorge und der Gründung von katholischen Schulen in der deutschen Diaspora im Wege stehen." Also „nichts mehr und nichts weniger" als uneingeschränkte Proselytenmacherei im evangelischen Teile Deutschlands ist „Zweck" des Toleranzantrages! Wir sagen: Danke für dies Eingeständnis. Die Herren Bachem, Hertling usw. werden sagen: O si tacuisses!

Verweilen wir noch etwas in den ultramontanen Gefilden. Von der „Kulturtat", daß Rom Fogazzaros schönes Buch: Der Heilige, auf den Index gesetzt hat, habe ich schon berichtet (Aprilheft S. 253), ebenso, daß die Zentrumspresse diesen Schlag ins Antlitz der Kultur „ehrerbietig" hingenommen hat. Nachzutragen ist noch, daß „die vornehmste katholische Revue Deutschlands, die ganz auf der Höhe der neuzeitlichen Kultur steht",

Digitized by Google

das in München erscheinende „Hochland", auf diesen Inderbefehl hin, das vollendetste Harakiri vollzogen hat. Wir lesen im „Hochland" (Maiheft S. 237): „Die Inderkongregation hat durch Dekret vom 5. April den Roman ‚Der Heilige' von Fogazzaro den Katholiken zu lesen verboten. Es ist daher ohne weiteres verständlich (!), daß wir den Abdruck des Romans nicht fortsetzen." Wäre es nicht auch „ohne weiteres verständlich", wenn „die vornehmste katholische Revue" sich von jetzt an nicht mehr „Hochland" sondern „Tiefland" nennte. Dem in ihr herrschenden Kulturstandpunkte würde dieser Name zweifellos mehr entsprechen. Mit „Hochland" verbindet sich der Begriff von Freiheit, von Weite, von Höhenluft. Im Münchener „Hochland", in der „vornehmsten katholischen Revue Deutschlands" aber herrschen Unfreiheit, Enge, brütet Sumpfluft.

Ein ernstes Mahnwort bei dieser Gelegenheit an die nichtultramontane Presse Deutschlands: Wo sind die Zeitungen, die von diesem Attentat Roms auf die Kultur und von seinem Erfolge innerhalb der ultramontanen Welt gebührend Notiz genommen haben? Wenn die kleinste kulturelle Eintagsgröße — nomina sunt odiosa — ihr dünnes Stimmchen erhebt und ihr Meinungchen zu diesem oder jenem Geschehnischen abgibt, wenn ein neues Theaterstückchen, ein neues Öperchen, ein neues Romänchen das Licht der Welt erblickt: Spalten und Spalten werden mit Druckerschwärze angefüllt, tagelang wogt der Kampf der Meinungen über solche kulturellen „Großtaten". Wenn aber der tausendjährige Riese Ultramontanismus mit eiserner Faust in die Kulturentwickelung eingreift, und wenn Hunderte von Millionen — die Katholiken — sich diesem Faustschlage beugen, wenn so ein Drama sich abspielt, das der Kulturwelt angst und bange machen muß, dann findet dieselbe Presse auch nicht ein Wörtchen, solche Ungeheuerlichkeit — das ist das richtige Wort — zu erwähnen, geschweige denn, sie in ihrer Tragweite zu werten! Wahrlich, das Wort will einem nicht aus dem Sinn: Quem Deus perdere vult, prius dementat.

Am 26. April d. J. las man in der „Germania", dem Zentralorgan der Zentrumspartei, folgende fettgedruckte Anzeige: „Für die katholische Welt. Einrichtung eines Hotels nebst Festsälen I. Ranges im Zentrum Berlins in Form einer Gesellschaft geplant. Rentabilität durch Unterstützung der maßgebenden höchsten Kreise gesichert." Diese in sich schon bezeichnende Anzeige wird erläutert durch ein „vertrauliches" Rundschreiben, das, gezeichnet von einem Herrn Sobiepanski, an wohlhabende Katholiken verschickt wird, in welchem nachstehende Sätze vorkommen: „Insbesondere dürfte dieser Übelstand [Hotelmangel in Berlin] Platz greifen bei denjenigen, die Wert darauf legen, in einem unter katholischer Regie stehenden Hotel absteigen und entsprechend (!) bewirtet werden zu können. Überdies fehlt es in Berlin an einem erstklassigen Restaurant für diejenigen katholischen Kreise, die einen ihren Grundsätzen angepaßten (!) Aufenthalt und entsprechende (!) Verpflegung suchen." Dies wundervolle, von einem Polen verbrochene Deutsch verspricht also katholischen Grundsätzen „entsprechendes" Logis (Zimmer, Bett, Nachttisch) und katholischen Grundsätzen „entsprechende" Beköstigung (Brot, Fleisch, Gemüse, Wasser, Wein, Bier). Warten wir ab, was daraus wird. Hoffentlich ist dies Hotel I. Ranges im November schon in Betrieb, so daß die Väter des Toleranzantrages auf die Schöpfung hinweisen können; denn es heißt

Digitized by Google

in dem Rundschreiben ausdrücklich: „obwohl das Hotel ein Rendez-vous-Platz für die vornehme katholische Welt sein soll, soll dabei der Charakter eines allgemeinen Hotel-Etablissements nicht verloren gehen.“ Sollten die Gründer, die schon jetzt „ein Rendement von 10—15%“ versprechen, noch keinen Namen für ihr Hotel haben, so schlage ich vor: „Hotel zum Toleranzschwindel“; der Name ist eigenartig und zugkräftig zugleich.

Da wir gerade bei Anzeigen aus ultramontanen Blättern sind, so erinnere ich wieder an jene typischen Inserate, die, viertel- und halbjährlich in der Zentrumspresse mit großer Regelmäßigkeit erscheinend, ausländische Ordensniederlassungen als Erziehungsanstalten für die deutsche katholische Jugend anpreisen. In nur drei Nummern der „Kölnischen Volkszeitung“ aus dem April d. J. fand ich 37 solcher Anzeigen. Kenner der Verhältnisse haben mir versichert, daß besonders aus den Regierungsbezirken Köln, Koblenz, Trier, Düsseldorf, Aachen und Münster Tausende von Knaben und Mädchen wohlhabender katholischer Familien jährlich diesen Anzeigen zum Opfer fallen und in ausländischen Klöstern eine undeutsche, vielfach sogar antideutsche und wissenschaftlich gänzlich unzulängliche Bildung erhalten. Selbst „die erfolgreiche Vorbereitung zum Einjährigen“ findet sich als Köder in einigen dieser Anzeigen. Die ultramontane Presse leistet, ihrer undeutschen Art entsprechend, durch solche Inserate dem internationalen Ultramontanismus wichtige Dienste und versündigt sich dadurch so schwer an der deutschen Jugend, daß es hohe Zeit für Presse und Volksvertretung ist, auf diesen schreienden Unfug energisch hinzuweisen.

Unter dem 1. Mai d. J. berichtete die „Kölnische Volkszeitung“ aus Madrid: „Am Ostersonntage wurde wie alljährlich der Stiergefechtplatz eröffnet. Beim ersten großen Stiergefecht, dem Infant Ferdinand mit Gemahlin sowie Infantin Isabella beiwohnten, waren alle Plätze verkauft, so daß sich etwa 15- bis 16000 Personen im Zuschauerraum befanden. Die Stierfechter Ricardo Torres (Bombita), Rafael Gonzalez (Machaquito) und Antonio Boto (Regaterin) töteten je zwei Stiere. Etwa 15 Pferde verloren bei dem Stiergefecht ihr Leben.“ Nicht ein Wort des Tadels hat das „vornehme“ Zentrumsblatt für diese „Kultur“. Erklärlich, denn sie ist echt ultramontan, ein echtes Nationalvergnügen des katholischen Spaniens, obendrein noch ausgeübt am höchsten christlichen Festtage. Man muß die ganze Scheußlichkeit der Stiergefechte selbst gesehen haben, um den genügenden Ekel empfinden zu können vor dieser durch und durch römisch-katholischen „Kultur“ und der Berichterstattung über sie durch ein deutsches Zentrumsblatt.

In einer katholischen Zeitung Breslaus findet sich folgendes Inserat: „Vertreter in allen Städten und größeren Ortschaften gesucht! Seitens einiger maßgebender Herren wurde bekanntlich angeregt, in allen katholischen Familien und Instituten eine lebenswahre Statue Sr. Heiligkeit Papst Pius X. zu verbreiten. Die unterzeichnete Firma hat dieser Anregung unter Aufwand beträchtlicher Kosten Folge geleistet und eine Statue in Altsilberart mit mechanischem Musikwerk hergestellt, welche unvergänglich sich von Generation zu Generation hält und weiterver-

Digitized by Google

erben kann. Zwecks Lokalvertriebs werden allerorts bei guter Provision geeignete Persönlichkeiten gesucht, welche in den betreffenden Orten und Bezirken mehrere Jahre in katholischen Kreisen bekannt sind, tadellosen Leumund besitzen, möglichst reisekundig sind und für die Sache genügend religiösen Sinn haben." Welches Stück „das mechanische Musikwerk" spielt, ist leider nicht gesagt. Vielleicht das schöne Lied: „Der Papst lebt herrlich in der Welt." Doch Scherz beiseite! Die „religiöse" Fruktifizierung des „Statthalters Christi" wird immer — wie soll ich doch gleich sagen — eindeutiger.

Die bekannte und in ultramontan-katholischen Kreisen sehr angesehene Verlagsbuchhandlung von Auer in Donauwörth vertreibt in Massen „Allerseelenkarten". Die einzelnen Karten sind überschrieben mit „Eichel", „Herz", „Schell" usw. Man spielt mit diesem Kartenspiel zum Besten der „Armenseelen" Skat, Solo, Sechsundsechzig usw. Wenn das nicht „fromm" und echt „religiös" ist, dann weiß ich wirklich nicht, was man noch so nennen will.

Ich bin wahrlich kein Freund jener Kampfweise, die den Ultramontanismus angreift durch Hervorzerrung persönlicher Verfehlungen, sogenannte Skandale und „Fälle", aber ein Wort ist doch zu sagen gegen die Art, mit der die ultramontane Presse solche Angriffe widerlegt. In Koblenz ist ultramontanerseits ein Bureau errichtet worden, das den pomphaften Namen führt: „Zentralauskunftsstelle". Wird nun aus irgend einem Teile der Welt ein katholischer Skandal berichtet, flugs verkündet die ultramontane Presse: „Wir haben uns um Auskunft an die Zentralauskunftsstelle' gewandt und von ihr erfahren, daß kein wahres Wort an der Sache ist." Jeder nicht Ultramontane lacht zwar über solche „Widerlegung", aber die Katholiken, die in bezug auf das Denken von Kindesbeinen an bis zur völligsten Gedankenlosigkeit bevormundet sind, sind überzeugt, daß der Katholizismus wieder einmal „verleumdet" worden ist: die „Zentralauskunftsstelle" hat's gesagt. Naive, aber beklagenswerte Einfalt!

War ich mit der Haltung des Abg. Müller-Meiningen in bezug auf den Toleranzantrag nicht einverstanden, so bin ich es um so mehr mit seinem Auftreten für eine höhere Besteuerung der der toten Hand zufallenden Vermächtnisse und Schenkungen. Seine Ausführungen in der Reichstagssitzung vom 11. Mai waren ausgezeichnet. Wenn seine Anträge die Mehrheit nicht fanden, so war der Grund die Unklarheit der Begriffe dieser Mehrheit über die religiöse und volkswirtschaftliche Bedeutung der Leichtigkeit, mit der sich Riesensummen in der toten Hand anhäufen. Die tote Hand mit ihrem Kolossalvermögen ist ein noch viel gefährlicherer Feind des Volkswohles als die Geldanhäufungen in den Taschen einzelner Milliardäre; mit Förderung der Religion hat der Reichtum der toten Hand wirklich gar nichts zu tun, und alles Gerede der Abgeordneten Stöcker, Schmidt (Warburg) usw. über „Wohltätigkeit" und dgl. zeigt nur, daß im Kopfe dieser Herren große Unwissenheit herrscht, sowohl über die richtigen Begriffe von Religion und Wohltätigkeit als auch über das eigentliche Wesen der toten Hand.

Ein sehr eigentümlicher Vorgang hat sich in der bayerischen Reichs-

Digitized by Google

ratskammer abgespielt. Freiherr von Cramer-Klett hielt eine Lobrede auf die katholischen Orden und nannte sie „die Elite, die Auslese des gesamten Christentums". Daß Herr v. Cramer-Klett protestantisch ist, soll hier unerörtert bleiben, obwohl er bei solcher Auffassung ehrlicher- und überzeugterweise auch nicht eine Stunde länger Protestant bleiben kann, da es wohl kaum einen schneidenderen, unversöhnlicheren Gegensatz gibt als Protestantismus und katholisches Ordenswesen. Aber, wie gesagt, diese religiös-konfessionelle Erwägung mag auf sich beruhen, das muß Herr v. Cramer-Klett mit seinem Gewissen abmachen. Hier soll nur betont werden, daß der bayerische Reichsrat in seinen Worten eine religions- und kulturgeschichtliche Unwissenheit zur Schau getragen hat, die selbst in den Annalen von Körperschaften, deren Mitgliedschaft erblich oder durch „allerhöchstes Vertrauen" erworben wird, die also auf die Intelligenz ihrer Mitglieder keinen Schluß zuläßt, wohl einzig dasteht. Was für „Studien" muß dieser Herr v. Cramer-Klett gemacht haben, um zu solchen Ergebnissen zu kommen! Sehr zu bedauern ist, daß der Reichsrat, Oberkonsistorialpräsident Dr. v. Schneider — also doch ein Mann von Bildung — nur eine so schwächliche — ich meine vom Standpunkte des Kirchen- und Kulturhistorikers aus — Erwiderung auf die Cramer-Klettschen Unwissenheiten gefunden hat. Herr von Cramer-Klett hätte vom Oberkonsistorialpräsidenten sofort und endgültig wissenschaftlich totgeschlagen werden müssen. Die katholischen Orden die Elite des gesamten Christentums!! Ja, wofür ist eigentlich Religions- und Kulturgeschichte geschrieben worden? Für die bayerische Reichsratskammer jedenfalls nicht.

In Rußland tagt die Duma. Was an dieser Stelle seit Beginn des russisch-japanischen Krieges und noch vor Ausbruch der inneren Unruhen wiederholt „prophezeit" worden ist, ist eingetroffen. Der Zarismus ist tot, ein neues Rußland ist im Entstehen. Die Duma, so unvollkommen ihre Zusammensetzung auch ist, wird das neue Rußland aus der Taufe heben, und diese Taufe wird, wenn Zar und Regierung nicht rechtzeitig Verständnis für die unabänderliche Lage haben, eine Bluttaufe sein. Das seit Jahrhunderten spielende russische Drama, das Drama der Volksvergewaltigung, der Knutenwirtschaft, der absolutistischen Willkür, der gewollten Unkultur, jenes Schauerdrama, das trotz der Vortrefflichkeit einzelner Zaren doch mit Recht den Namen „Zarismus" trägt, nähert sich seinem Ende. Mag kommen, was da will, ein zaristisches Rußland im Sinne der Autokratie kommt nicht mehr. Ein bezeichnender Zug in dem jetzt seit drei Jahren andauernden Todeskampfe des Zarismus ist nie genügend hervorgehoben worden: Das absolute Versagen der russischen Kaiserfamilie in dem Kampfe, dem äußeren wie dem inneren, den Rußland durchmacht. Außer dem Kaiser gibt es 29 Großfürsten (Gothaischer Hofkalender 1906). In Paris und an der Riviera sind diese Herrschaften ständig und zahlreich zu finden, aber dort, wo in erster Linie ihr Platz gewesen wäre, in der Front der Armee, in verantwortungsvollen Staatsstellungen suchte man sie vergebens. Welch geringen Begriff von Pflicht- und Verantwortlichkeitsgefühl müssen doch diese Herren besitzen! Wie können sie erwarten, daß das erwachende russische Volk sich auch nur einen Augenblick bei ihrem Geschicke aufhält, auch nur das allergeringste Interesse für sie empfindet. Das ins Rollen gesetzte Rad der russischen Entwicklungsgeschichte

Digitized by Google

wird über die Familie Romanow-Holstein-Gottorp hinwegrollen, als existierte sie nicht, und so gutmeinend der schwächliche Kaiser auch ist, als Ganzes hat die Familie ihr unaufhaltsam herannahendes Geschick reichlich verdient.

20. V. 06. Graf von Hoensbroech.[1])

[1]) Da noch immer Anfragen über die Aussprache meines Namens an mich gelangen, stelle ich auch an dieser Stelle fest, daß mein Name Honsbroch ausgesprochen wird, also beide Male langes o, wie in Thehoe, Soest usw.; nicht aber Hunsbruch (verholländerte Aussprache) und noch weniger Hönsbröch.

Im Aufsatz: „Neue Frauenbücher" von Frieda Freiin v. Bülow (Maiheft S. 231—238) lies Mengs statt Mongs, Antäus statt Tyrtäus; auf Seite 236 muß es heißen: Ja selbst der moderne Mystiker Maeterlinck ist einfach und deutlich gegen das Begeisterungsgestammel der Dyonisier.

Verantwortlicher Redakteur: Graf Paul von Hoensbroech, Groß-Lichterfelde.
Verantwortlich für die Anzeigen: Emil Kopitz, Berlin.
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn, Berlin W., Schöneberger Ufer 43.
Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.

Digitized by Google

Am 5. Juni entschlief nach längerem, schwerem Leiden

Eduard von Hartmann

im 65. Lebensjahre zu Groß-Lichterfelde. Seit Bestehen dieser Zeitschrift ist der Name des Verstorbenen aufs engste mit ihr verbunden gewesen. Eine Würdigung des Mannes und seines Werkes behalten wir uns vor. Heute sprechen wir nur den Dank aus für das, was er unserer Zeitschrift und darüber hinaus der Menschheit gewesen ist. Sein Wirken bleibt.

C. A. Schwetschke u. Sohn,
als Verlag der
Zeitschrift „Deutschland".

Graf von Hoensbroech,
als Herausgeber der
Zeitschrift „Deutschland".

Digitized by Google

Robert Schumann.

(Ein Gedenkblatt zum 29. Juli.)

Von G. Herzberg.

Robert Schumann ist im Andenken seines Volkes lebendiger als je. Seine Instrumentalmusik bildet mit Bach, Beethoven und Brahms den konservativen Grundstock unserer öffentlichen Musikpflege, die kleineren Formen seiner Kompositionen, sowohl für Klavier wie Gesang, sind die Lieblinge deutscher Hausmusik, und die Konzertoratorien Manfred und Faust füllen noch immer die Säle, trotzdem unserer an Strauß' und Mahlers Klangwirkungen gewöhnten Ohren hier keine Überraschungen, kein akustisches Brillantfeuer harren. Robert Schumanns Musik also ist ein wichtiger Bestandteil unseres Kulturlebens geworden; seine künstlerische und menschliche Persönlichkeit aber steht in merkwürdig schwankenden Umrissen auch vor dem geistigen Auge derer, denen seine Musik Lebensgefährtin ist. Das Urteil über sein Privatleben ist noch immer entstellt von dem Zwiespalt lebender Parteien, die bei seinen Lebzeiten das Zufällige in seinem Wesen und Leben nicht vom Bleibenden, Notwendigen unterscheiden konnten, und seine musikalische Persönlichkeit wird von den Fachgenossen nach persönlicher Geschmacksrichtung bewertet. Gewürdigt von den Alten, die ihn, weil seine Jugend mit ihrer Jugend zusammenfiel, als Verkünder ihres künstlerischen Ideals lieben, abgelehnt von den Neuen, anderen Zielen Zustrebenden, weil von anderen Meistern (Wagner, Liszt) Kommenden. Und doch ist seit seinem Tode ein halbes Jahrhundert vergangen, man sollte meinen, Zeit genug, daß eine ruhige, von keiner Moderichtung beeinflußte historische Würdigung seiner künstlerischen Persönlichkeit, der menschlichen und künstlerischen einsetzen könnte, aus den Lebens- und Schaffensbedingungen seiner Zeit und Persönlichkeit heraus.

Die erste Vorbedingung dazu, die genaue Kenntnis seines inneren Lebens ist jetzt erfüllt. In dem ersten und zweiten Band der Biographie Clara Schumanns von Berthold Litzmann*) ist ein Bild Robert Schumanns, des Menschen und Künstlers, auf

*) Clara Schumann. Ein Künstlerleben nach Tagebüchern und Briefen von Berthold Litzmann. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1903 und 1905.

Digitized by Google

Grund des handschriftlichen Nachlasses, der hier zum erstenmal ganz dem Verfasser zur Verfügung gestanden hat, gezeichnet, wie wir es an plastischer Anschauung und objektiver Wahrhaftigkeit von Meistern der Vergangenheit nicht oft besitzen. Und gerade weil es nicht ein Musiker war, der dieses Bild aufbaute und die so vielseitige begabte künstlerische Persönlichkeit Robert Schumanns unter dem einseitigen Gesichtspunkt seiner musikalischen Produktion faßte, sondern ein Mensch mit den feinsten Organen zum Einfühlen in allgemein künstlerische Seelenzustände, in den Urgrund sinnlich seelischer Vorgänge, die bei allen Schaffenden die gleichen sind, ob die Mittel, mit denen sie gestalten, Worte, Töne, Farbe oder Marmor heißen; und weil dieser Biograph außerdem die Fähigkeit hat, das, was er nachempfindend beim Einfühlen in die künstlerische Persönlichkeit erlebte, neuschaffend zu plastischem Bilde zu formen, deshalb ist das Bild, das uns aus Clara Schumanns Biographie von ihrem Gatten entgegentritt, von einer Lebendigkeit und Schärfe, daß mit diesem Bilde im Herzen es nicht schwer fällt, die Parteien und Richtungen, fremde und eigene Geschmacksmoden zu vergessen und ein Bild zu zeichnen, wie er war, als er unter den Jungen, Neuen der Jüngsten einer, lebte, rang und siegte, im Geiste. Von seinen Schicksalen, inneren und äußeren, hier zu berichten, wäre nach dem, was Litzmann besonders im eben erschienenen zweiten Band der Biographie darüber schreibt, völlig zwecklos. Es hieße ein Kunstwerk zerstören, wollte man das dort organisch Aufgebaute aus den Zusammenhängen herausreißen; wer Robert Schumanns, des Menschen, Andenken am 29. Juli feiern will, kann es nicht würdiger tun, als bei der Lektüre jenes Werkes nacherleben, wie er in innigster Gemeinschaft mit der so schwer erkämpften Gattin das gemeinsame Leben ausgestaltet, und wie sein Wesen, nachdem das schwere Geschick sie auseinandergerissen, in ihrem Geist und ihrer Vorstellung sich spiegelt. Doch für den, der Schumanns schöpferische Persönlichkeit aus seiner Zeit, aus seiner geistigen und künstlerischen Umgebung heraus zu verstehen sucht, will ich versuchen, sein Bild zu schildern, unter Ablehnung einseitiger musikalischer Anschauungen und Bewertungen.

I.

Schumann wurde 1810 geboren, bezog 18 jährig die Universität, und in den folgenden 25 Jahren hat er mitstrebend, mitschaffend an dem geistigen Leben seiner Zeit teilgenommen.

Digitized by Google

Am Ende der zwanziger Jahre, in der Zeit seines akademischen und später seines musikalischen Studiums, in der er vorwiegend von außen aufnehmend und lernend am Leben teilnahm, lag die Bedeutung deutschen geistigen Lebens wohl vorwiegend auf literarischem Gebiet. Man muß sich die Namen vorstellen, die um 1830 gleichzeitig auf diesem Gebiet tönen: Goethe, Börne, Heine, Immermann, Grabbe, Kleist, Grillparzer, Mörike, Lenau, Rückert, Eichendorf, Droste-Hülshoff, um zu verstehen, wie bei völligem Mangel bedeutenden politischen Lebens diese produktiven dichterischen Persönlichkeiten ihrer Zeit den Stempel aufdrücken. Allerdings sind es nicht nur diese zeitgenössischen Schaffenden, die der Jugend um 1830 Typus und Physiognomie verleihen, sondern mit ihnen die poetischen und literarischen Führer vorangehender Jahrzehnte: Jean Paul und die älteren Romantiker. Was Schiller in seinen Briefen über ästhetische Erziehung erstrebt, was Schlegel in seinen Berliner Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst 1801—1804 indirekt fordert, als er seiner Zeit den Vorwurf macht, daß sie keine Literatur habe in dem Sinne der lebendigen Wechselwirkung zwischen dem Ideal der Schaffenden und dem Leben der Empfangenden (des Publikums), das ist in den dreißiger Jahren in gewisser Weise in Erfüllung gegangen; die Jugend dieser Zeit lebt in den Gedanken und Interessengängen, die die älteren Romantiker, die Dichter, Philosophen und Nationalökonomen als Ideal in ihren Werken aufgestellt haben. Naturempfindung, subjektivstes in den Mittelpunkt Stellen der eigenen Gefühle und Vorstellungen, aristokratische Abkehr vom praktischen Leben und den praktischen Zielen „der Philister", bewußtes sich Einleben in die Gedankengänge deutscher Märchen und damit deutscher Gefühlswelt, alles das ist Inhalt des Jünglingslebens um 1825 bis 1830 und Schutzpatron, Vorbild, vergöttertes Ideal ist Jean Paul, der Dichter, der Virtuose subjektiver Stimmungsmalerei und Gefühlsübertragung. Man vergleiche nur die Briefe und Tagebuchblätter Schumanns aus der Zeit seiner ersten Reise nach Süddeutschland und nach Heidelberg, um zu konstatieren, welch amüsantes Beispiel er ist für diese Jugend, die als Typus allerdings dem Literarhistoriker bekannter ist, als dem Musikhistoriker; und man vergegenwärtige sich den Strom individueller geistiger Gaben, der sich in dieser Zeit über das Publikum ergießt (in den Jahren 1826 bis 1832 erscheinen neben anderen der Nachwelt weniger bekannten Werken: Heines Reisebilder, Buch

Digitized by Google

der Lieder, Eichendorfs Aus dem Leben eines Taugenichts, Hölderlins, Kerners, Rückerts, Platens, Mörikes, Lenaus Gedichte, nicht zu vergessen Immermanns Merlin, Grabbes Napoleon und als größtes Goethes Faust 2. Teil), um zu verstehen, daß Schumanns Phantasieleben mit poetischen Bildern und Vorstellungen erfüllt war, als er zur Musik kam, daß es ihn drängte, das, was er in der herrschenden Kunst seiner Zeit die stärksten Wirkungen auslösen sah, das Poetische im Sinne der Stimmungs- und Empfindungsvermittelung auf sein Gebiet, die Musik zu übertragen. „Daß die Poesie der Kunst (d. i. hier der Musik) wieder zu Ehren komme“*) ist das Programm seines ersten öffentlichen Hervortretens; die Poesie der Musik, d. h. diejenigen Elemente der Musik, deren Wirkungen denen der Dichtkunst entsprechen. Nicht — wie das so oft verstanden worden ist — der Musiker Robert Schumann fordert für die Musik poetischen Inhalt, eine Forderung, deren Erfüllung eine Beschränkung der musikalischen Produktion auf ein ganz begrenztes Gebiet zur Folge haben würde, sondern der Romantiker, der Robert Schumann in jungen Jahren seinem persönlichen Gefühlsleben nach war, will die geistigen Wirkungen, die er als Genießender durch die Poesie in höchster Intensität an sich erlebte,**) in gleicher Weise durch die Musik erleben und hervorbringen, und weil er dabei immer die Wirkung der durch gedankliche Elemente am wenigsten beschwerten romantischen Poesie im Auge hat, bedeutet seine Forderung kein Hineintragen von Gedanken- oder gar Reflektionsinhalt (also nicht reinmusikalischer Elemente), sondern nur die alte, von Zeit zu Zeit immer wieder neuauftretende Forderung, daß der Künstler nur aus einem Überschuß von Lebensgefühl heraus schaffen dürfe, ist hier einmal in die Formel gefaßt: das Poetische, d. h. das die Seele, das Gefühl des Genießenden Ergreifende (nicht das technisch Gewandte und Interessante und sinnlich — hier klanglich — Reizvolle) soll Inhalt der Musik sein.

Dieses Bilden eines allgemein künstlerischen Ideals an den Werken der Dichtkunst und das Herübernehmen der Erfahrungen aus dem Gebiet der Poesie in das der Musik ist eine der wichtigsten Voraussetzungen zum Verständnis der künstlerischen

*) Einleitung zu „Gesammelte Schriften über Musik und Musiker von Robert Schumann“.

**) Vgl. Brief an Rosen vom 5. Juni 1828: „. . . Er (Jean Paul) . . . . hat mich oft dem Wahnsinn nahe gebracht . . . . .“

Digitized by Google

Entwickelung Robert Schumanns, vor allem jener Wandlung des Stils in den vierziger Jahren, den die Musiker auf den Einfluß von Mendelssohn zurückführen, jener Ablösung der subjektiv-impressionistischen musikalischen Ausdrucksmittel durch reinere, objektivere musikalische Formen in der zweiten Epoche seines Schaffens, die etwa mit der Komposition der Frühlingssymphonie beginnt. Mit Mendelssohns angeblichem Einfluß ist diese Erscheinung nicht erklärt, denn wie wenig Schumann bei höchster Verehrung und Liebe für die ihm das Ideal menschlicher und künstlerischer Harmonie verkörpernde Persönlichkeit Mendelssohn Einfluß auf sein eigenes Schaffen einräumte, wie durchaus klar er sah, daß seine Kraft und Eigenart auf anderer Grundlage ruhten und neueren Zielen zustrebten, geht aus seinen Aufsätzen*) und den jetzt veröffentlichten Tagebuchnotizen und Gesprächen klar hervor — eher möchte man an eine umgekehrte Beeinflußung glauben — und diese irrtümliche Anschauung konnte nur entstehen, weil Robert Schumanns Entwickelung eben immer nur unter dem Gesichtspunkt des Musikers gefaßt ist, als der er mit seiner romantischen Empfindungs- und Vorstellungswelt vereinzelt dasteht (Weber und Marschner schrieben romantische Musik, als Menschen lag ihnen romantischer Gefühls- und Lebensinhalt völlig fern); weil ihm deshalb als persönliche Eigenart zugerechnet wurde, was doch mehr oder weniger typische Erscheinung der Jugend jener Tage war, die, mitten im geistigen Leben stehend, nicht von vornherein auf streng musikalische Einflüsse und Studien beschränkt und eingeengt war. Für den, der Schumann als den Typus der literarischen Jugend jener Tage ansieht, erklärt sich völlig ungezwungen jene Wandlung des Stils, wenn man, ebenfalls durch die jetzt vorliegenden persönlichen Dokumente darauf hingeführt, klarstellt, daß Schumann um diese Zeit sich aus dem Typus der mit allgemeinen romantischen Vorstellungen und Empfindungen erfüllten Jugend loslöst und zur Individualität sich durchringt. Zu einer Individualität, die das Ureigenste, das sie zu sagen hat, in der Musik und ausschließlich in der Musik mit rein musikalischen Mitteln zum Ausdruck bringt, ohne dabei Wirkungen im Auge zu haben, wie in seiner Jugendepoche sie ihm aus den Werken der Dichtkunst vorschweben und wie er sie zu erreichen strebte durch Einstellung der Phantasie des Hörers

*) Vgl. Gesammelte Schriften über Musik und Musiker Bd. I, S. 176, Bd. II, S. 64 u. a. O.

Digitized by Google

in bestimmter Richtung, indem er den vollendeten musikalischen Werken nachträglich poetische Überschriften gab. Daß auch jetzt die Vorbedingung seines Schaffensprozesses dieselbe ist wie in der Jugendepoche (subjektive Empfindungsintensität), ist natürlich, da er ja schließlich auch als Jüngling nicht äußerlich eine Mode mitmachte, sondern aus persönlicher Veranlagung sich der Romantik anschloß; daß aber die Ausdrucksformen andere geworden, ist Folge eben des Durchdringens der Persönlichkeit, die nun nicht mehr darauf ausgeht, mit impressionistischen Mitteln bestimmte Wirkungen zu erzielen, Stimmungen zu übertragen, sondern die die reinmusikalische Phantasie in Erfindung und Ausgestaltung von Motiven walten läßt, in dem Bewußtsein, daß die nun gefestigte Charakter- und Gefühlseigenart des Schöpfers dem Werk ohne bewußtes Wollen den Stempel aufdrücken wird, der die Wirkung hervorruft, die früher bewußt angestrebt wurde: die Wirkung auf das Gefühl des Hörers. Um daher der künstlerischen Persönlichkeit Robert Schumanns gerecht zu werden, muß man unterscheiden: den jungen Schumann, der ein Typus seiner Generation, mit bedeutender Allgemeinbildung versehen, teilnimmt an den geistigen Bewegungen der Zeit, ja sie mit Tinte und Druckerschwärze herbeizuführen sucht, und gelegentlich in musikalischen Improvisationen das zum Ausdruck bringt, was das bewegliche Gefühls- und Gedankenleben in ihm an Gefühlen und Gedanken weckt und gebiert, und den Musiker Schumann, der, als er Persönliches, Eigentümliches zu sagen hat, unter Loslösung von romantischem Impressionismus als Schüler und Nachfolger Beethovens reinmusikalische Werke schafft.

II.

Der jugendliche Poet und Musiker, der, um eigenes Liebesleid musikalisch zum Ausdruck zu bringen, dem Hörer durch die poetische Überschrift „Kreisleriana" die Erinnerung an das bizarre Liebesleid des unglücklichen Kapellmeisters Kreisler erweckt, und, anstatt der gesteigerten Ausdrucksfähigkeit seiner Musik zu vertrauen, um eine Gefühlsübertragung zu erreichen, die Gedankentätigkeit des Hörers durch Anregung von Ideenverbindungen in Bewegung setzt, ist sowohl seiner Persönlichkeit wie seiner Wirkung nach weitaus am bedeutendsten als Schriftsteller, wenn man Persönlichkeit und Wirken im Rahmen seiner Zeit bewertet. Zwar muten uns die Musikstücke aus Schumanns Jugendzeit

Digitized by Google

heut origineller und deshalb bedeutender an, als die Aufsätze und Kritiken aus denselben Jahren, doch darf man dabei nicht vergessen, daß diese Musikstücke autodidaktische Versuche eines impressionistischen Musikstils waren, die weder von ihm noch von anderen schöpferisch Bedeutenden später kultiviert worden (mit Ausnahme von neuesten Erscheinungen, vielleicht Fréderik Delius) und für unser Empfinden daher unabgenutzt erscheinen, während seine Tätigkeit als Kritiker Nachahmer in Fülle fand und die Methode sehr schnell Allgemeingut wurde. Will man die doppelte schöpferische Tätigkeit Robert Schumanns in jener Zeit gegeneinander abwägen, so muß man beide vergleichen mit dem, was auf beiden Gebieten vorher da war, und mit den Wirkungen, die sie ausübte.

Bis Ende des 18. Jahrhunderts hat die musikalische Kritik ohne Rücksicht auf den geistigen Gehalt einer Komposition sich ausschließlich mit der technischen Ausgestaltung beschäftigt und sie nach der mehr oder minder exakten Befolgung der kontrapunktischen Regeln bewertet. Um 1800 beginnt, besonders in der von Rochlitz begründeten „Allgemeinen musikalischen Zeitung", eine neue Form der Kritik, die wohl von literarischem Gebiet, wo sie durch die ältere romantische Schule zu Ansehen und Alleinherrschaft gebracht worden war, übernommen wurde. Der Wert dieser neuen durchaus subjektiven Kritik gegenüber der nach festen technischen Dogmen abschätzenden lag darin, daß die Wirkung zum Wertmesser genommen und damit zuerst eine unbefangene Wertung neuer, außerhalb von Regeln geschaffener Kunstwerke möglich wurde. Die Gefahr dieser Kritik aber entstand ebenfalls durch diesen Wertmesser, da dieser (die Wirkung) ja abhängig ist von dem Empfindungs- und Auffassungsvermögen des Kritisierenden, und während auf dem vorbildlichen Gebiet der literarischen (romantischen) Kritik die künstlerische Empfänglichkeit der Beurteiler in jeder Beziehung der Gestaltungskraft der zeitgenössischen Dichter entsprach, ja sie bis zu einem gewissen Grade überragte, so daß die Beurteiler die Verkünder der neuen Kunst wurden, lagen auf musikalischem Gebiet bald nach dem Aufkommen der subjektiven Kritik die Dinge geradezu trostlos, und die Schaffenden waren schlimmer daran, als wenn man ihre Werke rein äußerlich nach den Regeln der Harmoniefolge beurteilt hätte. Denn bei der Bewertung auf die subjektive Empfänglichkeit eines G. W. Fink (Redakteur der von Rochlitz begründeten „Allgemeinen musikalischen Zeitung") und Rellstab (Redakteur der „Iris") angewiesen,

Digitized by Google

mußte ein Chopin, ein Berlioz naturgemäß hinter den Hummel, Herz, Hünten zurückstehen. Unter solchen Umständen bedeutete Schumanns Entschluß, im Verein mit geistesverwandten Freunden die „Neue Zeitschrift für Musik“ zu gründen, für die Entwickelung der musikalischen Kritik dasselbe, was einst Lessing, später die Gebrüder Schlegel für die literarische gewesen waren, das Schaffen einer produktiven Kritik, die, weil der Kritiker selbst produktiv ist, wenigstens in ihrer Empfindungs- und Aufnahmefähigkeit mit dem Künstler in die Tiefen unbewußter und doch innerem Gesetz folgender Vorgänge folgen kann, und daher auch das, was sie in ästhetischer Analyse vielleicht nicht begründen kann, respektiert als Ergebnis innerer organischer Prozesse, die der Kritiker nacherlebt, ohne sie immer analysieren zu können. Die Folge für die Schaffenden (diese ja immer, wenn auch unbewußt Fortgeschrittensten) ist, daß man den neuen Gehalt ihrer Werke wenigstens respektiert, wenn man ihn auch noch nicht versteht. Und die Folge von Robert Schumanns Auftreten als Kritiker war deshalb für die musikalische Produktion jener Tage dasselbe, wie der literarischen Kritik früherer Zeiten für die Dichtung: Es wurde Licht und Raum geschaffen für junge und schöpferische Kräfte, die mit ihren Werken allein gegen die geist- und temperamentlosen Nachahmer älterer schöpferischer Genies nicht ankommen konnten, weil ihnen von unproduktiven, doch subjektiven Kritikern älterer Generationen im Namen jener Genies die Daseinsberechtigungen ihrer originalen, anders gearteten Schöpfungen abgesprochen wurde.

Es wurde vor allem auch der Boden bereitet für die nach Schumann kommende neue Richtung der Musik für die Werke und Theorien Wagners und Liszts.

Aber während in der Literatur die romantische Theorie die Kunst bald überwucherte, weil die Theoretiker den Schaffenden an Energie und Begabung auf ihrem Arbeitsfeld überlegen waren, ist auf musikalischem Gebiet der Zustand infolge der persönlichen musikalisch-schöpferischen Kraft Robert Schumanns, der an sich selbst erfuhr, daß der Künstler den Vortritt vor dem Kritiker, auch dem produktiven, hat, gesunder geblieben; Robert Schumann hat wirklich nur von Fall zu Fall interpretiert, was solcher Erläuterung bedurfte, weil es wert war, verstanden zu werden und vom Publikum, dank der Irreleitung durch ältere Kritiker, nicht verstanden wurde (charakteristisch dafür ist seine erste und letzte Kritik, die Einführung Chopins und Brahms'), und er hat nie vergessen, daß sein Tun hier Mittel zum Zweck war, zu dem

Digitized by Google

Zweck, der Kunst zu dienen, indem es den Schaffenden Anerkennung und Verständnis erweckte. Er hat nie das Mittel Selbstzweck werden lassen, indem er die Kunstwerke benutzte zu Bausteinen oder Präparaten für eine Kunstwissenschaft, die seinen Namen als Schöpfer trug, und diese Bescheidenheit des Kritikers den Schaffenden gegenüber, die ihn davon zurückhielt, das Grundsätzliche aus den zerstreuten Einzelfällen herauszuschälen, trägt die Schuld, daß man den Kritiker und Bahnbrecher Schumann heute, in einer Zeit, wo der kleinste Einzelfall benutzt wird, um den großen Bau einer neuen Ästhetik zu stützen, zu unterschätzen geneigt ist. Daß Schumann Scharfsinn und Großzügigkeit genug gehabt hätte, aus den vielen Einzelbeurteilungen und Aufsätzen das für seine Zeit Notwendige auch in allgemein theoretischer Form gesammelt zum Ausdruck zu bringen, wie später Wagner es für sein Kunstprinzip vollbracht, geht aus mancher verblüffend prägnanten und weitblickenden Äußerung in den Kritiken, in Briefen und Tagebüchern hervor, und daß er oft den Wunsch gehabt hat, auch in dieser Form schöpferisch sich zu betätigen, läßt sich aus dem Projektenbuch, wo neben musikalischen auch schriftstellerische Pläne in großem Stil fixiert sind, erkennen. Daß von diesen Projekten die musikalischen schließlich mehr und mehr zur Ausführung drängten, ist für uns, die wir nur an den Resultaten uns erfreuen können und von Kunstwerken sicher unmittelbareren Genuß haben, als von einer Ästhetik, gewiß ein großer Gewinn; bei einer Würdigung seiner Persönlichkeit aber durfte die andere, nicht zur vollen Entfaltung gekommene Seite nicht vergessen werden.

III.

Auch Robert Schumann, der Musiker, muß, wenn es sich darum handelt, die künstlerische Persönlichkeit aus seiner Zeit heraus historisch zu würdigen, eingegliedert werden in die Reihe der vorangehenden und nachfolgenden Erscheinungen, die auf musikalischem Gebiet nicht so sehr durch Persönlichkeiten als durch solche von Persönlichkeiten hervorgerufene Strömungen charakterisiert sind.

Im ganzen 17. Jahrhundert, ja bis tief in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts hinein wird in Italien, Frankreich, Deutschland nach bestimmten theoretischen Gesetzen Musik geschrieben, deren geistiger Inhalt typischer, meist religiöser Natur ist, mit

Digitized by Google

Ausnahme der Opernmusik, die weltliche, aber ebenfalls typische Stoffe verarbeitet. Dem nationalen Temperament der Schöpfer entsprechend, hat die Musik der verschiedenen Länder gewisse charakteristische Eigentümlichkeiten; so berücksichtigen die germanischen Musiker des 18. Jahrhunderts in erster Linie den Kontrapunkt unter Anlehnung an weltliche und geistliche Liedweisen; die Romanen dagegen legen Wert auf sinnliche Klangschönheit der Motive, Eleganz und Zierlichkeit der Form und vernachlässigen Harmonik und Kontrapunkt. Innerhalb der allgemeinen Regel bilden sich also gewisse nationale Eigentümlichkeiten, die einerseits durch das Genie eines Bach, das eine nie wieder erreichte Verbindung von überquellender (religiöser) Gemütsinnigkeit und scharfsinnigster Kombinationskraft darstellt, und anderseits durch Gluck und Händel zu höchstem Gipfel geführt werden.

Eine Vereinigung der in den verschiedenen Ländern zu eigenartiger Blüte gelangten Musikstile stellt dann Mozarts Schaffen dar, der in sich den Zauber italienischer Melodik, französische Eleganz der Form und geistige Kombinationskraft Bachs vereinigt und als internationales Universalgenie unter Verschmelzung aller nationaler Eigentümlichkeiten die Musik als solche zur Vollendung bringt. Von diesem Höhepunkt internationaler Musik beginnen von neuem nationale Abzweigungen, von denen Beethoven der Schöpfer und Repräsentant der deutschen Gattung ist, nun aber nicht mehr in der Weise, daß wie noch bei Bach die Musik innerhalb bestimmter, allgemein gültiger formaler Gesetze deutschem Geist und Temperament entsprechend ausgebildet wird, sondern in dem Sinne, daß das Grundelement deutschen Wesens zum Inhalt deutscher Musik genommen und aus dem Inhalt die Form entwickelt, wo notwendig neugeschaffen wird. Dies Grundelement deutschen Wesens aber ist die subjektiv geistige Veranlagung (geistig im philosophischen Sinne als Erkennen, Wollen, Fühlen gefaßt) im Gegensatz zu der überwiegend typischen sinnlichen Veranlagung der Romanen (sinnlich im Sinne von Genießen gedacht), und dementsprechend beginnt mit Beethoven in Deutschland jene Gattung der Musik, die nicht durch sinnliche Klangschönheit oder formale Gesetzmäßigkeit und Eleganz, sondern durch den geistigen Inhalt ihren Charakter erhält und sich Formen schafft, die, was Bestimmtheit des Ausdrucks und die Schilderungskraft von Seelenzuständen anbetrifft, gegenüber auch Mozartschen Ausdrucksmitteln eine phänomenale Steigerung bedeuten.

Der Schöpfer dieser im innerlichen Sinne deutschen Musik,

Digitized by Google

Beethoven, aber ist um seine Zeit eine durchaus alleinstehende, von den Zeitgenossen der innersten Bedeutung nach nicht verstandene Erscheinung, und ehe die von ihm geschaffene neue Gattung der Musik zu Geltung und Alleinherrschaft gelangte, war eine Zeit des Niederganges zu überwinden, die auf die Mozartnachahmer und die Mozartschule zurückzuführen ist. Auf dem Gebiet, auf dem Mozart den größten Einfluß ausübte, der Oper, konnten sie das Niveau nicht halten, weil sie äußerlich die von ihm zur Einheit verschmolzenen Elemente fremder Stile (romanische Melodik und Figurationen) ohne die internationale rein menschliche Universalität des geistigen Inhalts übernahmen und, der Verengung ihres geistigen Gesichtskreises entsprechend, wieder national beschränkte, d. h. deutsch spießbürgerliche Motive stillos teils in italienischen, teils in deutschen Formen musikalisch verarbeiteten. Namen wie Winter, Zumsteeg entsprechen hier den auf literarischem Gebiet ähnlich wirkenden Iffland und Kotzebue. Als Reaktion auf diese Produkte kleinbürgerlichen Horizontes zeigen sich dann in der Musik weiter ähnliche Bestrebungen, wie in der Literatur: der romantischen Dichterschule, die mit ihren nationalen Wünschen und Hoffnungen in ein mystisches, idealistisches Mittelalter flüchtet, verwandte Erscheinungen ihrem Wollen und ihrem Können nach sind die Musiker Spohr, Weber, Marschner und auf beiden Gebieten ist das Resultat: teils volkstümliche, teils phantastische Einzelleistungen von neuer eigenartiger Schönheit, aber kein bewußtes Schaffen oder Fortbilden eines neuen fruchtversprechenden deutschen Kunstprinzips. Auf allen übrigen Gebieten verliert sich die Musik in einseitige Ausbildung des Technischen; in der Kirchenmusik rein äußerliche Anwendung feststehender Formen, in der Instrumentalmusik, speziell in den Kompositionen, für das jetzt zu Ansehen gelangte Pianoforte einseitiges Bestreben, der technischen Brillanz der Virtuosen immer neue Aufgaben zu stellen. Namen wie Hummel, Moscheles, Czerny, Clementi, Dussek charakterisieren hier genügend, wenn man ihre Träger sich nicht als Virtuosen, sondern Repräsentanten der Instrumentalkomposition vorstellt.

Der um die gleiche Zeit beginnende Aufschwung der Musik in Deutschland geht in den Bahnen Beethovens, unter bewußter Aufnahme des von ihm neu geschaffenen Prinzips, des geistigen Inhalts als formschaffend und wertbestimmend für die Musik und unter Anlehnung an seine Kompositionstechnik, bei welcher das Charakteristische des Ausdrucks der sinnlichen Klangschönheit übergeordnet ist, und die individuelle musikalische Gestaltung geistigen

Digitized by Google

(seelischen) Inhalts die bis dahin übliche Gesetzmäßigkeit der Form ablöst. Schubert, Schumann, Brahms (Mendelssohn nur in bedingter Weise) sind die Spitzen dieser Beethovenschen Schule, jeder das Werk des an Universalität ihnen allen überlegenen Meisters individuell ausbauend. Der von rein musikalischer Erfindung überquellende jugendliche Schubert, der ohne Reflexion, ja ohne erhebliche Verstandesoperation allgemeinen Stimmungen (Instrumentalmusik) und bestimmteren (Vokalmusik) individuellen Ausdruck gibt, individuell besonders in dem melodischen Erfindungsreichtum der Motive, bereichert die Beethovensche Musik nach melodischer Seite. Der der Gegenwart um fast 50 Jahre näherstehende Brahms, der, hinsichtlich der Schilderungskraft seiner musikalischen Ausdrucksmittel auf Beethovenschen Schultern stehend, Bachsche Kombinationsenergie mit modernster Empfindungssubjektivität vereinigt, bedeutet ein Weiterbauen des Beethovenschen Lebenswerkes nach der harmonisch kraftvollen Seite hin. Robert Schumann aber, der Zeit wie der inneren Stellung nach zwischen beiden und neben ihnen stehend, im Bunde derer, die Beethovensches Kunstprinzip weiterführten ohne Beeinflussung durch das in den sechziger Jahren zu übermächtigem Einfluß gelangende Genie Richard Wagners, ist der Vertreter urdeutscher Empfindungswelt in der Musik. Empfindung als ein Bestandteil des geistigen Lebens, nicht des physischen gefaßt, und deutsch im Sinne dessen, was den literarischen Romantikern vorschwebte und was sie aus Mangel an Gesundheit und Ursprünglichkeit auch der Empfindung nach nicht hatten. Schumanns Musik unterscheidet sich von der Beethovens in derselben Hinsicht wie Schumanns menschliche Veranlagung von der seines Meisters. Während bei Beethovens geistiger Persönlichkeit neben dem geistigen Fühlen das Wollen und Erkennen gleichwertig vorhanden und ausgebildet sind, überwiegt bei Schumann durchaus die Fähigkeit geistigen Fühlens. Während daher die subjektiv geistige Welt, die Beethoven zum Ausdruck bringt, neben den Gefühlszuständen geistige Erkenntniswerte, wie Vorstellungen von Freiheit, Schönheit, Freundschaft usw., ja man könnte sagen, ethisches Wollen enthält, zeigt Schumanns Musik entsprechend seiner menschlichen Veranlagung fast ausschließlich das Ziel, Gefühlszustände zum Ausdruck zu bringen. Doch in dem Bestreben, den seiner Individualität nach gewählten Inhalt in denkbar charakteristischer Form herauszubringen, ist er direkter Nachfolger und Schüler Beethovens; das Kunstprinzip und bis zu einem gewissen Grade die angewendeten

Digitized by Google

Mittel sind die gleichen; verschieden ist nur das Resultat entsprechend der anders gearteten Persönlichkeit und subjektiv geistigen Welt, aus der heraus er schafft.

Er ist Beethovens Nachfolger in der Art, durch musikalische Gegensätze zu wirken; in kleinen Formen zum Zweck humoristischer Wirkungen, in großen, um jenes ästhetische Gefühl der Befreiung, Lösung zu erwecken, wenn die früheren Kontraste schließlich zu einer organischen untrennbaren Einheit (musikalisch) verschmolzen sind. Seine musikalische Eigenart aber liegt im Harmonischen. An seinen Akkordverbindungen erkennt man ihn sofort neben seinen Vorgängern (auch Beethoven); später allerdings hat man ihm diese Eigenart abgelauscht, kopiert und verwässert, und heute sind die innerhalb des Tonsystems möglichen harmonischen Kombinationen wohl nach jeder Richtung hin so verbraucht, daß unsere Musiker, wenn sie klanglich Neues bringen wollen, den Klang verschiedenartiger, möglichst selten zusammengestellter Instrumente verwenden (Instrumentation), um die an sich nicht neuen Harmonien durch den fremdartigen Zusammenklang der Instrumente neuartig erscheinen zu lassen. Schumann aber schrieb, besonders in der ersten originalsten Epoche seines Schaffens, für das Klavier und also für das Instrument, das bei Gleichartigkeit des Klanges der einzelnen Töne nur durch die Verbindung derselben sowohl in melodischer wie harmonischer Beziehung (abgesehen vom dynamischen Wechsel) Wirkungen erzielt.

Besonders die frühesten Kompositionen zeigen, reinmusikalisch, vorwiegend die Stimmung des Hörers suggestiv beeinflussende Harmonien, aus denen nur gelegentlich scharfumrissene Motive hervortreten, um bald wieder in stimmungerweckenden Akkordverbindungen unterzugehen. Es ist dies wohl darauf zurückzuführen, daß Schumann in dieser Zeit dem Ziel zustrebte, bestimmten Stimmungsgehalt möglichst zwingend zu übermitteln, ohne dabei aber, wie das bei späterer nachberliozscher Programmusik üblich geworden ist, musikalische Motive zum direkten Träger bestimmter Gefühls- und Gedankenvorstellungen zu machen. Selbst in der sich daran anschließenden Übergangszeit, dem Liederjahr 1840, sucht er den Stimmungsgehalt in der Musik durch polyphone Gestaltung musikalisch neu zu schaffen; nicht (wie noch Schubert großenteils) für den Text eine charakteristische Melodie mit Klavierbegleitung zu schreiben. In Schumanns Liedern bilden die Singstimme und Begleitung eigentlich einen Instrumentalsatz, bei dem die Singstimme als Instrument behandelt ist und noch längst nicht immer die melodische

Digitized by Google

Führung hat. Aber gerade das ist wohl der Grund, weshalb Schumannsche Lieder, trotzdem sie fast in jedem musikalischen Haus ertönen, nicht abgesungen klingen. Es ist nicht eine leichter oder schwerer faßbare Melodie, die dem Hörer im Ohre bleibt und daher langweilig wird, sondern ein mehrstimmiger Satz, der seine Wirkung erst erfüllt, wenn er richtig, d. h. in vollendetem Zusammenwirken eines Sängers und Pianisten (nicht Begleiters) ohne die sonst übliche Suprematie des Vokalkünstlers, zur Ausführung gebracht wird.

In der zweiten Epoche hat Schumann dann besonders in den Instrumentalwerken der reinmusikalischen Ausdruckskraft seiner Motive vertraut und ist demnach in die bekannten Bahnen der Beethovenschen Kompositionstechnik eingelenkt, wobei ihm allerdings die in früheren Jahren erworbene Fähigkeit, Stimmungen durch Harmoniefolgen auszudrücken, insofern große Dienste geleistet hat, als sie die Ausdruckkraft der nach Melodik und Rhythmik eigenartigen Motive harmonisch unterstützt.

Es würde interessant sein, an den einzeln von ihm neugeschaffenen oder übernommenen Formen in historischer Entwickelung die Entstehung und Wandlung nachzuweisen, aber den Rahmen dieser Abhandlung weit überschreiten; auch herrscht über die Technik und Wirkung Schumannscher Kompositionen weitaus die meiste Klarheit, und nicht nur unter den Musikern; es ergibt sich dies naturgemäß aus der genauen Kenntnis, deren sich seine Werke auch im Publikum erfreuen.

Wünschenswert und erfreulich aber wäre es, wenn das gesamte künstlerische Wirken Robert Schumanns einmal unter Benutzung des nun vorhandenen genauen Quellenmaterials endlich von einer Persönlichkeit dargestellt würde, die ihm an Universalität der Begabung und Bildung ebenbürtig wäre, und es verstände in seinem Leben und seinen Werken zwischen den Zeilen zu lesen, da Schumann zu denen gehörte, die das für ihre Vorstellung Selbstverständliche (bei ihm also die künstlerische und menschliche Vornehmheit und Gewissenhaftigkeit) nicht ausdrücklich zum Ausdruck bringen und in einer Naivität, die das beste Zeugnis ihrer inneren Reinheit ist, dieselben Anlagen als selbstverständlich in der übrigen Welt voraussetzen. Die unproduktiven Biographen aber, die nur aus den in schriftlichen oder mündlichen Zeugnissen vorhandenen Bausteinen ihr Bild aufbauen, vergessen, herauszubringen, was den Urgrund solcher Individualitäten bildet, jene latent vorhandenen und doch alle menschlichen Handlungen und

Digitized by Google

künstlerischen Werke bestimmenden Charakter- und Gemütsveranlagungen. Das Schulbeispiel dafür bildet die Biographie Schumanns von Wasielewsky.

Robert Schumann darf nicht in dieser Weise beurteilt werden, weder als Mensch nach dem äußern Leben, das er geführt, oder als Poet und Schriftsteller nach den poetischen Versuchen und Kritiken, noch als Musiker nach den Werken, die er hinterließ. Robert Schumann ist eine so durchaus universelle Künstlererscheinung, daß man den geistig-schöpferischen Urgrund zum Gegenstand seiner Untersuchung nehmen und dann erst abzweigen muß nach musikalischer, dichterischer und menschlicher Seite. Denn auch sein Leben, das innerliche, das nie nach außen in die Erscheinung getreten ist, war ein Kunstwerk, wenn auch vielleicht eins von den tragischen von Anbeginn.

Die italienische Waldenserkirche im 19. Jahrhundert.

Von Paolo Calvino (Lugano).

Der Teil der Menschheit, welchen man Christenheit nennt und welcher die Völker umfaßt, die man Kulturvölker nennt, befindet sich gegenwärtig in einem merkwürdigen Zustande der Entwickelung oder vielmehr der Gärung, deren Resultat unberechenbar zu sein scheint.

Während man auf wissenschaftlich philosophischem Gebiet einen Aufschwung des Spiritualismus wahrnimmt, welcher den Rückgang der materialistischen Weltanschauung bedeutet, scheint es, daß die weitesten Schichten der Menschheit sich der Pflege der ausschließlich materiellen Interessen widmen. Auf dem konfessionellen Gebiet macht man Erfahrungen, die untereinander in offenbarem Widerspruch stehen. Während die römische Kirche in manchen

Digitized by Google

Ländern viel von ihrer früheren Macht verloren hat, besonders in den Ländern, die ihr bis vor kurzem ganz zugetan waren, die sogenannten lateinischen Völker, besonders Frankreich, gewinnt sie an Macht und Ansehen gerade in den Ländern, welche seit Jahrhunderten als uneinnehmbare Bollwerke der Gedanken- und Glaubensfreiheit gelten (Holland, Deutschland).

Folgende Zeilen haben den sehr bescheidenen Zweck, einen kleinen Beitrag zu liefern zum Verständnis oder wenigstens zur Beleuchtung dieser Frage, indem die Lage des Protestantismus in Italien quellenmäßig dargelegt werden soll.

Der Ruf „Los von Rom" ist neu; der Gedanke ist alt; ebenso alt wie das Bedürfnis des Christenmenschen nach freier Entfaltung der Keime, welche in seiner Geistesnatur liegen. Er hat eine vielfache Bedeutung, vor allem eine religiöse, aber auch eine politische und eine wissenschaftliche.

Der Gedanke „Los von Rom" beseelte ebensogut die gläubigen Christen, die man im Mittelalter Ketzer schalt, (Waldenser und all die andern), wie Arnaldo da Brescia und Burlamacchi, Giordano Bruno und Galileo Galilei.

Während gegenwärtig in Österreich und besonders in Böhmen eine religiöse Trennung von Rom in weitesten Kreisen stattfindet, welche ein Nachklang der reformatorischen Bewegung des 16. Jahrhunderts ist, bleibt die große Mehrzahl des italienischen Volkes — Gebildete und Ungebildete — bei der Überzeugung, daß es genug sei, wenn der Alleinherrschaft des Papsttums auf politischem Gebiet ein mächtiger Riegel vorgeschoben ist, während man in religiöser Hinsicht römisch-katholisch bleibt.

So dachte auch Dante Alighieri, so haben die meisten großen Männer gedacht, welche im 19. Jahrhundert die mächtigsten Werkzeuge zur politischen Befreiung und zur nationalen Einigung Italiens gewesen sind. So hat u. a. gedacht Minister Bonghi, der Vater des immer viel angefochtenen Garantiegesetzes,*) welches von anderen als eine „Monstrosität" bezeichnet wurde.

Die kleine Schar der evangelischen Italiener, dankbar für das Gute, das die politische Umwälzung der Jahre 1848—70 ihnen gebracht hat, sind bestrebt, eine Umwälzung auf religiösem

*) Von 1870: der Papst wird als Souverän behandelt; seine Kardinäle als Fürsten; der italienische Staat verpflichtet sich, dem Papst jährlich 3—4 Millionen Lire auszuzahlen, die dieser jedoch bis jetzt nicht angenommen hat.

Digitized by Google

Gebiet herbeizuführen, indem sie, ohne viel Lärm zu machen, das Werk, das man Evangelisation Italiens nennt, fleißig treiben.

Was haben sie getan? Was haben sie erreicht? Welches sind ihre Hoffnungen für die Zukunft? Das sind die drei Fragen, die wir in den folgenden Zeilen an der Hand der Tatsachen beantworten wollen.

Bis zum Jahre 1848 gab es nur eine evangelische Kirche Italiens: Die Waldenser oder, wie es etymologisch richtiger wäre: die Waldesier, italienisch: Valdesi, französisch: Vaudois du Piemont, im Unterschied von den Vaudois du Canton de Vaud oder Waadtland.

Dieselben bewohnten seit der Auswanderung aus Frankreich, anfangs des 13. Jahrhunderts, einige Täler in den kottischen Alpen, zwischen dem Monte Viso und dem Mont Cenis — südwestlich von Turin, hart an der französischen Grenze (Département des Hautes Alpes).

Einen Auszug der Waldensergeschichte hier zu geben, liegt nicht in unserer Absicht. — Wir wollen nur bemerken, daß die Révocation de l'édict de Nantes, 1685, als Rückschlag in den Waldenser Tälern, die schrecklichste Verfolgung zur Folge hatte, die je die Waldenser erleiden mußten. Der Herzog Victor Amadeus II. von Savoyen, durch seinen mächtigen und übermütigen Nachbarn und Onkel gezwungen, erteilte seinen evangelischen Untertanen den kategorischen Befehl, entweder römisch-katholisch zu werden oder das Land zu verlassen. Die Waldenser leisteten tapferen Widerstand, wurden zu Tausenden hingeschlachtet oder in Gefängnissen und Klöstern untergebracht (1686) und die, welche ihr Leben retten wollten, mußten ihre Zuflucht in der Schweiz und in anderen Ländern suchen, so daß die evangelische Kirche auf italienischem Boden vernichtet zu sein schien. — Drei Jahre später gelang es der Tapferkeit von 900 Bauern unter der Führung eines Pfarrers namens Heinrich Arnaud, die heimatlichen Berge wieder zu erreichen und sich, trotz schwerer Verluste, einen ganzen Winter zu behaupten, bis im Monat Mai 1690 sich Herzog Victor Amadeus II. von Frankreich lossagte, den Rest, 360 Männer, wieder aufnahm und den Verbannten erlaubte, in ihre alten Wohnsitze zurückzukehren. Von da an wurden sie zwar nicht mehr blutig verfolgt, doch bis zum Jahre 1848 unterdrückt, und bedrückt fristeten sie ein kümmerliches

Digitized by Google

Dasein, welches nur eine kurze Zeit unter der Napoleonischen Herrschaft durch die Sonnenstrahlen der Freiheit erhellt wurde.

* * *

Die „Restauration" (1815), welche den unbedeutenden König Viktor Emanuel I. wieder auf den Turiner Thron setzte, war für die Waldenser ein um so härterer Schlag, als sie in den Jahren 1798—1815 die Luft der Freiheit mit vollen Zügen geatmet hatten.

Die alten Edikte und drückenden Maßregeln gegen die Nichtkatholiken traten wieder in Kraft. Die Kirche von S. Giovanni, welche außerhalb der engen Talgrenze erbaut worden war, hätte niedergerissen werden sollen; man erlangte mit großer Mühe die Erlaubnis, sie stehen zu lassen unter der Bedingung, daß man vor der Fassade eine hohe Bretterwand errichtet, damit die Katholiken durch den Anblick derselben nicht verletzt würden.

Fälle von Kinderraub kamen wiederholt vor, und es gelang den Eltern niemals, Gerechtigkeit zu erlangen, im Gegenteil: Wenn ein geraubtes Mädchen, das im Kloster erzogen war, mit Ablauf des 10. Lebensjahres willig oder unwillig erklärte, katholisch bleiben zu wollen, so waren die Eltern gezwungen, ihrem Kinde eine Mitgift zu geben oder eine jährliche Rente auszuzahlen, die natürlich dem Kloster zugute kam.

Wer zum Waldenserglauben übertrat, wurde nicht mehr mit dem Tode bestraft, wie vor der französischen Revolution, wohl aber mit Kerker, Verbannung und Verlust seiner Güter.

Mischehen waren nur erlaubt, wenn der evangelische Teil versprach, katholisch zu werden. (Sie kamen zum Glück höchst selten vor.) Außerhalb der alten Talgemeinden durfte kein Waldenser in einem eingezäunten Friedhof bestattet werden, sondern mußte wie irgend eine Tierleiche eingescharrt werden.

Als Victor Emanuel starb und sein ebenso unbedeutender Bruder Carl Felix den Thron bestieg, sandten die Waldenser eine Deputation, um ihm ihre Huldigung darzubringen.

Der König ließ ihnen sagen: es fehle ihnen nur eins: katholisch zu werden! worauf ihm keine Antwort zuteil wurde.

Als aber nach seinem Tode sein entfernter Verwandter, der rätselhafte Carl Albert von Savoyen-Carignan am 17. April 1831 den Thron bestieg, fingen die Waldenser wieder an, zu hoffen; hatte sich doch Carl Albert, 10 Jahre vorher, als junger Prinz

Digitized by Google

für die Revolution von 1821 begeistert und sogar kompromittiert. Wiederum wurde eine Huldigungsdeputation geschickt. Er empfing sie freundlich, versprach, die Bitten zu erwägen, und als ersten Beweis seiner Huld ließ er eine von seinem Vorgänger geschlossene Schule wieder eröffnen; ward aber bald in seinen guten Absichten durch einen Intriganten, der auf die rabenschwarze Hofkamarilla einen mächtigen Einfluß ausübte, in seinen wohlwollenden Absichten verhindert.

Monsignor Andreas Charvaz, bisheriger Erzieher der königlichen Prinzen,*) wurde zum Bischof von Pinerolo (1834) erhoben und hatte die Loyalität, bei seinem Antritt in sein Amt unumwunden zu erklären, er werde seinen ganzen Einfluß verwenden, um die „Ketzerei" zu bekämpfen, und sein Wort hat er redlich gehalten.

Er gründete in Pinerolo selbst wieder eine Bekehrungsanstalt: Ospizio dei Catecumeni, welche unter Napoleon 1800 aufgehoben worden war.

1837 wollten die Waldenser, welche instinktiv von jeher für die Bildung**) ihrer Jugend große Sorge getragen hatten, in Perosa eine Schule gründen. Die Zivilbehörde hatte nichts dagegen gehabt, der Bischof verbot es ihnen aber rundweg und behielt den Sieg.

Es kam der Fall vor, daß ein Mädchen ein uneheliches Kind gebar. — Das Kind wurde seiner Mutter entrissen und katholisch erzogen.

Eine blinde Urenkelin vom berühmten Arnaud wurde ins Ospizio dei Catecumeni gelockt und gezwungen, zu erklären, sie wolle katholisch werden. Die Reklamationen der Eltern wurden zurückgewiesen, und die Eltern verurteilt, eine Pension von 300 Lire jährlich zu bezahlen. Reitende Schergen durchwanderten die Gemeinden, stahlen unbeaufsichtigte Kinder, brachten sie in die Löwen-

---

*) Des späteren Königs Victor Emanuel II. und der Herzogs von Genua, des Vaters der späteren Königin Margherita.

**) In den meisten armen Dörflein, wo man sowohl wegen Mangel an materiellen Mitteln, wie wegen der gesetzlichen Hindernisse kein geeignetes Lokal bauen durfte, bestand doch wenigstens im Winter eine Schule. Das war der größte Kuhstall im Dorf, welcher die Kinderschar versammelte, die von einem älteren Manne im Lesen, Schreiben, Rechnen und in der Bibelkunde unterrichtet wurden.

Digitized by Google

grube, wo keine menschliche Macht ihre Zurückgabe erzwingen konnte.*)

Ein Sohn vom Pfarrer und Moderator**) Geymet wurde gestohlen, nach Belgien gebracht, sorgfältig im Katholizismus erzogen und mit einer Katholikin verheiratet. Sein Sohn wurde später General der italienischen Armee, und als er von seiner Herkunft erfuhr, kam er in die Täler, knüpfte mit seiner Verwandtschaft wieder an, erwarb sich die Gunst der Glaubensgenossen seiner Vorfahren, wurde zum Abgeordneten ins Parlament gewählt, und bis zu seinem Tode tat er alles mögliche, um seinen Stammesgenossen wichtige Dienste zu erweisen.

1837 starb außerhalb der Täler ein Waldenser Major der piemontesischen Armee. Er wurde am öffentlichen Wege in ungeweihter Erde eingescharrt.

Das war dem König doch zu viel. Er ließ auf seine Kosten seinen treuen Diener ausgraben und nach dem Waldenser Kirchhof feierlich überführen. Das ärgerte den Bischof, er wagte aber nicht, sich zu widersetzen. Der König nahm sich auch in edler Weise der Kinder des Verstorbenen an und setzte ihnen aus seiner Privatschatulle eine Pension aus.

Der Bischof hätte gern wieder eine förmliche Verfolgung inszeniert, wagte es aber nicht. Er faßte aber den kühnen Entschluß, im Hauptort der Waldensertäler, in Torre Pélice, selbst eine große Anstalt zu gründen, um die Ketzer mit Überredung und Güte (!) zu bekehren.

Der König gab seine Genehmigung dazu, der Papst seinen Segen, der Ordine Mauriziano das Geld.

So entstand am Eingang des Tales die herrliche Kirche mit einem großen Hause für 8 Missionare, welche in kurzer Zeit mit Beredsamkeit, mit Entfaltung der größten Pracht in Gottesdiensten und Prozessionen das ganze Ketzernest in eine Burg der Orthodoxie umwandeln sollten.

Zu gleicher Zeit erlangte der Bischof die Erneuerung der alten prohibitiven Dekrete früherer Jahrhunderte, kraft deren den

---

*) Ein unerhörter Fall kam in Turin selbst vor. Die 17jährige Tochter des holländischen Gesandten wurde in ein Kloster gelockt — der Vater reklamierte beim König — Umsonst! Er hat sein Kind nicht wieder gesehen. Man hat auch nie erfahren können, was aus ihm geworden ist.

**) Superintendent.

Digitized by Google

Protestanten verboten war, außerhalb einer scharf bestimmten Grenze Liegenschaften zu erwerben.

Da wurde eine Verfügung erlassen, welche denen, die schon unter französischer Herrschaft kleine Bauernhöfe in katholischen Gemeinden angekauft hatten, gebot, dieselben binnen eines Jahres wieder zu verkaufen.

Die Betroffenen wurden beim König vorstellig und bekamen eine merkwürdige, doch kluge Antwort: der König kann das Dekret nicht rückgängig machen, will aber jeden einzelnen Rekurs sorgfältig prüfen. So wurde Zeit gewonnen. — De jure blieb das Dekret in Kraft, de facto kam es nie zur Ausführung, und die Eingeschüchterten blieben im Besitz ihrer bescheidenen Bauerhöfe.

Im Jahre 1841 hatten einige fromme Lehrer und Bauern eine Bibelstunde in einem Saal (nicht in der Kirche) eingerichtet. Der Bischof ließ es ihnen verbieten. Die Betreffenden rekurrierten, die Regierung ordnete eine Untersuchung an, die sich in die Länge zog, bis sie selig entschlief.

Endlich kam der für Charvaz so ersehnte Tag der Einweihung der neuerbauten Kirche von Torre Pélice. Der König hatte seine Anwesenheit zugesagt. — Dies war berechnet, um den armen Ketzern gewaltig zu imponieren. Aus Furcht, dieselben könnten bei dieser Gelegenheit den König sprechen, hatte der Bischof vom Programm die Vorstellung jeder Deputation ausgeschlossen, aber der König machte eine Ausnahme für die Waldenserbehörde (die Tavola valdese), welche sehr freundlich von ihm aufgenommen wurde und ihm Bericht erstatten durfte über den materiellen und gesetzlichen Zustand, in welchem sich die arme Bevölkerung befand. Der König, sichtlich gerührt, versprach „sein möglichstes zu tun, um sie glücklich zu machen". Armer König! Sein wohlwollendes Herz, sein Gerechtigkeitssinn, ja sogar sein Patriotismus und seine Königswürde kamen nur zu oft in Konflikt mit seinen religiösen Gefühlen und seiner grenzenlosen Ergebenheit an die katholische Kirche.

Trotzdem wurde die pompöse Einweihung der Bekehrungsanstalt von Torre Pélice kein Triumph für den intoleranten Bischof, sondern ein Sproß an der Leiter, welche zunächst Piemont, dann ganz Italien zur Anerkennung der völligen Religion und Kultusfreiheit erheben sollte.

Bei seinem Weggang erteilte der König dem Waldenser Bürgermeister A. Comba die Würde eines Cavaliere dell' ordine dei Santi Maurizio e Lazzaro „perchè attesti a

Digitized by Google

tutte quelle ben amate popolazioni la pienezza della sodisfazione sovrana", und seinem Architekten gab er Befehl, zum Andenken an seinen Besuch auf dem öffentlichen Platz einen Brunnen zu errichten, auf dessen Frontonstein die Inschrift zu lesen ist: Il Re Carlo Alberto al popolo che l'accoglieva contanto affetto MDCCCXLV.

Durch diese Freundlichkeit ermutigt, hätten die Waldenser gern mehr erlangt als Versprechungen, und die Tavola schickte sich an, eine Petition an den Monarchen zu richten, um Religionsfreiheit zu verlangen, als sie davon durch einen Brief des Geistlichen der protestantischen Gesandtschaften in Turin Am. Bert zurückgehalten wurde.

Warum?

Schon lange gärte es im ganzen Lande.

Die verunglückten Revolutionen von 1821 (an der sich Carl Albert selbst beteiligt hatte) und 1831 waren nur Symptome des Unbehagens eines sich nach einem größeren Maß von politischer Freiheit, wie nach besserer Verwaltung der administrativen Gerechtigkeit sehnenden ganzen Volkes. Die Gedanken arbeiteten und verbreiteten sich weiter, selbst wenn die edelsten Träger derselben in Gefangenschaft oder in der Verbannung schmachteten —, und einer der edelsten Denker der piemontesischen Aristokratie war der Marchese Roberto d'Azeglio, der am berühmten Einweihungsfest neben dem König schweigend und nachdenkend herschritt.

Nichts war seinem scharfen Blick entgangen, weder der hochmütige Ton des Bischofs und seines Klerus, noch die ernste treuherzige Haltung der Waldenser Deputation.

Er studierte die Geschichte und prüfte die gegenwärtige Lage, besprach sich mit vielen gleichgesinnten, einflußreichen Katholiken und faßte einen festen Entschluß. Eines Tages begab er sich zum Pfarrer Bert und sagte ihm, er wäre zu der Überzeugung gekommen, falls die Waldenser ihm Vertrauen schenkten, es sei seine Mission, nach Kräften für ihre (und der Israeliten) Befreiung zu arbeiten. Diese Eröffnung teilte A. Bert dem Moderator mit. Die Waldenser legten ihr Schicksal in die Hände des unerwarteten Wohltäters, der es verstand, die ganze, junge und kräftige liberale Partei Piemonts für diese ersehnte Emanzipation zu begeistern, so daß der Zweck, wenn auch nicht sofort in seiner ganzen Ausdehnung, doch in der Hauptsache erreicht werden durfte.

Digitized by Google

Doch nicht ohne langwierigen Kampf, vor allem gegen die Bischöfe des ganzen Staates, sodann gegen die ihnen ergebene Hofkamarilla, die noch immer ihren Einfluß auf den wankelmütigen König auszuüben verstand.

Als jedoch Ende 1847 der feurige Bischof Charvaz merkte, daß die Wogen des Liberalismus in Pinerolo selbst ihn zu überfluten drohten, da gab er seine Stelle auf und räumte das Feld.

Gegen Ende Dezember 1847 wurde dem König zugunsten der Emanzipation eine Petition überreicht, welche mit sechshundert Unterschriften versehen war, von hervorragenden Universitätsprofessoren, Advokaten, Künstlern, Notaren, Industriellen, Kaufleuten und notabene fünfundsechzig römischen Priestern.

Die Antwort des Königs ließ lange auf sich warten. Re Tentenna war er und blieb er bis zum Tode. — Aber die Gärung, welche sich in Mailand, in Neapel, in Toskana, in Genua immer lebhafter bemerkbar machte, hatte auch Turin ergriffen.

Volksversammlungen und Presse, Ausdrücke der öffentlichen Meinung, zeigten dem wankelmütigen König an, daß ihm nur die Wahl blieb zwischen Konstitution oder Revolution. — Er ist klug genug gewesen, nachzugeben, seiner Dynastie den Thron zu retten, und unterschrieb beides; den Statuto (Verfassung) am 10. und das Emanzipationsedikt am 17. Februar 1848.

Groß war der Jubel in den Tälern, als die Nachricht in der Nacht vom 17. zum 18. Februar durch zwei junge Leute J. J. Parander, cand. theol., und E. Malan, Kaufmann, gelangte, aber die tiefer blickenden Alten waren doch etwas enttäuscht, und sie hatten Grund dazu, wie wir bald sehen werden.

* * *

Es wäre verfehlt, eine jahrhundertelange Unterdrückungszeit als eine normale und günstige für den religiösen und kulturellen Fortschritt betrachten zu wollen — so wären wahrscheinlich die Waldenser im Jahr 1848, als der Tag der Befreiung anbrach, nicht auf der Höhe der ihnen gestellten Aufgaben gewesen, wäre ihnen nicht von außen her moralische und materielle Hilfe zuteil geworden. Das holländische „Comité Wallon", die Engländer Dr. Gilly und General Beckwith, der preußische Gesandte Graf v. Waldburg-Truchseß sind unter anderen gesegnete Werkzeuge in Gottes Hand gewesen, um das Schulwesen in den vernach-

Digitized by Google

lässigten Berggemeinden, wie auch das religiöse Bewußtsein zu wecken und zu pflegen, so daß die kleine Anzahl von 16 akademisch gebildeten Predigern, welche die Waldensergemeinden im Jahr 1848 zählte, ein Herz und eine Seele waren.

Man sammelte sich und überlegte das quid agendum?

Das Emanzipationsedikt vom 17. Februar 1848 hatte zwar den Waldensern politische und bürgerliche Gleichberechtigung zuerkannt, doch enthielt dasselbe einen wenig ermutigenden Zusatz: keine Neuerung wird in bezug auf die Ausübung ihrer Gottesdienste angenommen.

Also nur in den engen Grenzen der alten Gemeinden darf das Evangelium frei gepredigt werden.

Verhängnisvoll konnte auch eventuell der 1. Verfassungsartikel sein: „Die römisch-katholische Religion ist die einzige Religion des Staates, die gegenwärtig bestehenden Gottesdienste werden den Gesetzen gemäß geduldet."

Eine Korrektur fand dieser erste Artikel allerdings im 24., welcher sagt: „Sämtliche Reichsangehörige ohne Standesunterschied sind vor dem Gesetz gleich, alle dürfen in gleichem Maße die bürgerlichen und politischen Rechte ausüben mit Ausnahme der vom Gesetz vorgesehenen Fälle" und das Gesetz Sineo vom 7. Juni d. J. drückte sich in deutlicherer Weise aus: „Die Verschiedenheit des Bekenntnisses schließt den Anspruch auf Genuß der bürgerlichen und militärischen Ämter nicht aus."

So wurde es auch den Waldensern mit Hilfe vieler wohlgesinnten katholischen Nachbaren, die mit ihnen zusammenstimmten, möglich, einen evangelischen Abgeordneten, namens Josef Malan, ins neugestiftete Parlament zu wählen, der sich durch seine Tüchtigkeit, seinen praktischen Sinn und seine hervorragende Ehrlichkeit bald die Achtung seiner Kollegen erwarb.

Dieser Mann war auch der, welcher aus seiner Tasche die Reisen eines Waldenserpastors bezahlte, den er regelmäßig nach Turin kommen ließ, um daselbst einen italienischen Gottesdienst einzurichten, bis dann im November 1850 die Waldenserbehörde den damals jungen und talentvollen Prediger Joh. Peter Meille fest anstellte, dem es gelang, mit Hilfe des ehrwürdigen Amedeo Bert,*) die Grundlage zu einer evangelischen Gemeinde italienischer Zunge zu legen.

*) Waldenser von Hause aus, war er in Turin als Geistlicher der englischen und preußischen Gesandtschaften und durfte bis 1848 nur französisch predigen.

Digitized by Google

Die noch immerhin mächtige klerikale Partei war darüber wütend, und es wäre ihr vielleicht gelungen, sich an dem verhängnisvollen Schwanz des Emanzipationsediktes krampfhaft anklammernd, mit Hilfe des Erzbischofs und der bigotten Frauen der königlichen Familie zu erreichen, daß „nichts innoviert würde in bezug auf Abhaltung der Gottesdienste", aber allerlei politische Zwischenfälle dienten dazu, den Weg zur völligen Ausübung der Religionsfreiheit zu ebnen.

Die Verkündigung (Promulgierung) des Emanzipationsediktes zugunsten der Waldenser und der Verfassung (Statuto) für das ganze Land hatte naturgemäß für das Ansehen der römischen Kirche verhängnisvolle Folgen. Unter der Garantie der Preßfreiheit entstanden vornehmlich in der piemontesischen Hauptstadt Turin eine Anzahl politischer Blätter, in welchen neben den politischen Fragen auch die religiösen Zustände eifrig beleuchtet wurden.

Wenn auch der erste Artikel der Verfassung die römisch-katholische Religion als die einzige Staatsreligion anerkennt und andere Culti (Gottesdienste) nur als geduldet bezeichnet, so wurde gerade die römische Kirche, ihre Lehre, ihre Gebräuche, ihre amtlichen Vertreter die Zielscheibe des bittersten Hasses, der beißendsten Polemik seitens der Zeitungsschreiber.

Die Gazzetta del popolo brachte Tag für Tag unter der Überschrift: Sacconero das Sündenregister der katholischen Priester, Mönche, Nonnen, Bischöfe, Kardinäle, auch sogar des Papstes Pius IX.

Dem Erzbischof von Turin, Mr. Fransoni, passierte eine sehr unangenehme Geschichte.

Anfangs 1850 ließ der Minister Siccardi vom Parlament einen Gesetzentwurf annehmen, nach welchem die Priester von nun an derselben Gerichtsbarkeit unterstellt waren, wie all die anderen Staatsbürger. Das erregte aber den Zorn seiner Eminenz, welche ein Zirkular ergehen ließ, worin er seinen Priestern verbot, das Gesetz anzuerkennen. Die zuständige Obrigkeit ließ das Zirkular mit Beschlag belegen und lud den widerspenstigen Erzbischof vor Gericht. Da derselbe sich weigerte, Folge zu leisten, wurde der Polizei befohlen, ihn gefangen zu nehmen, und so erschienen eines schönen Tages (am 25. Mai 1850) im erzbischöflichen Palais die Gendarmen gerade in dem Augenblick, wo Seine Eminenz im Begriff war, sich zu Tisch zu setzen. Trotz des heftigsten Protestes mußte der Kirchenfürst sein wohlriechendes Mittagsmahl aufgeben

Digitized by Google

und den Vertretern des Zivilstrafrechtes folgen. Er wurde in die Zitadelle geführt, wo er einen ganzen Monat im Arrest blieb und noch 500 Lire Buße bezahlen mußte. Wegen anderer Konflikte mit der Zivilbehörde verließ er bald nach seiner Befreiung auf einige Jahre das Land.

Leider waren die eifrigen, vielfach talentvollen, gegen die römische Kirche polemisierenden Zeitungsschreiber nicht nur Gegner der Mißbräuche des römischen Klerus, sondern vielfach auch vom Geist des D. F. Strauß gegen das biblische Christentum beseelt. So der Bianchi Giovini in seinen „Prediche domenicali", welche den Rationalismus terre à terre darstellten.

Jedoch dadurch, daß sie für völlige Preß-, Gedanken-, Religions- und Kultusfreiheit eintraten, haben sie auch mitgeholfen, die Übermacht der Priesterherrschaft zu brechen und der Predigt des Evangeliums, vor allem in Turin selbst, den Weg zu bahnen.

Es kamen haarsträubende Zustände an den Tag, z. B. die Unfähigkeit der Priester, die Zivilstandsregister zu führen. In einer Gemeinde z. B. waren seit mehr denn 20 Jahren keine Geburten noch Todesfälle notiert worden. Auch von Rom selbst wurden statistische Angaben veröffentlicht, welche ein grelles Licht auf die Unsittlichkeit der heiligen Stadt warfen. Z. B. waren im Jahre 1842 auf 4375 Geburten in Rom 3160 uneheliche,*) während in London nur 4 %, in Mailand 24 % uneheliche Kinder angegeben waren.

Zwei Männer, welche es wohl verstanden, die herrschende Stimmung des Volkes auszunutzen, faßten einen kühnen Entschluß.

General Beckwith und Josef Malan im Einvernehmen mit der Waldenserbehörde (Tavola Valdese) beschlossen, der Zweideutigkeit des letzten Artikels des Emanzipationsediktes, wie dem ersten Artikel der Verfassung ein eklatantes Ende zu bereiten, indem sie in der Hauptstadt selbst eine evangelische Kirche bauten.

Eines Abends, während die beiden zusammen herumgingen, um sich nach einem passenden Bauplatz umzusehen, fanden sie, was sie suchten, und im Aufblick auf Gott reichten sie sich die Hand, und jeder von ihnen versprach, 30000 Lire zu dem ersehnten Zweck zu geben. Der Platz wurde erworben, und sofort wurden die Pläne ausgefertigt und, wie billig, der städtischen Baukommission und dem

*) Die Richtigkeit dieser Zahlen wollen wir nicht verbürgen.

Digitized by Google

König Victor Emanuel II. vorgelegt, welche beide die erwünschte Genehmigung erteilten.

Aber als die Sache bekannt wurde, ging die Hölle los.

Die Anhänger des Erzbischofs, die ganze haute volée des turiner Klerikalismus setzten alle Hebel in Bewegung, um die erteilte Genehmigung rückgängig zu machen. Als man sah, daß die Vorstellungen bei der städtischen Behörde, die Anrufung des bekannten Verfassungs- und Emanzipationsartikels nichts half, beschloß man einen Ansturm auf den damals jungen König Victor Emanuel II. zu machen.

Wäre der Erzbischof nicht in Ungnade gewesen, wer weiß, ob der König nicht nachgegeben hätte.

Eine feierliche Deputation von Herren und Damen der höchsten schwarzen Aristokratie, unter der Führung des Exministers Solaro, Graf della Margherita, bat um eine Audienz beim König, und, im Thronsaal empfangen, warfen sich die Petenten alle nieder. Der König befahl aufzustehen. Da hielt der alte Graf eine salbungsvolle Rede, welche in die Bitte ausklang: „Majestät, geben Sie nicht zu, daß Ihre gute, treue Stadt Turin die Schmach erfahren muß, in ihren Mauern einen Tempel der Ketzerei entstehen zu sehen. Das würde ein folgenschweres Unglück sein für Turin und für das ganze Vaterland!“

Victor Emanuel, der wohl wußte, wie treu und heldenmütig die Waldenser Soldaten mit ihm gegen den gemeinsamen Gegner in den Kriegen von 1848—49 gekämpft hatten, antwortete ganz kurz: „Ich bin ein konstitutioneller König, habe mein Wort gegeben und werde es nicht zurücknehmen.“ So mußte die hoffnungsvolle Deputation unverrichteterdinge und mit langen Gesichtern heimziehen.

Die Kirche wurde gebaut und am 15. Dezember 1853 unter großer Beteiligung von Waldensern, die aus ihren Tälern herbeigeeilt waren, in Anwesenheit von 104 Mitgliedern der kurz vorher offiziell gegründeten Turiner Gemeinde, vom Personal der protestantischen Gesandtschaften und von vielen römischen Katholiken feierlich eingeweiht.

Die eindrucksvolle Weiherede wurde durch J. P. Meille über Math. V. 15*) gehalten.

---

*) Man zündet nicht ein Licht an und setzet es unter einen Scheffel, sondern auf einen Leuchter usw.

Digitized by Google

Die ganze liberale Partei freute sich mit den Waldensern des Sieges der Grundsätze der Gedanken-, Gewissens- und Kultusfreiheit.

Die jammervollen Töne, welche in den klerikalen Zeitungen erklangen, wollen wir der Vergessenheit preisgeben.

In jener Zeit 1848—59 suchten auch viele politische Flüchtlinge aus anderen italienischen Staaten eine Zuflucht in Turin u. a. ein Advokat Mazzarella aus Kalabrien, der sich bald mit großer Begeisterung der evangelischen Bewegung anschloß und seine glänzende Beredsamkeit in den Dienst der Evangelisation stellte.

Ein damals schon als Kontroversist berühmter katholischer Priester aus Rom, Dr. Luigi Desanctis, der in Genf eine Zuflucht gefunden hatte, kam nach Turin, wurde in die Gemeinde aufgenommen und dem Pfarrer Meille als Gehilfe beigegeben und predigte mit sichtbarem Erfolg sowohl in Turin wie in den benachbarten Städten.

Alles schien gut zu gehen, aber der Klerus schlief nicht. Man könnte ein schönes Bändchen schreiben, wenn man all die Versuche erwähnen wollte, welche die Reaktion machte, um der Predigt des Evangeliums und der Ausübung der Religions- und Kultusfreiheit den Weg zu versperren.

In Casale wurde der Advokat Rochietti zum Kerker verurteilt, weil er in einer Versammlung, die er in seinem eigenen Hause hielt, gegen die „Staatsreligion" polemisiert hatte.

In Favale wurden die vier Brüder Cereghino, welche in einer Diskussion mit einem Priester behauptet hatten, daß viele Lehren und Gebräuche der katholischen Kirche in Widerspruch mit dem Evangelium stehen, zu einigen Monaten Gefängnis verurteilt.

In Nizza, damals italienisch, hatte die Obrigkeit an die Eröffnung eines evangelischen gottesdienstlichen Lokales die widersinnige Bedingung geknüpft, daß der Zutritt zu demselben den Katholiken verboten werden sollte. Dagegen erhob eine edle deutsche Frau, die Gräfin von Eychstein, mächtig ihre Stimme, so daß die Sache nicht nur das Ministerium, sondern sogar das Parlament beschäftigte, und es war ein savoyischer Abgeordneter, der Advokat Jaquemoud von Moutiers, welcher in einer glänzenden Rede der Kultusfreiheit zum Triumph verhalf.

Wenigstens einen Satz seiner Rede müssen wir hier anführen:

Digitized by Google

„Was ist Gewissensfreiheit? Das ist die Freiheit, welche jedem Bürger zusteht, Gott anzubeten, den Grundsätzen und den Formen seines Glaubens gemäß. Nun verlangt dieser Grundsatz notwendigerweise sichtbare Handlungen, äußere Formen, Riten, Ausdrücke der Frömmigkeit, die wir religiösen Kultus nennen. Es ist also klar, daß Gewissensfreiheit mit Kultusfreiheit identisch ist.

„Wollen wir uns der Entstehung einer Kirche für den protestantischen Gottesdienst, dessen ernste und ehrliche Formen in der ganzen zivilisierten Welt bekannt und angesehen sind, widersetzen, wollen wir die Protestanten zwingen, ihre gottesdienstlichen Übungen versteckt zu halten, als ob sie sich derselben schämen müßten, so begehen wir ein Attentat gegen die Gewissensfreiheit."

Neben dem beredten Dr. Jaquemoud und dem energischen Josef Malan zeichneten sich als Anwälte der Kultusfreiheit Angelo Brofferio, Sebastian Tecchio, Galvagno, d'Azeglio und, last not least, der unvergeßliche Graf Camillo Cavour aus, und so nach und nach, Schritt für Schritt kamen, trotz der heftigsten Proteste der Bischöfe des ganzen Landes, trotz der Intrigen der bigotten Damen der Hofkamarilla, sämtliche Nuancen der individuellen Freiheit zum Ausdruck und zum Sieg.

Von Turin aus wurden B. Mazzarella und Paolo Geymonat nach Genua gesandt, um dort auch den Versuch zu machen, dem Evangelium die Tür zu öffnen, was ihnen gelang.

Leider war der übereifrige Mazzarella unfähig, das ruhige planmäßige Vorgehen Geymonats und der Waldenser überhaupt zu begreifen. Sein feuriges Temperament erlaubte ihm nicht, sich einer anderen Disziplin zu unterwerfen, als, wie er meinte, dem heiligen Geiste, und so trennte er sich, ohne die persönliche Freundschaft zu kündigen, vom friedlichen Geymonat und vereinigte sich mit einigen Gleichgesinnten in der festen Überzeugung, seine Methode würde bald ganz Italien dem evangelischen Glauben gewinnen.

So entstand die bedauernswerte Trennung, welche als Ausgangspunkt diente zur Bildung einer sog. freitalienischen Gemeinde, welche später als Chiesa evangelica italiana Korporationsrechte erwarb und sich schließlich der Methodistenmission angeschlossen hat.

Den Waldensern gelang es, trotz der Desertion von Mazzarella, in Genua eine Gemeinde zu sammeln, ein Haus zu bauen mit einer Kapelle im Erdgeschoß, wo die deutsche Gemeinde ihre Gottesdienste abhält, im ersten Stock einen großen Saal für ita-

Digitized by Google

lienische Gottesdienste, Konfirmandenunterricht, Bibelstunden, Vorträge, sodann oben die Pfarrerwohnung.

Pfarrer Geymonat verstand es so gut, sich die Achtung der Zivilbehörde zu gewinnen, daß ihm die Führung des Zivilstandesamtes für die Protestanten anvertraut wurde, und niemals wurden, weder ihm persönlich noch seinen Nachfolgern, irgendwelche Schwierigkeiten in den Weg gelegt.

Eine andere Gemeinde entstand in Pietra Marazzi bei Alessandria und eine in Pinerolo, und kleinere Gruppen bildeten sich hie und da.

* * *

Durch den Krieg gegen Österreich (1859), die Revolution in Toskana, Garibaldis Feldzug nach Sizilien und Neapel wurde der größte Teil Italiens der politischen und zugleich der religiösen Freiheit geöffnet, und die Waldenser Behörde tat, was sie konnte, um Mailand, Como, Brescia, Palermo, Catania, Messina, Neapel, Florenz, Pisa, Lucca, Livorno und Rio Marina (Elba) durch Prediger des Evangeliums besuchen zu lassen, denen es auch mit Gottes Hilfe gelang, in jeder der genannten Städte Häuflein zu sammeln, welche als Grundlage zur Bildung ebensovieler Gemeinden dienten.

Die Namen von J. D. Turino, G. Appia, Dr. Prochet, Giov. Ribetti, Dr. Comba, Dr. Revel, A. Malan und mehrere andere werden immer in der speziellen Waldenser Geschichte einen guten Klang haben.

Das Jahr 1866 öffnete der politischen Freiheit die Tore von Venedig und der 20. September 1870 die Tore von Rom, und in beiden genannten Städten hat auch die Verkündigung des Evangeliums willige Herzen gefunden, und wunderbarerweise gleich nachdem der Papst durch Syllabus und Konzil versucht hatte, jede religiöse und politische Freiheit, vor allem des italienischen Volkes, zu vernichten, hat er durch ein spezielles Gesetz des italienischen Parlamentes die Garantie seiner eigenen Freiheit in Empfang nehmen müssen.

Unzählige interessante Züge könnten wir hier mitteilen über die verschiedenen Phasen des Kampfes einer verschwindend kleinen evangelischen Minorität, welche für ihr gutes Recht und ihre Freiheit leidet und siegt gegen eine große Majorität Andersdenkender,

Digitized by Google

die doch nach und nach ihre Vorurteile samt ihrer privilegierten Stellung aufgeben müssen.

Durch das bloße Dasein des Waldensischen Häufleins sind Könige, Minister, Regierungen, Senat, Parlament, Provinzial- und Kommunalbehörden gezwungen worden, die letzten Konsequenzen der politischen Freiheit zu ziehen: Gedankenfreiheit, Gewissensfreiheit, Preßfreiheit, Kultusfreiheit, Niederlassungsfreiheit, Diskussionsfreiheit, jede Nuance ist in concreto berührt und behandelt worden, und heute steht Italien, wenigstens theoretisch, auf der Höhe der fortgeschrittensten Kulturvölker.

* * *

Eine Frage müssen wir noch kurz beantworten:

Wo empfangen die Waldenser Pfarrer und Professoren ihre akademische Bildung?

Schon vor 1848 hatte man, dank der treuen Hilfe und der warmen Fürsprache fremder Glaubensgenossen bei der piemontesischen Regierung, ein bescheidenes evangelisches Gymnasium und eine höhere Töchterschule in den Tälern selbst gründen dürfen.

Im Jahre 1855 wurde in Torre Pelice, in einem Saal des Gymnasiums, eine theologische Schule mit zwei Professoren, Dr. J. P. Revel und Dr. P. Geymonat, gegründet und seit 1860 nach Florenz verlegt, wo sie noch gegenwärtig unter drei Professoren und einem freiwilligen Dozenten blüht. Aus derselben sind nach und nach schon über 130 Kandidaten der Theologie hervorgegangen, von denen die meisten gegenwärtig als Prediger im italienischen Vaterland zerstreut sind, während eine starke Minderzahl, leider durch zu frühen Tod, der evangelisatorischen Tätigkeit entrissen worden ist.

Digitized by Google

Zur Psychologie der Frau.

Von Ed. Plaßhoff-Lejeune.

[Teil II.]

III.

Unter den weiblichen Versuchen über weibliche Psychologie sei ein Aufsatz Lou Andreas Salomés (Neue [deutsche] Rundschau, 1899) an erster Stelle genannt, der, weil noch nicht in Buchform erschienen, die verdiente Verbreitung längst nicht gefunden hat. Er ist vielleicht das Beste, was von Frauen je über Frauen geschrieben wurde. Er ist auch einzig in seiner Art, denn er versucht, eine Analyse weiblichen Empfindens zu bieten. Es ist der Frau in der Regel nicht gegeben, ihr Ich in ein erlebendes und ein schilderndes zu spalten und sich selbst ihr inneres Leben als ein Fremdes, den wißbegierigen Zuhörer zu Erklärendes gegenüberzustellen.

Lou Salomé, die sich in ihren Novellen und Aufsätzen vorwiegend als psychologisch reich begabter Verstandesmensch gibt, macht mit Glück diesen Versuch weiblicher Selbstanalyse, über den man Bände schreiben könnte, und aus dem wir hier nur ein ihr wesentlich erscheinendes Merkmal der weiblichen Psyche hervorheben wollen.

Auch sie nämlich wendet sich gegen den Beruf der Frau und die Spezialisierung ihres Gestaltungsdranges im Namen der Weiblichkeit. Während es den Mann mehr und mehr nach Spezialisierung in seinem Berufe drängt — ein an sich richtiges Streben, das ihn aber oft zu den lächerlichsten Erbärmlichkeiten und zur Verkümmerung seiner sämtlichen anderen Fähigkeiten führt — hat die Frau ein Beharrungsbedürfnis, das sie veranlaßt, in ihrem Wirkungskreise das Kleine wie das Große mit ihrem Geiste zu erfüllen, ohne den Drang zu verspüren, in einem besonderen Werke sich ganz auszugeben. Der Mann hat ein starkes Verlangen, in seinem Berufe ganz aufzugehen und in einzelnen Schöpfungen, z. B. einem Buche, einer Organisation, einer Erfindung, einen Teil seines Ich von sich abzusondern und fertig zu Nutz und Frommen anderer neben sich zu stellen, ohne je darauf zurückzukommen. Der Frau widerstrebt diese Tendenz,

Digitized by Google

ein Stück ihres Wesens von sich zu lösen und als abgetan aus sich zu entlassen. Sie erfüllt gern ihre ganze kleine oder große Welt mit ihrem Geiste, sie prägt ihr ihren Stempel auf und wird mit dieser Arbeit im Grunde nie fertig, so daß sie sich auch nie ganz von ihr trennen mag. So kommt es, daß einerseits die Frau zu wissenschaftlicher und künstlerischer Betätigung einen weit schwächeren Drang verspürt, als der sein ganzes Sinnen und Trachten zeitweise auf die Vollendung seines Werkes konzentrierende Mann, und daß sie anderseits in diesem Werke zwar viel von sich, aber doch nicht so vollständig gibt wie der Mann. Ein Buch, ein Bild ist für die Frau nur ein Spezialfall ihres Wirkens, für den Mann die Summe eines Talents und das Resultat seiner ganzen Kraft. Das erklärt wiederum die Einseitigkeit vieler Männer, die, wenn man sie von ihrem Spezialgebiet weglockt, höchst langweilige und unter Umständen ganz hilflose und bemitleidenswerte Gesellen sind, während die Frauen außerhalb ihres Berufs noch interessant bleiben und nach ihren Berufsarbeiten allein nie völlig gewürdigt werden können. Auch hier ergänzen sich die beiden Geschlechter aufs beste. Ist die Frau sozusagen der Dilettant, der überall Kenntnisse und Interessen hat, überall zu Hause ist und sich verstehend und anpassend zurecht findet, so ist der Mann der Fachgelehrte, der nur einen Teil des Ganzen, diesen aber gründlich beherrscht. Das Beharrungsvermögen der Frau und der Entdeckertrieb des Mannes bilden zusammen die einzig mögliche Bürgschaft des geistigen Fortschritts. Ohne den Konservatismus der einen käme es zur geistigen Revolution und Anarchie, ohne das Fortschrittsbedürfnis des andern zur Stagnation und zum Stillstand der Kultur. Wenn man der Frau ihr Festhalten am Hergebrachten zum Vorwurf macht, so vergißt man, daß diese Einseitigkeit nötig ist, um die gegenteilige Einseitigkeit des Mannes im Zaum zu halten. Wie man denn überhaupt nie von einem weiblichen oder männlichen Fehler reden sollte, ohne sich klar zu machen, daß er auf das andere Geschlecht eine erziehende Wirkung auszuüben berufen und daß der vollkommene Mensch nur in der Gemeinschaft von Mann und Weib gegeben ist.

Die Frau im Spezialberufe ist nach Frau Andreas in Gefahr, dieses ihr Streben zum Ganzen preiszugeben und auf ihre Rolle als mäßigendes und retardierendes Moment in der Geschichte zu verzichten. Ist es auch nicht notwendig, daß z. B. in den akademischen Berufen die Frauen an dieser Klippe rettungs-

Digitized by Google

los scheitern, so haben wir doch zahlreiche Beispiele von Frauen, die in ihrem Beruf so einseitig geworden sind wie die Männer, und die in dem Beobachter das Gefühl hinterlassen, ihnen sei das Beste ihres Wesens abhanden gekommen. Es ist ein gewaltiger Irrtum in Frauenkreisen, daß das Studium etwas unbedingt Begehrenswertes sei und seinen Jüngerinnen eine höhere Würde verleihe. Ich persönlich habe die klügsten Frauen, die den vielseitigsten Reichtum ihres Wesens zu höchster Blüte gebracht hatten, stets dort gefunden, wo sie sich ohne Berufsergreifung zugleich praktisch und theoretisch abwechselnd beschäftigen konnten und sich einen Wirkungskreis selbst zu schaffen versucht hatten. Daß es natürlich Verhältnisse gibt, die eine Berufswahl nötig machen, und daß es Talente gibt, die zum Studium treiben, wird kein Einsichtiger leugnen. Aber wahrscheinlich ist es doch, daß nicht alle gegenwärtig studierenden Frauen wirklich das Bedürfnis und den unwiderstehlichen Trieb zum Studieren haben, sondern daß der Reiz der Neuheit und das leidige Nachmachenwollen auf ihren Entschluß einigen Einfluß gehabt hat. Darunter leiden die am meisten, die, durch ihre Naturanlage getrieben, sich den gelehrten Berufen hingaben.

Nicht minder skeptisch als der Aufsatz der Frau Andreas werden von den Frauenrechtlerinnen der alten Schule die Bücher Ellen Keys aufgenommen („Essais", „Die Wenigen und die Vielen", „Menschen", aber besonders „Mißbrauchte Frauenkraft", „Das Jahrhundert des Kindes", „Über Liebe und Ehe". Sämtlich bei S. Fischer, Berlin), die freilich zur Psychologie der Frau direkt nicht viel beitragen und bei denen wir uns hier also nicht lange aufhalten können. Ohne sich in tiefgründigen Analysen zu versuchen, ist Ellen Key dem Frauenberuf wie übrigens auch dem Sport im allgemeinen eher abgeneigt. Ihr liegt es vor allem daran, daß jedes Geschlecht seine eigentümlichen Merkmale behalte und seine Besonderheit so vollkommen als möglich ausbilde. Der Beruf aber beschleunigt den Prozeß der Vereinerleiung von Mann und Frau und führt in extremen Fällen sogar zur Heranbildung jenes „dritten Geschlechts", von dem in den letzten Jahren so viel die Rede war. Die ganz auf sich selbst gestellte, nach eigenem Gutdünken arbeitende und genießende Frau lernt ja mehr und mehr den Mann entbehren. Der Gedanke an Ehe und Mutterschaft tritt zurück und wird als eine lästige Komplikation des Lebens abgewiesen. Wie der Mann wird sie egoistisch und scheut sich davor, die Behaglichkeit ihres Lebens um eines

Digitized by Google

Gefühls willen aufzugeben. Mit diesem Verzicht auf ihren Naturberuf aber schwinden auch in ihr die speziell weiblichen Eigenschaften selbstloser Hingabe tiefen und zarten Empfindens. Die Spannung, die zwischen den Geschlechtern eben durch ihre starke Verschiedenheit besteht und eine unerschöpfliche Quelle der Bereicherung und des Fortschritts ist, läßt nach. Das Leben ohne Gegensätze und Verschiedenheiten verflacht und verliert an Tiefe und Kraft. Es wird im besten Fall zu einer selbstsüchtigen Jagd nach dem Genuß, einem rücksichtslosen Wettlauf um den Preis einer einträglichen Stellung, der mit einem Tanz um das goldene Kalb endigt.

Darum versucht Ellen Key mit Aufbietung einer reichen Beredsamkeit und Anführung zahlloser Zitate aus der einschlägigen Literatur sämtlicher Kulturländer, die Ehe als den ersten Beruf des Weibes, das Kind als ihr Ziel und die Familie als ihren Wirkungskreis hinzustellen. Sie möchte die Vorurteile beseitigen, die heute mehr als je zwischen den Geschlechtern herrschen, und sie bekämpft den falschen Stolz, der viele Mädchen zu dem Glauben verleitet, sie gingen ohne den Mann weit besser durchs Leben und bedürften seiner nicht.

Dieses Vorurteil zu bekämpfen wird freilich nur dann gelingen, wenn der Mann seinerseits zu der Einsicht gelangt, er habe die Frau ebenso nötig als sie ihn. Wenn in letzter Zeit die Emanzipation der Frau vom Manne so gewaltige Fortschritte gemacht hat, so liegt das nicht zum wenigsten an der sich verschlechternden Qualität der Männer. Das moderne Berufsleben nimmt die Kräfte und die Zeit des Mannes fast völlig in Anspruch; das Gesellschaftsleben läßt ihn den Rest seiner Zeit außerhalb des Hauses verbringen. Von seiner Teilnahme an der Kindererziehung, von einer geistigen Gemeinschaft mit seiner Gattin ist in vielen Fällen keine Rede mehr. Oft genug verheiratet sich der Mann, um der Hotelküche und der Unordnung der Junggesellenwohnung zu entgehen. Von seinem neuen Heim möchte er nur Vorteil und Genuß haben, den Sorgen und Lasten geht er ängstlich und ärgerlich aus dem Wege.

Ellen Key bemüht sich nun, aus der Ehe wieder eine Geistes- und Seelengemeinschaft zu machen. Sie möchte beide Teile davon überzeugen, daß nur in ihr vollkommene Menschlichkeit zu finden ist, und von dem bornierten Individualegoismus weg möchte sie die Ehegatten auf ihre Menschheitspflicht der kommenden Generation gegenüber hinweisen. Die Sorge um das geistige

Digitized by Google

und leibliche Wohl des Kindes ist für sie fast wichtiger, als die ethische Seite der Ehe. Vom Standpunkt der Sozialethik aus betrachtet sie das Liebesproblem mit Vorliebe und als praktische Schwedin betritt sie sofort den Weg der möglichen Reformen zu einer Besserung der herrschenden Zustände. Die gemeinschaftliche Erziehung beider Geschlechter bis zur Pubertät wird ihnen bessere Gelegenheit als der Ballsaal zu intimerer Seelenkenntnis geben. Freier, freundschaftlicher Verkehr zwischen den Geschlechtern im heiratsfähigen Alter, möglichstes Heraufschrauben des gesetzlichen Minimalalters und innerhalb dieser gesetzlichen Grenzen möglichst frühe Heirat, sorgfältige hygienische Garantien, die der Vererbung von Lastern und Gebrechen vorbeugen sollen, eventuell die Verpflichtung der Beibringung eines ärztlichen Heiratszeugnisses, Erleichterung der Scheidung für die durch die Ehe gesundheitlich, ethisch oder finanziell geschädigten Frauen, Verbesserung des Loses der unehelichen Kinder und ihrer Mütter — das sind einige Forderungen der trefflichen Frauenrechtlerin, die sich bis zu der Behauptung versteigt, daß jede Vereinigung in Liebe auch ohne gesetzliches Band sittlich ist, daß jede eheliche Verbindung, die auf Berechnung, auf Gleichgültigkeit beruht, so gesetzlich sie sein mag, das Brandmal der Unsittlichkeit an der Stirn trägt. Wenigstens in diesem letzteren Punkte sollte man Ellen Key unbedingt recht geben.

Es berührt wohltuend, wenn eine so gelehrte und belesene Frau, eine wahre Spezialistin in ihrem Fach, die ihr Leben unter Büchern zubringt, so kühl über das Frauenstudium und die Rechtsbewegung urteilt. Gewiß wird es manchen gelingen, sich ihre weibliche Eigenart auch im Berufsleben zu erhalten, aber andern ist sie abhanden gekommen und kommt sie täglich noch abhanden. Diese vor der drohenden Vermännlichung zu bewahren und sie an ihre natürliche Bestimmung fester zu ketten, ist der Zweck der Keyschen Bücher, die, trotzdem sie mehr neu in der Form als im Inhalt sind, in viele Sprachen übersetzt und in Tausenden von Exemplaren verbreitet wurden. Sie können bei beiden Geschlechtern, auch wo sie Widerspruch finden, nur Nutzen stiften.

Während Lou Andreas Salomé vorwiegend die Individualität der weiblichen Psyche herausarbeitet und Ellen Key die Ehe vom Gesichtspunkt des Kindes und der Nachwelt aus betrachtet, faßt Laura Marholm in ihren vier Büchern (Das Buch der Frauen, München, Langen. Wir Frauen und unsere

Digitized by Google

Dichter. Wiener Mode. Psychologie der Frau, zwei Bände, Berlin, A. Dunker) vor allem das Verhältnis des jungen Mädchens zum jungen Manne oder auch des jungen Paares ins Auge und sieht von der Frage der Kindererziehung völlig ab. Von der Frauenpresse sind ihre Tendenzen ziemlich einstimmig, teils mit Entrüstung, verurteilt worden. Das mag zum Teil an dem burschikosen, derben und mitunter rohen Tone der Verfasserin liegen. Von Übertreibungen abgesehen, die jedem mit unterlaufen, ist nicht zu verstehen, warum ihre These unannehmbar sein soll: die nämlich, daß es jedes Mädchen nach dem Manne und nach dem Kinde verlangt. In unzähligen Varianten und mit einer unerschöpflichen Fülle von literarischen Beispielen versucht die kluge und originale Schriftstellerin diesen Gedanken immer vollkommener und schärfer zu entwickeln.

Das Peinliche für den weiblichen Leser ihrer Bücher und das eminent Unzeitgemäße im Sinne der Frauenbestrebungen ist ja nun offenbar die hier vertretene, völlige Abhängigkeit vom Manne, aus der dieser, wie es scheint, Stoff zur Eitelkeit und Ruhmsucht zu entnehmen für gut fand. Die Frau möchte so gern auf sich selbst stehen und Bücher, die ihre Unselbständigkeit so rücksichtslos beweisen wollen, müssen sich auf ein energisches Dementi gefaßt machen. Dazu kam noch ein anderes. Die Marholmschen Bücher waren vor zehn Jahren die ersten, die, von lüsternen Skandalpublikationen abgesehen, über das geschlechtliche Empfinden der Frau mit so brutaler Deutlichkeit zu reden wagten. Seitdem sind noch ganz andere Bekenntnisse aus Frauenmund erschienen, unter den vornehmsten seien nur Gabriele Reuters „Aus guter Familie“ und Veras „Eine für Viele“ sowie die Romane von Marie Janitschek genannt, die mehr an das Licht des Tages zogen, als vielleicht gut war, und sich über ihr intimstes Erleben mit einer Offenheit aussprachen, die eher einen anderen Namen verdiente. Aber auf die allzulange Zurückhaltung mußte diese eruptive Offenbarungssucht wohl folgen.

Genug, mit Laura Marholm ist unter anderem der Gedanke in das öffentliche Bewußtsein getreten, daß jede Frau sich ein Kind wünscht und unter Umständen keine Mittel scheut, um dazu zu kommen. Nun ist die Sehnsucht nach dem Kinde oder, wie die literarische Formel heute heißt, der „Schrei nach dem Kinde“, jedenfalls etwas viel Verbreiteteres, als das Schweigen vieler Frauen und Mädchen über diesen Punkt anzudeuten scheint. Er ist zudem auch eines der edelsten und reinsten Gefühle, die man

Digitized by Google

respektieren sollte, statt sie zu verurteilen, und von denen man gewissen Frauenrechtlerinnen eine größere Dosis nur wünschen könnte. Aber in dieser Allgemeinheit ist die Behauptung doch schwerlich aufrecht zu erhalten, zumal Frau Marholm mit diesem Verlangen nach dem Kinde eine gründliche Männerverachtung Hand in Hand gehen läßt. Sie kann uns nicht genug versichern, wie lächerlich, erbärmlich und albern, wie schwerfällig, plump und dumm der Mann in den Augen des Mädchens erscheine, und wenn sie vorher dem Manne durch den Beweis seiner Unentbehrlichkeit schmeichelte, so demütigt sie ihn jetzt durch die Erniedrigung zu einem einfachen Mittel, das man seufzend und widerwillig, ja mit Ekel und Abscheu zur Erreichung eines anders nicht zu verwirklichenden guten Zweckes anwendet.

Auch hier begegnen wir wieder dem Fehler der Konstruktion eines einheitlichen Frauen- und Männertypus, während in der Tat zwischen Mann und Weib geistig nur fließende Übergänge und zahlreiche Annäherungen bestehen. Gibt es zweifellos Frauen, deren ganzes Trachten nur nach dem Kinde geht, so gibt es andere, die es nur von dem geliebten Manne haben möchten, und wieder andere, die in der Ehe nur die geistige Gemeinschaft mit dem Manne suchen. Dazu endlich solche, die es nach Gemeinschaft überhaupt nicht verlangt und die männlichen Wesen ewig fernzubleiben wünschen, weil sie fürchten, in der Ehe um ihre Eigenart gebracht zu werden. Diesen verschiedenen Typen sollte die Frauenpsychologie Rechnung tragen. Aber in der Regel begnügt sie sich mit dem Aufwand eines großen, gelehrten Apparats, der nur persönlichen Erfahrungen und falschen Verallgemeinerungen zum Aufputz dient.

Wie es unter Männern sinnliche und weniger sinnliche Naturen gibt, so finden sich auch unter den Frauen und Mädchen solche, die dem Marholmschen Typus sich mehr oder weniger annähern. Solche Bücher sollten nie ohne ein Korrektiv gelesen werden, wie es sich unter den schon genannten Werken findet. Isoliert betrachtet, können sie nur Schaden anrichten, weil man ihren Verallgemeinerungen zu leicht Glauben schenkt. Wer über ein selbständiges Urteil verfügt und nicht in Gefahr ist, sich durch ein geistreiches Buch den Kopf verdrehen zu lassen, wird in den Marholmschen Büchern über manches Rätsel Aufschluß und über manche Tatsache Belehrung finden. In dem Konzert der männlichen und weiblichen Frauenpsychologien spielt sie nicht ohne

Digitized by Google

Begabung ein eigenes, zwar etwas lautes, aber doch dem Ganzen harmonisch sich einfügendes Instrument.

IV.

Blicken wir nun auf die bunte Fülle dieser Vorschläge, Meinungen und Hoffnungen zurück, und versuchen wir in das Chaos widerspruchsvoller Behauptungen einige Ordnung zu bringen, so können wir deutlich zwei Gedankenströmungen unterscheiden, solche, die sich mit dem Berufs- und Liebesleben der Frau und solche, die sich mit ihrer Seele beschäftigen.

Auffallen muß die ablehnende Haltung, die hervorragende Frauen dem Studium gegenüber einnehmen, und zwar sowohl aus hygienischen als aus ethischen Gründen. Als die Männer die gleichen Bedenken geltend machten, klagte man sie des Egoismus, des Konkurrenzneides und der Kurzsichtigkeit an, hatten auch in vielen Fällen völlig recht damit. Aber die Tatsachen bleiben bestehen. Der durchschnittliche Gesundheitszustand unserer Mädchen der höheren Stände ist gegenwärtig derart, daß nur eine Minorität sich ohne Schädigung an ein längeres Studium wagen kann. Dieser Minorität Tür und Tor zu öffnen, ist freilich selbstverständliche Pflicht. Dafür erwartet man von den Frauen, daß sie nur dann Hand ans Werk legen, wenn sie Beruf und Begabung dazu in sich fühlen. Daß ihnen die vielbesprochene Weiblichkeit dabei notwendig abhanden komme, ist eine bequeme Männerphrase, daß aber die Gefahr dieses Verlustes hier größer als sonstwo ist, sollten die Frauen doch einsehen. Es gibt in den gelehrten Berufen Frauen, die sich selbst in schönster Weise treu geblieben sind und ihre ganze, auch gelehrte Tätigkeit mit ihrem weiblichen Empfinden durchdrungen haben — es sind die klügsten und besten unter ihnen. Es gibt andere, die es vor lauter gelehrtem Dünkel schließlich zu einer kläglichen Karikatur des Mannes gebracht und ihre natürlichen Instinkte eingebüßt haben — das sind die dummen und entarteten. Man zählt ihrer sonderbarerweise in Deutschland und Rußland mehr als in England, Frankreich und Skandinavien, vielleicht, weil sie der allzu harte Emanzipationskampf zu spröde und im schlimmen Sinne des Wortes männlich gemacht hat. Jedenfalls sollte die Frau nie vergessen, daß der gelehrte wie jeder andere Beruf für sie etwas Sekundäres ist. Tötet er in ihr das schon dem mit Puppen spielenden kleinen Mädchen innewohnende Muttergefühl, das Verständnis und Ge-

Digitized by Google

schick für häusliche Pflichten, so ist er unbedingt verwerflich. Gelingt es der Frau aber, diese ihre natürlichen Fähigkeiten dennoch auszubilden und ihr besonderes weibliches Empfinden stets wachzuhalten, so ist nicht einzusehen, warum man ihr nicht alle Berufe unterschiedslos freigeben soll, falls die physische Kraft und die Zeit zu ihrer Ausübung vorhanden ist. Sich selbst nicht zu verlieren, sich überall in ihrer Persönlichkeit zu behaupten, ist der beste Rat, den man der im Berufsleben stehenden Frauen geben, der einzige Vorbehalt, den man bei ihrer völligen Emanzipation machen kann.

Wäre dies die Quintessenz der zitierten Quellen über das Berufsleben der Frau, so ist es bedeutend schwerer, Einheiten ihrer Meinungen über das weibliche Seelenleben zu bringen.

Spielen schon physisch die geschlechtlichen Funktionen bei ihr eine unvergleichlich größere Rolle als beim Manne, so ist es selbstverständlich, daß diese ihre Besonderheit eine starke geistige Rückwirkung haben muß; Liebe, Ehe und Kinder sind Probleme, die sie in viel höherem Grade beschäftigen. Gelingt es, diese Gedanken und Gefühle auch für die Unverheirateten in den entsprechenden Berufen nutzbar zu machen (Kindergärtnerin, Krankenpflegerin, Ärztin) oder auch dieses Hingebungsbedürfnis in ein anderes Bett zu leiten (Studium, künstlerische Betätigung), so wird die Frau Glänzendes und in vieler Beziehung Besseres leisten als der Mann. Läßt man aber diese Instinkte unverwertet, so wuchern sie und zeitigen die sogenannten weiblichen Laster (Eitelkeit, Koketterie, Herrschsucht, Schwätzsucht usw.).

Ein zweites weibliches Charakteristikum ist das Übergewicht des Gefühls- und Willenslebens über den Verstand. Wo es sich also um rein abstrakte und „gefühlsunbetonte" Erwägungen handelt, wird die Frau meist den Kürzeren ziehen, überall aber, wo das Empfinden mitschwingt, wird sie unter Umständen besser verstehen und tiefer erfassen als der Mann. Ihre auf das Pflegen und Erhalten des Bestehenden gerichtete, konservative Natur wird einerseits die Kultur vor Sprüngen und Abenteuern bewahren, sie anderseits aber auch hindern, an dem wahren Fortschritt entdeckend und erfindend teilzunehmen. Wird sie aber gewaltsam aus ihren Bahnen gerissen, so ist sie direkt gefährlich und läßt sich zu Worten und Taten hinreißen, die für den Bestand der Menschheit und ihren sittlichen Fortschritt bedenklich werden können.

Auch wir haben hier einen Durchschnittstypus angenommen, von dem sich die Wirklichkeit im Guten und Schlimmen fort-

Digitized by Google

während unterscheidet. Ist auch zwischen dem weibischsten Mann und der männlichsten Frau noch ein großer Unterschied, so gibt es doch in beiden Trägern starke Ähnlichkeiten und Annäherungen, wie sie durch Nation, Erziehung und Berufsleben bedingt sind. Aber der geschlechtliche Unterschied bleibt bestehen und auf ihn gründen sich in schärferer oder schwächerer Ausprägung die soeben skizzierten Gegensätze.

Wenn in letzter Zeit so häufig betont wird, wie nötig die Frau den Mann hat, und wie wichtig es ist, daß sie, auch unverheiratet oder noch unverheiratet, ihrem Wesen treu bleibe und sich gewissermaßen für ihn aufhebe, so sollte man doch auch mit der gleichen Energie den Gedanken verfechten, daß der Mann nicht ohne die Frau sein kann. Man pflegt diesen Satz meist nur aus der Küche und dem Kleiderschrank heraus zu beweisen statt psychologisch vorzugehen und im einzelnen auch bei geistigen und seelischen Vorgängen das völlige Angewiesensein des einen Geschlechts auf das andere darzustellen. Gehört nicht das Erhaltende und das Fortschreitende, das Fühlende und das Denkende auf das engste zusammen, und ist der platonische Mythus von den ursprünglich geeinten, den zerrissenen und jetzt einander suchenden Hälften nicht beinahe eine naturwissenschaftliche und jedenfalls eine ethische Tatsache? Der im Berufsleben stehende Junggeselle empfindet zwar weniger als die ihre Maschen am Fenster zählende Jungfer die Unvollkommenheit seiner Existenz, und er ahnt kaum die Entwickelungsmöglichkeiten, die dem Manne aus dem Verkehr mit der Frau erwachsen. Aber gerade diese philisterhaft-egoistische Befriedigung ist ein deutliches Symptom seines unvollkommenen Menschentums, um das ihn nur solche beneiden werden, denen der Geldbeutel und die Bequemlichkeit höher stehen, als die Entwickelung ihres Wesens und die Vertiefung ihres Innenlebens.

Daß die Frau nicht unter dem Manne steht, sollte die Weisheit des zwanzigsten Jahrhunderts wohl erkannt haben; daß sie über ihm steht, wird sich vielleicht einmal erweisen. Aber daß der Mann sich der Frau, die Frau dem Manne unterlegen fühlt, ist vielleicht für beide Geschlechter um ihrer Verschiedenheit willen das natürlichste Gefühl.

Digitized by Google

Glaubenslos?

Von Wilhelm Föllmer.

Er kam sehr niedergeschlagen zurück. Es tat mir beinahe leid, daß ich ihm so sehr zugeredet hatte, den Gang zu machen, der ihm so schwer geworden war. Aber was half's; er sollte sich keinen falschen Hoffnungen hingeben und wissen, was er von der Zukunft zu erwarten hatte. Ein Dämmerleben in Hoffen und Bangen ohne Handeln mag vielleicht für das Gefühlsleben saft- und kraftloser Dekadenten zuträglich sein; für die Entwickelung der Kräfte, die im wirklichen Leben, im Kampfe ums Dasein so notwendig sind, taugt es nicht.

Ohne Aufforderung fing er an zu erzählen:

„Ihr wißt, ich bin etwas befangen und ängstlich. Beinahe wäre ich noch im letzten Augenblick umgekehrt — hätte ich's nur getan — wenn mich nicht die Scham vor euch weiter getrieben hätte. Ich gab also die Empfehlung ab und wurde bald vorgelassen. Mit liebenswürdigem Lächeln empfing mich der Oberkonsistorialrat, forderte mich freundlich auf, Platz zu nehmen, fragte nach meinen Studien, nach dir, liebe Mutter, und nach den verschiedensten Angelegenheiten. Ich verlor meine Scheu und erzählte, wie eine kleine Pension für dich, die arme verkrüppelte Schwester und mich ausreichen müßte, und daß das Honorar der wenigen Privatstunden kaum genügte, die Kosten für meine Kleidung zu decken. Trotz vieler Bemühungen sei es mir wegen meiner unscheinbaren Gestalt noch nicht gelungen, eine Pfarrstelle zu erhalten. Ich wäre nun schon über 30 Jahre alt, und ich könnte es doch unmöglich länger ertragen, daß mich meine alte Mutter mit ihren paar Pfennigen Pension weiter ernähre. Gern wollte ich ja jede Stelle annehmen, gleichgültig wo; ob im In- oder Auslande.

Der freundliche Herr schien auch geneigt zu sein, meine Bitte zu erhören. Er fragte mich:

‚Sind Sie denn ein gläubiger Christ?'

Freudig antwortete ich: ‚Ja.'

‚Glauben Sie an die Auferstehung des Fleisches?'

Ich wollte ausweichend antworten.

Digitized by Google

Mit scharfen Augen blickte mich der Konsistorialrat an und sagte:

‚Bitte, weichen Sie nicht aus; sagen Sie Ja oder Nein!‘

Ich sah ihn fest an und gab ihm kurz und knapp die Antwort, die ich nur geben konnte:

‚Nein.‘

Da hörte ich die geschäftsmäßig gesprochenen Worte:

‚Dann muß ich Ihnen zu meinem lebhaften Bedauern mitteilen, daß ich mich nicht für Sie verwenden kann. Wir können nur wirklich gläubige Christen brauchen.‘

Sprach's, stand auf, und ich war entlassen.“

Mit sorgen- und kummervollem Gesicht hatte die Mutter der Erzählung ihres großen Kindes gelauscht. Als es jetzt zu ihr schüchtern aufschaute, blickte sie heiter lächelnd. Ein Strahl warmer Mutterliebe quoll aus ihren Augen und liebkosend streichelte sie die vor Erregung geröteten Wangen ihres Sohnes.

Ich konnte nicht die vielleicht etwas zynische Bemerkung nnterdrücken:

„Du hast eben noch nicht gehungert. Hunger würde Dich bald lehren, an die Auferstehung des Fleisches zu glauben und derartige konsistorialrätliche Fragen mit ‚Ja‘ zu beantworten.“

Sanft, aber bestimmt wehrte die Mutter ab, von der ich bestimmt wußte, daß sie aus innerster Überzeugung an ihres Sohnes Statt hätte „Ja“ sagen können:

„Solange ich lebe, soll er nicht hungern. Heucheln soll er aber auch später nicht, selbst wenn er hungern müßte.“

Ich war beschämt und schaute die edle Frau an, als ob ich sie um Verzeihung bitten wollte. Sie reichte mir sofort ihre Hand und drückte freundlich die meinige. Ich nahm den Händedruck als Abschiedsgruß und ging still von dannen.

Digitized by Google

Zur Entwickelung der Parteien in der modernen russischen Bewegung.*)

Von Markus Wischnitzer.

Man sollte es kaum glauben, wie weit die revolutionäre Bewegung das russische Reich in so kurzer Zeit erfaßt hat. Vor einem Jahre herrschte der allgewaltige Plehwe, die Presse war geknebelt, wie nie zuvor, Hunderte von Intellektuellen schmachteten in Gefängnissen oder lebten in weit abgelegenen Nestern, fern von den Hauptstädten, unfähig, ihre Stimme zu erheben; die schwachen Versuche der Semstwos, allgemeinere Fragen und Bedürfnisse zu beraten, wurden sofort niedergedrückt. Als der Wundermann, der das alles fertig gebracht hatte, gefallen war, fühlte man sofort den neuen und freieren Zug.

In der Presse begann man vom „Frühling", von den nun kommenden schönen Tagen zu reden. An die Spitze der inneren Regierung wurde ein Mann berufen, der ganz das Gegenteil seines Vorgängers war. Mirsky versprach viel; er gebrauchte oft das Wort vom gegenseitigen Vertrauen der Regierung und der Gesellschaft. Er machte auch einige zage Versuche, seine Versprechungen auszuführen, die freilich winzig waren und der nötigen Energie entbehrten. Die besaß nun Mirsky ganz und gar nicht; er verstand es nicht — wie es Plehwe meisterhaft gelungen war — sich am Hofe zum Herrn der Situation emporzuschwingen.

Als die ersten Wogen der politischen Bewegung höher angeschwollen waren, mußte er gehen. Sein Kredit war dahin. Ein Verdienst wird man ihm lassen. Er hat die Bahn für die neu erwachende Bewegung merklich erleichtert, indem er den Vertretern der Semstwos gestattete, sich in Petersburg zu der denkwürdigen Novembertagung zu versammeln.

* * *

Die jetzige Phase in der politischen Bewegung Rußlands wird unbedingt auf diese Tagung zurückgeführt werden müssen.

*) Der Aufsatz schildert die Dinge, wie sie vor ungefähr 10 Monaten erschienen; über die weitere Entwickelung wird der Verfasser in einem zweiten Aufsatz berichten.

Digitized by Google

Die Bewegung selbst ist heute freilich nicht mehr so einfach, ihre Ziele und Mittel sind durchaus nicht gleich und einheitlich, die Elemente und Faktoren ziemlich verschieden und einer stetigen Differenzierung unterworfen. Das Parteiwesen ist in fortwährend reger Ausbildung und Ausprägung begriffen. Es verlohnt sich vielleicht, diesem interessanten Prozeß einige Aufmerksamkeit zu widmen.

Von vornherein sei bemerkt, daß die Parteien und Gruppen, die bereits früher bestanden haben und noch heute bestehen, und die den sozialdemokratischen und sozialistisch-revolutionären Lagern angehören, aus dem Kreise der Betrachtung ausgeschaltet werden. Hier sollen die Strömungen und Tendenzen beobachtet werden, die an den Novemberkongreß mehr oder minder anknüpfen — die konstitutionelle Bewegung. Daß diese nun sich nicht rein politisch entwickelte, sondern soziale Probleme involvierte, daß die moderne russische Bewegung — was ihr Hauptmerkmal ist — unter der Form einer politischen und sozialen Umgestaltung des gegenwärtigen Zustandes der Dinge auftritt, leuchtet bei näherer Beobachtung der Entwickelung der Ereignisse sofort ein und soll im folgenden an einzelnen Stadien gezeigt werden.

Vergegenwärtigen wir uns zuvor die Forderungen der Semstwomänner am Novemberkongreß. Nachdem das Anormale des bureaukratischen Regimes und seine verderblichen Folgen für das politische, soziale und geistige Leben des Landes dargelegt und sofortige Maßregeln zur Beseitigung dieser Zustände — wie Freiheit der Person, des Eigentums, des Gewissens und der Meinungsäußerung — gefordert wurden, verlangte die Mehrheit des Kongresses „zur Herstellung und Erhaltung eines stets regen und engen Zusammenhanges und Einheit der Staatsgewalt und der Gesellschaft (vom Volk ist noch keine Rede) sowie zur Sicherung einer regelrechten Entwickelung des Staats — und Gesellschaftslebens unumgängliche und regelmäßige Teilnahme einer Volksvertretung als einer besonderen Wahlinstitution an der Verwirklichung der gesetzgebenden Gewalt, an der Bestimmung der Staatseinnahmen und -ausgaben und an der Kontrolle über die Gesetzlichkeit der administrativen Handlungen". Das entscheidende Wort war ausgesprochen. Die Gesamtvertretung der Semstwo entschied sich in ihrer Majorität für eine Verfassung. Sie fand dieses Mittel als das einzig entscheidende für die Gesundung Rußlands.

Das Nähere über die anzustrebende Verfassung stand freilich aus. Dem Kongresse folgten Einzelberatungen verschiedener

Digitized by Google

Semstwo, von denen die des Saratower*) Semstwo aus dem Januar 1905 publiziert worden sind und großes Interesse bieten. Der Bericht des Vertreters am Kongreß wird gebilligt, ebenso die Resolutionen, und mit überwältigender Mehrheit nach einer sehr lebhaften Diskussion das Prinzip des allgemeinen, direkten und geheimen Wahlrechts für die zu berufende Volksvertretung angenommen.

Man höre folgende Argumente eines der eifrigsten Verfechter dieses Prinzips: „Können wir im gegenwärtigen Zeitpunkt etwas vorschlagen, das den geringsten Funken des Zweifels erwecken würde, als wollte man nicht das tun, was dem Volke nötig ist? Es wird von unserer Seite ein sehr riskierter Schritt sein. Das Volk wird unsere Motive nicht verstehen und glauben, daß wir bestrebt seien, es beiseite zu schieben. Es wird untaktisch sein, solche Gedanken bei ihm zu erwecken. Das Verschweigen des allgemeinen Wahlrechts in der Resolution des Kongresses hat bereits viele Zweifel wachgerufen. Man kann schon in der reaktionären Presse lesen: Sie haben verschwiegen! Sie wollen alles in ihre Hand bekommen, um das Volk zu knechten! Wenn man bereits auf solche Momente anspielt, müssen wir aus dem Gefühle der Selbsterhaltung ähnliche Gerüchte zerstreuen."

Die Stimmung für das allgemeine Wahlrecht nimmt überhand. Die zahlreichen Verbände, die sich in den letzten Monaten zum Zwecke der Bekämpfung des Regimes organisiert haben, wie die der Advokaten, Ärzte, Ingenieure u. a., nehmen dieses Prinzip in ihre Tagesordnung auf. Diese Art der Organisation ist für die jetzige Bewegung charakteristisch. Bei dem noch nicht vollständig ausgebildeten Parteiwesen spielen lose Vereinigungen von Mitgliedern eines Berufes, ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit der politischen Anschauungen des einzelnen — für Reaktionäre ist da freilich kein Platz — eine bedeutende Rolle. Sie organisieren sich zum Zwecke der Erlangung gewisser nächster Ziele und Aufgaben, die aber gleich nötig und unumgänglich sind.

Daneben beginnt aber — und das ist der Punkt, der die meiste Aufmerksamkeit verdient — eine langsame Bildung und Gestaltung von Parteien mit fest ausgeprägten Programmen. Im Lager der liberalen Konstitutionalisten treten uns zwei Gruppen entgegen, der Verband Oßwoboschdenje und die Semstwopartei.

*) Semstwo und politische Freiheit. Protokoll der Beratungen der Kommission des Saratower Semstwo (1905). Paris 1905.

Digitized by Google

Ersterer besteht hauptsächlich aus den intellektuellen liberalen und demokratischen Kreisen. Er spielt den literarischen und publizistischen Führer der Bewegung. Die meisten Verfassungsprojekte sind von seinen Mitgliedern ausgearbeitet, die radikale Presse zählt seine Anhänger zu ihren eifrigsten Mitarbeitern. Das Programm*) des Verbandes enthält unter anderem allgemeines Wahlrecht — auch das allgemeine Frauenwahlrecht fand auf der Zusammenkunft des Verbandes seine Mehrheit! — weitausgedehnte lokale Selbstverwaltung — namentlich für die Grenzgebiete —, Anerkennung des Rechtes der verschiedenen Völker des russischen Reiches auf kulturelle Selbstbestimmung und tiefgehende kulturelle, rechtliche und ökonomische Reformen. Nächst den notwendigen Schul- und Gerichtsreformen sind es hauptsächlich die ökonomischen Forderungen, die das Programm kennzeichnen. „Das gesamte Wirtschaftsleben Rußlands ist bis in seine Wurzel hinein durch die politische Knechtschaft, unter der das Land schmachtet, verdorben." Der Verband verlangt Steuerreformen, Lossagen vom protektionistischen System, weitgehende Agrarreformen — „die politische Befreiung Rußlands muß zugleich eine Ergänzung des Werkes der Bauernbefreiung sein" — und eine Reihe von Forderungen zur Besserung der Arbeiterlage, wie Koalitionsfreiheit, achtstündigen Arbeitstag, Staatsversicherung u. v. a.

Man wird nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß die erwähnten Forderungen sowie das Prinzip des allgemeinen Wahlrechts durch die bekannten Erscheinungen der Arbeiterbewegungen hervorgerufen wurden. Die konstitutionelle Bewegung mußte das rein politische Gebiet überschreiten und Wünsche und Bedürfnisse der Massen berücksichtigen. Diese Entwickelung vollzog sich in einer verhältnismäßig kurzen Zeit. Noch im November hieß es im „Syn Otetschestwa", dem Hauptorgan der radikalen Partei: „Die sozialen Gegensätze müssen eine Zeitlang vergessen werden".**) Nach den Ereignissen des 22. Januar mußte es anders kommen; die Gerüchte von Bauernrevolten konnten nur diese Tendenz zum sozialen Charakter der Bewegung verstärken. Die Fabrikanten haben nach dem 22. Januar der Regierung erklärt, daß sie die politischen Forderungen der Arbeiter wohl für berechtigt halten, sie sprachen aber ihren ökonomischen Forderungen jede Berechtigung

*) v. Oßwoboschdenje 20. Mai; auch Nowoje 5. April a. St.

**) Vgl. Rußkoje Bogatstwo 1905 Mai S. 172.

Digitized by Google

ab.*) „Es ist daher undenkbar, das soziale Problem vom politischen vollständig abzusondern; man wird beide zugleich lösen müssen," sagt Peschechonow, ein Wortführer der Demokraten, und er fügt die bemerkenswerten Worte hinzu: „die Bourgeoisie wird keine ähnliche Rolle spielen, wie in der französischen Revolution". Durch diese Ausführungen ist der Verband Oßwoboschdenje ziemlich charakterisiert. Er bildet den äußersten Flügel der konstitutionellen Partei und steht am meisten unter dem Einflusse westlicher Ideen.

Mehr doktrinär als realpolitisch geartet, verlangt er dem Prinzipe zu Liebe das allgemeine Frauenwahlrecht.

Eine gemäßigtere Richtung vertritt die Semstwopartei, der man auch mehr Sinn für praktische Politik, für Berücksichtigung der konkreten und namentlich lokalen Eigentümlichkeiten des Landes zumuten kann. Der Semstwokongreß, der in den ersten Maitagen in Moskau tagte, hat sich zwar für das allgemeine, direkte und geheime Wahlrecht entschieden, allein zugleich auch für die zweite Kammer,**) die aus Delegierten der einzelnen Gouvernementssemstwo und der Magistrate von Städten mit über 125000 Einwohnern bestehen soll. Durch diesen Beschluß hat sich die Semstwopartei nach links abgegrenzt, aber freilich nicht so scharf und prinzipiell, da die zweite Kammer schließlich auf das allgemeine Wahlrecht zurückkommt, insofern dieses für alle Selbstverwaltungskörper Geltung hat.

Wichtiger ist nun die Meinungsverschiedenheit in betreff des Prinzips selbst, der Wahlrechtsfrage. Es erheben sich da bereits Stimmen und Bedenken aller Art. „Eine allgemeine Volksvertretung bildet sich in Rußland zum ersten Male. Die Bevölkerung hat noch kein allgemein-politisches Leben geführt, die Vorstellung der staatlichen „Alleinheit" ist verdunkelt durch das Bewußtsein der Ideen des Klassen- und Gruppenzusammenhangs. Darin liegt die Ursache der Zweifel und Befürchtungen."***) Einige Vertreter äußerten am letzten Semstwokongreß die keineswegs unberechtigten Bedenken vor einem Übergewicht des bäuerlichen

*) Auf diese Tatsache macht Peschechonow, Rußkoje Bogatstwo 1905 Mai, aufmerksam.

**) Ein Staatsgrundgesetz des russischen Reiches. Paris 1905 17 ff.; vgl. Freistatt 22.

***) Rußkoje Bogatstwo 1905 Mai.

Digitized by Google

Elements, das zu einer Umwertung aller Besitzverhältnisse führen könnte.

So mehren sich die Symptome einer abweichenden Parteibildung, die wohl als Zentrum wird bezeichnet werden können. Ihr positives Programm ist noch keineswegs bekannt und bestimmt; sie kritisieren bloß die radikalen Forderungen der demokratischen Partei. Manche zählen in die sogenannte Mittelpartei den ursprünglich populären Semstwoführer Schipoff und seine Anhänger, bezeichnen aber diese Gruppe als rechtes Zentrum.*) Man sieht, an Namen fehlt es nicht. Doch welche politische Bewegung hat nicht dieses pilzartige Aufschießen von Parteien und Fraktionen hervorgebracht? Die Stärke der Mittelpartei ist schwer zu bestimmen. Am letzten Semstwokongreß war nur $^1/_4$ gegen das allgemeine Wahlrecht. Man muß aber bedenken, daß die gemäßigte Semstwominorität so gut wie keinen Anteil an den Beratungen nahm, da manche bei den Wahlen nicht durchgedrungen waren. In den einzelnen Semstwo ist aber die Stimmung eine mehr opportunistische, so daß für die Mittelpartei günstige Aussichten bestehen.**)

Wie leicht kann diese Partei mit den Konservativen zusammengehen, die eine gesetzgebende Volksvertretung und Ministerverantwortlichkeit mit der Unantastbarkeit des Autokratismus vereinigen wollen.***) Ihre Chancen sind heute ebenso günstig und können durch Versprechungen und Verheißungen von oben gefördert werden, da dadurch die lauen Liberalen in ihr Lager übergehen würden und — was wahrscheinlich anzunehmen ist — auch die Massen, namentlich aus den bäuerlichen Kreisen.

* * *

Um ein allgemeines und übersichtliches Bild über die jetzige Situation zu gewinnen, muß man drei große Komplexe von Parteien und Gruppen ins Auge fassen. Rechts stehen die konstitutionellen Konservativen, — „die Freunde der jetzigen Regierung," — die bereit sind, mit dem Absolutismus ein Kompromiß zu schließen, und — es sei gleich bemerkt — günstige Aussichten haben. Links befinden sich die sozialistisch-revolutionären und

*) Peschechonow, Russkoje Bogatstwo 1905 Mai.
**) ebenda.
***) Oßwoboschdenje Nr. 69—70, S. 333.

Digitized by Google

sozialdemokratischen Elemente, deren Forderungen auf politischem und sozialem Gebiet natürlich die extremsten sind, so z. B. demokratische Republik und Aufteilung des Bodens unter die Landbevölkerung. Bei unvorhergesehenen Ereignissen und Ausbrüchen der öffentlichen Meinung, wie sie während einer Revolution meist impulsiv kommen, können sie leicht — wenn auch nicht dauernd — Herren der Situation werden.

Zwischen diesen Extremen arbeitet die liberal-demokratische Gruppe der russischen Gesellschaft. Der „Verband Oßwoboschdenje" und die Semstwopartei sind die Hauptfaktoren dieses Lagers. Ihre Situation ist keineswegs so einfach. Viele von ihnen neigen gern nach links; theoretisch stehen sie im Banne der demokratischen Ideen des Westens. Sie haben eine gewisse Furcht als Bourgeois und Opportunisten verschrien zu werden, dabei sind sie auch von einer wahren — vielleicht auch blinden — Liebe zu den großen Massen erfüllt. Alles für das Volk und durch das Volk.

Anderseits gibt es manche, die ein fortwährendes Hinüberschielen nach links für unehrlich halten und klar und unzweideutig erklären: „Ja, zwischen uns und der Sozialdemokratie, zwischen uns und den sozialistischen Revolutionären liegt eine feste Demarkationslinie und wir wollen sie nicht überschreiten."*) Dabei sind sie im ungewissen, auf welche realen Kräfte sie sich stützen können. Sie ahnen die Möglichkeit, daß die Massen nicht ihnen, sondern den extremen revolutionären Elementen folgen würden, die ihnen unendlich mehr versprechen, die Aufteilung des Bodens in Aussicht stellen und die Diktatur des Proletariats vorspiegeln.**) Sie fühlen wohl, daß sie, um ehrlich und sich selbst treu zu bleiben, nicht viel versprechen können. Und doch „hat in gegenwärtiger politischer Atmosphäre die Partei den größten Erfolg, die am meisten verspricht".***)

Diese Fragen der Taktik bewegen heute und werden in den nächsten Monaten die russische Demokratie immer fort beschäftigen. Nicht auf die schönen Programme kommt es an, deren es bereits ganze Legionen gibt, sondern auf das geschickte Hinbringen des hin- und herschwankenden Schiffes der modernen russischen Bewegung in einen sicheren und freien Hafen.

---

*) Oßwoboschdenje ebda.

**) Oßwoboschdenje Nr. 69 und 70, S. 333 f.

***) ebenda.

Digitized by Google

Wird die demokratische Partei diese Aufgabe lösen, wird sie die nötigen realen Kräfte für die Durchführung ihres Werkes finden? Sehr bezeichnend spricht sich darüber ein Mitglied dieser Gruppe aus: „Wahrscheinlich wird der morgige Tag nicht uns gehören; er wird entweder der Regierung gehören, die sich auf ihre neuen Freunde stützt, oder den „desorganisierenden" Kräften. Allein ich bin überzeugt, unsere Prinzipien sind so sehr über allen Zweifel erhaben und der historische Verstand spricht für sie in so starkem Maße, daß für uns der übermorgige Tag anbrechen wird, da wir auf Ruinen werden bauen müssen. Ich hege voll Freude die Hoffnung, daß für diesen Zeitpunkt der konstitutionellen demokratischen Partei eine große Mission beschert ist, die wir ehrenvoll erfüllen werden. Allein wie erleben wir das Übermorgen, ohne uns zu verlieren?"

Es ist schwer über eine so komplizierte Bewegung, wie es die moderne russische ist, prophezeien zu wollen. Man kann nur die Ereignisse aufmerksam verfolgen, den Zersetzungs- und Bildungsprozeß der Kräfte dieses interessanten Phänomens eifrig beobachten und studieren.

Und ist das nicht wichtiger und erkenntnisfördernder als müßiges Vorhersagen?

Die Arbeit der evangelischen Missionen in Ostasien.

Von Katharina Zitelmann.

I.

China.

Man begegnet in Deutschland fortwährend dem Ausdruck: „Gelbe Gefahr". Unsers Kaisers bekannte Zeichnung wird als ein Beweis seines prophetischen Blickes betrachtet und der Sieg der Japaner über die Russen als der Wendepunkt, der uns die

Digitized by Google

gelbe Gefahr in nächste Nähe rücken würde. Der Einfluß des stammverwandten Japan auf China sei schon jetzt sehr groß, und ein noch engerer Anschluß beider Länder aneinander würde die europäischen Interessen ernstlich gefährden, so glaubt man.

Unsere Missionare in Ostasien, die doch zweifellos das Volk und die Verhältnisse am besten zu beurteilen verstehen, wollen dem Gespenst der gelben Gefahr nicht allzu große Bedeutung beilegen. Sie meinen, daß sich in China eine gesunde Reformbewegung freier und besser unter japanischem Einfluß entwickeln könne, als unter dem starren reaktionären Geist, der die russophilen Kreise erfüllt. Daß aber eine neue Weltgeschichte sich anzubahnen im Begriffe ist, und daß Ostasien ihr Schauplatz sein wird, davon sind sie ebenfalls überzeugt.

Das Deutsche Reich hat wichtige Interessen in China und Japan. Nicht nur knüpfen sich an unsere Musterkolonie Kiautschou große Zukunftshoffnungen, sondern unsere reich entwickelte Industrie braucht notwendig die Absatzgebiete, die es sich in den Ländern des Ostens erworben hat, und muß danach streben, sie zu vermehren. China ist das Land der „unbegrenzten Möglichkeiten", das sich über kurz oder lang der europäischen Kultur erschließen und seine Türen öffnen wird. Sorgen wir nur dafür, daß dann der Boden bereitet ist, um uns zu empfangen! Wir haben mächtige Rivalen, die mit viel größeren Mitteln und Kräften als wir an demselben Ziel arbeiten und uns gern den Weg verlegen würden. Da heißt es mit doppeltem Eifer am Werke sein und kein Opfer scheuen. Mit vorsichtiger Zurückhaltung kommen wir nicht weiter.

Was heißt das nun: „Den Boden zu bereiten?" Wen gilt es, dabei zu unterstützen?

An erster Stelle will ich auf die Missionen als Pioniere der Kultur hinweisen. Der Missionar ist der erste, der in eine noch nie vom Fuße eines Europäers betretene Gegend geht. Mit seinen Sprachkenntnissen gewinnt er sich allmählich Vertrauen, und indem er ein praktisches Christentum übt und mit namenloser Geduld die mißtrauischen Eingeborenen an sein selbstloses Wohlwollen glauben lehrt, gelingt es ihm endlich, den Samen des Evangeliums auszustreuen. Nun mag der Kaufmann kommen. Er wird nichts zu fürchten haben; das Interesse für die Fremden ist geweckt worden.

Die Regierungen aller Länder wissen sehr gut, welche Dienste die Missionen ihnen leisten, und unterstützen sie auf alle Weise.

Digitized by Google

Während Frankreich bei sich zu Hause die Kongregationen ausweist, blühen und gedeihen die berühmten Jesuitenanstalten in Schanghai und der Petang in Peking. Amerika und England überschwemmen das Land mit Missionen. Eine einzige englische Gesellschaft hat z. B. 800 Missionare in Südchina, wo Deutschland und die Schweiz zusammen etwa 70 haben.

Nun wird zwar jede Mission in der Verbreitung des Christentums Zweck und Ziel ihrer Tätigkeit suchen. Aber daneben wirkt sie im nationalen Sinne, — sie mag das zu tun beabsichtigen oder nicht. Die Freunde, die sie erwirbt, sie erwirbt sie zugleich ihrem Vaterlande. Schon die Sprache, die sie lehrt, bringt das mit sich.

In Deutschland ist nicht viel Sympathie für die Missionen vorhanden. Man wirft ihnen die Erfolglosigkeit ihrer Arbeit vor und meint, daß Geld und Kräfte lieber im eigenen Lande verwandt werden sollten, wo es genug zu tun gäbe. Aber außerdem erhebt man auch schwere Vorwürfe gegen die Art ihrer Propaganda. Man zeiht sie der Zänkerei untereinander, der Aufhetzung der neubekehrten Christen gegen ihre Stammesgenossen und des Schutzes schlechter Elemente gegen die Gesetze ihres Landes. Sie sollen Zwietracht in den Familien säen und die von ihnen erzogenen Mädchen — meistens Waisen und ausgesetzte Kinder — der Prostitution in die Arme treiben. — Von den Verdiensten der Missionen, vom Nutzen ihrer Tätigkeit spricht man nicht, weil man nichts davon weiß, sich nie über den wirklichen Stand der Dinge unterrichtet hat.

Zweifellos sind Mißgriffe der Missionen vorgekommen, und es steckt ein Kern von Wahrheit in den Anklagen, die gegen sie erhoben werden. Die evangelische Mission ist noch jung, und es mangelte ihr an allen Erfahrungen, als sie in die Tätigkeit eintrat. Das Gefährlichste war aber das fast gleichzeitige Eindringen von zahlreichen Gesellschaften der verschiedensten Nationalitäten, die nach ganz verschiedenen Prinzipien arbeiten. Politische Eifersüchteleien, konfessionelle Besonderheiten und abweichende Missionsmethoden mußten wohl neben persönlichen Reibereien, die zwischen so verschiedenen Elementen kaum ausbleiben konnten, Mißstände hervorrufen. Kürzlich hat in China eine von allen Missionsgesellschaften beschickte Konferenz getagt, um Vorschläge zur Verhinderung von Streitigkeiten zu machen. Aber ein Erfolg ist nicht erzielt worden. Das beste Mittel zum friedlichen Nebeneinandergehen würde sein, jeder Gesellschaft ein bestimmtes Terrain

Digitized by Google

anzuweisen, auf dem ihr allein die Arbeit obliegt. Keine von ihnen will aber das Werk, das sie bisher geschaffen, fremden Händen überlassen. Und da niemand sie hindern kann, lassen sich immer neue Missionsgesellschaften neben den alten nieder. Am Schlusse des 19. Jahrhunderts wirkten bereits 40 verschiedene mit 1100 Missionaren in China. Außer ihnen standen 124 männliche und 59 weibliche Ärzte und 713 unverheiratete Missionarinnen in ihrem Dienst, dann noch die Gattinnen der Missionare, etwa 750, wozu noch 5000 Gehilfen beiderlei Geschlechts hinzuzurechnen sind. Das sind in der Tat bemerkenswerte Zahlen. Aber die Zersplitterung der Missionsarbeit ist sehr beklagenswert und wirkt im höchsten Maße schwächend auf ihre Wirksamkeit ein. Eine Sammlung und Konzentration tut not.

Leichter wiegen die anderen Vorwürfe, denen fast immer einzelne Vorkommnisse zugrunde liegen, noch dazu solche aus früherer Zeit. Wo werden nicht einmal Fehler gemacht? Eine taktlose übereifrige Persönlichkeit verschuldet zuweilen einen Konflikt, für den die Mission im Ganzen verantwortlich gemacht wird, ob sie auch selbst die Handlungsweise ihres Mitgliedes auf das schärfste mißbilligt. Außerdem darf man nicht vergessen, daß ein gutes Teil solcher Verschuldungen auf katholische Missionare fällt. Die zwei Missionare, die im Jahre 1897 in Schantung ermordet wurden und den Vorwand zur Besitzergreifung von Kiautschou hergaben, waren katholische. Es ist hauptsächlich die französische Politik gewesen, welche mit der katholischen Mission eine Allianz geschlossen hat, die zu vielen Konflikten mit China geführt und nicht wenig dazu beigetragen hat, das Christentum verhaßt zu machen. Sie hat sich vielfach in das chinesische Gerichtswesen eingemischt, um sogar die Gerichtsbarkeit über die Christen selbst auszuüben, was ein großer Fehler war. Ebenso hat es einen schlechten Eindruck auf die Chinesen gemacht, daß die französische Geistlichkeit eine offizielle Stellung im Reich erzwang. Jeder Priester hat das Recht gleichartigen Verkehrs mit irgend einer Beamtenklasse. Der Bischof zieht mit demselben Gepränge durch das Land, wie der Gouverneur der Provinz. Der französische Klerus legt Tracht und Abzeichen des chinesischen Würdenträgers an, und das Streben nach Macht und Einfluß, die Fremden in China nicht gebühren, erbittert die Chinesen dauernd. Die protestantischen Missionen haben das gleiche Anerbieten der Verleihung solcher Vorrechte zurückgewiesen.

Daß das Christentum Zwietracht in den Familien sät, die

Digitized by Google

bekehrten Mitglieder von den unbekehrten trennt — das ist nicht zu vermeiden. Daß es aber die Mädchen der Prostitution überliefert, ist eine durch nichts berechtigte Anklage, die nur auf früheren einzelnen Vorfällen beruhen kann. Nach meinen Erkundigungen an Ort und Stelle erfuhr ich, daß alle Mädchen der Landessitte gemäß von den Anstalten aus verheiratet werden. Die Nachfrage nach den gut erzogenen Frauen ist sehr groß, und die in christlichen Schulen unterrichteten Knaben wählen mit Vorliebe die Zöglinge der Missionen zu Lebensgefährtinnen. Wahr ist dagegen, daß die Mission das Mädchen „verkauft" — so erzählte man mir. Der Grund ist der, daß sowohl der Inder als der Chinese des Volkes verpflichtet ist, eine Summe (30 Yen höchstens) an die Eltern zu zahlen, die dann zur Aussteuer und Hochzeit verwandt wird. Das Opfer, das der Bräutigam gebracht hat, sichert den Bestand der Ehe in diesen Ländern, und die nicht gekaufte Frau würde den Gatten wertlos dünken. Daß sich die Mission den Gewohnheiten des Volkes anbequemt, ist nur richtig; doch sie bereichert sich nicht mit dem Gelde, sondern verwendet es für die Braut, wie die Eltern es tun würden.

Man spricht bei uns viel von der wunderbaren alten Kultur der Chinesen, und ich will gewiß nicht leugnen, daß sie reiche und wertvolle Früchte getragen hat. Man vergißt aber, daß diese Kultur auf dem Standpunkt stehen geblieben ist, den sie vor 1000 Jahren erreicht hat, und daß eine Weiterentwickelung des hochbegabten Volkes nur durch die Berührung mit westlicher Kultur zu erwarten ist. Auch der „gebildete" Chinese ist durch wirklich kindischen Aberglauben eingeengt. Die bösen Geister hetzen ihn durchs Leben, und er bedarf unendlicher Vorsichtsmaßregeln, um sich ihnen zu entziehen. Während der Boxerunruhen glaubte das chinesische Volk fest daran, daß die Missionsärzte aus den Augen getöteter Kinder Medizin bereiteten, und daß die Boxer unverwundbar seien. Kein Haus darf über eine bestimmte Höhe haben, weil es sonst in die Region der Geister hineinreicht und diese eindringen würden, usw. Wer selbst in China war, kann wirklich nicht daran zweifeln, daß das Christentum der Träger westlicher Kultur ist und einen ungeheuren Fortschritt bedeutet. Ich erinnere nur an den Zustand der Frauen in China, denen nur ganz ausnahmsweise Unterricht erteilt wird, an die häufigen Kindermorde, an die Konkubinenwirtschaft und Fußverstümmelung. Indem wir Missionare nach China senden, bringen

Digitized by Google

wir dem himmlischen Reich das Licht der Aufklärung, das es so notwendig gebraucht.

Wir müssen deshalb von Herzen der Ansicht des deutschen Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins beistimmen, daß nur hochgebildete Leute, die das Wesen und den Charakter des Volkes, unter dem sie wirken wollen, studiert haben, die dessen Sitten und Sittlichkeitsbegriffe sowie seine Religion genau kennen, berufen seien, als Lehrer aufzutreten. Gerade China verlangt Missionare, die ihm ein menschliches und göttliches Ideal vorzuführen imstande sind, nicht solche, die mit abendländischem Hochmut und dogmatischer Borniertheit die „armen Heiden" bekehren wollen. Solche Apostel waren und sind aber nicht leicht zu beschaffen. Die anderen Länder sind darüber vielfach anderer Ansicht. Amerika z. B. schickt zahlreiche Laienbrüder aus, die außer ihrer Bibelkenntnis nichts von Bildung besitzen.

Der in Schanghai erscheinende „Ostasiatische Lloyd", das bedeutendste Organ der Deutschen in China, schreibt, nachdem er die Argumente gegen die Missionen besprochen: „Wenn Männer gefunden werden könnten, die ohne den Sporn der Begeisterung, wie ihn die Religion hervorbringt, bereit sind, ihr Leben auf die Gefahr hin, den Märtyrertod zu erleiden, der Ausübung des Guten zu weihen, so könnte man von aller religiösen Unterweisung absehen. Solche Männer hat es aber immer nur sehr wenige gegeben. Der Sporn zu Handlungen, die Auswanderung aus dem Vaterlande, Leiden aller Art und nicht selten den Tod, sei es durch Krankheit, sei es durch Gewalt, nach sich ziehen, wird nur in den Herzen derer gefunden, die von religiöser Begeisterung entflammt sind, die an zukünftige Belohnung glauben.

„Wenn daher der christliche Westen dem unwissenden und abergläubischen Osten zu einem geistigen moralischen und physischen Fortschritt Beistand leisten will, so muß dieser Beistand durch Missionare oder religiöse Gesellschaften geleistet werden."

Der ehemalige Gesandte der Vereinigten Staaten in China, Mr. Denby, rühmt die Leistungen der amerikanischen Missionare, deren es 1200 in China gibt. „Seit ungefähr 70 Jahren," schreibt er, „haben diese Männer ihr Leben daran gewagt, unser Prestige, unseren Handel, unsere Sprache nach China zu tragen . . . Ihre Arbeiten haben nicht allein den Chinesen, sondern auch uns unermeßlichen Vorteil gebracht. Das Sternenbanner ist in China bekannt und geachtet. Chinesen haben gezeigt, daß ihnen amerikanische Interessen am Herzen liegen. Die Missionare haben uns

Digitized by Google

als Dolmetscher, Geographen und Historiographen gute Dienste geleistet. Von ihren bescheidenen Wohnungen ist das Licht moderner Zivilisation ausgestrahlt. Als selbstlose und aufopferungsvolle Wohltäter der Menschheit verdienen sie unsere Unterstützung und unseren Beistand" ... Und er fährt fort: „Es unterliegt keinem Zweifel, daß mit dem Verschwinden der Missionen unser Handel schwer leiden und unsere Diplomatie eine ihrer wesentlichsten Stützen verlieren würde. Die Arbeiten des Missionars bilden gleichsam eine Kompensation für alles Unrecht, das den Chinesen von den fremden Mächten zugefügt worden ist. Es bleibt doch wahr, daß das Gewissen die Welt regiert, und seine Stimme spricht durch die Missionen zu gunsten von Recht und Gerechtigkeit. Als Sir Robert Hart gefragt wurde, ob er kein Heilmittel gegen die Wiederkehr von Unruhen in China wisse, sagte er, das Heilmittel sei entweder Teilung des Reiches oder die Bekehrung der Chinesen zum Christentum. Es darf wohl mit Sicherheit angenommen werden, daß die Amerikaner für die letzte Alternative sind."

Ich habe oft von Deutschen den Ausspruch gehört, daß das Christentum für die Völker des Ostens nicht passe und man diese damit verschonen sollte.

Ist dem wirklich so? Die Geschichte lehrt uns etwas anderes. Nicht die christliche Religion erregt den Widerspruch der Chinesen; im Gegenteil war diese schon mehrmals im Begriff, das Reich zu erobern. Sowohl die Nestorianer im 7., wie die Missionen des Joh. Corvino im 13. und 14. Jahrhundert hatten große und blühende Gemeinden, und im 16. Jahrhundert war der Katholizismus nahe daran, Staatsreligion zu werden. Kaiser Kanghi (1662—1723) beschützte ihn auf alle Weise, und was damals auf Bildung Anspruch machte, trat zum Christentum über. Aber die Jesuiten machten den Fehler, den Papst in ihre Angelegenheiten einzumischen. Die päpstlichen Entscheidungen wurden als Eingriffe in die kaiserliche Gewalt aufgefaßt. Es kam zu Streitigkeiten und unter dem Nachfolger Kanghis zu Verfolgungen, in denen die jungen Gemeinden zerstört wurden.

Die evangelische Mission ist in China noch jungen Ursprungs. Abgesehen von einigen Vorläufern, den Engländern Morrison und Milne, die die Bibel ins Chinesische übersetzten und auf ihre eigene Hand tätig waren, begann die organisierte Missionsarbeit erst nach dem Vertrage von Nanking 1842. Daß es der Opiumkrieg mit England war, der der Mission die Tür öffnete,

Digitized by Google

gereichte dieser zum großen Nachteil, weil sie von den Chinesen mit für diesen verantwortlich gemacht wurde, und die folgenden Kriege 1856, 1860 und 1900 waren ebensowenig geeignet, das Herz der Einwohner des himmlischen Reiches zu gewinnen. „Kanonenboote sind sehr verhängnisvolle Empfehler der Religion des Kreuzes, es mögen französische, englische oder deutsche sein," schreibt Warneck in seiner Geschichte der protestantischen Missionen, deren Angaben ich hier folge.

Bedenkt man die kurze Zeit ihrer Tätigkeit und diese erschwerenden Umstände, so muß man immerhin die Erfolge der evangelischen Mission bewundern. 1860 gab es etwa 1200 erwachsene Chinesen-Christen, 1898 etwa 215000.

Die Behauptung von der Unfruchtbarkeit der Mission in China ist also ein Irrtum. Auch über die Qualität der chinesischen Christen hört man viel Gutes. Die meisten haben sich während der Schreckenstage von 1900 treu erwiesen. Jedenfalls sind sie besser als ihr Ruf.

Der Ausbruch des Fremdenhasses vor sechs Jahren hat 134 Missionaren und Missionarinnen und 52 Missionarkindern das Leben gekostet. Nach dem Kriege fehlt noch eine Statistik, so daß ich dessen Folgen nachzuweisen nicht imstande bin.

Die deutsche evangelische Mission in China ist durch vier Gesellschaften vertreten, von denen die Basler die bedeutendste ist. Sie hat in Hongkong und Kuangtung (Kanton) Niederlassungen, in letzterer Provinz allein 13 Stationen mit 6000 Christen. Die zwei anderen, die an derselben Stelle wirken, sind die Rheinische und Berlin I mit 3000 Christen. Letztere Gesellschaft ist auch in Kiautschou und dessen Hinterland Schantung neben dem Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsverein in die Arbeit eingetreten. Von der Tätigkeit dieses Vereins möchte ich näheres berichten. Mit ihr und der von ihm vertretenen Richtung muß auch der Sozialdemokrat einverstanden sein, wenn er Patriot ist. Hier ist nicht von einem orthodoxen Christentum die Rede, das man den Völkern gelber Rasse aufnötigen will. Man denkt nicht daran, heuchelnde Christen zu züchten und Leute zu bekehren, um zu Hause Zahlen vorlegen zu können. Im Gegenteil, man begnügt sich damit, den Geist des Christentums zu verbreiten, ohne festbegrenzte Gemeinden zu gründen. Man meint, daß solche vielfach an der Menge der unlauteren Elemente, die sich hineingedrängt, gescheitert seien, und daß eine wesentliche Verringerung des Einflusses auf das Volk die Folge

Digitized by Google

gewesen. Gerade daß man von einer Parteibildung im christlichen Sinne abgesehen habe, sei der Grund der Erfolge des Vereins. Wenn später die Formen für das Zusammenleben der chinesischen ungetauften Christen gesucht werden würden, so müßten sie von den Chinesen selbst gefunden werden. Die chinesische Kirche der Zukunft müßte aus dem Volkstum geboren werden. Der Missionar solle nur vorbereitend und anregend tätig sein. Auf diese Weise vermeide er auch am besten Konflikte mit den andern Missionen.

Trotz oder vielmehr durch diese milde Art seines Wirkens hat der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein einen immer wachsenden Einfluß und eine Menge chinesischer Schüler gewonnen, die, wenn auch nicht getauft, so doch vom Geiste des Christentums erfüllt sind. Er leistet unserer Kolonie und den umliegenden Bezirken hervorragende Dienste.

Der Verein hat 6 europäische Kräfte hinausgeschickt: 3 Geistliche, 2 Ärzte und 1 Schwester vom roten Kreuz. Diese haben in Tsingtau, Kaumi und Pingdu Schulen, ein Seminar und zwei Hospitäler für die Chinesen errichtet. 11 Lehrer und 4 ärztliche Gehilfen stehen in ihrem Dienst.

Das Seminar, das eine wissenschaftliche Ausbildung und Vorbereitung für die Universität bezweckt, ist von 78*) Schülern besucht, von denen 58 aus dem Hinterland der Kolonie, aus Schantung, 20 aus anderen Provinzen stammen. Drei Vorschulen in Schawo und 2 Orten bei Kaumi und Pingdu, denen weitere folgen werden, bilden die Vorstufe für das Seminar, das, wie in allen Schulen im Osten, zugleich Wohnung und Kost verabfolgt. Es ist ein erfreuliches Zeichen für die Anstalt, daß reiche Chinesen weit hergereist kommen, um sie zu besuchen, und durch freiwillige Gaben zu deren Unterhalt beitragen.

Den größten Zulauf aber haben die beiden Hospitäler. Im letzten Jahr sind 6127 Chinesen im Faberhospital in Tsingtau behandelt worden. Zu dem Krankenhaus in Kaumi hat eine alte chinesische Dame die Mittel geschenkt. Es wird von einem chinesischen Arzt unter deutscher Oberaufsicht geleitet und hatte 1903 über 3000 Patienten. Sowohl an den Schulen als an den Hospitälern sind Erweiterungsbauten nötig geworden.

Auch an der deutschen Gemeinde in Schanghai wirkt ein vom

*) Die Zahlen sind von 1903 und werden sich seitdem erheblich vergrößert haben.

Digitized by Google

evangelisch-protestantischen Missionsverein hinausgesandter Geistlicher, dessen Besoldung der Verein zum Teil übernahm. Indes ist die kleine Gemeinde jetzt längst pekuniär unabhängig. Sie besitzt seit 4 Jahren eine eigene Kirche und eine Schule, die für das Deutschtum von größtem Wert ist. Auch ihr widmet der Prediger seine Kräfte.

Nicht zu unterschätzen ist die literarische Tätigkeit der Mission. Durch die Herausgabe deutsch-chinesischer Grammatiken und Lehrbücher, die Übersetzung chinesischer Klassiker und durch eigene Studien über Land und Leute hat sie bei uns die Kenntnis Chinas wesentlich vermehrt. Einer der berühmtesten Schriftsteller über das himmlische Reich, der in anderen Ländern ebenso geschätzt wird, wie bei uns, ist der erst vor wenigen Jahren verstorbene Missionar Dr. Faber, der nach 30jähriger Tätigkeit im Lande wohl zu den besten Kennern Chinas gehörte, die es unter den Europäern gegeben. Er schrieb in deutscher, englischer und chinesischer Sprache. Ich nenne nur das fünfbändige Werk über chinesische und christliche Zivilisation, die Bearbeitung der chinesischen Philosophen Micius, Licius und Mencius, Aufsätze über die anthropologischen Theorien der Chinesen und den Konfucianismus.

Noch eine große Menge wertvoller, größerer und kleinerer wissenschaftlicher Schriften ist aus der Mission hervorgegangen.

Können wir stolz sein auf das, was unsere deutsche Mission geleistet, so müssen wir um so mehr bedauern, daß es so wenige Kräfte sind, die wir hinausschicken, und daß ihre Arbeit sich auf so kleine Teile des Riesenreiches erstreckt. In Ostasien klagt man fortwährend über die Teilnahmlosigkeit und Verständnislosigkeit des deutschen Vaterlandes für die Aufgaben, die dort seiner harren. Die Amerikaner haben bereits Hospitäler für Frauen in China, die von Ärztinnen geleitet werden und die unendlichen Segen stiften. Sollte sich nicht für deutsche Ärztinnen ebenfalls ein lohnendes Arbeitsfeld hier finden? Im Hinterland unserer Kolonie arbeiten unsere beiden Missionsgesellschaften mit kleinen Mitteln, während amerikanische Presbyterianer auf 6 Hauptstationen über 5000 volle Kirchenglieder und der amerikanische Board 700 hat; außerdem wirken englische Baptisten mit 3500 und Methodisten mit 2500 Kirchengliedern zwar in christlichem, aber sicher nicht in deutschem Interesse. Zu den etwa 25000 evangelischen Chinesen der Provinz Schantung treten noch 31000 getaufte Katholiken. Man sieht also, daß die Missionen nicht vergeblich arbeiten.

Digitized by Google

Daß unsere Schulen die besten in China sind, wird allgemein anerkannt. Aber sie genügen lange nicht dem Bedürfnis. So hat z. B. die Basler Mission in der Präfekturstadt Kia-ying-chou, Provinz Kuangtung, ein berühmtes Institut, in dem Unterricht in allen möglichen Zweigen westlichen Wissens erteilt wird. Die Missionare baten zur Vergrößerung ihres Unternehmens um 12000 Dollars. Die heimische Leitung aber mußte unter tiefem Bedauern ablehnen und konnte auch die Summe von 5000 Dollars, mit der man sich dann einzurichten beschloß, nicht aufbringen. „The poor German Missionaries" — so nennt man unsere Landsleute in englischen und amerikanischen Kreisen.

Daß zwischen den Missionen nationale Eifersüchteleien nicht ausbleiben, erwähnte ich schon. Weder Engländer noch Amerikaner freuen sich deutscher Erfolge. Das „kleine" Deutschland, das ihnen überall Konkurrenz macht, wird vielfach mit scheelen Augen angesehen. Oft genug haben die von Missionaren herausgegebenen chinesischen Blätter abfällige Kritik an uns geübt. In den Schulen lehrt man die Chinesen nicht nur englisch, sondern man lehrt sie auch, die Welt durch die englische Brille anzusehen. Geographie und Geschichte werden ihnen auf englische Weise vorgetragen, und während ihnen die Bedeutung Großbritanniens und Amerikas ausführlich klar gemacht wird, tut man Deutschland mit wenigen Worten ab. So wird z. B. ein Atlas verwandt, in dem Deutschland nur als kleiner Fleck auf der Karte von Europa figuriert und der aufgedruckte Name nicht der von den Chinesen allgemein gebrauchte Tekou, sondern Ji-erh-ma, eine phonetische Nachbildung von Germany, ist, so daß der chinesische Schüler gar nicht darauf kommt, daß Deutschland gemeint sei. Auch das Bild unseres Kaisers fehlt in dem Atlas, wogegen Kaiser Menelik und der Khedive unter die gekrönten Häupter aufgenommen sind. Schon hieraus geht hervor, wie wichtig es für uns ist, selbst Schulen zu haben.

Wenn der deutsche Missionar dieses Treiben seiner englischen und amerikanischen Kollegen nicht nachahmt, so müssen wir ihm dafür dankbar sein. Es bieten sich ihm doch zahlreiche Gelegenheiten, im deutschen Interesse tätig zu sein.

Den Amerikanern ist es gelungen, mit China einen Handelsvertrag abzuschließen, für dessen Inkrafttreten allerdings noch kein Termin festgestellt worden ist. Er enthält einen Artikel über das Missionswesen, der einer Lösung des Problems gleichkommt. Die christliche Religion wird im ganzen Reiche zugelassen, und zwischen

Digitized by Google

Christen und Nichtchristen soll keinerlei Unterschied gemacht werden. Die Missionsgesellschaften sollen Land pachten und erwerben dürfen usw. Sollte der Vertrag nicht nur auf dem Papiere stehen bleiben, sondern wirklich ins Leben treten, so würde er auch uns zugute kommen, da alle Vorrechte eines Vertrages durch die Meistbegünstigungsklausel auch auf die übrigen Nationen übergehen.

Augenblicklich scheinen sich wieder Unruhen in China vorzubereiten. Sie sollen gegen die Mandschudynastie, die sehr unpopulär ist und dem Chinesen eine Fremdherrschaft bedeutet, gerichtet sein. Aber ein ausbrechender Sturm ist stets gefährlich und kann sich auch gegen die Fremden wenden. Vergessen wir dann nicht, daß deutsche Männer und Frauen in aufopferungsvoller, selbstloser Arbeit draußen stehen, und klage nicht sie an, wie im Jahre 1900, daß sie und das Christentum schuld an den Wirren seien. Das hieße noch Bitterkeit in den Kelch der Leiden träufeln, den sie zu leeren haben.

[Fortsetzung.]

Pionier und Apostel.

Novelle von Ida Klokow.

[Teil II.]

Die Familie des Verlobten hatte sich zum Besuch angesagt, und Gertrud und Karoline hatten alles zum festlichen Empfang hergerichtet. Sie hätten noch Hilfe brauchen können, doch Seraphine war dazu nicht geschickt, mithin befanden sie sich in sehr eiligem Mühen. Der weibliche Doktor hatte schon sehr viel an Lebensart gewonnen; für den Haushalt blieb er ein überflüssiger Prunk.

Bachsteins hatten die jüngeren Söhne daheim gelassen, dafür brachten sie eine junge Pensionärin mit, ein Wesen voll Poesie und gewinnender Grazie: Fräulein Helene Dorneck, Tochter eines Seefahrers, gegenwärtig in Trauer um die vor kurzem verstorbene Mutter. Es kam am Kaffeetisch zu einem gemütlichen Geplauder, später führten die Geschwister ihre Gäste durch Garten und Haus.

Der alte Hofprediger fand viel Gefallen an des Doktors Arbeitszimmer und Bibliothek, an alten Griechen und alten Lateinern. Da fand

Digitized by Google

sich in schwarzen Lettern die Weltweisheit zusammen. Nur eins würde hier zu seinem Wohlbehagen gefehlt haben — der Pfeifenschrank nämlich.

„Daß ein Gelehrter ohne Pfeife leben kann, begreife ich nicht," meinte er. „In dem Dampf umkreisen uns die Bilder der Phantasie, und während man an dem Pfeifenstiel saugt, gewinnt die Sprache an Form."

„Gewohnheit entscheidet," erwiderte Martin; „man pflegt ja ohnehin im nebligen Dunstkreis zu grübeln."

„Meinen Sie nicht, Herr Hofprediger, daß exakte Wissenschaft unter den Bildern der Phantasie leidet?" Mit dieser Frage mischte sich Seraphine in das Gespräch.

Der Einwurf war töricht; denn er verletzte den alten Herrn, der für den weiblichen Doktor noch keine Vorliebe gewonnen.

„Geehrte Frau Doktor," sagte er kühl, „seit wann ist Metaphysik eine Wissenschaft, die der Phantasie entbehren könnte. Entweder ist der Philosoph ein Prophet und ein Dichter, oder er ist eine zersetzende Verstandesnatur, die in der Welt nur ein Jammertal erkennt und zum Selbstmorde führt."

Seraphine fühlte sich beschämt und gedachte der Stunde der Verzweiflung, die sie durchlebt.

In dem nämlichen Augenblick lenkte das junge Mädchen in Trauer, das sich bisher sehr zurückhaltend gezeigt, durch einen freudigen Ausruf die Aufmerksamkeit aller auf sich. Es war nichts als „ach, mein Schiller!" was sie, die Regale musternd, unwillkürlich gesagt, aber es lag eine schöne Musik in ihrer Sprache, und „mein Schiller" war ein deutsches Glaubensbekenntnis von herrlichem Inhalt.

Seraphine bemerkte, wie Martin die zarte Gestalt voller Bewunderung betrachtete, zu ihr hintrat, ein Buch aus dem Regal nahm und es ihr reichte.

„Das ist der deutsche Dichter, den ich in einer Prachtausgabe besitze," sagte er. „Dies Buch ist noch ein Geschenk meiner Mutter." Das klang auch wie Musik und war auch ein deutsches Glaubensbekenntnis. Wahrlich, als Philosoph war er kein kalter Verstandesmensch, sondern ein Prophet und ein Dichter.

Seraphine verglich sich mit dem jungen Mädchen, auf dem Martins Blick voller Wohlgefallen ruhte. Mit einem einzigen Wort hatte jene Eindruck gemacht. Daß sie schön war wie ein sonniger Maientag, wurde jetzt erst bemerkt. Das liebliche Oval des Gesichts, die Grübchen in den Wangen, der wohlgebildete Mund mit den frischen, schwellenden Lippen, die braunen Augen voll Seele und das Goldgelock um die alabasterweiße Stirn gewährten einen Anblick, der einen Künstler der Farbe in Entzücken versetzen konnte. Daneben traten Maria und Luise von Bachstein in den Schatten. Sie selbst hatte nichts vor diesen Mädchen voraus, als den Ausdruck stark entwickelten Verstandes, eine stolze Sicherheit und die alte Freundschaft mit Martin.

Warum hatte er ihr nicht von Liebe gesprochen, sollte er die Tränen nur in einem Anflug von Mitleid weggeküßt haben?

Glühende Eifersucht durchwühlte ihr Inneres.

Das Brautpaar hatte viel heimliches miteinander zu reden; es hielt zugleich Zwiesprach mit den Augen, so zählte es kaum zur Gesellschaft.

Digitized by Google

Martin trug hauptsächlich die Kosten der Unterhaltung, und er war voll sprühenden Witzes und fröhlicher Laune. Seraphine fühlte sich geknickt und erdrückt; ihr war zumute, als passe sie gar nicht mehr in diese Welt, und bedauerlicherweise wußte sie nichts von einer besseren, in die sie hätte flüchten mögen.

Frau von Bachstein hatte sie im stillen beobachtet; die eifersüchtigen Blicke und die zehrende Angst, die ihr alles Blut aus den Wangen sog, waren der erfahrenen Frau nicht entgangen. Bevor die Familie heimging, führte sie noch einen Augenblick herbei, in welchem sie Gertrud sehr besorgt fragte, wann Frau Doktor Wegner das Haus verlassen würde.

Gertrud konnte nur erwidern, daß sie es nicht wisse; sie habe Mitleid mit ihr, könne sich indessen von der Furcht nicht befreien, daß sie Unheil über das Haus bringen werde.

Auf niemand hatte sie einen guten Eindruck gemacht. Sie fühlte es; eine furchtbare Nacht voller Seelenqualen folgte dem Tage, der mit dem Morgenrot himmlischer Verheißung begonnen hatte. Ihre Leidenschaft war aufgewühlt; als der Dämon des Hasses und der Rache wollte sie dazwischen treten, wenn ihr Helene Dorneck das Herz des Mannes streitig machte, auf das sie allein ein Recht zu haben wähnte. — Und dann regte sich die Gewissensfrage, ob sie überhaupt ein Recht habe, und sie mußte es verneinen und weinte bitterlich.

* * *

Martin Ranke war sich der Sünde, die er mit dem Kusse begangen, kaum bewußt; warum hätte er der Eingebung des Gemüts, Tränen mit seinen Lippen trocknen zu können, nicht folgen sollen! Die Zuneigung Seraphines erschien ihm nur als eine vorübergehende Wallung; die Kameradin war doch wohl viel zu männlich geartet, um einen Mann wirklich lieben zu können. — Und das reizvolle Wesen Helene Dorneck! Hatte sie sein Herz mit heiligen Gluten erfüllt? — Er fühlte nur, daß er sich ihr fern halten müsse; von einem so jungen Mädchen geliebt zu werden, konnte der reife Mann nicht erwarten.

Zu einem zweiten Spaziergange mit Seraphine fehlte ihm jegliche Lust. Am folgenden Tage ging sie allein jenen Weg. Die Stimmung der Außenwelt war mit der ihres Innern im Einklang; es war trübe; schwarze Wolken ballten sich um die Felsgebilde, und die Sonnenstrahlen spielten nicht auf dem Moos. Auf der Bank auf der Teufelskanzel, wo sie zu kurzer Rast an Martins Seite gesessen, saßen drei junge Gymnasiasten, Flachsköpfe, in denen Seraphine die jüngeren Brüder Ewalds von Bachstein erkannte. Sie wußte sich ihnen fremd und sah stolz und kühl über sie hinweg. Jene kümmerten sich nicht um die Dame und setzten das Gespräch, das sie führten, eifrig fort. Es war ein rechtes Schülergespräch und galt dem trojanischen Kriege.

„Es ist wunderbar, daß all die griechischen Helden in den Krieg zogen, um König Menelaos die ungetreue Frau zurückzuerobern," sagte der Jüngste.

„Du meinst, eine treulose Frau nimmt kein Mann wieder," äußerte sich der Zweite.

Digitized by Google

„Wir müssen bedenken, daß die Götter dem Paris die schönste Frau der Erde zugesprochen hatten," sagte der Älteste. „Er hatte auf Ruhm und Reichtum verzichtet, um das Weib zu gewinnen, und besaß daher ein gutes Recht auf Helena. Die Untreue war nicht Helenas Schuld; sie war ihr unabwendbares Schicksal."

„In dem Sinne war Paris der Typus des Mannes, dem die schöne Frau über alles geht," bemerkte wiederum der Zweite, „und Helena ist typisch für ihr Geschlecht, dem alle Männer opfern."

„Ja, darum läßt sie Goethe auch in seinem Faust wieder aufleben," erwiderte der Älteste.

„Ich glaube, in dem Namen Helene liegt noch heute ein Zauber; wir lieben sie alle, unsre schöne Helene," ließ sich der Jüngste vernehmen, und Karl und Christian wurden rot.

„Du redest dummes Zeug, Philipp!" schalt Karl, konnte aber seine Verlegenheit nicht verbergen, und der Junge lachte und sagte, „na, du bist doch unsterblich in Helene verliebt."

Diese Worte ließen Seraphine aufmerken; sogleich wußte sie, daß die Brüder von jenem entzückenden Mädchen sprachen, das sie um Schönheit, Jugend und Einfalt beneidete; das ein Wesen war, für das ein Mann sein Leben auf das Spiel setzen könne.

Die jungen Leute gingen weiter. Die Eifersüchtige lehnte sich an die Brustwehr der Felsplatte, sah hinab in die dunkle Tiefe zu ihren Füßen und hinaus in das Tal. Dort unten war es kühl, und der Odem der Gruft des Vergessens wehte sie an; weithin im Tal gab es noch Leben und Bewegung, noch Hassen und Lieben. — Ihr schauderte vor dem Abgrund, und die Sehnsucht nach dem Leben stieg in ihrer Brust auf; glühend verlangte sie nach einem Tropfen aus dem Borne des Heils dieser Erde und dachte nicht mehr daran, im Nirwana erlöschen zu wollen.

Lange verharrte sie; es war ihr zumute, als habe sie eine geheimnisvolle Macht an den Fels gebannt, und ein Erlöser müsse kommen und sie heimführen, unter ein schützendes Dach, an den Herd, von dem die Rauchsäule aufsteigt, an dem sie das Feuer schüren wollte, so daß es nimmer erlosch. Und wenn gefragt würde, willst du ihn als Herrn über dich erkennen, dann wollte sie das Ja aussprechen mit jubelnder Lippe und jauchzendem Herzen.

Da kamen zwei Männer den Weg hinauf, eine feine durchgeistigte Erscheinung und eine sehnige kräftige Gestalt. Es waren ein Gemütskranker und sein Wärter. In dem Kranken erkannte sie einen jungen Dichter, der nach mannigfachen Enttäuschungen in Schwermut verfallen. Der Wärter gab ihr den Wink, beiseite zu treten, und die verfallene Leidensgestalt trat an die Brustwehr und deklamierte etwas, erst murmelnd und unverständlich, dann im gesteigerten Affekt:

„Und es verkennen dich die Buben in ihren Gassengelüsten und sind dein nicht wert, du Gesalbter; und stehst auf der Zinne und weißt die Leiter und bist selbst die Leiter und steigst aufwärts und leuchtest und bist eine Sonne! Die Buben aber verfallen in Staub, und ihre Weiber sind Asche geworden, und du nimmst von der Asche und streust sie um dich aus und wirst unverletzlich wider die Flammen der Hölle! Und bleibst rein und können dir nichts anhaben, wie sie auch züngeln! Und du lachst, lachst,

Digitized by Google

lachst über all die Armseligkeit, über die du mit Adlersfittichen aufwärts steigst!"

Jetzt lachte er wirklich, und dieses Lachen war so grausig, daß Seraphine von Furcht befallen wurde. Nur ein Schrecken war ihr genaht, nicht die Erlösung, auf die sie geharrt. Das trieb sie abwärts und wiederum dem gastlichen Hause zu.

Gertrud kam ihr auf der Diele entgegen.

„Endlich!" rief sie aus; „wir haben uns schon geängstigt."

Die alte Haushälterin kam ebenfalls und schalt, „man muß rechtzeitig Mahlzeit halten, Frau Doktor."

O, über die prosaische Wirklichkeit! — Karoline war die Frau am Herde, und die Gaukelbilder, die vor Seraphine aufgestiegen waren, mußten zerfließen. Was sie mit schwärmerischen Herzen geträumt, war Torheit, was sie gehört, Wahnsinn gewesen.

* * *

Der erkrankte Geistliche, den Ewald von Bachstein vertrat, legte sein Amt nieder, und nun wuchsen für den Sohn des ehemaligen Hofpredigers von Bachstein die Aussichten, zu der Würde zu gelangen, die ihm bald gestattete, die Braut heimzuführen, und zwar dort, wo ihr der Boden schon ein heimischer war. Die Mehrzahl der Gemeindemitglieder war für ihn. Nur einige Starrgläubige meinten, daß er die Wundertätigkeit des Heilands zu symbolisch begreife und für Wiedergeburt und Auferstehung eine neuartige Auffassung habe. Er sähe den Gottmenschen noch in Gestalten der Gegenwart unter uns wandeln; verführe die Sünder zu der sträflichen Überhebung, daß sie glaubten, in ihnen selbst sei die göttliche Kraft.

Diese Altkirchlichen wurden indessen bei der Wahl überstimmt, und es fehlte nur noch die Bestätigung seiner Einsetzung durch die Regierung. Viele gewannen ihn lieb, und wenn er sprach, riß er mit seiner Begeisterung auch diejenigen fort, die ihm widerstrebten.

Wie war Gertrud voller Freude, als er ihr mitteilte, „ich bleibe in unsrer lieben Bergstadt. Es war die Vorsehung, die meinen amtsmüden Vater bewog, hier die Alters- und Friedensjahre verleben zu wollen; dadurch lernte ich dich kennen, und nun finde ich durch die guten Beziehungen sogar das Amt."

Der gegenseitige Verkehr der Bachsteine mit den Ranke wurde lebhafter. Eines Tages war ein Ausflug nach einer Burgruine, einem sehr eigenartigen Felsennest, beschlossen. Auch Helene Dorneck und Dr. Seraphine wollten sich beteiligen. Letztere überraschte durch eine neue Kleidung und durch die Sorgfalt, mit der sie sich geschmückt hatte. Man mußte sagen, sie sehe gut aus. Dr. Martin Ranke machte ihr gegenüber sogar eine freundliche Bemerkung; allerdings lag in der Anerkennung der neuen Erscheinung ein Tadel der alten. Rankes hatten den weiteren Weg und sprachen deshalb bei Bachsteins vor, um sie abzuholen. Seraphines Eifersucht hatte inzwischen keine Nahrung bekommen. Sie ging neben Martin und unterhielt sich mit ihm freundschaftlich harmlos. Dann sah er Helene Dorneck zum ersten Male wieder, und er erstaunte sichtlich über den Liebreiz, der von dem jungen Mädchen in den schlichten Trauerkleidern ausging.

Digitized by Google

Seraphine hatte mit ihm gleichen Schritt gehalten, Helene wandelte so leichtfüßig, als schwebe sie über den Erdboden; jede ihrer Bewegungen war voller Anmut. Zu Seraphines Beruhigung gesellte sich Karl von Bachstein zu Helene. Der junge Mann, der in kurzem die Universität beziehen wollte, war noch sehr unbeholfen, aber man konnte wahrnehmen, daß er sich gegen seine schöne Begleiterin in Ritterlichkeit übte. Gingen beide vor Seraphine und Martin, so hingen die Augen an der feinen Gestalt, und blieben sie zurück, war es für Martin ein Vergnügen, dem silbernen Lachen des Mädchens zu lauschen.

Den Leuten, an denen die Gesellschaft vorüberging, fielen die fremden Damen vornehmlich auf. Der junge Pastor und seine Braut wurden oftmals begrüßt. Hinterher erfolgte manche Begutachtung und manche Vermutung, die das Ohr entfernter Gemeindemitglieder suchte. Die Meinung der Leute wußte sogleich von bevorstehenden neuen Verlobungen und sie, die es anging, hatten davon keine Ahnung. Die Widersacher Ewalds nahmen an seinen Beziehungen zu dem Freidenker Dr. Martin Ranke ein Ärgernis, das sich im stillen verbarg.

In der verfallenen Ritterburg fragte Helene, ob sich keine Sage an den Bau knüpfe. Karl von Bachstein erwiderte, es gäbe wohl eine, aber sie sei inhaltlos, und er könne ihr nichts abgewinnen. Martin Ranke war anderer Ansicht, und nun bat Helene mit schmeichelnden Worten, daß er die Sage erzähle.

„Die Sage handelt von Liebe, standhafter Treue und verblendeter Eifersucht," sagte er.

„Das wird großartig sein!" rief Helene, „da stürmen die guten und bösen Geister aufeinander, das höre ich gern."

Man suchte ein romantisches Fleckchen mit weiter Fernsicht ins Tal, das Höhen und Wälder umschlossen. Jeder fand auf irgend einem Felsblocke, der sich vom Boden aufrichtete, einen Platz. Martin setzte sich so, daß er Helene in die großen erwartungsvollen Augen sehen konnte, und Seraphine fand eine Stelle, die ihr einen Ausblick nach jener Richtung gestattete, wo die Teufelskanzel aus dem umwaldeten Heidelberg hervorsprang.

Martin erzählte:

„Es war ein eigensüchtiges, tatkräftiges Rittergeschlecht, das sich in diesem Felsgeklüft festgesetzt hatte. Es kümmerte sich nicht um Kaiser und Reich und lebte in trutziger Selbstherrlichkeit. Von den Kaufleuten erhoben die Herren ein hohes Wegegeld und die Bauern zwangen sie zum Fronen. Sie meinten, soweit sie von den Zinnen sehen konnten, sei die Erde ihr Eigentum und die Menschen, die sich auf den Äckern plagten, und das Vieh, das auf den Wiesen graste, dazu. Man hatte damals noch kein feines Gefühl für Menschenrechte; die Gewalt entschied, und wer sie sich angemaßt hatte, wurde hartherzig und übermütig. —"

„Welch eine schreckliche Zeit!" rief Helene. Alle empfanden, daß Martin nur für sie erzähle, und Seraphine stockte wieder das Blut in den Adern. Martin fuhr fort:

„Da sollte einer der unbändigen Raubgrafen erfahren, daß auch ihm versagt werden konnte, wonach er ein heißes Verlangen trug."

„O, das war recht!" —

Digitized by Google

„Auf einer benachbarten Burg sah er ein Edelfräulein von bezaubernden Reizen. Ihr Goldgelock glich einer Gloriole, und aus ihren Rehaugen strahlte dem, der tief hineinblickte, ein ganzer Himmel entgegen."

„So schön war sie!" — Helene, die das sagte, ahnte nicht, daß ihr selbst die Schilderung galt, und Martin freute sich ihrer entzückenden Harmlosigkeit.

„Ein Goldreif am Finger zeigte dem Grafen, daß das Fräulein verlobt sei. — Was galt ihm das Herzensrecht eines andern, den schlug er wohl aus dem Felde. Er wollte sie an sich fesseln, wollte sie entführen auf seine uneinnehmbare Feste. Er hatte weder Tag noch Nacht Ruhe, und rasch entschloß er sich zu einem frechen Raube. — Hier befand sie sich nun in seiner Macht, abgeschlossen von hülfreichen Menschen, unauffindbar für den Verlobten."

„O, mein Gott!"

„Er zeigte ihr all das schöne Land in der Runde und schwor ihr, über alle meine Schätze sollst du die Herrin werden und sollst meinen Namen tragen und sollst geschmückt werden mit kostbaren Seidengeweben aus fernen Zonen, mit schimmernden Perlen und funkelndem Edelgestein, wenn du mein eigen wirst und deines Bräutigams nicht mehr gedenkst. — Doch was er auch versprach, sie widerstand ihm. Nun verwandelte sich seine Liebe in Haß und das Verlangen in Rachegelüste. Sollte er die Gunst der schönen Gefangenen nicht besitzen, so gönnte er sie auch keinem andern. Er sperrte sie in den gräßlichen Turm, dessen Trümmer wir noch sehen, und dort wollte er sie langsam umkommen lassen." —

„Der Schändliche!"

„Während nun die Schrecken der Finsternis das treue Mädchen umgaben, und der Mangel sie quälte, tastete sie an den Felswänden, grub die Fingernägel voller Verzweiflung in das Gestein, und dabei fühlte sie, daß der Stein weniger hart war, als ihr grausamer Peiniger. — Ob sie wohl Runen einritzen konnte, die einstmals entdeckt werden könnten? — Der Ring auf dem Finger fing an, sich zu lockern, da nahm sie ihn behutsam ab und begann mit ihm an den mürben Wänden zu schaben. — Täglich ließ der Raubgraf durch den Wächter des Burgverließes fragen, ob sie endlich kirre geworden sei, und immer ließ sie ihm entgegnen, die Burg mag wanken, meine Treue wankt nicht. Dann drang ein höhnisches Gelächter in ihre Gruft, sie aber vertraute der Kraft ihres Ringes, und bald war es ihr, als habe sie Vogelstimmen vernommen. Die Felswand war nur noch dünn, endlich fiel ein Lichtstrahl hinein und sie atmete Waldluft und spürte wieder den Pulsschlag des Lebens." —

„Sie entkam dem teuflischen Grafen?"

„Es kostete noch viele Mühe; nur langsam höhlte der Ring den Stein, und ein Sprung mußte gewagt werden, der das Leben kosten konnte." —

„Aber sie wagte ihn; besser in den Abgrund stürzen, als treulos zu werden und einem Manne ohne Liebe anzugehören!"

Martin bestätigte den Ausruf seiner lebhaften Zuhörerin. Es war köstlich, Helene in ihrer Gemütsbewegung zu sehen; ihre braunen, belebten Augen schienen noch schöner und größer zu werden. Es rührte sie, zu vernehmen, daß die Heldin der Sage bei ihrer Flucht von dem Gezweige der

Digitized by Google

Bäume und Sträucher vor dem Tode bewahrt worden sei und daß sie ihre Heimburg wieder glücklich erreicht habe, aber sie wollte auch von der Sühne wissen; ihre junge Seele hielt noch auf dramatische Gerechtigkeit.

Karl von Bachstein bemerkte, „davon weiß diese Sage leider nichts.“ Martin aber sagte, „als der Raubgraf die Vergänglichkeit des Felsen erkannte, auf den er gebaut hatte, büßte er Trotz und Mut ein, und das Leben verlor für ihn allen Wert. Der Untergang seines Geschlechts stand ihm vor Augen, und als der Bräutigam mit Rittern und Knechten heranzog, um den Frevel zu rächen, stürzte er sich selbst in sein Schwert.“ —

Der Ostermond hatte die schönste Frohlaune gezeigt, während die Gesellschaft die Wanderung nach der Ruine unternahm, unversehens verfinsterte sich der Horizont, und eine Regenwolke senkte sich tief herab. Droben klarte das Wetter auf, so standen sie alle zwischen Regen und Sonnenschein auf der felsigen Höhe. Der Anblick war Augenweide, und wieder war es Helene, die er am meisten ergötzte, wiederum hatte Martin für sie einen liebevollen Blick und ein freundliches Wort.

Als man heimwärts gehen wollte, war Seraphine verschwunden. Die Brüder meinten, Frau Doktor sei vorausgeeilt; Maria wollte gesehen haben, daß sie tiefer in die Trümmer gestiegen; das Brautpaar wußte von nichts; voller Glückseligkeit wandelte es in Himmelsreine und sah nicht die Schatten der Erde. Martin erfüllte die Wahrnehmung mit Unmut.

„Gehen Sie alle voraus,“ sagte er, „ich werde zurückbleiben und suchen.“

Das wurde angenommen. Karl von Bachstein freute sich, daß er mit Helene wieder ungestört plaudern konnte, und das junge Mädchen hatte in seiner reizvollen Unbefangenheit nichts Arges im Sinn.

Martins Augen schweiften über die Trümmer der Kuppe, dann ging er über das Geröll zu den Aussichtsplätzen, und endlich stieg er in das verfallene Gewölbe des Verließes. Hier fand er Seraphine, und bevor er sie sehen konnte, verriet ihm lautes Schluchzen die Nähe eines Menschen. Er wartete eine Weile; mochte sie sich ausweinen; Schmerzen, die austoben, sind Heilungsprozesse. Erst nachdem das Schluchzen nicht mehr vernehmbar war, rief er sie an.

„Seraphine!“

Sie hatte das Gesicht an den Stein gelehnt, jetzt wandte sie sich erschrocken um.

„Seit wann treiben Sie ein Versteckspiel?“ fragte er im Ton leichten Vorwurfs.

„Ich wollte mir den Schauplatz Ihres Märchens ansehen,“ gab sie in erzwungenem Gleichmut zurück, indem sie sich dem Ausgang der Felshöhle näherte.

„Wir haben Sie mit Sorge vermißt; in dem steinigen Geröll stürzt man leicht ab.“

„Vielleicht wären die Baumzweige nochmals bessere Nothelfer gewesen als —“ Sie unterbrach sich, und schweigend gingen beide bis zu dem verwitterten Burgtor. Seraphine sah furchtbar zerstört aus, und Martin vermied es, sie anzusehen. „Wo sind die andern?“ fragte sie jetzt.

„Sie gingen voraus.“

Seraphine atmete erleichtert auf. Wieder schwiegen sie eine Weile.

Digitized by Google

Was ihr auf dem Herzen brannte, wollte sie nicht auflodern lassen, und er fühlte mehr denn je, daß man mit Feuer kein Spiel treiben darf. Endlich begann sie:

„Ich hätte nie geglaubt, daß der ernste Philosoph Martin Ranke auch ein Märchenerzähler sein könne."

„Warum nicht? — In jedem Märchen birgt sich Sinn, und sei es nur der vom Walten der Natur. — Und wenn gar ein gewecktes Kindsköpfchen danach verlangt, wie sollte ich nicht Lust haben am Märchenerzählen!"

„Sie sprachen nicht zu einem Kinde. Sie lieben dieses Mädchen."

„Ich leugne nicht, daß ich an dem lieblichen Wesen Gefallen finde. Sie ist wie ein Himmelsschlüsselchen, das man auf dem Waldteppich findet; man freut sich der Frühlingsverkünderin, aber man hebt sie nicht aus ihrem Boden, um sie in den Hausgarten zu verpflanzen."

„Ob man sich über seine Neigung immer im klaren befindet?"

„Es gibt sicherlich Selbsttäuschungen. Liebe ist jene geheimnisvolle Macht, über deren Entstehen die Weisen keinen Aufschluß geben können. Sie beugt unseren Willen unter ein ungeschriebenes Naturgesetz und redet wortlose Schöpfungsgedanken. — Wer könnte sie willkürlich in sich selbst erwecken und zu dem Widerhall, dessen sie bedarf, übertragen?"

So sprachen sie, ohne sich einander anzusehen und gingen still weiter, eines den inneren Kampf vor dem anderen verbergend. An einem Graben, dessen Steg weggerissen war, wollte Martin Seraphine die Hand reichen, sie sprang jedoch ebenso gewandt hinüber, wie er es getan, und Martin erinnerte sich aus der Studienzeit eines Ausflugs, bei dem sie allen vorangewesen war. Auch damals hatte er ihr seine Hand einmal hilfbereit entgegengestreckt, aber sie hatte ihm hell ins Gesicht gelacht, und er hatte sich in dem Gefühl empfindlicher Kränkung zurückgezogen. Heute lachte sie nicht. Damals glühte in ihm ein Funke, den sie zum heißen Feuer entfachen konnte, jetzt nahm er wahr, daß sie verblüht war.

„Was halten Sie für leichter, Seraphine, eine Neigung, die nicht erwidert wird, niederzukämpfen oder Regungen des Mitleids nachzugeben und eine Lebensgemeinschaft ohne den Vollton der Übereinstimmung einzugehen?"

In der Beantwortung dieser freimütig gestellten Frage, die sein Bekenntnis enthielt, lag die Entscheidung ihres Schicksals. Ein Beben ging durch ihren Körper, und sie faßte nach einem Baumstamm, an dem sie gerade vorüberzugehen hatte. Da standen beide Auge in Auge.

„Mitleid wäre entsetzlich, wäre ein langsames Morden und Sterben," entschied sie; „es muß und es wird niedergekämpft werden."

„So dachte ich es mir, Seraphine; so würde auch ich entschieden haben; der Entschluß ist der halbe Sieg."

Eine kurze Wegstrecke weiter wurden sie von dem Brautpaar erwartet. Gertrud würde Seraphine nur mit Überwindung einer Abneigung als die künftige Schwägerin begrüßt haben, daß die Entscheidung ihres Bruders bevorstände, hatte sie erwartet, und mit einem Gefühl der Erleichterung gewahrte sie sogleich, daß die beiden kein Paar geworden waren.

* * *

Digitized by Google

Die letzte Nacht, die Seraphine in dem Hause der Geschwister Ranke zubrachte, war qualvoll; unglücklicher als sie es betreten, sollte sie es wieder verlassen. Hier war der Keim der Hoffnung, der sich noch in ihrem Innern geregt, aufgeblüht, und die Sehnsucht geweckt; hier hatte sie erfahren, daß das Leben, das sie hatte aufgeben wollen, noch Glück zu gewähren vermöge. Würde sie fähig sein, ihre Neigung niederzukämpfen und weiter zu leben — zwecklos — mutlos — verschmäht?! — Ihr war, als sei ihr der Boden unter den Füßen geraubt, und das Licht der Sonne versagt worden.

Was war sie doch für eine vermessene Törin gewesen, als sie im Wissen die Nahrung der Seele gesucht, als sie Geistesbildung für eine Saat gehalten, die dereinst in herrlichen Geisteswerken aufgehen müsse! Sie trug so viel in ihrem Kopfe, aber große Gedanken lösten sich nicht davon los; die Saat war auf unfruchtbaren Boden gefallen. Wie ganz anders stand es um Martin! Der schöpfte aus einem warmherzigen Innern. Der besaß die Kraft, zu arbeiten, und hatte nicht nötig, zu verzweifeln, auch wenn sich die Blütenträume der Liebe nicht erfüllten.

In einem ihrer vielen Gespräche hatte er ihr den Rat erteilt, eine Lehrtätigkeit zu beginnen, und noch tags zuvor hatte Maria von Bachstein von dem Vergnügen an ihrem Lehrberufe gesprochen, aber sie besaß keinen Sinn für die Jugend. Sie hatte nach einer Vollkommenheit in sich selbst getrachtet und war darüber vereinsamt. Endlich hätte sie sich anschließen mögen an ihn, den wackeren Mann, der in seines Wesens Vollendung ein Ganzes war; aber er bedurfte ihrer nicht. Ihn hatte der Genius geküßt, und wenn er noch nach etwas verlangte, das außer ihm war, so war es die Schönheit der Daseinsvollendung durch ein Frauenherz voller Märchenträume in frommer Andachtsstimmung.

Sie hatte nie an die Insel der Seligen geglaubt, wie hätte ihr Lebensschiff die schönen Gefilde jemals erreichen sollen?! — Nun war sie an die Felsen geraten und hatte Schiffbruch erlitten. — Hinab in die schwarzen, unergründlichen Wasser! —

Ihr Wort: es wird und muß niedergekämpft werden, gab ihr kaum die Fassung, um Abschiedsbriefe zu schreiben. — Die Vergangenheit zog an ihrer Seele vorüber. Das Kind hatte keine glücklichen Eltern besessen. Die Geldheirat, die der Vernunft nicht gehalten, was sie versprochen, hatte sich an dem Kinde gerächt. Vater und Mutter hatten um das Wesen, das beiden gehörte, einen Streit geführt, und rechte Liebe war bei keinem gewesen. Sie war ihnen fremd geworden.

„Lieber Vater, nimm die Störung nicht übel, die ich dir heute bereite! Ich habe es nicht verstanden, den Lebensgenuß zur Lebensaufgabe zu machen, und zerbreche das Gefäß, in dem ich nur einen schalen Inhalt fand.“ —

„Liebe Mutter, als ich von meinem Geschlecht unabhängig werden wollte, vollzog sich zwischen dir und mir eine Trennung. Du warst die Frau, wie sie um uralter Gewohnheit und um des Staatshaushalts willen sein soll; ich aber wollte ein neuer Mensch mit neuen Rechten sein. Wir haben uns lange nicht mehr verstanden; heute gestehe ich dir mit verblutendem Herzen, daß ich doch eine Tochter Evas geblieben bin. Nimm es hoch auf; mit diesem Bekenntnis meines Rückfalles huldige ich dir und allen Zöpfen der Welt. Du gute alte Frau stehst groß und gerecht-

Digitized by Google

fertigt da; ich wurde ein Nichts und gehe von hinnen und kann dich nur bitten, mir keine Träne nachzuweinen. Lebewohl!" —

Sie legte einen dritten Bogen vor sich hin:

„Herrn Dr. Martin Ranke."

Über diese Anschrift kam sie lange nicht hinweg; was sollte sie ihm noch schreiben; hatte sie ihm doch vertrauensvoll all den Kummer, der sie über die Schwelle seines Hauses getrieben, gebeichtet; hatte er doch in ihrem Herzen gelesen und wußte wie sie, was nicht ausgelöscht werden konnte.

Noch hatte ihre Feder nie einen Liebesbrief auf Papier gebracht; der in Freuden war ihr versagt worden, und für den in Schmerzen war sie zu stolz. — Ein inniges Dankeswort — einen letzten Gruß — einen Segenswunsch! — Darin lag alles, was sie ihm sagen mochte. Während sie das schrieb, fiel ihr ein, daß er ihren Revolver in seinem Schreibtisch bewahrte. — Vielleicht, daß das Fach offen geblieben und daß sie heimlich dazu gelangen konnte. —

Auf den Zehenspitzen schlich sie sich durch das Haus in Martins Zimmer. Das Fach war verschlossen. Sie sank auf den Stuhl vor dem Tisch. Offen lag vor ihr, was Martin am Abend an seinem Werk auf der Wallfahrt zur Wahrheit geschrieben. Seine Gedanken hatten sich von den Einflüssen des Tages weit abgekehrt. Sie galten wieder dem Unbegreiflichen, der Wesenseinheit der höchsten Begriffe: Gott, Unsterblichkeit und Willensfreiheit; Weisheit, Arbeit und Leben.

„Mitternachtsgeheimnisse," urteilte Seraphine; „du, mein Freund, beantwortest sie mit der Morgenröte, die den Tag verkündet, ich aber finde des Rätsels Lösung in Nacht und Tod."

Ein Geräusch wurde vernehmbar; Phylax stand auf der Schwelle und beobachtete sie. In dem nämlichen Augenblick gewahrte sie, daß Martins Schlüsselbund frei auf dem Tische lag, und aufatmend griff sie danach. Aber während sie den rechten Schlüssel suchte, war der getreue Wächter plötzlich an ihrer Seite und umfaßte mit weitem Maul das Gelenk ihrer Hand. Er biß nicht, aber er hielt fest; es gab kein Entrinnen.

Ein Schauer überlief ihren Körper; da saß sie, ein gefangener Dieb. — Was nun?! — Ein tiefes Schamgefühl überkam sie. Wenn Martin sie so betraf?! — Um des Himmels, um ihrer Ehre willen, nur das nicht! — Phylax hielt fest; sein Blick bohrte sich in den ihrigen; eine bezwingende Kraft ging von ihm aus. Die Schlüssel entsanken der Hand. Jetzt ließ das Tier los und nahm die Schlüssel ins Maul. Während es dann herausfordernd vor ihr stand, fiel ihr zu ihrer Erleichterung ein, daß Hunde öfter ein Neckspiel erwarten.

„Sei gut, Phylax, gib wieder!" rief sie ihm mit gedämpfter Stimme zu, aber da war ihr, als halle ihr matter Ton verräterisch laut durch das Haus und wecke die Schläfer. Phylax bewahrte indessen den finsteren Blick, und ohne ihn von ihr abzuwenden, ging er der Tür im Hintergrunde zu. Dort lag Martins Schlafzimmer. Ein neuer Schrecken durchfuhr ihre Glieder; sie gewahrte erst jetzt, daß jene Tür nur angelehnt war. Jäh fuhr sie empor. Da fiel der Schlüsselbund klingend auf den Boden; der Hund schlug an und stand ihr wiederum drohend gegenüber.

Digitized by Google

Wunderbare Fügung! — Seraphine hatte sich auf ein freiwilliges Lebensende vorbereitet und wurde von einem Hunde in Furcht gehalten. Es war, als fühle der treue Wächter, daß ihr Besseres fromme. Wäre ihr Buddhismus echt gewesen, so hätte sich ihr in der Hundeseele ein warnender Geist aus der Vorzeit offenbart. Büße und harre aus, hätte er ihr gesagt, aber ihrem Innern fehlte noch ein Vorstellungsvermögen, um das zu erkennen.

Plötzlich tanzte ein buntes Farbenspiel vor ihren Augen. Die Nachtwache und die Anstrengungen des vergangenen Tages führten eine Nervenermattung herbei, und sie mußte, um nicht umzusinken, nach der Stuhllehne greifen. Da saß sie wieder vor dem Schreibtisch, festgebannt durch Bewußtlosigkeit, und der Kopf fiel schwer auf die Kante.

Martin Ranke war erwacht und hatte sich notdürftig in die Kleider geworfen. Bald stand er auf der Schwelle seines Arbeitszimmers. Nur ein Blick gehörte dazu, ihn von dem mißglückten Vorhaben Seraphines zu unterrichten. Jetzt ergriff ihn das Mitgefühl, und er schämte sich seines bisherigen Verhaltens. Würde es nicht unverzeihliche Herzenshärtigkeit sein, wenn er das Weib, das ihn mehr liebte als das eigene Leben, an Schicklichkeitsgesetze gemahnte und mit dem Kühlwasser leidenschaftsloser Vernunft behandelte?! — Daß sie ohnmächtig geworden, bemerkte er erst, als er sich über sie beugte und das niedergesunkene Haupt zärtlich emporzuheben suchte.

„Törin, warum willst du verzweifeln?“

Sie hörte seine Worte noch nicht, aber in ihren Ohren war ein Klingen und Singen, während sie das Bewußtsein wiedererlangte und die Küsse fühlte, die auf ihren Lippen brannten. Das Leben, das sie grüßte, war Lieben, und sie gab sich dem Augenblick hin, für den sich das Paradies ihr erschloß. Die Erde war versunken; ein Traumbild der Glückseligkeit umgaukelte ihre Sinne.

Liebte Martin sie wirklich, vergaß er seiner selbst, indem er sie küßte? — Als sich die um ihren Nacken geschlungenen Arme längst gelöst hatten, fiel ihr das ein. Es war heller Tag, und seine Regsamkeit verscheuchte die Illusionen der Morgendämmerung.

„Ich wäre fähig, ihn zu töten, wenn ich mich enttäuscht sähe,“ sagte sie sich, „und die Nacht soll nicht anbrechen, die mich des Bewußtseins der glücklichsten Stunde meines Lebens beraubt.“ —

Mit Frohmut und freundlichen Dankesworten verabschiedete sie sich von Gertrud Ranke und der alten Hausversorgerin Karoline. Scherzend sagte sie zu Martin, „jetzt ziemt es sich nicht, daß ich hier länger bleibe; ich bin unter Ihrem Dach höllisch bürgerlich sittsam geworden.“

Dann radelte sie waldwärts, ihre Habe im Rucksack, von dannen.

In der folgenden Nacht schlug Phylax einmal an, und Martin erwachte. Gespenstisch tauchte das Bild Seraphines vor ihm auf, und besorgt erhob er sich eilig vom Lager, um nachzusehen, ob sie ihre Waffe wohlverschlossen zurückgelassen habe. Sie lag noch in dem Fach, das er auf- und wiederum zuschloß. Er atmete auf. Der Hund hatte wohl nur gemeldet, weil jemand am Hause vorübergekommen war. Martin blickte in die sternhelle Nacht hinaus. Der Wind strich über die Wipfel der Bäume, und sie rauschten das Wiegenlied der schlummernden Waldsänger.

Digitized by Google

„Gute Nacht!“ sagte Martin zu sich selbst, und bald ruhte er wieder sehnsuchtslos im gesunden, traumlosen Schlaf.

* * *

Köstlich ist Arbeit, die froh werden läßt. Das war für Gertrud Ranke die Zurichtung der Aussteuer. Unter den Augen des weiblichen Doktors der Philosophie hatte ihre Heiterkeit einen gedämpften Ton angeschlagen, jetzt stieg sie wie Lerchenjubel aus hochklopfender Brust. Martin unterbrach zuweilen gern seine Forschung, um ihrem Gesange zu lauschen, und am liebsten hörte er das ungekünstelte Volkslied, das Trude bei ihrer Nadelarbeit zu singen pflegte.

Fröhliche Pfingsten kamen ins Land. Rosen blühten am Dornstrauch, Nachtigallen schluchzten Wonnelieder des Lebens, und der Lenz schmückte Mutter Erde mit dem Prachtgewand von unnachahmlicher Schönheit.

In der Kirche predigte Ewald von Bachstein, ungeachtet seiner Beliebtheit, vor einer gelichteten Gemeinde von der Ausgießung des Heiligen Geistes. In ihm selbst waltete heiliger Geist, doch hätte seine Predigt der Zündkraft ermangelt, würde er nicht auch von dem sichtbaren Tempel der Natur im Festschmuck gesprochen haben. Das läßt sich kein deutsches Herz nehmen, in seiner Freude an dem Maienschmuck des Hauses eine innige Naturheiligung zu begehen. Da erzählen die Himmel die Ehre Gottes und verkünden Sonnenstrahlen die Liebe des Schöpfers.

Vom frühen Morgen bis zum späten Abend durchzogen Ausflügler ferner und naher Großstädte Tal und Höhen, Wiesen und Wald. Und die Menschen waren wohlgemut und trugen einen Götterfunken im Herzen; erkannten sie doch, daß die Welt schön war und daß sie berufen waren zum Vollgenuß dieser Schönheit. An dem sogenannten dritten Feiertag, wenn der Schwarm sich zu den Schützenfesten verlief, wollten das Brautpaar, Martin Ranke und die Geschwister von Bachstein wieder einmal das alte Felsennest aufsuchen, das sie im Vorfrühling mit Dr. Seraphine Wegner besucht hatten. Es gehörte nicht zu den Allerweltstreffpunkten, und Helene Dorneck schwärmte in der Vorstellung, daß es dort jetzt noch viel schöner sein müsse.

Seraphine wurde erwähnt, aber nicht vermißt. Man wunderte sich nur, daß noch kein Gruß an Gertrud und Martin gelangt war. „Sie ist ein bedauernswertes, unstetes Menschenkind,“ urteilte Ewald; Martin sagte nichts dazu, blickte einen Augenblick recht ernst ins Weite und wurde rot. Er hielt sich zu keinem der jungen Mädchen; neben ihm trottete Phylax. Des Hundes angeschossene Pfote war zwar gut geheilt, aber infolge einer Verkürzung des Beines mußte er hinken. Früher war er bei Fußwanderungen seines Herrn in weitem Bogen umhergetollt, jetzt hielt er sich höchst verständig an seiner Seite.

„Wie ist das schöne, gute Tier zu seiner Verkrüppelung gekommen?“ fragte Helene auf dem Wege, indem sie es streichelte.

Martin gab sich den Anschein des Überhörens dieser Frage, Gertrud rief Helene indessen zu, „durch Unverstand“.

„Wer hatte denn Unverstand, der Hund oder ein Mensch?“ fragte darauf einer der jüngsten Bachsteine.

Digitized by Google

„Das ist nicht entschieden worden," erwiderte Gertrud.

„Denken wir an das Sprichwort: Irren ist menschlich," bemerkte Ewald.

„Armes Opfertier," sagte Helene.

Man sprach dann von anderem, wozu Wahrnehmungen des gegebenen Augenblicks anregten und war guter Laune. In den verfallenen Gängen der Burgruine beschlich Martin indessen die Erinnerung an Seraphine, an die Gemütsbewegung, die er ungewollt ihr und die sie im Zwange der Leidenschaft ihm bereitet hatte. Indem er sich ihren Verzweiflungsausbruch vergegenwärtigte, sann er darüber nach, ob er sich ganz recht gegen sie benommen und nicht vielleicht schmerzlich verletzt habe. Es wollte ihm nicht mehr gefallen, daß er sie vor die Frage, ob Mitleid oder Entsagung gerechtfertigter seien, gestellt; sie hätte ja nicht wissen sollen, daß er dabei auch an jene aufkeimende Neigung zu dem reizvollen Mädchen, das ihre Eifersucht herausgefordert, gedacht hatte. Heute fiel es ihm gar nicht mehr schwer, sich von Helene Dorneck fern zu halten, dennoch ergötzte ihn ihr Wesen, wie an jenem Tage. Ein heißes Verlangen wurde niedergekämpft; das Wohlgefallen an dem gaukelnden Schmetterling blieb.

Was war das mit Phylax?! — Das Tier spürte am Boden. Wo sich von der Höhe der Fels schroff hinabsenkte, erklomm es das Gestein, spürte in die Luft und begann voller Unruhe zu bellen und zu winseln.

„Was wittert der Hund!" rief Gertrud voller Verwunderung aus. Die Männer hatten währenddessen schon einen Blick in die Tiefe gewonnen. Martin war der erste, der das Gestein erkletterte, aber bei der Kopfbeugung über den Felsrand fiel die Brille in den Abgrund. Ewalds Falkenaugen sahen am weitesten. Er war bleich, als er sich wieder zurückwandte.

„Ich sehe tief unten ein Frauenkleid," sagte er voller Entsetzen. „Eine Unglückliche hat hier den Tod gesucht."

Die Brüder bestätigten die Wahrnehmung, und der Schrecken legte sich allen auf das Gemüt. Martin durchzuckte ein Gedanke, bei dem ihn ein Schwindel ergriff.

„Wie kann man an die Unglücksstelle gelangen?"

„Ob noch zu helfen ist?"

Fragen der Angst und des Mitgefühls kreuzten sich.

Einige Ausflügler hatte man oben getroffen, andere kamen hinzu. Der beste Turner hätte von dieser Felsplatte nicht in die Tiefe steigen können. Nur auf weiten Umwegen war der Grund zu erreichen. Die Männer fühlten sich zu gemeinsamem Vorgehen verpflichtet, die Frauen blieben nur ungern zurück. Ewald und Martin brachen Schulter an Schulter durch Gebüsch und Gestrüpp, und Phylax heftete sich an ihre Fersen. Keiner sprach ein Wort, aber die gleiche Ahnung bewegte ihre Herzen.

Und diese Ahnung erfüllte sich.

* * *

Zerschmettert wurde der tote Körper Seraphines gefunden.

Raben krächzten das Hohnlied der Schadenfreude über dem grauenvollen Abgrund, muntere Singvögel aber sangen in Baumwipfeln die Lieder der Glückseligkeit. Die Sonne senkte ihre goldenen Lichtstrahlen auch in

Digitized by Google

den Grund, wo Moos über Felsblöcke wuchs. Die Herrlichkeit des Frühlings hatte Seraphine nochmals vor ihrem Sturze von der Felshöhe gesehen. Da lag es das grünende, blühende Tal zu ihren Füßen, da lugten liebgewordene Stätten aus dem Walde hervor, aber sie lockten sie nicht mehr zum Verweilen. — Eine letzte glückliche Stunde und dann hinab, ein letztes Genießen der Schönheit und dann ein plötzliches Auslöschen des Lichts und alles Fühlens und Denkens.

* * *

Der schauerliche Fund machte viel von sich reden; mancher Kopf, den es nichts anging, erhitzte sich darüber. Daß an einem Selbstmord nicht zu zweifeln war, bewiesen die bei der Toten gefundenen Briefe. Die Abschiedszeilen an Dr. Martin Ranke erregten Phantasie und Gemüt. Daß sie dem Schwager des jungen Pastors nahe gestanden, fiel noch besonders ins Gewicht. Viel Volks wurde geschwätzig, und als der Tag der Bestattung kam, hatten Unzählige, die sonst keinen Totenkult übten, eines Verwandten Grabhügel auf dem Friedhof zu besuchen. Bei einigen frommen Leuten galt noch die Ansicht, daß Selbstmörder ohne Sang und Klang beerdigt werden müßten, daß sie an die Mauer gehörten und nicht durch die geweihte Pforte getragen werden dürften.

An Ewald von Bachstein richtete die Stimme des Vorurteils eine bedenkliche Frage. Sollte er dem Sarge folgen und an der Gruft ein Gnadenwort Gottes verkünden? Böse Zungen hatten ihn schon öfters wegen seines Freisinns verlästert, und er stand kurz vor der Bestätigung der Amtswahl durch den gestrengen Oberkirchenrat. Engherzige Dogmatiker alter Schule saßen über ihn zu Gericht. Durfte ihn das nicht kleinmütig machen?“ —

„Vater ist deinetwegen in großer Besorgnis,“ teilte die Mutter ihm mit. Als aber der Sohn mit dem alten ehemaligen Hofprediger sprach, da wußte jener doch wieder nichts zu sagen, als: „Überzeugungstreue entscheidet. Ich würde zwei Gründe haben, um die Leichenfeier abzulehnen, der eine, wie du weißt, weil der Selbstmord ungesühnt ist, und der andere, weil ich in Fräulein Seraphine Wegner nach verschiedenen Äußerungen, die ich von ihr hörte, nicht mehr die gläubige Christin erkannte.“

Ewald schwieg eine Weile, dann fragte er, „und wenn ich nun anders darüber dächte?“

Der alte Herr tat einen tiefen Zug aus seiner Pfeife. „Du stehst am Anfang deiner Laufbahn,“ sagte er darauf; „nur Gott weiß das Ende. Sein Spruch heißt: Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben. — Sorge, daß dieser Spruch einst auf deinem Grabmal stehen kann.“

Da verbeugte sich Ewald vor seinem greisen Vater. „Ich werde die Leiche einsegnen,“ sagte er; „als Christin ist sie getauft, und um meines Glaubens willen habe ich meines Amtes zu walten. Wegen der mangelnden Sühne steht sie vor dem höheren Richter.“

Gertrud fand Ewalds Handlungsweise selbstverständlich; sie ließ es sich nicht nehmen, zu dem stillen Begräbnis zu gehen. Auch Helene Dorneck fand sich ein, und recht eigenartig berührte es Martin Ranke, als sie ihm

Digitized by Google

die Hand darbot und ein herzliches Beileid aussprach. Aber es schien wirklich, als sei er hier der Leidtragende.

Zwei ältere Männer waren mit der Bahn gekommen, beide in demselben Abteil und doch einander fremd, und diese beiden traten ebenfalls an ihn heran und reichten ihm die Hand. Der eine war Seraphines Vater, der andere der zweite Gatte ihrer Mutter.

Ewald legte der Geist der Versöhnung und der Verheißung des ewigen Lebens herzbewegende Worte in den Mund. Sie ergriffen die Nahestehenden und ließen die Neugierigen vergessen, daß sie nicht an diese Stätte gehörten; denn er sprach wenig von der Toten im besonderen. Seine Rede galt dem Menschen mit hochfliegenden Plänen, der ein Übermensch zu sein glaubt und an der Erkenntnis, sich überschätzt zu haben, verzweifelt. „Und weil sie sich gottverlassen wähnte, zerbrach sie das Gefäß; ihr letzter Seelenschmerz aber war eine Huldigung des Erhabenen, nach dem sie sich gesehnt hatte und dem sie zugehörte durch ihr Streben nach Wahrheit, durch den Kampf um die Vollendung des inneren Wesens."

Der alte Wegner war ein Welt- und Lebemann. Er hatte keinen Pastor gehört seit seiner Trauung mit der von ihm geschiedenen Frau; und damals war es ihm nicht zu Herzen gegangen. An der Gruft seiner Tochter wurde ihm zum erstenmal klar, daß sein Leben keinen Inhalt gehabt habe. Kein Aufbauen, nur ein fortdauerndes Abwirtschaften war es gewesen. Dem Kinde hatte er nichts gegeben, als den Namen und um dieses Namens willen die Mittel zum Unterhalt. Vater- und Mutterhaus hatten ihr gefehlt, so war sie heimatlos geworden. Er mußte sich bittere Vorwürfe machen. Der Baum, der nicht in Geduld steht, verkümmert und trägt keine Frucht, und das Kind ausschweifender Eltern ist auch ein armselig Pflänzlein, das innerlich krankt, weil es in der Zeit seiner Schwachheit einer Stütze entbehrt, an die es sich anlehnen dürfte. Weder Vater noch Mutter hatten das Vorbild der Tochter sein können, und da hatte sie sich in der Wissenschaft ein Ideal gewählt, aber es hatte nicht ausgereicht, um ihr Herz zu befriedigen. — Daß die Mutter wirklich so schuldig gewesen sei, wie stets er behauptet, schien ihm nicht erwiesen zu sein. Eine Ahnung verriet ihm, daß der Altersgenosse, der mit ihm zu dem Begräbnis gekommen, jener Mann war, mit dem sie glücklicher geworden als mit ihm.

Kein hoher Geist, aber ein Zug von Güte war in das Gesicht geprägt, und die Behäbigkeit der Gestalt deutete auf ein Leben voll Wohlbehagen. Das hatte Wegner bei all seinem Egoismus und all seiner Genußsucht niemals erreicht. Ihm war plötzlich, als sei die Gruft der Selbstmörderin seine eigne, in die alles versenkt werde, was ihn noch mit dem Leben verband. Aber die Leichenrede des frommen Mannes im Talar traf nicht auf ihn zu. Er mochte hingehen, wie einer von den vielen, deren Kern taub befunden wurde; nicht zerschellt durch die Gewalttat, aber ausgehöhlt und vernichtet in sich selbst.

Waren das seine reuevollen Gedanken am Grabe, so fehlte ihm doch der Mut des Bekenntnisses, als er Ewald von Bachstein in einer späteren Stunde aufsuchte. Immerhin dankte er in wahrer Begeisterung.

„Sie haben mein Kind besser erkannt, als ich selbst und haben mich erst wissen lassen, wie wenig ich den Schatz würdigte, den ich besaß. —

Digitized by Google

Wer trägt die Schuld? — Keiner hat seine Anlagen und die Leidenschaften, durch die er sich ins Äußerliche verirrt, aus sich selbst, und nicht jedem ist es gegeben, das Gute zu entwickeln und das Schlechte zu bekämpfen. — Wer Ihre innere Kraft und Ihren schönen Glauben besäße, Herr Pastor, dem wäre ein seliges Ende bereitet. — Ja, es ist doch etwas großes um den Gedanken, der Sie beseelt; mir waren Sie heute ein Prophet, und ich gestehe Ihnen, noch nie ist jemand so in mein Herz gedrungen, wie Sie."

Um mehr zu sagen, war er zu weltklug, aber Ewald sah es an seiner Verlegenheit, daß er sich für einen Sünder hielt, dem ins Gewissen geredet war, und das freute ihn. Andre, die sich zu den Gerechten zählten, hatten es übel mit dem freimütigen Pastor im Sinn.

Bald mußte er erfahren, daß blinde Eiferer der Stadt einen Protest gegen seine Amtsbestätigung eingeleitet hatten. Verleumdung und Torheit begannen eine Maulwurfsarbeit. Demütigungen und Verdruß standen ihm bevor.

* * *

Voller Entrüstung und Betrübnis kam Ewald von Bachstein einige Wochen später zu seiner Braut. Gertrud sah ihm sogleich an, daß er Kummer hatte.

„Lieber Ewald, was ist dir geschehen?" fragte sie.

„Die Geister der Finsternis, die mich nicht verstehen können, sind wieder einmal am Werk," entgegnete er, „und haben erreicht, daß ich meines Amtes einstweilen enthoben bin."

„O, wie schändlich!" Sie küßte ihn mit doppelter Zärtlichkeit, um ihn zu trösten.

„Wir werden unsere Hochzeit aufschieben müssen, liebe Trude; denn ein Mann ohne Amt hat nicht das Recht, einen Hausstand zu gründen."

Dem mochte sie nicht widersprechen, und beide waren voll Herzeleid.

Martin kam hinzu und hörte die Klage. Er war seit dem Ereignis in der Burgruine nicht mehr recht froh geworden. Jetzt regte sich in ihm der Zorn über die Narrenweisheit von rückständigen Hohlköpfen.

„Was ist noch von der Menschheit zu hoffen, wenn dort, wo das Evangelium der Duldsamkeit gepredigt wird und die Nächstenliebe Gesetz ist, der Haß und die Schmähsucht ausbrechen? — Wohin soll es führen, wenn der charaktervolle Mann, der sein Ziel kennt, noch ans Gängelband einer ängstlichen Kindsfrau genommen wird? — Auf solche Weise werden Heuchler erzogen."

„Ewald wird sich zu rechtfertigen wissen. Der Wahrheit wird man den Weg nicht verlegen," erklärte Gertrud voller Zuversicht.

„Daß ihr nicht an mir zweifeln könnt, hebt mich über die größeste Sorge hinweg," erwiderte Ewald.

„Und was denkst du wider die Arglist zu tun?"

„Geduldig die Aufklärung abwarten. Man frage mich, und ich werde nach meinem Gewissen die Antwort geben."

„Die Antwort eines ganzen, in sich gefestigten Mannes," pflichtete Martin ihm bei. „Aus der Eiche wird nie eine Weide."

Digitized by Google

„Zunächst wollen wir einmal das Wort in das Werk umsetzen," sagte Ewald.

„Wie meinst du das?" fragte Gertrud, und ihre Augen, die in stolzer Bewunderung auf dem geliebten Mann ruhten, blickten erwartungsvoll.

„In den Hilfsstätten Bethels und andernorts ist noch Arbeit genug."

„Fort von hier wolltest du, Ewald?"

„Du weißt, wer rastet, der rostet."

„Ich wollte, ich dürfte schon mit dir gehen."

„Wenn deines Bleibens nicht hier ist," sagte Martin, der seine Aufwallung durch ein Auf- und Abwandern im Zimmer niedergekämpft hatte, „würde ich dir raten, lieber Schwager, das Amt der Seelsorge mit dem Lehramt zu vertauschen. Unsere Hochschulen genießen ja noch das Recht der freien Meinung. Dort ist dein Platz."

„Du kennst den Reiz des Pfarramtes nicht," erwiderte Ewald und seufzte.

„Wenigstens kenne ich sattsam dieses Nest. Für den Horst des Adlers ist die Teufelsmauer zu niedrig; der sucht zu seinem weiten Flug einen reineren Äther und überläßt hier den Käuzen die Mäuse."

Die Erbitterung Martins ließ Ewald und Gertrud erstaunen.

„Duldet es auch dich hier nicht länger?"

Martin hörte die Frage, aber er mochte nicht sogleich antworten. Das Schweigen des Nachdenkens trat bei beiden Männern ein, und Gertrud verharrte in stiller, häuslicher Geschäftigkeit. Ihr Herz schlug beklommen, und über die fein geröteten Wangen rollten einige salzige Tröpflein.

„Sag mal," fuhr Martin plötzlich empor, „hältst du die Affentheorie der Darwin und Haeckel für erwiesen?"

Ewald hatte nichts weniger als diese Frage erwartet. „Nein," erwiderte er; „ich bestreite zwar nicht den fortdauernden Emporgang der Entwicklung, aber für die Abstammung des Menschen von dem Vierhänder fehlt mir der letzte Grund."

„Mir auch," stimmte Martin zu; „und je mehr ich in den Werdegang eindringe und die Menschheit betrachte, komme ich zu dem Schluß, daß wir uns im Niedergange befinden. Erst wurde das Gewaltige und Große, der Titan und der Riese, ehe das Menschlein, wie wir es klapperbeinig kennen, sich sein Wärmstübchen einrichtete."

„Möglich, daß die Vorzeit der Recken bedurfte und sie besaß und daß sich die Faust früher entwickelte als der Geist," sagte Ewald, „aber nachdem wir im Besitze der Offenbarung sind, gilt uns das Zwerggeschlecht in der Bedeutung seines inneren Wesens."

„Wahrhaftig, dein Gottesbewußtsein ist unantastbar," erwiderte Martin, während er Ewald die Hand auf die Schulter legte; „und gegen dich ziehen die Pfahlbürger zu Felde."

„In mir ist nur erwacht," meinte Ewald gelassen, „was in anderen noch schläft, und ich bin eingesetzt, es zu wecken. Darum" — seine Stimme hob sich — „hänge ich an dem Wirkungskreis in der Gemeinde."

Er erzählte, wie er durch den persönlichen Einfluß unter den Arbeitern in dem Fabrikort, wo er das erste Vikariat hatte, viele treue Anhänger gewonnen. — „Aus manchem vertrauensvollen Auge holte ich mir die Be-

Digitized by Google

stätigung der Nachempfindung meiner Worte, und das hat mich gestärkt, als mir vorgeworfen wurde, daß ich mich mit dem niederen Volk zu gemein mache. Ja, in der Kirche konnt' ich's nicht aufsuchen; mußte wohl oder übel in die Rauchstuben der Gasthäuser gehen und das Glas Bier, sowie den Leuten, mir selber genehmigen."

„In der Studienzeit hat man sich an Malz und Hopfen einigermaßen gewöhnt," bemerkte Martin.

„Wahrhaftig, Duckmäuser waren wir nie; sagen darf ich, mein Gewissen ist rein. — Auch die neue Prüfung der Standhaftigkeit wird vorübergehen, und wenn sie mir den Talar ausziehen sollten, so werde ich im Kittel an dem Rettungswerk der Menschenseele weiterarbeiten."

„Da stehe ich dann ganz an deiner Seite," sprach Martin ihm zu; „aber ich vermute, du wirst beim Volk mehr Erfolg haben als ich, denn dir quillt alles aus dem Herzen, und ich habe nur die Vernunft zum Zeugen anzurufen." —

Die Persönlichkeit des einen fand immer größeren Einfluß auf die des andern.

Martin hatte in diesen Tagen den ersten Band des Werkes „Hugin und Munin" beendet. Es war ihm eine Wohltat gewesen, sich in die Arbeit flüchten zu können. Jetzt entließ er die Raben; mochten Gedanke und Erinnerung dem alten Odin wieder zufliegen. Ihn sollte die eiserne Riesenschlange, die über die Erde eilfertig gleitet, gen Süden in jenes Alpenland führen, wo die Sonne den Firn küßt und Wasser des Chaos zu Gletschern erstarrten.

* * *

„Ihrer Herrlichkeit der erhabenen Jungfrau meine Huldigung!"

Martin, der im Schatten kraftstrotzender Nußbäume wandelte, blickte mit diesem Gruß zu der himmelanstrebenden Königin im silberweißen Gewande empor. Von Menschen wimmelte es in den gepflegten Anlagen, die vornehme Welt zog stolz einher oder sammelte sich um die Musikkapelle. Meisterwerke der Tonkunst wurden gespielt. Auch Martin liebte die Musik und lauschte gern ihren Weisen, doch gönnte er sich kaum eine Rast von wenigen Stunden; vielleicht daß ihm ein mitgenießender lieber Mensch fehlte. Er bedauerte, daß Gertrud nicht bei ihm war, und stellte sich vor, wie sie mit überquellenden Augen auf die Hochalpen blicken und sich des großartigen Rundbildes freuen würde. Einmal trat auch das Bild Helene Dornecks vor ihn hin, ganz so, wie sie der Sage auf der Burgruine mit weit geöffneten, großen braunen Augen zugehört hatte. Er fühlte, daß er sie lieb hatte, so lieb wie seine Schwester.

Gertrud hatte sich entschlossen, während seiner Reise einen Samariterkursus zu nehmen. Sie war ganz mit dem Gedanken vertraut, eine würdige Pfarrersfrau zu werden. Die Frau muß etwas davon verstehen, nicht das Verheißen der himmlischen Gnade, aber das Gnadenwerk selbst, soweit es irdisch und mit der geschickten liebreichen Hand durchführbar ist. Das hatte sie gesagt, und Martin fand es sehr achtenswert und sah die glückliche Ehe voraus, in der eines des andern Last trägt. Daß auch er nach einer Gehilfin Umschau halten müsse, fiel ihm nicht ein.

Digitized by Google

Er wollte die höchsten Bergspitzen ersteigen, nur den Stab in der Hand und die Eisenbeschläge an den Sohlen. Vorwärts, aufwärts!

Im reizenden Bödeli ein Gedenken der Getreuen am Hausherd; im Lauterbrunnental der Geliebten mit den begeisterten leuchtenden Augen; beim Aufstieg des gesinnungsvollen Freundes, der ein Gefährte sein sollte! — Wahrhaftig, Ewald hätte ihn hier begleiten sollen, und ein Geist wäre vor ihm hergewandelt, der ihm mit feurigen Worten das Evangelium auslegte: Die Himmel erzählen die Ehre Gottes.

Überwältigendes lag in den Naturbildern, die sich dem rüstigen Bergsteiger erschlossen. Zuweilen packte ihn ein Schauder vor den Untiefen der Klüfte; ergriff ihn der Zauber des unheimlich Überragenden, Unnahbaren in Starrheit und Schönheit. — Und er fühlte sich nur als ein winziger Zwerg, als ein lächerlicher Vielwisser und ohnmächtiger Stümper in all seinem Vermögen und Wollen. Einen Grat hatte er erklommen, über den der Fuß nicht mehr hinausging. Unberührt lag vor ihm der Firn; selbst das Edelweiß hatte diese Höhe nicht mehr geschmückt; keine Föhre noch Wurzel geschlagen. Hier stand er mit geweitetem Herzen und hätte Himmel und Erde in sich aufnehmen mögen und sog die Luft ein mit dürstender Lunge! Die Allmacht war über ihm, und er empfand doch nur einen Teil der Kraft des Meisters der Meister.

Und es war ein Schweigen um ihn, aber das Schweigen redete zu seiner Seele, denn in ihm war Gottes Odem.

Vor ihm lag kein Pfad! — Sollte er wieder kläglich, Stapfe um Stapfe sorgsam ermessend, hinab? — Und wenn er verharrte, wenn er hinabstürzte vom Fels, wie es Seraphine getan, nachdem sie einen letzten Augenblick glücklich gewesen? — Es lag ein wunderbarer Reiz darin, sein Herz in das All verbluten zu lassen und den blendenden Schnee rötlich zu färben. Aber da stieg's als ein Gruß des scheidenden Sonnenballs über dem Firn auf, das köstliche Rot, und er sah das Alpenglühen in all seiner Pracht: ein Purpurmantel, dessen Saum ihm zu küssen vergönnt war. Voll Andacht war er, warf sich auf den Schnee und regte sich nicht.

Endlich breitete die Nacht ihre schwarzen Fittiche aus, und ein Frösteln überlief seinen Körper. Grauen umfing ihn. „Menschenkind, was willst du in dieser Öde und Wildnis?!" rief die innere Stimme. — „Willst du das Leben verneinen? — Sind deine Talente schon ausgegeben, blieb dir nichts mehr zu tun für deine Mitbrüder, denen du leuchtend vorangehen konntest? — Klein dünkst du dich? Und hast doch eine geflügelte Phantasie, die dich höher emporhebt als die Schwingen den Adler; steigst zu unwohnlichen Stätten mit behenden Füßen hinauf, weil ein Wille dich lenkt, der Berge versetzt! — Hat des Menschen Hand nicht Felsen gezähmt und in eiserne Fesseln gelegt, so daß er lachend darüber hinfährt? — Größer bist du als alle Giganten; denn du hast deinen Fuß auf ihren Nacken gesetzt.

Siehe das Himmelsgewölbe! Dort kreisen die Sterne, Welten sind es, und du kennst ihren Lauf, dein Auge aber sucht des Raumes Unendlichkeit; du bist größer als alle diese Welten; denn der Odem Gottes ist in dir. — Lösche nicht freventlich aus, was dich erhebt! Folge nicht dem Beispiel der Törin, die ihrer Talente nicht wert blieb. Kämpfe! — Heute um einen Fußbreit Erde, Schritt für Schritt, um wieder zu Menschen zu

Digitized by Google

gelangen, und morgen — um Gotteslohn — um ein Königreich — um das Herrenrecht, auf das du Anspruch hast durch Selbstbeherrschung!

* * *

Im Spätherbst kehrte Martin von seiner Reise zurück. Die Wipfel schüttelte der Sturm und auf den Wegen raschelten dürre Blätter. In der Stube saß sich's wieder sehr behaglich. Hochzeit sollte gehalten werden.

Ewald und Gertrud hatten sich unter Anfechtungen gesagt, in frohen Tagen heiraten ist leicht, in den besorgnisvollen fügt's ein Herz zum andern um so inniger, falls die Liebe echt und der Mut gut ist. Viel von dem Stoff, den die Schmarotzer der Eichen schwärzen, war indessen in Sachen Ewalds von Bachstein über weiße Blätter geflossen. Von links und rechts hatten spitze und weiche Federn den jungen Geistlichen beschrieben und seinen Schwager dazu. In seinen Beziehungen zu Seraphine war dem Philosophen übles angedichtet worden; sie, die ewig rein sein Wollenden, hatten keine reinen Gedanken gehabt, viel zu wissen vorgegeben und nichts gewußt. Da hatte denn doch ein Manneswort vor hohen Räten Glauben gefunden. Nach einer Klarlegung, die der ehrliche Gelehrte schriftlich gegeben, hatte man es unterlassen, dem Pastor die Leviten lesen zu wollen, und die Steine, die wider ihn aufgehoben waren, hatten ihr Ziel verfehlt.

Aber in der Stadt der vielen Engherzigen mochte Ewald von Bachstein, obwohl er dort auch echte Freundschaft und redliche Gesinnung kennen gelernt hatte, nicht mehr bleiben. Er bewarb sich um ein Amt in einem großen Bergwerksbezirk. Wo der um sein Dasein ringende Mensch in den Schacht fährt und schwarze Diamanten an das Tageslicht fördert, wo harte Arbeit in den Speisekammern des Naturhaushalts der Urzeit wieder abgewinnt, was die rührige Gegenwart in den Werkstätten des Fleißes, im Verkehr von Ländern und Völkern aller Weltteile braucht; wo sich ihm schwielige Hände entgegenstrecken würden und Frömmigkeit ein wahrer Lebenstrost ist; da meinte er besser wirken zu können.

Man warnte ihn vergeblich wegen des umstürzlerischen Geistes, der dort sich rege. „Um so mehr werde ich zu tun haben und nötig sein," versicherte er.

„Wenn du nur nicht selber ein Umstürzler wirst!" erwiderte zagend der ehemalige Hofprediger, als er von dem neuen Entschluß gehört hatte.

„Nein, Vater, ausbauen will ich die enggewordene Kirche," sagte er; „ich will ihre Tore weit machen und offene Hallen ringsum, und als Säulen sollen die Schultern der Bergmänner dienen."

„Dann Glückauf!" sagte der Alte mit verklärtem Gesicht und er wußte, sein Sohn war ein Gottesbote.

Als Ewald und die Geschwister Ranke sich wiedersahen, fanden sie einander auf das herrlichste ausgereift. Es war so etwas Kampfsicheres und Sieghaftes in den beiden Männern. Sie traten fest auf und blickten geradeaus; es gab niemand, vor dem sie die Augen senken mußten; und den Einen, zu dem der Mensch Gebete emporschickt, ihn trugen sie in der eigenen Brust.

Digitized by Google

Martin hatte die Lehrbefugnis an einer Hochschule nachgesucht. Edles Wissen war die Grundlage edleren Willens geworden.

„Es muß eine Brücke geschlagen werden," erklärte er, „von dem Heiligtum des Herzens: Religion — zu dem Tempel der Wahrheit: Vernunft! Als ich im Anfang meines Grübelns war, fühlte ich mich von der Gottesanschauung weit entfernt, aber indem ich fortschritt, kam ich ihr wieder ganz nahe. Wir fragen zu lange und zu viel nach dem Woher; wir haben vor allem zu fragen: Wohin!

„Ich will mir Schüler suchen und ein Pionier werden der Menschenveredlung."

Die Hochzeit wurde im engsten Kreise gefeiert. Gertrud beschwerte es das Gemüt, daß sie der Eltern entbehrte. Aber während von Haus aus alles im kleinen Rahmen gedacht war, trat die Gemeinde mit großen Ehrungen hervor. Geflissentlich sollten gewisse Kränkungen gut gemacht werden. Die weibliche Jugend hätte die Kirche kaum in den Lenzmonden schöner schmücken können. Kopf an Kopf drängten sich die Menschen, und es herrschten Wohlmeinen und Freude an dem stattlichen Paar. Wer noch zu murren Lust hatte, mochte sich schämen und fern halten.

Helene Dorneck befand sich wieder in der Hafenstadt bei ihrem Vater, der von der Seereise heimgekehrt war. Martin fand es ganz recht, daß sie um der seltenen Schicksalsgunst willen, bei ihrem Vater verweilen zu können, der Einladung nicht gefolgt war.

Karl von Bachstein, dem jungen Studenten der Rechtswissenschaft, tat es recht leid. Er hatte eine Antwort auf eine heimliche Anfrage erwartet, und fühlte aus einer Ablehnung die andere heraus. Glücklicherweise ließ die weihevolle Feier einen Kummer nicht aufkommen. Auf dem Hochzeitsfest entfalteten auch die Schwestern des Bräutigams augenentzückende und herzengewinnende Reize. Den Zuschauern bei dem Trauungsakt entging das nicht, und einige meinten, daß es für den ernsten Bruder der lieblichen Braut schicklich sein würde, wenn er darauf achte. Martin gewahrte es kaum, aber als sie beim Mahl saßen, wurde ihm wohlig und warm, und er führte mit Maria eine lebhaft fröhliche Unterhaltung. Sie besaß Verstand und natürliche, anziehende Liebenswürdigkeit.

Deutscher Volkssinn meint, daß auf einer Hochzeit sich immer die zweite zusammenfügen müsse; dafür schien diesmal keine Aussicht zu sein.

* * *

Ein Jahr verging. Die Familie von Bachstein hatte wiederum ein Fest zu feiern. Fern von der Stadt an der Teufelsmauer war ein kleiner Sendling froher Hoffnung zur Welt gekommen. Martin sollte er heißen, erstens um des großen Reformators willen, zu dem sich seine Eltern bekannten, und zweitens um des Oheims und Paten willen.

Auch Helene Dorneck war wieder eingeladen, und jetzt hatte sie zugesagt. Das reizende Kind hatte sich zu einer feinen, vollendeten Dame entwickelt, und in ihrer leuchtenden Schönheit wirkte sie blendend. Alle erstaunten. Maria von Bachstein schien gänzlich neben ihr zu verschwinden. Sie fühlte es selbst, indem der Schmerz der Eifersucht wider Willen ihr

Digitized by Google

Gemüt berührte. Martin befremdete indessen die Wandlung. Weltdamen gab es genug in der Großstadt, wo er sich als Privatdozent niedergelassen hatte. Allerdings schöner als Helene war keine.

In einer vertraulichen Stunde, in welcher er des ganzen Glückes seiner Schwester inne wurde, mahnte ihn Gertrud, den Junggesellenstand aufzugeben.

„Ich sehe ein," entgegnete er nachdenklich; „die rechte Ehe, in der sich Zwei mit Leib und Seele anvertrauen, so daß sie ein Ganzes werden, ist der gesunde Boden für des Lebens Heil."

Gertrud stimmte ihm freudestrahlend zu; es war ihr viel wert, dafür bei ihm Verständnis zu finden.

„Freilich furchtbar rächt sich der Irrtum," fügte er hinzu; „nichts hat der Mensch ernstlicher zu bedenken, als die Schließung des Bundes, mit dem er sich für ein Beiwesen und selbst die Nachwelt verantwortlich macht."

„Du hast recht, Martin," sagte sie; „allein für dich nimmst du es gar zu schwer."

„Liebe Trude, ich bin nicht mehr jung."

Sie lachte. „Ein Mann anfangs der Dreißiger, gesund und frisch, und nicht mehr jung?" —

Ihr Lachen und ihr Frohsinn wirkten zurück. Sie hatte ihm niemand vorgeschlagen; sein Herz mochte die rechte zu entdecken suchen.

Helene von Dorneck reiste am Tage nach der Taufe ab. Er schenkte ihr einen prächtigen Blumenstrauß und war ganz voller Ritterlichkeit. Gewählt hatte er sie nicht, und auch in ihr schien sich kein fortglühender Funke entfacht zu haben. Es war alles eitel Freundschaft und Fröhlichkeit.

Maria, die sich gedrückt gefühlt, atmete auf. Ein Erröten, ein Blick in ihre hellen Augen verriet ihm, daß sie ihn so lieb habe. Er schätzte längst ihre Vorzüge, und so traten sie einander näher. Er wußte bald, daß sie ihn verstehen würde, und so gewann auch er sie lieb. Die ernste, warmempfindende Frau von steter Glutfülle der Seele, in der es kein Auflodern gab, keinen flüchtigen Rausch, die nicht ins Äußerliche strebte, sie war die rechte für ein Glück ohne Reue.

Digitized by Google

Fröbel als Genie.

Von Dr. Hugo Göring.

In der Pädagogik sieht man das Genie vor lauter Schulmeistern nicht. Die Philister überwuchern und unterdrücken es. Nicht die Regierungen, nicht die orthodoxe Kirche, nicht die reaktionären Politiker, nicht der despotische Junker, sondern einzig und allein die deutschen Schulmeister haben von 1852 bis 1903 den genialen Friedrich Fröbel zurückgesetzt. Nicht aus bösem Willen, sondern aus Philistergeist. Keine politische oder kirchliche Despotie der Welt hätte Fröbels Werk ausrotten können, wenn die deutsche Lehrerwelt sich für ihn erhoben hätte. Was haben in erster Linie die großen Lehrerversammlungen in ihrem unwiderstehlich starken Sturme angestrebt? War es Idealismus? War es eine Geisteswelt, die den Stoß besiegen sollte? War es eine geläuterte Erkenntnis? War es der Kampf für irgend ein großes gigantisches Gedankensystem? Nein, es war meistens die Standesehre und die Gehaltsfrage. Hier und da waren auch die Aufgaben des Idealismus zu vernehmen, aber es blieb doch immer nur bei der Kampfesseite in dem geistig so reichen Leben diesseits und bei einigen allgemeinen Huldigungen gegen Pestalozzi.

Die sogenannten höheren Lehrer von den sogenannten höheren Schulen, die beide überhaupt nur hoch und höher werden können, wenn sie Künstler und Schöpfer der Liebeskraft gegen die Jugend sind, aber nicht, weil sie in entlegenen Kulturen bequem herumträumen, auch diese haben für Fröbel nichts getan. Jedes Jahr halten sie um die Maien- oder Pfingstzeit große, prunkvolle Versammlungen ab, werden mit glänzender Gastfreundschaft der Städte überschüttet.

Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus. Erschütterndes Ergebnis von soviel Geist unter den Trägern und Stützen des klassischen Geistes. Auch diese Philister wurzeln nur an der Standesstellung herum und glauben, Wunder was für Kulturtaten geleistet zu haben, wenn sie durchsetzen, daß sie gleiche Standesstühle bekommen wie die Richter.

Und die lieben Damen? Sie streben in ihren Volksversamm-

Digitized by Google

lungen mit brennendem Eifer danach, das zu werden, was die Männer zu sein aufhören sollten: männliche Philister. Statt dahin zu wirken, daß die ihnen anvertrauten Mädchen in geistiger und körperlicher Elastizität erhalten werden, die einst in der Ehe den Geistesschwung behalten, um dem Manne und den Kindern kräftigenden Erdgeruch zuzuwehen, statt dessen quälen sich diese weiblichen Pedanten ab, die Mädchen zu Gymnasiasten herabwelken zu lassen. Die Zwitterunnaturen, die Weibmännlichkeiten, die das Mädchen-Gymnasium künstlich züchtet, werden einst flammende Flüche in die langen und tauben Ohren donnern, die diese Schulkarikatur mit der Zähigkeit eitler Pedanten erzwungen haben. Gerade als diese kaltherzigen Mann-Weib-Agitationen ihren Kampf gegen die Natur des Mädchens begonnen, hatten die Bestrebungen der neuen deutschen Schule schon den ersten festen Boden in einer gleichnamigen Zeitschrift und Gesellschaft, und die Frauen, die schon 1889 nach diesem Vorbilde öffentliche Vorträge über die neue deutsche Mädchenschule hielten, worin sie einfach das Programm der neuen deutschen Schule reproduzierten, gerade diese hätten sich vor die Stirn schlagen sollen und von der schiefen Ebene zurücktreten müssen, das Mädchen zum Knaben zu verbilden. Aber Eitelkeit und Erfolgsucht, vielleicht selbst das verfälschte Lüsten gewelkter Weiblichkeit und eine übertriebene Herrschsucht mit dem nie fehlenden Autoritätsdünkel, trieben sie in ihrem Irrtum gegen das Mädchen auf die schiefe Ebene hinab, bis sie besiegt unten liegen blieben. Man kann kaum noch Entrüstung gegen diese Bestrebungen zur Entartung der Mädchennatur haben; es bleibt fast nichts als Spott übrig, der so kalt ist, wie jene Frauenseelen, die für ihr Unrecht gegen die Mädchennatur noch Weihe und Würde durch Heranziehung hoher Protektion erzwingen.

Von dieser Richtung, die die Unnatur verkörpert, ist selbstverständlich kein Verständnis für die Genialität Fröbels zu erwarten, der zeitlebens das Wort verwirklicht hat: „Lasset die Kindlein zu mir kommen!“ und „Mich jammert des Volkes!“

Endlich bleiben noch die weiblichen Kreise übrig, die sich das Monopol angeeignet hatten, Fröbel zu vertreten. Diese haben immer sorgfältig sich bemüht, ihre teuren Namen in den Vordergrund einer Sache zu stellen. Aber die Massenberichte und Massenbroschüren, mit denen sie den Büchermarkt überschwemmt haben, bleiben immer bei Kleinigkeiten stehen und haben nie dafür gesorgt, daß das schöpferische Genie Fröbels den deutschen Pädagogen

Digitized by Google

den deutschen Gelehrten und dem deutschen Volke anschaulich vorgeführt wurde. Diese selbstbewußten Fröbelmonopolisten haben es bis heute noch nicht einmal zu einer einwandsfreien Ausgabe der Werke Friedrich Fröbels gebracht und zwingen das Publikum, seine Zuflucht zu wenigen, großen Staatsbibliotheken und im günstigen Falle des Vermögens zu teuren Antiquaren seine Zuflucht zu nehmen.

Noch weniger haben die Herbartmonopolisten das Geringste getan, die große geniale, schöpferische Leistung Fröbels in das richtige Licht zu setzen.

Friedrich Fröbels Genialität leuchtet aus seiner Liebe empor. Seine Liebe umfaßte das Kind und das Volk. Seine Liebe machte ihn hellsichtig gegen die Not des Kindes im Mutterhause. Seine Liebe gab ihm das Verständnis für die Deutung der Bewegungen des Kindes aus dem Triebe nach Erkenntnis der Umgebung und nach dem Schutze des Lebens. Seine Liebe eröffnete ihm die Seelenwelt der jungen Mutter mit ihrem haftenden Triebe, das hilflose Kind zu schützen. Durch seine Liebe wird Fröbel jenes große, was in Parzival durch Mitleid wissend der reine Tor heißt, der als Genie töricht, d. h. ohne Rücksicht auf Gewinn, Ehre und Erfolg die Welt wie ein schönes Schauspiel oder Gemälde liebend anblickt und liebend in sie stürmt, der „rein", lauter, ohne niederes Begehren, ohne Selbstsucht, ohne Haß und Neid an Menschen, Tiere und Dinge herantritt, der „durch Mitleid", durch Teilnahme, Mitgefühl, gemütvolles Sichversenken in fühlende und empfindende Wehen das Verständnis für sie gewinnt und durch sein Gemüt den Weg zum Wissen vom Wesen der Menschen und der Welt gewinnt. Durch seine Liebe wird Fröbel Mann, Weib und Kind in einer Person, durch seine Liebe ist er Vater, Mutter und Kind, durch seine Liebe ist er ein männlicher, weiblicher und kindlicher Geist. Man muß dies Genie der Liebe nicht nur aus seinen Schriften kennen lernen, in denen der Überdrang und die Machtfülle edelster Gefühle oft seine Worte und seinen Gedankenausdruck stocken und stammeln läßt. Man erlebt es beim Lesen, wie ein mächtiger Strom einer gottähnlichen Liebe heranbraust und durch den Überreichtum sich oft staut, ehe er zu Gedanken abstrahiert und in die Sprache der Begeisterung übertragen wird.

Die Genialität seiner Liebe flammt empor in den Mutter- und Koseliedern, die der pädagogische Philister- und Kunstschablonist einfach abgeschmackt findet. Aber wer nie den Gedanken

Digitized by Google

aus dem Auge läßt, daß diese scheinbar steifen Reime aus der Kongenialität eines reifen Mannes mit einem lallenden Säugling geboren sind, der steht vor einem Wunder des Geistes und wird begreifen, daß bis heute noch jeder Versuch gescheitert ist, diese Säuglingspoesie aus Säuglingsgefühlen in den Denkformen eines erwachsenen Mannes durch etwas scheinbar Geschmackvolles und künstlerisch Schönes zu ersetzen. Ja, diese Versuche haben alle den Beigeschmack der Lächerlichkeit, weil sie läppische Kinderlieder für Erwachsene sind, aber nicht Fröbels Naturkunde eines Kindergenies aus einem Säuglingsgeiste. Wer über die Mutter- und Koselieder von der Perspektive eines Kunstkritikers der Pädagogik aburteilt, versteht sie nicht. Friedrich Fröbels Kindesgemüt und Gottesliebe liegt aber nicht nur in seinen Worten und seinen Büchern. Man muß auch die Berichte von Zeitgenossen, insbesondere von Diesterweg und Bertha von Marenholtz-Bülow lesen, um zu begreifen, wie gewaltig, ergreifend und hinreißend seine Liebeskraft selbst auf einen so kritischen Kopf, wie den bekannten Pädagogen, und eine in der höchsten Aristokratie aufgewachsene Frau gewirkt hat, die ihre glänzende Hofstellung aufgab, um ihr Leben, ihre Liebe, ihre Rede, ihre Schrift und ihr Vermögen ein Menschenalter und noch fast 40 Jahre über den Tod Fröbels hinaus in den Dienst seiner Idee zu stellen.

Genial ist aber Fröbel auch durch seinen systematisierenden Verstand in der allgemeinen Pädagogik, in der Philosophie, in der Naturwissenschaft und in der sein Leben, seine Lehre, sein Werk und sein Wirken umfassenden Religion.

Wenn ein Mensch zeitlebens den Glauben behält, den ihm die Kinderstube und die Volksschule gegeben hat, so beweist dies nicht, daß er ein religiöser Mensch aus innerstem Geistestriebe war. Man weiß nicht, ob sein Glaube jemals durch Zweifel und Kämpfe erschüttert wurde. Nur der im heißen Ringen erworbene Besitz einer Kraft, die täglich den führenden Gott im Herzen schafft und über allen Enttäuschungen und allem Schmerz dieses Gottesbewußtsein als innerstes Heiligtum hoch hält, nur dieser Geistesbesitz kann Gottesglaube genannt werden. Wo dieser religiöse Sinn schöpferisch wirkt, nur da tritt die Wirkung des religiösen Lebens auf: Treue, Herzensgüte, selbstlose Menschenliebe. Aller anderer Glaube besteht nur in leeren Worten und in Selbsttäuschung. Je winziger eine Menschenseele ist, desto nichtiger und äußerlicher ist ihr Glaube. Wo die

Digitized by Google

Frucht des Glaubens nicht Güte ist, wo Hochmut und Härte, Herrschsucht und Habsucht Raum haben, da ist der Glaube ein leeres Klappern mit Buchstaben. Buchstaben haben aber noch keinen Geist gebändigt, am wenigsten den, der den Glauben nach gelernten Worten predigt.

Die Echtheit eines führenden Gottesbewußtseins erlebte Friedrich Fröbel von seiner Kindheit bis zu seiner letzten Lebensstunde. In jeder Lebenstätigkeit brachte ihm das, womit er sich beschäftigte, die Überzeugung, daß ein schöpferischer Geist der Liebe über allen Welten waltet.

Dogmatisch nahm Fröbel nichts an; nur was er erlebte wurde ihm Geistesbesitz. Sein eiserner Blick für die Größe und Schönheit der Natur erschloß ihm rasch die Geheimnisse der Natur. In ihrem Walten und Weben erfaßte er bald in der Fülle der Einzelheiten das führende feste Gesetz als ordnende Einheit. Die Millionen äußerer Erscheinungen führte er auf einfache Gesetze und immer wiederkehrende Grundformen zurück. Es ist ein zweifellos genialer Gedanke in seiner Erkenntnis ausgeprägt, daß die Kugel die Grundform alles Lebens ist, aus der sich durch Fortbewegung die Walze bildet, und daß deren Fortbewegung zum Würfel führt. Diese Entdeckung der drei elementaren Grundformen der Natur wird für ihn zu einem philosophischen Prinzip. Er erkennt, daß die ganze Welt aus Gegensätzen besteht, deren Verknüpfung zu den Gebilden der Harmonie führt. In der Körper- und Geisteswelt sieht er, wie dieses Gesetz waltet und den Weltbau wie jedes Gedankensystem möglich macht!

Bis auf die Gegenwart hat Fröbels Gedanke von der Vermittelung der Gegensätze zur Harmonie immer neue Grundlagen gewonnen. Die Sinnesphysiologie hat diesen Gedanken bekräftigt, als sie nachwies, daß alle Empfindung und alle Reize nur relative Geltung haben und daß die Empfindung nur durch den Gegensatz der Reize hervorgebracht wird. Selbst die Ethik nimmt diesen Satz an und weist nach, daß das Gute ohne den Anreiz des Bösen nicht zum Bewußtsein und zur Betätigung kommt.

Mit eisernem Blicke erkannte Fröbel schon früh den tiefen Zusammenhang der Organismen und der bewußten Welt, der sich ihm als Entwickelungsgesetz kund gab. Ohne Umwege erfaßt er den Gedanken, daß sich in dem Individuum der ganze Stammbaum wiederholt, den seine Ahnenreihe durchlaufen hat. Die heutige Naturwissenschaft betrachtet es als eine gesicherte Erkennt-

Digitized by Google

nis, daß die Entwickelung des Individuums eine kurze Wiederholung der Stammesentwickelung ist, auf die sich die Höhenentwickelung aufbaut. Man nennt es das phylogenetische Gesetz, nach welchem die Ontogenie eine Rekapitulation der Phylogenie ist.

Die Genialität Fröbels betätigt sich nun von den ersten Regungen seines Denkens an bis zum Abschluß seiner Lebensarbeit in dem rastlosen Vorwärtsdrängen seiner Gedanken und in dem Ausbau seines Erziehungssystemes auf dem Grunde der gewonnenen naturwissenschaftlichen und philosophischen Erkenntnis. Vor ihm hatte nur Amos Camenius mit Analogien des Naturlebens gerechnet und die Erscheinung des Naturlebens als leitenden Erziehungsgrundsatz auf die Geistesentwickelung des Kindes übertragen.

Fröbel beobachtet unbefangen, ohne Vorurteil die Kindesseele und findet sie in jeder Betätigung, in jeder willkürlichen Muskelbewegung, in allem, was die Erwachsenen als Spiel bezeichnen. Aus innerer, treibender Kraft bewegt sich das Kind, um Beziehungen zur Außenwelt zu bekommen, um die Außenwelt zu erkennen. Schon in der Einführung jedes Gegenstandes in den Mund erkennt Fröbel den Erkenntnistrieb des Kindes. Auf diese Beobachtung baut er alle Einwirkung auf das Kind und nimmt für die ersten Jahre als einzige Bundesgenossin für das Erziehungswerk die Mutter des Kindes in Anspruch. Die gesunden Erziehungstriebe der Mutter, die ihr die Liebe zu ihrem Kinde eingibt, will er zu bewußter Erkenntnis und zu bewußtem Wollen führen.

Nur ein Genie konnte die Spiele ersinnen, die sich an die natürlichen Regungen des Kindes anschließen, und seine äußere und innere Entwickelung organisieren.

Digitized by Google

Dramen-Zyklen.

Idealistische Betrachtungen für unternehmende Dramaturgen und für Laien.

Von F. Arnold Mayer (Wien).

Gesamtaufführungen einzelner Dichter, Schillers, Goethes, Shakespeares — Nestroys, oder einzelner Komponisten, Mozarts, Wagners, Strauß', erscheinen auf unseren Bühnen auch in Alltagszeiten immer wieder. Um so mehr mußte ein Zentenarium, wie wir es eben erlebt haben,*) mußte die Feier eines wahren und vielgeliebten Helden der Nation solche Veranstaltungen befördern. Mir rufen diese Aufführungen — halb nach dem Gesetz des Gegensatzes — ein paar Gedanken wieder wach, die ich vor Jahren in einer literarisch-wissenschaftlichen Gesellschaft entwickelte, und es lockt mich wohl, zu versuchen, ob sie auch vor einem größeren Publikum Beifall fänden.

Zunächst dies. Wie wäre es, wenn man in weiteren Kreisen, etwa unter Anleitung des einen oder anderen Fachmannes, auch schon in höheren Schulen, die Lektüre einmal so einrichtete, daß nicht die Entwickelung einer bestimmten dichterischen Persönlichkeit, sondern die Wandlungen eines und desselben ewigen Motivs, eines Stoffes in verschiedenen Zeiten, innerhalb einer und innerhalb verschiedener Nationen verfolgt würden? Gewiß trügen solche Betrachtungen zur Hebung des Formgefühles das ihrige bei. Im Formgefühl, d. h. in dem Gefühl für die Form im höheren Sinne, für die Formung und Gestaltung, die der Künstler seinem Stoffe gibt, liegt aber der Kunstsinn selbst beschlossen. Nur zu gern haftet das Interesse des Publikums am Stoffe, der dargestellt wird, sehr oft freilich gar nur an der Person, die darstellt, als Dichter oder Schauspieler. Und doch ist dieser Standpunkt ein ganz unkünstlerischer. Nicht das Was, sondern das Wie adelt bekanntlich eine Arbeit zum Kunstwerk. Bei Künsten, wie Malerei oder Bildhauerei, ist das ganz deutlich: niemand würde ein Werk der „bildenden" Kunst danach beurteilen, ob etwa sein Motiv neu ist oder nicht. In der Poesie, also auch für das Drama, leuchtet das nur deshalb nicht ebenso von selbst ein, weil hier die ausführende Gestaltung nicht wie dort „mit Händen zu greifen" ist.

*) Der Aufsatz ist im Jahre 1905 geschrieben.

Digitized by Google

Und doch vereinfacht sich die ganze, scheinbar unendliche Mannigfaltigkeit der dramatischen Motive und Stoffe auf ein paar Grundformen, die seit jeher wiederkehren, in bunten Variationen freilich, für die sich doch auch wieder Typen und Schemen festsetzen ließen. Wollen meine Leser mit mir einen kleinen Spaziergang durch den Wald der dramatischen Literatur machen, auf gewissen Richtpfaden, die ich sie weisen möchte, so wird das gleich ersichtlich. Es stellen sich nämlich ganz ungezwungen zyklische Ideenreihen her, gleichsam Querschnitte durch die dramatische Weltliteratur.

Wir beginnen mit dem ersten Urmotiv aller Dichtung: es ist die Liebe, die Grundlage der Ehe — wenigstens sollte sie es immer sein —, in diesem Sinne auch der Familie, auf der weiterhin Gesellschaft und Staat beruhen. „Romeo und Julia", das dramatische „Hohe Lied" der Liebe, „Die beiden Veroneser" — Liebe als schädliche Macht, wie sie in Unzuverlässigkeit und Untreue reißt —, „Verlorne Liebesmüh" — wo kein Kraut gegen Liebe hilft, gelehrtes Studium schon gar nicht — bilden eine Reihe aus Shakespeare. Neben Shakespeare, den großen Briten, stellen wir Goethe, den großen Deutschen, neben „Romeo" die Gretchentragödie im „Faust" und fügen Grillparzers „Des Meeres und der Liebe Wellen" an, in der Art, wie sich die übermächtige Leidenschaft äußert, höchst verwandt dem Meisterstück des Engländers. Sonst ist ja die grande passion in ihrer Wesenheit keineswegs identisch bei verschiedenen Nationen und so denn auch ihr Ausdruck in der Dichtung nicht derselbe. Sowohl in dieser wie in den folgenden Reihen kann ich überall nur ein paar Namen nennen, in Wirklichkeit zieht jede Reihe einen Faden durch die ganze Literaturgeschichte.

Die Ehe schließt die Liebe eigentlich aus, meint Falk in Ibsens „Komödie der Liebe", und viele sagten es vor ihm, die gar keine oder schlechte Erfahrungen im Ehestand gemacht hatten. Ehetragödien sind „Othello" und Calderons „Arzt seiner Ehre", eine englische und eine spanische Tragödie der ehelichen Eifersucht. Die Ehe als Motiv spielt schon in Terenz' „Adelphi" hinein, Molière in seiner „Schule der Ehemänner" hat das Stück bearbeitet. In die Gruppe „Ehe" gehört die ganze Entwickelung des Ehebruchstückes, Typus Daudets „Fromont", und alle die linksrheinischen Lustspiele und Vaudevilles, die mehr oder minder geistreich das Motiv in allen Formen bringen und verwerten.

Digitized by Google

An die Ehe schließt sich die Familie. Eine eigentliche Familientragödie ist schon Äschylos' „Oreſtie", mehr als 2000 Jahre ſpäter ſchreibt Shakeſpeare den „Lear" und umfängt damit das Weh und Leid der Erdenwandler. Die Familie als Motiv hat Immermanns „König Periander und ſein Haus": Abſcheu des Sohnes gegen den Vater, der der Mörder der eigenen Gattin iſt. Das zeitgenöſſiſche Volksſtück liefert zahlreiche Beiſpiele, ſo iſt L'Arronges „Mein Leopold" eine Tragödie des Vaterherzens, eine Art bürgerlicher „Lear", und auch die „Modernen" haben ſich den Stoff nicht entgehen laſſen: die Auflöſung aller Blutsbande in einer bürgerlichen Familie, jämmerlicher Zwiſt, nirgends eine Spur von Größe — das iſt Hauptmanns „Friedensfeſt".

Aus den Familien baut ſich die Geſellſchaft auf, und dieſe zerfällt wieder, wirtſchaftlich und politiſch genommen, in Stände und Klaſſen. Von dem ſittlichen Zuſtand der Familie hängt das ſittliche Niveau der Geſellſchaft ab. Im Drama entſpricht das Sittenbild. Es hängt hier nur vom Temperament des Dichters ab, ob ſein Werk mehr von ethiſchem Pathos erfüllt iſt oder ſatiriſches Gepräge hat. Beiſpiele für beide Fälle findet man von Ariſtophanes bis zu Tolſtoi. In erſter Reihe ſteht in der neuen Literatur das franzöſiſche Sittenbild, wie es ſich entwickelt von Beaumarchais' „Hochzeit des Figaro", dieſem luſtigen Vorſpiel zur heroiſchen Tragödie der Revolution, bis hinab zu Augier und Pailleron, von denen der eine die ſittliche Fäulnis unter dem zweiten Kaiſerreich, der andere „Le monde où l'on s'ennuie", die Royaliſtenkreiſe unter der dritten Republik ſchildert. Auch das Wiener Sittenbild — ſei es dem Wiener geſtattet, auf dieſes zu exemplifizieren — hat bald mehr pathetiſchen, bald mehr ſatiriſchen Charakter: auf der einen Seite Anzengrubers Meiſterwerk „Das vierte Gebot", auf der anderen weit ſchwächere Produkte, wie Karlweis „Kleiner Mann", „Das grobe Hemd".

In Stände und Klaſſen zerfällt die Geſellſchaft, ſagte ich. Das Drama läßt die Stände in Gegenſatz zueinander treten, zeigt ſie im Kampf um wirtſchaftliche und politiſche Geltung, Macht und Einfluß, zeigt überhaupt die verſchiedenartigſten Formen des ſozialen Gegenſatzes. Die ältere Geſchichte aller Völker iſt beherrſcht von dem großen Kampfe zwiſchen Ariſtokratie und Demokratie — im Drama „Coriolan" von Shakeſpeare, die „Fabier" von Freytag — oder zwiſchen Fürſten und Adel —

Digitized by Google

„Die Quitzows“ von Wildenbruch. Aber auch der schlichte Bürger steht fest auf sich in bescheidenem Stolze, ja selbst der Bauer („König und Bauer“ von Lope), der sich erhebt, wenn sein Recht verletzt wird, und dieses sogar vor dem Könige furchtlos behauptet: Calderons „Richter von Zalamea“, ein Kampf ums Recht, der einen glücklicheren Ausgang nimmt, als etwa jener in Otto Ludwigs „Erbförster“. Es bildet sich eine Kette von revolutionären Stücken, deren Helden überhaupt gegen allen Zwang sich auflehnen, allen Gesellschaftsformen den Krieg erklären, wie in Schillers „Räubern“, Stücke ferner, die aufrufen gegen Willkür und Despotismus, wie „Emilia Galotti“, „Kabale und Liebe“, oder gegen Intoleranz und Gewissenszwang, wie „Don Carlos“, „Nathan der Weise“. Einer so gewaltigen Umwälzung wie der französischen Revolution haben sich dennoch die Dramatiker kaum anders bemächtigt als durch Verwertung des Gegensatzes zwischen Danton und Robespierre: die Bewegung war zu ungeheuer, um sich in einen dramatischen Rahmen würdig einfangen zu lassen. Wie man ihr noch am besten beikommen kann, hat Schnitzler gezeigt in einem genialen Stückchen, dem „Grünen Kakadu“, wo sie nur den Hintergrund des dramatischen Vorganges abgibt.

Das Grundmotiv, das das soziale Drama unserer Tage vorwiegend beherrscht, ist der Gegensatz zwischen Arm und Reich, ganz im Einklang mit den sozialisierenden Interessen und Bestrebungen der Zeit. Sudermanns „Ehre“, die diese Hinterhausstücke eröffnet hat, hat Vorgänger genug gehabt, ward freilich auch ihrerseits der Anstoß zur Neubelebung einer alten Spezies. Beispiele sind hier zahlreich und in frischer Erinnerung.

Ich bin so rückständig, auch die Frauenfrage noch immer lediglich als einen Teil der sozialen Frage anzusehen, eine Frauenbewegung, die darüber hinausgeht, als Unvernunft und Unnatur. Auch die Frauenfrage hat ihre dramatische Geschichte, wie die große soziale Frage. Als Satire auf die Frauenrechtlerei, den Kampf der Frau um ihr angebliches Recht als Rechtskampf, ganz unabhängig von sozialen und wirtschaftlichen Gesichtspunkten, kann man, wenn man will, schon des göttlichen Aristophanes „Ekklesiazusen“ nehmen: Weiberverschwörung gegen alle Männer, Kampf um Gleichberechtigung, Sieg der Frauen, nur erhebt sich drohend gleich die — Eifersucht. Ganz demselben bewährten Hausmittel erliegt im spanischen Intrigenstück Moretos „Donna Diana“, die gelehrte Philosophin, während Molière seine „Femmes savantes“ in anderer Weise ad absurdum führt.

Digitized by Google

Gern stellen wir dieser dreifachen negativen Kritik des sogenannten Emanzipationskampfes der Frau als positiven Wegweiser einen Modernen in Ibsen gegenüber, der in „Nora“ zeigt, daß es wohl eine Selbständigkeit der Frau gibt, auf die sie alles Recht hat. Daß dagegen das ganze wahnsinnige Getue und Getriebe, wie es sich gegenwärtig unerträglich breit macht — bis zu weiblichen Wahlversammlungen sind wir ja schon gekommen —, den Satiriker finden wird, wenn es reif ist, das bezweifle ich nicht. War der gelehrte Pedant eine stehende Figur für den literarischen Spott durch Jahrhunderte, so wird vielleicht im 20. oder 21. Jahrhunderte die gelehrte Pedantin seine Stelle einnehmen. Gerade die größten Dichter haben in ihren höchsten Schöpfungen ein anderes Frauenideal als die Kämpferin um ihre Individualität, ihre Selbständigkeit, ihre Freiheit, ihr Recht. Eine Gruppe von Dramen läßt sich leicht bilden, die in ihrer Weise jedes ein ideales Bild des Weibes zeichnen, eine Apotheose der Frau darstellen. Shakespeare verherrlicht in „Ende gut, alles gut“ die Treue und Hingebung Helenens, die ihrem Gatten, obwohl er sie von sich stößt, in Krieg und Gefahr folgt, um seine Liebe zu gewinnen. Fast dreihundert Jahre später behandelt der ältere Dumas in den „Fräulein von St. Cyr“ lustspielmäßig ein ganz gleiches Motiv, indem er unverändert dasselbe Frauenideal aufstellt: wieder Gattinnen, die sich durch standhafte Liebe ihre Männer erst erobern müssen. Von einer anderen Seite zeigt Shakespeare das vollkommene Weib in „König Cymbeline“: Imogen, eine seiner edelsten Gestalten, bleibt standhaft gegen alle Künste der Verführung und alle Angriffe auf ihre eheliche Treue. Die Handlung entwickelt sich auf Grund einer Wette, alles ganz ähnlich, wie in einem verschollenen Stücke der Birch-Pfeiffer „Schloß Greiffenstein“, das ich einmal von einer ländlichen Schauspielergesellschaft aufführen sah. Es gibt Dichter, die selbst in der Dirne noch weiblichen Adel zeigen wollen: Dumas gab 1852 seine „Cameliendame“ als Anfangsglied einer langen Reihe von Kokottenstücken, die für und gegen die Kokotte plaidieren. Aber schon 1829 hatte Viktor Hugo die Liebe der Courtisane Marion Delorme zu Didier poetisch und tragisch verklärt.

Wird auf der einen Seite das Weib verherrlicht, so häufen sich auf der anderen auch die Anklagen. Weit zurück reicht eine Dramenkette, die das Weib als Unheilstifterin, die den Typus des dämonischen Weibes vorführt. Die alten Medea-Dramen

Digitized by Google

kann man schon in diesen Zusammenhang stellen, auch die Phädra-Stücke von Euripides' „Hippolytos" an bis zu Schillers Bearbeitung von Racines „Phädra" und so viele, viele andere bis zu Ibsens „Hedda Gabler".

Auf die Gruppen, die wir zuletzt gebildet haben, führte uns der Begriff der Gesellschaft. Die Gesellschaft, jetzt nach ihrer äußeren Struktur, nicht von innen angesehen, ergibt den Staat, das geschichtliche und politische Leben, und für unseren Zweck ganze Reihen von eigentlich historischen Dramen.

Das Römerstück wird gepflegt seit den Anfängen des neueren Dramas: so war die Tragödie der Lucretia ein beliebter Stoff, Ponsard hat ihn bearbeitet, Lindner ihn verwendet in „Brutus und Collatinus". Otto Ludwig, Otto Devrient fanden Tiberius, Wilbrandt in Cajus Gracchus ihren Helden. Shakespeares „Julius Caesar", die Tragödie der untergehenden Republik, „Antonius und Cleopatra", „Cinna" von Corneille leiten zur Monarchie über. Stoff liefert da der Caesarenwahnsinn, vor allen in Nero, dem Tyrannen und Poeten auf dem Kaiserthron, Racine schon gehört hierher mit seinem „Britannicus", dann der Italiener Cossa, Gutzkow, Wilbrandt, Greif, jeder mit einem „Nero", sehr verschieden nach Anlage und Behandlung und sehr ungleich an Wert. An der Spitze der deutschen Geschichte steht die Hermannsschlacht: eine von Klopstock, eine von Kleist, eine von Grabbe, alle drei wieder recht verschieden nach Form und Gehalt. Die Völkerwanderung, die eigentliche Heldenzeit der Germanen, gestaltet sich im Nibelungenstoff, wie ihn Hebbel in einer gewaltigen Trilogie behandelt hat, während Geibel in „Brunhild", Wilbrandt mit starker Konzentration des mächtigen Stoffes in „Kriemhild", Ibsen in „Nordische Heerfahrt" dem Thema jeder von einer besonderen Seite näher gerückt sind. Aus der Zeit der Hohenstaufen haben wir Friedrich Barbarossa, dramatisch bearbeitet von Grabbe, von Herrig, von Greif, dann Heinrich VI. von Grabbe und unter anderem Titel von Greif, und öfter behandelt ist die Tragödie des jungen Konradin, des unglücklichen letzten Sproffen des Geschlechts. Die Reformation bietet zwei Hauptstoffe: Luther und der Bauernkrieg. Luther-Dramen gibt es von dem mystischen Romantiker Zacharias Werner: „Martin Luther oder die Weihe der Kraft", von Klingemann, Lindner u. a. Den Bauernkrieg haben wir in „Gerold Wendel" von Bulthaupt, in Albertis „Brot", last not least in Goethes „Götz". — Ich bin nun zu

Digitized by Google

raſcherem Fortgang genötigt. Für die engliſche Geſchichte erwähne ich Shakeſpeares Hiſtorienzyklus, an den man Eſſexdramen von Corneille und Laube, Cromwelldramen von dem alten Andreas Gryphius an bis hinunter zu Victor Hugo reihen und den man bis ins 19. Jahrhundert fortſetzen kann. — Aus der franzöſiſchen Geſchichte haben beſonders das Genie und das Schickſal Napoleons die Dichter angezogen, ohne daß doch auch hier, ähnlich wie der franzöſiſchen Revolution gegenüber, einer dem gewaltigen Vorwurf vollkommen gerecht worden iſt. Am bekannteſten iſt Grabbes „Napoleon oder die hundert Tage“ ein Stück, dem eine gewiſſe Größe nicht abzuſprechen iſt — die richtige Bühnenbearbeitung wäre freilich erſt noch zu finden. Eine „Joſefine“ hat ſchon vor Bahrs ſeltſamem Zerrbild Heigel geſchrieben. Und ſo ließen ſich noch ruſſiſche, ſpaniſche u. a. Zyklen bilden.

Über allem Menſchlichen, über einzelnen ſowohl wie über Völkern und Staaten waltet das Schickſal, eine unerbittliche, nach ewigen, unerforſchlichen Satzungen wirkende Macht bei den Alten: „König Ödipus“; dem blinden, unſinnigen Zufall gleich bei den Neueren, denen immerhin Schillers „Braut von Meſſina“ in gewiſſer Hinſicht die Wege gezeigt hatte, bei Müllner in der „Schuld“, bei Houwald im „Bild“; das Naturgeſetz ſelbſt in der zwingenden Verbindung von Urſache und Wirkung bei Ibſen in den „Geſpenſtern“.

Aber das Schickſal kommt nicht bloß durch Wirkung von außen, jeder von uns trägt es auch in der eigenen Bruſt. Und ſo wird das Innenleben mit ſeinen vielgeſtaltigen pſychologiſchen Problemen ein dichteriſcher Vorwurf, der freilich gerade für den Dramatiker Klippen und Untiefen genug in ſich birgt. Dem Dichter wird er ſelbſt und ſein Los hienieden zum Problem — Taſſo, Sappho —, und das Schickſal alles Menſchlichen, Leben, Gott und die Welt bildet er in Gedankentragödien ab, jenen größten Schöpfungen der Weltliteratur, als da ſind „Hamlet“ und „Fauſt“.

Auch die dramatiſchen Gattungen als ſolche laſſen ſich durch die Geſchichte der Literatur aller Zeiten und Völker verfolgen, belegen und ähnlich zykliſch veranſchaulichen, wie Stoffe und Motive. Nicht minder gewiſſe Kunſtanſchauungen und -Tendenzen. So etwa die Geſchichte des romantiſchen Dramas: Lope, Calderon, bis zu Schlegel, Tieck, Immermann, Fouqué, Zach. Werner, Brentano, Victor Hugo, Heine, Halm und zu

Digitized by Google

Dóczy. Oder im Gegenteile das sogenannte realistisch-naturalistische Drama: schon Plautus ist eines der ersten Glieder, dann Holberg (geb. 1684), Diderot im 18., Balzac und mehrere andere Franzosen im 19. Jahrhundert. Dichter, wie unsere Modernen sind also längst vorbereitet.

Die Beispiele für solche zyklische Reihen immer aufs neue wiederkehrender Stoffe und Motive, die ich vorgeführt habe, hätte ich natürlich leicht vermehren können, aber, wie gesagt, der Stoff ist ein unendlicher, er schließt das ganze Schrifttum ein.

Nun sagte ich oben, und damit kehre ich zu meinem Ausgangspunkte zurück, die Betrachtung der ästhetischen Wandlung und Abwandlung von Urideen und Urmotiven müßte bildend und fruchtbar wirken auf das Form- und Kunstgefühl des einzelnen und der Massen. Mit allgemein menschlichen Motiven, wie Liebe und Ehrgeiz, mit Standes- und sozialen Gegensätzen, wie Adel und Bürgertum, Fabrikanten und Arbeiter, mit großen geschichtlichen Stoffen verbindet sich schon an sich eine anschauliche Vorstellung, und so müssen denn auch die dramatischen Gestaltungen dieser Vorwürfe nach den großen Unterschieden lebendig werden, vielleicht für die große Mehrzahl des Publikums lebendiger und bedeutungsvoller, als die stufenweise Bildung und Entwickelung einer dichterischen Individualität, wie sie sich dem besonders geschulten Betrachter aus der fortschreitenden Lektüre oder Vorführung seines Gesamtwerkes ergibt.

Oder anders: eine klassische französische und eine klassische deutsche Tragödie heben sich, gerade wenn sie stofflich zusammentreffen, gewiß stark voneinander ab. Nationale und zeitliche Unterschiede und Gegensätze treffen hier aufeinander.

Der Leser, der sich ästhetisch so entschieden bildet, von allem Persönlichen, an dem er als sinnlicher Mensch mit solcher Zähigkeit haftet, sich ins Reich der Ideen abziehen, vom rohen Stoff unmittelbar auf die künstlerische Form hinweisen läßt, wird aber auch den besseren Teil des Theaterpublikums darstellen. Er hat aus zahlreichen Beispielen richtigere Maßstäbe für sein Urteil gewonnen, er weiß, daß die letzten Neuheiten oft nur die beaux restes besserer Zeiten sind, und daß für die Kunst ein ähnliches Wort gilt, wie es Goethe für das Reich des Denkens ausgesprochen hat: „Alles Gescheite ist schon gedacht worden, man muß nur versuchen, es noch einmal zu denken.“ Er wird nicht glauben, ein Stück zu richten, wenn er glücklich herausgefunden

Digitized by Google

hat, diese oder eine Handlung sei so ähnlich schon einmal dagewesen.

Zwischen Publikum und Künstler hat es zu allen Zeiten eine Wechselbeziehung gegeben, die bis zu einem gewissen Grade ihre Analogie im wirtschaftlichen Leben findet, wo sich Produktion und Konsumtion nach dem Verhältnis von Nachfrage und Angebot regeln. D. h. auf unseren Fall übertragen: nicht bloß der Künstler erzieht und bildet sich sein Publikum, sondern auch das Publikum seine Künstler. Ist der Sinn für das Formschöne, und ein anderes Schönes gibt es ja nicht, sofern nur der Ausdruck Form richtig verstanden wird, lebendig, finden seine Erscheinungen kräftige Resonanz in Volk und Gesellschaft, so verfolgt die künstlerische Tätigkeit von selbst die entsprechenden Bahnen.

Streng genommen wollen die obigen Zusammenstellungen nichts anderes, als eine Anregung geben, die sogenannte vergleichende Literaturgeschichte, wie diese Wissenschaft in unserem Gelehrtenjargon heißt, praktisch fruchtbar zu machen, zunächst für das Lesepublikum. Aber, wie schon angedeutet, warum nicht auch für das Theater, in Aufführungen? Das Theater, wenigstens wenn es einmal ein bißchen idealer wird als heutzutage. Wenn ich wieder einmal auf heimische Verhältnisse mich beziehen darf, so könnte eine österreichische Bühne unschwer einen Habsburgzyklus zusammenstellen, vom 13. bis zum 18. Jahrhundert. So wie seinerzeit das Berliner Hoftheater einen Hohenstaufenzyklus (Raupach) gebracht hat (9. März bis 14. Juni 1837), ein Versuch, der dem Institute auf lange hinaus als eine künstlerische Tat angerechnet wurde.

Oder wie leicht wäre ein historischer Operettenzyklus zu bilden. In diesem Rahmen könnte zunächst eine Wiederbelebung des älteren Singspieles geschehen, ich zweifle nicht: mit Erfolg und zu Nutz und Frommen der zeitgenössischen Komponisten. Welch reizende Blüten hat es einst getrieben, wie hat es an vielen Orten — Namen wie Grétry wären hier zu nennen — Hoch und Nieder entzückt.

Ferner: es ist wohl richtig, daß die Änderung des Geschmacks die Hauptursache ist, durch die viele einst hochgefeierte Dichter oder Komponisten in jene Versenkung gefallen sind, aus der es so schwer eine Wiederkehr gibt. Aber sicher ist auch, daß neue Schöpfungen schon durch die Neuheit allein den alten den Boden nehmen, und daß gar manches längstvergessene Werk heute noch

Digitized by Google

oder wieder seine Wirkung täte. Namentlich aber vermöchte wohl ein Drama, für das das Interesse des Publikums festbegründet und sicher ist, auch anderen Stücken, die in dieselbe Gruppe gehören, Aufmerksamkeit zu gewinnen, wenn diese in Verbindung mit jenem erschienen. Warum sollte nicht einmal ein Zyklus erscheinen: „Faust auf der Bühne?“ Indem man von Goethe ausgeht, stellt sich immerhin auch das Interesse für Klingemanns und Grabbes „Faust“, ja selbst für Shakespeares Vorläufer, den genialen Marlowe ein. Und schon oben habe ich wohl betont, wie die sensationellste Novität in dem oder jenem älteren Stück oft die überraschendste Analogie findet. Bei solchen Gelegenheiten müßten „Ausgrabungen“ vorgenommen werden.

Ich meine, daß durch planmäßige Bemühungen dem alten und älteren Repertoire mehr abzugewinnen wäre, als bisher geschehen ist. Und so weit wird man gewiß meine „idealistischen“ Ausführungen allgemein gelten lassen.

Zum modernen ästhetischen Kulturidealismus.*)

I.

Von Privatdozent Dr. Julius Goldstein (Darmstadt).

Es gibt Bücher, die uns in allen Einzelheiten entzücken und deren Gesamttendenz wir doch ablehnen. Eine merkwürdig gemischte Stimmung geht von solchen Büchern aus; zuerst eine Stimmung der Freude über die vielen Schönheiten und Wahr-

*) Da die Entwickelung der Kunst für die Entwickelung der Gesamtkultur von einschneidender Bedeutung ist, glaube ich, berechtigt zu sein, zwei Ansichten über die Kunstentwickelung vorzulegen. Der Herausgeber.

Digitized by Google

heiten, mit denen uns der Verfasser beschenkt; aber diese Stimmung vermag nicht rein auszuklingen, denn es tritt ihr bald eine andere feindlich entgegen, die unruhevoll sich schließlich in die Worte drängt: „Und doch ist das Buch als Ganzes verfehlt!“

So erging es mir mit der Schrift von Dr. Albert Dresdner „Der Weg der Kunst“ (verlegt bei Eugen Diederichs, Jena und Leipzig, 344 S.). Wer bei der Lektüre die Gewohnheit hat, seinen Beifall und seine Zustimmung durch Randzeichen zum Ausdruck zu bringen, der wird hier den Bleistift häufig gebrauchen. Ich habe es am Anfang auch getan. Später wurde ich zurückhaltender, denn das Gefühl der Ablehnung gegen die Gesamtauffassung des Buches wurde immer stärker und gewann klarere Form. Es wird nicht jedem Leser so gehen. Das Buch ist überraschend reichhaltig an — oft allerdings nur angeschlagenen — Gedanken, daß es ebenso dem Pädagogen wie dem Juristen, dem Ingenieur wie dem Kaufmann, der „modernen“ Frau und last not least dem Künstler sehr vieles zu sagen hat. „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen.“

Wer aber die Schrift in die weiteren Zusammenhänge der geistigen Zeitbewegung setzt, wer als philosophierender, d. h. als denkender, Mensch den in dieser Schrift sich wuchtig vordrängenden Willen zu einer künstlerischen Kultur auf seine gedanklichen Voraussetzungen und Folgerungen prüft, dem werden sich alle jene Bedenken und Bedenklichkeiten aufdrängen, die ihm in Stunden ruhigen Nachdenkens gekommen sind über den Götzendienst, der gegenwärtig mit der Kunst getrieben wird.

Nach dieser Richtung ist das vorliegende Werk symptomatisch. Getragen von einem optimistischen Kulturidealismus und ausgestattet mit einem vielseitigen kunstgeschichtlichen Wissen und einem ausdrucksreichen ästhetischen Einfühlungsvermögen, faßt Dresdner die tausenderlei, in unbestimmter Schwebe wogenden Gedanken einer auf Kunst und Schönheit ruhenden Zukunftskultur kräftig zu einem wirkungsvollen Bilde zusammen. So gliedert sich das Buch jenen Bestrebungen ein, welche die Kunst in den beherrschenden Mittelpunkt der Lebenswerte rücken und von ihr aus eine ideale Neugestaltung der Kultur vornehmen wollen.

Es gibt heute einen ästhetischen Kulturidealismus, in dessen Dienst sich auch Dresdner stellt: „Es ist der Weg der Kunst,

Digitized by Google

der in die Zukunft führt, und wir müssen erkennen, daß er es ist."

Mit seinem Buche hofft der Verfasser diese Erkenntnis zu fördern. Von heute und gestern ist dieser ästhetische Kulturidealismus nicht. Seit Schillers Briefen über die ästhetische Erziehung zieht sich durch das 19. Jahrhundert eine Reihe von Versuchen, die seelischen Gewalten der Kunst in den Dienst der Kultur zu stellen; ja, das Wesen der Kultur wird überhaupt in der einheitlich künstlerischen Bewältigung aller geistigen und sozialen Lebensmächte gesehen. Die ältere Romantik ging darin am weitesten.

Ihre Gedanken und Stimmungen sind heute wieder lebendig geworden und ziehen auch den Menschen des 20. Jahrhunderts in ihren Zauberkreis.

Ich gebrauchte oben den Ausdruck „Zukunftskultur". Es ist kein schlechtes Zeichen der Zeit, daß von ihr gegenwärtig so viel die Rede ist. Zu ihr drängt als Motiv das Gefühl der Unerträglichkeit gegenüber der herrschenden Kultur. Man läßt an dieser nur jene Bestrebungen als wertvoll gelten, welche in die Richtung des neuen Kulturideals zu weisen scheinen. Und dann wird man versuchen, diejenigen Kräfte, die den Aufbau der Zukunftskultur herbeiführen sollen, als schon immer wirksam aufzuzeigen in allen menschheitlich bedeutenden Epochen der Geschichte. Jede solche Arbeit für die Zukunft enthält stets zugleich — bewußt oder unbewußt — eine ganze Geschichtsphilosophie.

Dieses nackte methodologische Schema treffen wir überall an, auch bei Dresdner; freilich nicht prinzipiell herausgearbeitet, wie denn überhaupt das Buch nicht prinzipiell gehalten ist.

Nach diesem Schema will ich in freier Weise und in allgemeinen, knappen Zügen den Inhalt des Buches angeben; hie und da unter Einfügung einer kritischen Notiz.

Dresdner empfindet aufs schmerzlichste die Kulturbarbarei der Gegenwart, die Zerrissenheit unseres modernen Lebens, das Abhastende, Schwitzende einer Kultur, deren Kräfte nicht in rhythmischem Gleichgewichte um ein allgemein anerkanntes Ideal sich bewegen. Uns fehlt die plastische Kraft, welche die im 19. Jahrhundert entfesselten Mächte der Wissenschaft, der Technik, der Politik zu einer einheitlichen Bildung zusammenfaßt. Der höchste Ausdruck dieser plastischen Kraft ist die Kunst. Wohl ist sie vom Leben abhängig, aber umgekehrt — und das ist die

Digitized by Google

energisch verfochtene These unseres Verfassers — ist das Leben von der Kunst abhängig. Die Kunst ist die Deuterin des Lebens; „sie macht die im Leben liegenden unerkannten Möglichkeiten sichtbar, indem sie sie zu Idealen formt, und sie zieht die Menschheit diesen Idealen nach. . . . Die Kunst ist die Synthese des Lebens. Das Leben ist fragmentarisch, unzusammenhängend, formlos; der Künstler lehrt uns, ihm Form, Gestalt, Einheit zu geben. Er ist dem Leben immer um einen Schritt voraus, und oft mehr als um einen."

Aber eine solche führende Kunst fehlt uns heute. Künstler und Volk, Kunst und Leben stehen sich fremd gegenüber. Wie das gekommen ist, wird instruktiv auseinandergesetzt. Eine Folge dieser Trennung ist das peinlich Ungeschlachte unserer gegenwärtigen deutschen Kultur. Ihren Zustand führt Dresdner auf ein Versagen, ein Irregehen der Kunst zurück. Französische Kunst hat uns beherrscht.

Der Impressionismus hat das Volks- und Kulturleben der Kunst entfremdet. Der Impressionismus hat die Kunst zu einem technischen Fachproblem herabgewürdigt, zu einer Leistung, die an sich vieles Neue in technisch formaler Hinsicht gebracht hat, die aber das Leben, das nach künstlerischer Veredelung und Bewältigung dürstende Leben fern ab liegen ließ. — Die ausführliche Darstellung und Kritik des Impressionismus ist ein Glanzpunkt des Buches. Ich habe über dieses Thema nie etwas Besseres gelesen. Es ist der Impressionismus, der „aus dem Helden, dem Schöpferkünstler einen Notizen sammelnden Spezialisten machte, der ihn, wie man nicht gerade schön aber treffend gesagt hat, zum Augentier erniedrigte und dadurch von dem ganzen Leben, den Interessen, der Arbeit, dem Hoffen, Sehnen und Streben seines Volkes absonderte.

„Auf ihn geht die merkwürdige Erscheinung zurück, daß Hunderte von Künstlern mit unermüdlichem Fleiße arbeiten, und dennoch von dem politischen und sozialen Dasein ihrer Zeit, von den Ständen, die sie umgeben, von den Problemen, die die Zeitgenossen bewegen — — — kaum ein schwacher Abglanz in ihren Werken erkennbar wird."

Der Impressionismus muß überwunden werden. Das ist keine Frage der Kunstakademien sondern, nach Dresdner, eine Frage, bei der die Gesundung unseres Volkslebens auf dem Spiel steht. Für eine neue, dem modernen Leben Gestalt gebende Kunst erblickt Dresdner schon Ansätze und vielversprechende Vor-

Digitized by Google

bereitungen in den Werken von Künstlern wie Turner, Millet, Meunier, Menzel, Böcklin und in der Fontainebleauer Landschafterschule. Insbesonders erscheint ihm in Ludwig von Hofmann das Bindeglied zwischen dem Impressionismus und einer neuen Kunst. „Der Kunstmittel des Impressionismus mächtig, verwendet er sie zuerst zur Verkörperung eines Bildes von Welt, Leben und Menschen. . . . Zugleich ist er auch der erste, der den Impressionismus wieder mit der Tradition in Verbindung gesetzt hat, indem er die Darstellung des Menschen und besonders des Jünglings auf die Formenstrenge Hans von Marées begründete und indem er Elemente der Kunst Feuerbachs und Böcklins aufnahm."

Gleichzeitig betrachtet Dresdner als hoffnungsvolle Zeichen der neuen Kultur die bereits vorliegenden Versuche, das Leben selbst in künstlerischem Sinne zu beeinflussen — die kunstpädagogischen Bestrebungen, die Reform des Tanzes und der Frauentracht. Er erwägt ihre Bedeutung, Entwickelungsmöglichkeiten und Gefahren.

Dabei bleibt das Ganze natürlich nicht in jener abstrakten Allgemeinheit, unter der ein Referat immer zu leiden hat. Lebendig, farbenreich und mit warmem Gemütston versteht der Verfasser dem Leser ins Herz zu reden; von vielen bunten Lichtern sind seine Gedanken durchblitzt. Sie fesseln um so mehr, als Dresdner seine Wünsche und Ideale auf eine kommende deutsche Kultur konzentriert. In dem Buche macht sich ein Einschlag von gemäßigtem Imperialismus, gedämpft anklingender Romantik und edler nationaler Begeisterung bemerkbar. Und damit komme ich zur geschichtsphilosophischen Seite der Schrift.

Da die Kunst die Führung der Kultur in der Zukunft übernehmen soll, so versucht der Verfasser, diese seine Forderung in Beziehung zu setzen zu jenen Perioden der Geschichte, in denen die Kunst eine dominierende Stellung einnahm. Von der Kunst aus sucht er die historische Kontinuität innerhalb des europäischen Kulturkreises zu entwickeln, zurückgreifend bis auf Ägypten und Assyrien. In Schillers Gedicht „Die Künstler" liegt in nuce die Geschichtsauffassung Dresdners. Ohne dem Wert des Buches Abbruch zu tun, könnte man es überhaupt als eine moderne Paraphrasierung der „Künstler" bezeichnen. Mir kamen bei manchen Stellen unwillkürlich ähnlich lautende Verse der „Künstler" über die Lippen. Man ist versucht, der Schrift die Verse:

Digitized by Google

„Jahrtausende hab ich durcheilet,
Der Vorwelt unabsehlich Reich:
Wie lacht die Menschheit, wo ihr weilet!
Wie traurig liegt sie hinter euch!"

als Motto voranzusetzen.

Freilich reicht bei Dresdner der Begriff der Kunst weit über das eigentliche Kunstwerk hinaus. Kunst bedeutet ihm die höchste Äußerung des Schöpferischen im Menschen, die Versinnbildlichung alles Heiligen und Idealen. Alle geistigen Werte schließen sich ihm, wie von selbst, harmonisch in der Kunst zusammen. „Denn so mannigfaltig die Wirksamkeit der Kunst in den verschiedenen Epochen der Menschengeschichte gewesen ist, so läuft sie doch stets auf die eine und gleiche Aufgabe hinaus: den Menschen und Völkern eine bestimmte Seite, eine besondere Kraft des in ihnen eingeborenen göttlichen Wesens zum Bewußtsein zu bringen, sie dazu anzuleiten, in ihrer vollkommenen Ausbildung den Inhalt ihres Lebens zu suchen und sie so mit dem Diadem der Göttlichkeit, mit der Schöpferkraft zu schmücken. In langen, langen Zeiträumen erscheint einmal ein Mensch, wie Jesus, der den ganzen Reichtum und Umfang unserer Kräfte auf Jahrhunderte hinaus sichtbar macht, wollen wir aber als unvollkommene Menschen das unbegrenzte Reich, dessen Eigentum er uns erschlossen und verbürgt hat, in Besitz nehmen, so können wir das nur in der Weise, daß wir ein kleines Gebiet davon in Raum und Zeit begrenzen und alles daran setzen, dies zu bebauen und zu gestalten und zur höchsten Blüte und Schönheit zu entwickeln . . . Die Kunst ist es, die uns das Göttliche durch Begrenzung fassen, gestalten, ins Reich der Sichtbarkeit übertragen lehrt . . . So haben wir durch die Kunst das Reich Gottes auf Erden, wie es die Ägypter, die Assyrer, die Griechen, die Italiener, die Spanier zu gestalten vermochten, kennen gelernt." In der Neuzeit betrachtet Dresdner, wie es nach seiner ganzen Anschauung nicht anders zu erwarten ist, die Renaissance als das kulturschöpferische Zentrum. Die Kraft ihrer Ideen hat 400 Jahre vorgehalten. Was wir als den Wechsel der künstlerischen Stile, als die Ablösung des im engeren Sinne sog. Renaissancestiles durch das Barock, des Barocks durch das Rokoko bezeichnen, bedeutet die Ausnutzung der verschiedenen, in den Ideen der Renaissance schlummernden Möglichkeiten, die Geschichte der Verwendung ihrer Kunstmittel.

Digitized by Google

„Die Kunst bleibt die Mittlerin zwischen Mensch und Natur, die Führerin zur Gestaltung des Lebens.“ Die Niederländer, Spanier, Franzosen, Engländer treten nacheinander in den Kreis der Renaissancekultur ein und befruchten sie durch neue nationale Elemente. Nur die Deutschen haben keine selbständige und den andern Völkern ebenbürtige Stellung in diesem Kreise gewinnen können. Der Dreißigjährige Krieg verwüstete Deutschland; die Kulturarbeit Europas war weitergegangen — der Moment war verpaßt.

Erst das 19. Jahrhundert sah das Ende und den Zusammenbruch der Renaissance, das Versagen ihrer Ideen und ihrer schöpferischen Kraft. Deshalb muß mit neuen Mitteln und neuen Ideen das Ideal der Renaissancekultur wieder aufgenommen werden — und zwar von den Deutschen; denn die übrigen europäischen Kulturnationen haben ihren Beitrag zur künstlerischen Kultur schon geliefert; das deutsche Volk noch nicht. „Das Problem der geistigen Einigung Deutschlands bildet den Inhalt unserer Geschichte seit 1871, und die Frage, ob die Kunst die Kraft finden wird, unser Leben zu gestalten, es in den Dienst schöpferischer Ideale zu stellen, bildet den Brennpunkt dieses Problems, die große Lebensfrage unserer Zeit, der alle andern Fragen untergeordnet, von der sie abhängig, ja, deren Teile sie sind . . . Die Zeichen der Zeit weisen darauf hin, daß es die bildende Kunst ist, der die schicksalsschwere Aufgabe zufällt, diese Frage zu lösen und das neue deutsche Leben zu gestalten. Der Bismarck der geistigen Einigung Deutschlands wird ein bildender Künstler sein.“ — —

Innerhalb des knapp zugemessenen Raumes ist eine auf Einzelheiten eingehende Kritik unmöglich. Ich kann um so mehr hier davon Abstand nehmen, als ich in Bälde prinzipiell und ausführlich zu den älteren und jüngeren kulturästhetischen Bestrebungen Stellung nehmen werde.[1]) Hier seien daher nur ein paar grundlegende Bedenken gegen die Voraussetzungen des ästhetischen Kulturidealismus vorgebracht.

Über die Schätzung der Kunst als solcher läßt sich nicht diskutieren; wem beim Anblick der Schönheit nicht die Pulse höher schlagen, dem ist nicht zu helfen, auch nicht durch die oft präch-

---

[1]) Inzwischen ist das geschehen in einem Aufsatze über „Ästhetische Weltanschauung“ im Februarheft 1906 der „Deutschen Rundschau“.

Digitized by Google

tigen und eindrucksvollen Wendungen, mit denen Dresdner den Segen der Schönheit feiert und ihre Bedeutung einem banausenhaften Philistertum eindringlich vorhält. Nur der wird das zu würdigen verstehen, der ihn kennt

„Den unsäglichen Augenschmerz,
Den das Verwerfliche, Ewig-Unselige
Schönheitsliebenden rege macht."

Aber die Stellung der Kunst zu den übrigen Lebenswerten, ihre Bedeutung für die Kultur und deren künftige Gestaltung, das hängt von ganz bestimmten philosophischen Voraussetzungen ab; und wenn man diese einfach ignoriert und sich dafür auf sein „persönliches Erlebnis" beruft — wie es Dresdner tut — so halte ich das für durchaus verfehlt. Es ist typisch für den modernen ästhetischen Kulturidealismus, daß er von allen metaphysischen Behauptungen absehen zu können glaubt, trotzdem Nietzsche gezeigt hat, wie verschieden je nach der Weltanschauung Wert und Bedeutung der Kunst für die Kultur ausfällt.

Und damit komme ich auf den Grundmangel des Buches von Dresdner und aller ähnlichen Schriften: die starke Unterschätzung, ja Vernachlässigung der intellektuellen Mächte. Der Intellektualismus liegt der Neuzeit im Blute. Das 19. Jahrhundert sah seine soziale Apotheose in Comte, seine kosmische in Hegel. Die Wissenschaft hat uns vom Mittelalter befreit, nicht die Kunst der Renaissance, deren einzigartige Größe auch der willig anerkennt, der die heute üblich gewordene Überschätzung dieser Epoche als einen nicht ungefährlichen historischen Irrtum erkennt.

Die kulturästhetischen Bestrebungen empfinden ganz richtig, daß die Herrschaft des Intellektualismus eine Lähmung der im engeren Sinne künstlerischen Kräfte des Geistes herbeigeführt hat. Große hat das in seinem geistvollen Aufsatz „Kunst und Wissenschaft" beinahe antinomisch auf die Spitze getrieben. Konrad Fiedler hat in seinen „Schriften zur Kunst" die selbständige Stellung und notwendige Bedeutung der Kunst neben der Wissenschaft in philosophisch interessanter Weise entwickelt. Dresdner überwindet den Konflikt einfach dadurch, daß er die eine Seite — die dominierende Stellung der Wissenschaft — zu Gunsten der Kunst aufhebt. Er will der Zerrissenheit des modernen Lebens durch die Kunst abhelfen, ohne sich zu fragen, ob eine Zeit in der Kunst ihren idealen Mittel- und Vermittelungspunkt finden

Digitized by Google

kann, wenn diese Zeit in ihren letzten Gedanken über Sinn und Bedeutung des Daseins bis zur Schroffheit auseinandergeht. Naturalismus und religiöse Orthodoxie bezeichnen die Pole, zwischen denen die Gegenwart sich bewegt. Die Kunst als Lebensmacht eines Volkes setzt eine gewisse Einheitlichkeit der Gedankenwelt voraus — sowohl auf seiten der Künstler wie auf seiten des Publikums. Athen und Florenz sind keine Gegeninstanzen. Vorbilder aus der Geschichte haben überhaupt nur heuristischen Wert. Jede Zeit hat ihre von allen anderen verschiedene, eigene Individualität. Praktisch können wir die Herrschaft der Wissenschaft nicht mehr aufgeben. Und theoretisch hat Hegel sehr treffend das Wesen der Neuzeit charakterisiert, wenn er schreibt: „Es ist ein Eigensinn, der Eigensinn, der dem Menschen Ehre macht, nichts in der Gesinnung anerkennen zu wollen, was nicht durch den Gedanken gerechtfertigt ist."

Dresdner will einen neuen Kulturidealismus, dem das Dasein wieder in göttlichem Lichte erstrahlen soll. „Die Welt ist entgöttert, es gilt, sie von neuem Gott und das Göttliche erkennen und ehren zu lehren." Ganz recht! Aber wie schief ist diese Aufgabe gestellt, wenn man der Kunst allein diese Mission übertragen zu können glaubt. Ist sich Dresdner nicht bewußt, daß eine Fülle von Gründen außerkünstlerischer Art im Bewußtsein der meisten Menschen zur Entgöttlichung der Welt geführt haben? Dem Künstler und der künstlerisch gestimmten Persönlichkeit mag das ein ästhetisches Bedauern hervorrufen, etwa im Stile von Schillers „Götter Griechenlands". Wenn die Kunst uns das Göttliche der Welt vermitteln soll, dann muß sie seine Tatsächlichkeit schon voraussetzen; der Künstler vermag dann allerdings den starr gewordenen religiösen Inhalt zu neuen, lebendigeren Formen umzubilden, und ihn dem Sinn der Zeitgenossen nahe zu bringen, wie es z. B. Giotto getan hat.

Nun vertritt Dresdner zwar, soweit ich sehen kann, einen ästhetischen Pantheismus, der auch dem Christentum ein versöhnlich lächelndes Antlitz zeigt. Aber dieser ästhetische Pantheismus ist doch nichts Selbstverständliches. Die Behauptung des Göttlichen ist gegenüber dem Naturalismus etwas so Umwälzendes, das Problem „Gott" verändert den Weltanblick so total, daß die Kunst hier nicht nebenbei etwas entscheiden kann. Andeuten möchte ich dabei noch, wie wenig der ästhetische Pantheismus, der sich mit der neuromantischen Kunstbewegung stets verbindet, unseren wissenschaftlichen, religiösen, ethischen und kulturellen Er-

Digitized by Google

fahrungen gerecht wird. Man lese nur nach, was Schopenhauer und Dühring — um nur zwei Antipoden zu nennen — gegen den Pantheismus überhaupt vorgebracht haben. In ästhetischen Kreisen treibt man heute im allgemeinen einen recht unerfreulichen Phrasenkultus mit dem Begriff des „Göttlichen". „Gefühl ist alles" — eine Antwort, die gerade ausreicht, um ein beunruhigtes kleines Mädchenherz momentan zu beschwichtigen. —

Mit der eben behandelten Frage hängt das weitere Problem zusammen, ob denn das von Dresdner erschaute Kulturideal nicht in sich selbst Unmöglichkeiten birgt. Ist es denn so ausgemacht, daß die streitenden Lebensmächte der Gegenwart einfach harmonisch sich zusammenschließen lassen in der Kunst? Es heißt doch den niederzwingenden Herrschaftswillen jeder einzelnen dieser Lebensmächte stark unterschätzen, wenn man glaubt, sie unter den milden Szepter der Kunst zu friedlicher Einheit bannen zu können. So einfach gehen das moderne Ideal der ungehemmten Kraftentwickelung und das ältere griechische der Formgebung nicht zusammen. Es ist das Verdienst Euckens, auf die inneren Widersprüche und Unzuträglichkeiten dieser Synthese prinzipiell hingewiesen zu haben. Im Zeitalter Schillers und Goethes ließ sich diese Synthese noch leichter vollziehen. Was damals Idealismus war, ist heute in der völlig veränderten Wirklichkeit zur Ideologie geworden, d. h. zu einer Überspannung im Glauben an die Wirksamkeit idealer Faktoren und einer Unterschätzung des Schwergewichts der materiellen Zusammenhänge. Und von dieser Ideologie kann ich auch Dresdner nicht ganz freisprechen. — —

Der katholischen Kirche wirft man vor, daß sie alle Schäden der Zeit zurückführt auf den Abfall von ihrem geoffenbarten Glauben und nur von diesem das allgemeine Heil erwartet. Wir sehen darin eine Einseitigkeit, die zur Verarmung und Verengung des Kulturlebens führt. Aber um nichts einseitiger ist der moderne ästhetische Kulturidealismus, wenn er alles Heil von der Kunst erwartet. Dem romantischen Zuge der Zeit kommt freilich dieser Glaube entgegen. Die ästhetische Zentralisierung der Kulturwerte ist ja ein Kennmal der Romantik. Die ältere begründete diese Zentralisierung durch metaphysische Spekulation, die neuere durch eine falsche psychologische Reflexion. Weil aller umfassenderen geistigen Arbeit ein Stück künstlerischer Phantasietätigkeit innewohnt, deshalb geht die geistige Leistung doch nicht in dieser auf, sondern folgt eigenen Gesetzen, die mit denen der Kunst als einer wesentlich formgebenden Tätigkeit zunächst nichts zu tun haben. Es gibt auch

Digitized by Google

eine wissenschaftliche, religiöse und ethische Kausalität und Kontinuität in der Geschichte, und weil es das gibt, deshalb finden auch stets Konflikte und Übergriffe statt zwischen den einzelnen geistigen Gebieten, zwischen der Religion und der Moral, der Moral und der Kunst, der Wissenschaft und der Religion. Wer ein neues Kulturideal vorbereiten will, der hat die relative Selbständigkeit dieser Gebiete zu sichern und ihre Herrschaftssphären festzustellen; er hat durch eine tiefer greifende Synthese einen Raum zu schaffen, in welchem sich die verschiedenen Geistesmächte unbeschadet ihrer gegenseitigen Bedingtheit voll ausleben können. Als bedeutungsvolles Beispiel eines solchen Versuches können Euckens „Geistige Strömungen der Gegenwart" gelten.

II.

Von Emil Schultze-Malkowsky.

Wer ohne Voreingenommenheit nach einer Reise durch die Kunstwelt unsrer alten Meister — von Rembrandt und Velasquez, Hals, Dürer, Boticelli, Donatello bis zu Feuerbach und Böcklin — die Modernen auf sich wirken läßt, der wird im allgemeinen keine rechte Freude darin finden, bei diesen Neueren und Neuesten des längern zu verweilen. Unbehaglich wird es ihm zumute werden, sofern er je für eine große, abgeklärte Formensprache und erhebendes Empfinden Sinn gehabt. Hier zeigt der schöpferische Geist nervöse Unrast, Launenhaftigkeit, sprunghaften Hang zu Nebensächlichkeiten. Dort bannt Geschlossenheit, verschwenderische Phantasie und zielbewußte Stilkraft. Schon seit Dezennien hat sich die Moderne von dieser Phantasie und Stilkultur ganz losgesagt, was ja zur Zeit des großen Aufbegehrens gegen die erstarrte, farbenkalte Epigonenkunst der Knaus- und Makart-Schule natürlich und erfreulich war, was aber heute, da der tote Punkt doch überwunden ist, als schwach und dekadent gegeißelt werden muß. — Viele sind bereits seit Jahren tätig, darauf hinzuweisen, daß die Moderne unter Liebermanns Ägide

Digitized by Google

dann erst ihre eigentliche Fruchtbarkeit beweisen wird, sobald sie überwunden worden ist, wenn aller schöpferische Drang zu einer neuen, lebensstarken Farbenfreudigkeit am Werke ist, mit den Errungenschaften der modernen Technik darzustellen, was unsere Zeit an neuen kulturellen Lebenswerten zum Teil bewegt, zum Teil ersehnt.

Unter diesen zielbewußten Drängern ist mit besonderer Sicherheit und Klarheit besonders einer in den Vordergrund getreten: Albert Dresdner, der im Verlag von Eugen Diederichs ein Werk herausgegeben hat, das unter dem Titel „Der Weg der Kunst" es wie wenige Bücher seinesgleichen verdient, auf das wärmste empfohlen und auf das ernsteste gelesen zu werden. Daß dieses Werk schon bald verbreitet sein wird, wie es ihm gebührt, scheint mir gewiß; denn gleich nach seiner Publikation ist es — und zwar mit ungewohnter Heftigkeit — von ungezählten Seiten angegriffen und verteidigt worden. Bereits der erste Satz im Vorwort gab zu heftigen Erörterungen Anlaß. Da ward gelesen: „Dieses Buch stellt sich die Aufgabe, die Künstler auf den Weg des Lebens zu weisen, von dem sie abgeirrt sind, und den schaffenden Kreisen des Volkes bemerklich zu machen, welche große, ja, entscheidende Bedeutung die Entwickelung und das Schicksal der Kunst für sie und all ihr Tun und Leben im gegenwärtigen Zeitpunkt hat." Gleich wurde losgewettert, das sei ein arrogantes, törichtes Beginnen, die Kunst und die Künstler Wege weisen zu wollen. Die Kunst und die Künstler ließen sich nicht schulmeistern. Sie seien stets den Weg gegangen, den sie hätten gehen müssen. Das klingt zunächst recht frei und königlich, scheinbar der Art des ungebunden Schaffenden entsprechend, und dennoch ist das Urteil flach. Wer das Leben führen und gestalten will, darf sich nicht blindlings treiben lassen. Bewußt und reiflich muß er Umschau halten. Vor- und Rücksicht muß er nehmen, weil man doch den, den man auch immer führen will, mit allem Vor- und Nachteil kennen muß.

Nach einem kurzen Vorwort versucht es der Verfasser dann, den Nachweis zu erbringen, daß alle Kunst, will sagen alle große Kunst vor allen anderen Kulturfaktoren darauf Anspruch hat, als Deuterin des Lebens angesehen zu werden. „Wer zum ersten Mal nach Norwegen reist, wird sich vor allem auf Ibsen und Björnson stützen, um an ihren Gestalten die Menschen drüben zu messen und zu deuten." Mit gleicher Überzeugungskraft tritt Dresdner ferner für die Ansicht ein, daß sich der Mensch ver-

Digitized by Google

mittelst seiner Phantasie und nur durch sie zum Meister über die Natur erheben und somit zum Gestalter unseres Lebens werden könne, um es nach eigenem Willen umzuformen. „Noch heute wird der Bauer der Campagna, der seinen Mantel, der Offizier, der seine Pelerine umwirft, jenen großartigen und würdigen Faltenwurf wiederholen, durch den Fra Bartolommeo die innere Würde seiner Gestalten verdolmetscht hat." Nach diesen Betrachtungen folgt eine Darstellung der europäischen Renaissancekultur, eine Schilderung ihres Niedergangs und schließlich eine Bewertung der Revolution auf dem Gebiete der Malerei im 19. Jahrhundert. Hier beginnt die Arbeit Dresdners besonders aktuell und schöpferisch zu werden.

Mit liebevoller Anteilnahme wird diese Zeit des allgemeinen großen Umschwungs geschildert und zugleich verteidigt. Sie habe kommen müssen, um mit dem toten Farben- und erstarrten Formenkodex endlich aufzuräumen. Mit tiefgründiger Ausführlichkeit werden die markantesten Entdeckungen und Erörterungen der Impressionisten von Manet an erläutert und bewertet. Und mit fesselnder Lebendigkeit führt Dresdner aus, wie leidenschaftlich diese Fanatiker darauf ausgegangen seien, alles kennen zu lernen und darzustellen, was sich überhaupt dem Auge bot. „Sie haben Fabriken, Regenbogen, Kriegsschiffe, Gletscher und Eisenbahnen geschildert; mit einem Worte: sie haben die ganze Welt des Sichtbaren durchwühlt und durchstöbert." Aber mit rücksichtslosester Liebe zur Zukunft kommt der Verfasser zu der Einsicht, daß das große Zerstörungswerk des Impressionismus und seine eigentliche höchste Mission erfüllt worden sei. Dann steht unvergleichlich klar und positiv geschildert, wie diese Überwindung durchzuführen, zu erreichen ist. Die deutschen Maler von heute hätten unter dem Einfluß der französischen Moderne eine Methode des Schaffens angenommen, wodurch uns manches Große vorenthalten worden sei. Durch ihre allzu einseitige Liebe zur Studie, zum Skizzenhaften hätten sie das Mittel zum Selbstzweck erhoben. Die natürliche Folge sei gewesen, daß gleich Menzels Phantasie auch ihre freie, schöpferische Gestaltungskraft durch das Riesengewicht ihrer Studien schädlich belastet und schließlich erstickt worden sei. Als schärfster Antipode zu diesen Detaillisten müsse Böcklin angesehen werden. Dieser sei vor allem darauf ausgegangen, seine Phantasie zu üben, zu erziehen, zu organisieren. Ihm sei das Studienmalen im allgemeinen recht verhaßt gewesen. Doch auch diese Arbeitsart sei monoton und

Digitized by Google

dürfe keine Schule machen. Denn selbst Böcklin habe sich manche anatomische Fehler und andere Verzeichnungen zuschulden kommen lassen, die den Gesamtwert der betreffenden Gemälde sehr geschmälert hätten. So kommt Dresdner zu dem schlichten, großen Endergebnis: „Die künstlerische Methode der Zukunft wird sich mit Böcklin zum Ziele setzen, die Phantasie des Künstlers zu ernähren, sie zu Stärke und Beweglichkeit, zu Reichtum, Frische und Originalität zu erziehen, sie zur höchsten und dauerhaftesten Leistungsfähigkeit zu steigern; allein sie wird Menzels unbeirrbare Formenkenntnis retten und den Künstler vor dem schwanken Moorgrund der Naturkenntnis bewahren.“ Etliche seien bereits auf dem Wege, Werke zu schaffen, die in diesem Sinne die natürlichen Dinge in einem großen Spiegel zeigen sollen. So habe beispielsweise Ludwig von Hofmann als einer der ersten seit vielen Jahren bewußt mit dem Problem gerungen, die wichtigsten Errungenschaften des Impressionismus mit den entwickelungsfähigsten Prinzipien der Tradition in Verbindung zu bringen. Wenn v. Hofmann auch keineswegs als ein Erfüller angesehen werden könne, so müsse ihm doch zugestanden werden, eine Strecke Weges angelegt und ausgebaut zu haben, auf welcher heute, gleich Fritz Erler, viele Kämpfernaturen tätig seien, die malerischen Kunstmittel der Moderne zu Mitteln eines neuen großen künstlerischen Ausdrucks zu verwerten. „Den Kämpfernaturen werden die Sieger folgen und aus der Überwindung des Impressionismus wird eine neue Kunst erblühen, eine neue Schönheit.“ — Das letzte Kapitel seines dreihundertfünfzig Seiten umfassenden Werkes hat Dresdner unter dem Haupttitel „Der schöne Mensch“ einer Reihe von Themen gewidmet, von denen vor allem die Ausführungen über „Die Frau und ihre Tracht“, über „Kunst und Erziehung“ und über den „Tanz als bildende Kunst“ dazu berufen sind, von den Gesellschaftskreisen mit besonderem Fleiß gelesen zu werden, die heute bemüht sind, diesen aktuellen Fragen gegenüber einen zeitgemäßen, festen Standpunkt einzunehmen. Hier muntert der Verfasser immer wieder dazu auf, das Leben mit Kunst zu durchsetzen, ohne Unterlaß die Schönheit des Körpers in Tracht und Bewegung zu pflegen, die Sinne durch eine vernunftgemäße, lebendige Betätigung in der freien Natur sowie den großen kulturellen Schöpfungen der bildenden und redenden Künste gegenüber zu erhöhten Aufnahmefähigkeiten zu vertiefen und zu bereichern und endlich in freimütiger Koedukation der beiden Geschlechter eine gefestigtere, sittlichere Hochachtung gegeneinander als die heute herrschende wachzurufen und

Digitized by Google

zu kultivieren. Es handelt sich in diesem letzten Teil des Buches also um ähnliche Ziele ästhetischen Strebens, wie sie Lothar von Kunowski und Paul Schultze-Naumburg bislang vertreten haben. Hiermit soll aber keineswegs gesagt sein, daß der Inhalt dieses letzten Teils des Dresdnerschen Werkes als eine bloße Wiederholung bereits gegebener Kulturbestrebungen zu betrachten ist. Die einzelnen Bestrebungen an sich sind zwar die gleichen, die Stellung Dresdners ihnen gegenüber aber eine absolut persönliche, insofern wenigstens, als er weniger optimistisch als Kunowski, — dieser begeisterungskräftige Verfasser des zuversichtlichen Werkes „Durch Kunst zum Leben" — das wirkliche und allseitige Lebendigwerden der skizzierten Ideale noch in weiter Ferne und selbst dann auch nur zum Teil erreichbar sieht. Mit Schultze-Naumburg hat er die erfreuliche Klarheit einer knappen, durchsichtigen Vortragsweise gemeinsam, unterscheidet sich aber von diesem durch seine ausgesprochen starke Vorliebe für weithinreichende Höhenblicke in die Zukunft und außerdem durch seine Freude, zusammenzufassen, viele anscheinend voneinander unabhängige Kulturbestrebungen auf eine gemeinsame Bahn zu bringen, ihren Anhängern ein einheitliches Ziel zu setzen.

So bietet Dresdners Werk „Der Weg der Kunst" eine reiche Fülle der wesentlichsten Betrachtungen über die Zusammenhänge zwischen Kunst und Leben, die er, gekräftigt durch persönliche Erlebnisse, in eine große, feste Form gebracht hat, um sie vor allem denen nutzbar zu machen, die gleich ihm die Sehnsucht haben, eine neue Kunst herbeizuführen, eine Kunst, die unsere neuen Lebenswerte zu vertiefen und unsere verfeinerten Empfindungsfähigkeiten zu stärken und zu veredeln berufen ist. Es dürfte dieses Buch daher besonders denen zu empfehlen sein, die des kleinlichen Gebarens derer müde sind, die über die Lösung des Freilichtproblemes noch immer nicht hinausgewachsen sind. Ihnen gibt das Werk für alle Zeit, da man sie fragen wird, warum sie den jeweilig neuen Bildern der Impressionisten kein Interesse mehr entgegenbringen, eine Anwort, die nicht gut zu widerlegen ist.

Digitized by Google

Die Simse.

Aus dem Leben einer fahrenden Dirne von 1695.

Von Bruno Weil.

Zum Geleit.

Ein Weib.

Sie hatten sich beide so herzlich lieb,
Spitzbübin war sie, er war ein Dieb.
Wenn er Schelmenstreiche machte,
Sie warf sich aufs Bett und lachte.

Der Tag verging in Freud und Lust,
Des Nachts lag sie an seiner Brust.
Als man ins Gefängnis ihn brachte,
Sie stand am Fenster und lachte.

Um Sechse des Morgens ward er gehenkt,
Um Sieben ward er ins Grab gesenkt;
Sie aber schon um Achte,
Trank roten Wein und lachte.

(Heine.)

Jüngst fiel mir ein altes Buch in die Hand.

Wollte ich den langatmigen Titel, den der Verfasser, der wohllöbliche magister Sigismund Hosmann, Konsistorial- und Stadtprediger in Celle, ihm vorgesetzt hat und der in dem alten schweinsledernen Quartband allein eine Seite füllt, seiner ganzen Länge nach hier wiedergeben, mich käme Langeweile an beim Niederschreiben, und jedem, der ihn läse, ginge es ebenso. So begnüge ich mich mit dem Beginn des Titels, der also lautet:

„Fürtreffliches Denkmal der göttlichen Regierung, bewiesen an der „uralten, höchst berühmten Antiquität des Klosters St. Michaelis in „Lüneburg, der in dem hohen Alter daselbst gestandenen goldnen „Tafel, und anderer Kostbarkeiten, wie der gerechte Gott dero Räuber „ganz wunderbarlich entdecket, zugleich viele begangene zuvor ganz „unerforschliche Kirchenräubereien und Diebstähle ans Licht ge„bracht, ...“

Mit dem starken Stil und den unverdrossenen, derben Worten, den wir an der Bibel und an Luther so lieben, ist das Buch geschrieben; den so wenige von uns besitzen, weil wir mit dem Übermaß unserer Feinfühligkeit und mit den schweifenden Ideen es verlernt haben, gerade auf die Dinge los zu denken und sie zu nennen, wofür wir sie halten. Das Buch ist ein Tendenzwerk, geschrieben zu Gottes Lob und Preis, und an allen Enden sieht die göttliche Providentz heraus, die die Dinge so wunderbar lenkt und in ihrer Gerechtigkeit und Milde alle Räuber und Diebe den

Digitized by Google

mannigfaltigsten Torturen und Todesarten ausliefert, dem Strick und dem Rad, dem Feuer und dem Schwert. Kein Galgen, der nicht zum guten Ende seinen Missetäter, kein Sünder, der nicht zu guterletzt seinen Strick gefunden hätte.

Der Stoff ist fesselnd, weil er in unnachahmlicher Ausgiebigkeit aus dem Ende des 17. Jahrhunderts ein Kulturbild aus den Tiefen des Lebens und vom niedersten Volke uns gibt, dem wenige so wie Hosmann ihren Sinn und ihre Aufmerksamkeit geschenkt haben. Räuberleben und Diebesdasein, die Teuflichkeit der Kirchendiebstähle, ihre Täter und wie sie bald selig und bald unbußfertig sterben, hat der Chronist mit sicherem Griffel abgezeichnet. Alle die Akten der hochnotpeinlichen Halsgerichte hat er durchstöbert, ist selber als Seelsorger zu den Eingekerkerten hinabgestiegen und hat lobesam sich nicht damit begnügt, uns mit ihren Schandtaten aufzuwarten. Manchmal bärenhaft täppisch, immer aber besorgt um das Heil der armen Seelen, ist er den querlaufenden Gängen der Entwickelung dieser Doch-Menschen nachgestiegen; hat nach ihrem Woher? und Wieso? geforscht, und berichtet mit inniger Freude von jedem, so nicht dermaßen verstockt war, daß man zur „scharffen Frage" greifen mußte, um von ihm das Geständnis seiner Taten zu erlangen.

Es ist eine über ganz Deutschland verbreitete Diebes- und Gaunerbande, in deren so unsäglich fein gesponnene Netze Hosmann uns schauen läßt; die fast das ganze Reich umstrickten und plünderten und stahlen, was sie konnten. Aus allen Winkeln des Reiches geben sie sich Nachricht, wo es sich zu stehlen verlohnt, und die besten Beförderungsmittel ihrer Zeit, reitende Boten und Landkutschen, müssen sich in den Dienst ihrer Verbrechen stellen. Die Spezialität dieser Bande, wenn man so sagen darf, ist Kirchenraub. Und man braucht sich nur ein wenig in das gesteigerte Religionsempfinden jener Zeit zu versetzen, um zu ermessen, welch furchtbare Geißel für das Land diese Diebsgesellen bildeten, in welche Wut das Volk geriet, wenn alle Augenblicke irgendwo die Nachricht von gelungenen Kirchenräubereien auftaucht, die aber alle mit solcher Schlauheit und Kühnheit ausgeführt waren, daß Gericht und Behörden stets das Nachsehen hatten. Jahrelang ist so zumal der nördliche Teil Deutschlands beunruhigt worden, bis ein Kirchendiebstahl zu Lüneburg, kühner und frecher ausgeführt als alle anderen, im Jahre 1698 die Entdeckung brachte, und im Verlaufe von etwa zwei Jahren fast sämtliche Mitglieder der Bande eingezogen wurden.

Doch nicht die Geschichte dieser Kirchendiebstähle ist es, um derentwillen ich hier schreibe. Man kann sie füglich bei Hosmann nachlesen. Sie sollen nur den blutigen Hintergrund bilden, auf dem sich ein Leben abspielt, das interessant genug ist, für kurze Zeit einmal in lebhaften Farben gemalt zu werden; das aber trotz der mehr als zweihundert Jahre, seitdem man seinen beweglichen Geist in alte Bücher zwängte, keinen gefunden hat, der sich des weiteren mit ihm beschäftigt hätte. So will ich es tun. Und hörte es die Simse, wie ich sie heute aus einer alten Scharteke zu neuem Leben erwecke, in ihrer lebhaften Art fiele sie mir sicher vor Freude und Dankbarkeit um den Hals. Nun, ich würde es ihr weiter nicht übelnehmen. — So habe ich also alles zusammengetragen, was ich über sie finden konnte und bringe es hier.

Digitized by Google

Es ist der bunte Lebenslauf einer fahrenden Dirne, einer Diebin und Hehlerin, von dem ich hier schreiben will. Also eines veritablen Lumpenmenschen, wenn man es so nimmt. Und doch weist sie in ihrer Landstreicherart Züge auf, die sie darüber hinausheben und die ein merkwürdiges Interesse, manchmal etwas wie Sympathie für dieses tolle Weibchen wachrufen:

Anna Moyer ist ums Jahr 1671 in Hamburg oder London geboren. Jedenfalls hat sie in Hamburg fast ihre ganze Jugend zugebracht, ist auch in späteren Jahren in Hamburg wie in ihrer Heimat sich vorgekommen, soweit man bei ihr, der ewig Reiselustigen, überhaupt von Heimat reden kann. Sie war von Geburt Jüdin, hatte sich jedoch in der Michaelskirche taufen lassen und war, ganz nach wohlbekannter Art, auf diesen ihren Übertritt und ihr neues Christentum nicht wenig stolz, so daß sie den Namen Christus bei jeder Gelegenheit im Munde führt und ihre Frömmigkeit fast zu oft beteuert. Als man einmal nach ihr forscht und nachfragt, ob sie nicht eine Jüdin sei, wird geantwortet: nein, eine Jüdin könne sie nicht sein; sie habe den Namen Jesus genannt, welches kein Jude tun dürfe.

So fremd ist sie jedoch ihrem früheren Glauben nicht geworden, daß sie nicht ihre Kenntnis des Hebräischen angewandt hätte, wo es ihr dienlich war. Und wie Zigeuner ihr Rotwelsch, braucht sie ihr Hebräisch, wenn sie, zumal mit Juden, etwas zu bereden hat, was nicht für andere Leute bestimmt ist.

Ihr Vater war Juwelier in Hamburg, verstarb gleich ihrer Mutter früh. Sie selbst heiratete, fünfzehnjährig, einen ziemlich heruntergekommenen Weinhändler Jürgen von Sien, mit dem sie aber nicht zuwege kam. Wer weiß? war es wirklich, wie Jürgen behauptet, weil „er seiner Frauen gar zu üppiges Leben und liederliche Haushaltung nicht länger ertragen können" oder wie sie meinte, die Schuld ihres Mannes, der sie nicht recht ernähren konnte, oder gar, weil ihrem ewig schweifenden Gemüte die doch genügend bewegliche Beschäftigung einer Weinmamsell in ihres Mannes Keller nicht mehr gefiel? Hat sie sich doch auch dort Kurzweil genug verschafft, liebäugelte mit den Gästen, so daß der entrüstete magister von Celle ihre Kneipe „des Satans seinen rechten Taubenschlag und Vogelherd" nennt; schloß sie doch auf eigene Faust Geschäfte mit den dort verkehrenden Juden und blieb häufig in deren Schuld. Aber auch hier ließen ihr Abenteuerlust und die Freude am Vagabundieren, die ihren hervorstechendsten Zug bilden, keine Ruhe, und oft genug mag sie ihren Mann zur Meßreise nach Braunschweig, die er dann auch mit ihr unternahm, gedrängt haben.

Dort, es mag ums Jahr 1694 sein, macht sie dem ehelichen Zusammensein mit Jürgen von Sien ein Ende. Jürgen zieht nach Holland, weil er glaubt, sich dort besser durchschlagen zu können. Ohne Sang und Klang, sonder Tränen trennen sich die Ehegatten, die an acht Jahre wie Katze und Hund zusammen gelebt haben. Die ganze Sorge, die Sien dem Schicksal seiner Frau, die, nach damaligem Recht kirchlich ihm angetraut, nicht von ihm geschieden werden konnte, widmet, ist die, daß er sie dem ihm wohlbekannten Juden Jonas Mayer, einem außerordentlich fragwürdigen Ehrenmann, übergibt, damit der sie irgendwo in Kost verdinge. Jonas willfahrt und bringt sie zu dem Regimentsquartiermeister Peermann.

Digitized by Google

Der nimmt sie „aus christlicher Liebe und um den Befehl zu erfüllen: Herberget gerne!“ auf, und Anna von Sien weilt drei Wochen bei ihm. Sie gibt sich für eine Sächsin aus, und als Peermann berichtet, er selbst habe Verwandte mit Namen Tauchwitz in Sachsen, erzählt sie „die Familie sei ihr ganz wohl bekannt, und etwas weitläufig mit ihr befreundet“. Dies war der Grund, berichtet die Chronik, weshalb sie, die Simse und Peermann von der Zeit an einander Vetter und Base hießen.

Lange gefällt es ihr auch dort nicht, und nach Halle geht die lustige Reise weiter. Halle muß ihr überhaupt immer gut gefallen haben, denn immer wieder taucht sie dort auf, und wenn sie kurz darauf an Peermann schreibt: „Daß sie der liebe Gott daselbst bei gute Leute, den D. N., gebracht“; wir wissen es besser, wie sie es dort getrieben, daß sie den Studenten auf ihren Stuben Visiten machte und immer einen ganzen Schwarm von Verehrern hinter sich herzog. Das war so recht ihr Pflaster und ihr Belieben: diese jungen, lebenskräftigen Gesellen, die zu tollen Streichen immer wohl aufgelegt waren und sonder Zweifel an diesem hübschen Frauenzimmer mit den schwarzen Augen und der zierlichen Figur Gefallen fanden. Bei Nacht brachten sie ihr Ständchen, und des Tags waren sie immer so ängstlich auf Anna und deren Wohlfahrt bedacht, daß sie nie sie allein, selbst nicht mit einem einzelnen Burschen ausgehen ließen. Immer ein ganzer Haufen mußte dabei sein.

Es wundert uns nicht, daß die Simse, wo sie erschien, Wohlgefallen erregte, wird sie uns doch als eine hübsche Frau, angetan mit Putz und Kostbarkeiten, geschildert, die auch von keiner der kleinen Eitelkeiten frei ist, die sich auch eine schöne Frau stets vergönnt. „Sie sei“, heißt es an einer Stelle, „eine etwas kleinliche Frau, von schönem Gesicht, schwarzen Augen und zarten Gliedern, in einen langen schwedischen, mit Rauchwerk gefütterten Rock gekleidet.“ Und ein anderes Mal wird von ihr berichtet: „Sie wäre ein klein, geschminkt Weibchen gewesen und hätte einen Schlafrock und Fontange getragen“; und zum Dritten heißt es von ihr in einem Briefe: „Sie gibt sich für eine von Adel aus, oder für eine Offiziersfrau oder Kaufmannsfrau, und ist eine getaufte Jüdin und redet wie ein Hofmann, curieus mit vielen Reden, hat ganz schwarze Untermundierung. Ganz schwarze, große Augen hat sie, und ist nicht groß, sie trägt hohe Schuhe, daß sie gerne lang sein will.“

So fehlen ihr also körperliche Reize ganz und gar nicht, und es gesellt sich dazu ein glänzendes Auftreten und ein vornehmer und großer Aufwand für ihr allerliebstes Persönchen. Sie geht in feinster Kleidung, trägt Schmuck und Kostbarkeiten wie eine Fürstin; voll Staunen erzählt Peermann, doch selbst ein Mann von Stellung, von ihr, daß sie stets einen großen silbernen Becher, eine silberne Schale, eine silberne Puderschachtel und eine mit Silber beschlagene Bürste bei sich geführt. Sie hat einen Koffer mit sich, der anderthalb Ellen lang und eine Elle hoch ist, der mit Schmuck und Kleidern ganz gefüllt und — man denke sich! — mit rauhem Seehundsfell bezogen ist. Sie trägt einen Ring mit einem schönen Türkis, der auf 80 Taler geschätzt wird, sie besitzt kostbare Perlen und Armbänder, Diamantohrringe und sonstigen Schmuck jeglicher Art. Und dann das Allerüppigste und Tollste, das des ehrwürdigen Predigers Kopfschütteln

Digitized by Google

höchlich hervorruft: sie reist umher, „nebst einem laquais in gelber Liverei „Sie hielte sich nicht weit von Halle auf, veränderte aber ihr Quartier und Liverei sehr oft, hätte zwo chaises roulantes, und zöge also wie ein perpetuum mobile im Land herum.“ Kurzum, sie ist ausstaffiert wie die schönste Modedame von 1830.

Nun denke man sich, wie dieses Modepüppchen in Halle einzog, dieser Stadt, wo damals die Studenten die erste Rolle spielten, im Saufen und Raufen sich als die Herren zeigten, und nur eins darüber stellten: ihre Charmante. Wenn Anna von Sieu sich von ihrem Lakai in ihrer chaise roulante durch die Straßen ziehen läßt und mit dem koketten Lächeln ihrer Liebenswürdigkeit sich aus dem Wagen beugt, wie sollten da nicht die Burschen heulend und johlend hinterher gezogen sein und mit den Degen rasselnd Lärm geschlagen haben! Für Halle war der Einzug der Simse eine Sensation. Daß das ihr Herz und Freude war, leuchtet ein; sie grüßt freundlich aus der Sänfte heraus nach rechts und links, und streckte sie die feingepflegte Hand mit den kostbaren Ringen zum Fenster heraus, beileibe! die Burschen hätten sie mit Küssen bedeckt.

Wem die Simse in Halle ihre Gunst geschenkt, wir wissen es nicht. Aber sicher ist, sie war freigebig, wie es nur Königinnen und Dirnen sein können. Sie ist ein absonderliches Weibchen, der man Koffer mit Kostbarkeiten ins Haus bringt, diese Simse, die überall zu Hause ist und von der es bei ihrer tollen Reiselust immer, wenn man sie sucht, heißt: Sie ist auf Reisen. Ein abenteuerliches Frauenzimmer, das am liebsten die ganze Welt auf Liebschaften durchkreuzte, eine fahrende Dirne, die, wo sie hinkommt, lustige Gesellschaft findet, und gefällt es ihr nicht mehr, sich an keinen Liebsten mit Schmerz hängt, sondern von neuem in ihr Abenteuerleben weitertaumelt. Sie hätte, erzählt sie, nur Lust, in der ganzen Welt sich umzusehen, und wenn sie ein Mann wäre, müßte sie die ganze Welt durchreisen. So unbezwinglich sei ihre Begier, zu reisen und die Welt zu sehen.

Von Halle verschwindet sie uns eine Zeit lang aus den Augen. Unstet mag sie im Lande umhergezogen sein; ein Galan oder Courtisan ist ihr fast immer auf den Fersen, bis wir sie in Hamburg als Geliebte des Händlers Liepmann treffen. Sie ist jetzt nicht allein fahrend und eine Dirne geblieben, ihre reiche Begabung stellt sie jetzt in den Dienst von Diebstahl und Hehlerei, und ihre Stellung, die sie dort in einem schlecht angesehenen Weinkeller bei den Beratungen der Diebsgesellen einnimmt, dünkt uns die einer Führerin. Eine solche Rolle liegt ihrer frischen, lachenden Art mit der geläufigen Zunge und dem behenden Denken auch nahe unter Leuten, die ihr an Geist nicht gleich kamen, an welterfahrenem, flottem Auftreten weit hinter ihr blieben. „Sie hatte jetzt,“ sagt Hosmann, „das allerliederlichste Leben angefangen, und sich vom Satan nicht nur zu einem Fallstrick wider das sechste Gebot lassen gebrauchen, sondern war bei den wichtigsten Kirchenrauben die vornehmste Genossin und Participantin geworden.“ Auf ihren Reisen hat sie sich umfangreiches Wissen angeeignet, und wie sie das verwendet, mag die Geschichte einer Stechapfelvergiftung zeigen, die sie angerichtet, und die von der Chronik deshalb umständlich mit einer drei Seiten langen Schilderung des Giftes begleitet wird, weil eben damals die Kenntnis dieser Art der Vergiftung mit Stechapfel so selten war, daß

Digitized by Google

Hosmann glaubte, zur Belehrung seiner Leser Art und Wirkung ganz genau beschreiben zu müssen. Die Geschichte ist diese:

„Als sich zu Blumenau die ganze Gesellschaft und in selbiger auch die Anna von Sien versammlet, kam ein gewisser Jude von Hildesheim zu sie und berühmte sich, daß er einen großen Diebstahl ausgeführt, davon er auch verschiedene Goldstücke sehen ließ. Die ehrbare Gesellschaft ging hierauf zu Rat, wie sie diesen Juden um seinen Vorrat bringen und das Gold von ihm kriegen möchten. Sie kriegten ihn also erstlich bei das Spiel, konnten aber ihren Zweck nicht erreichen, denn der Jude ward vom Spiel zu mächtig divertieret durch die Anblicke der Anna von Sien, welche ihn ganz in Entzückung setzten, um desto mehr, da ihm diese Isebell durch ihre freundliche Mienen und allerhand Caressen vollends das Herz nahm. Daher könnte es nicht anders sein, der Jude ward zum Spielen ungeschickt, verlor etlichemal und wollte, wie er das merkte, nicht mehr spielen, sondern die Zeit lieber mit der Dame zubringen. Diese aber bezauberte den verliebten Juden auf eine andere Art, daß er bald Witz und Verstand insgesamt verlor. Sie mischete von dem Daturae-Wasser etwas in den Branntwein und reichte ihm solches. Sobald er davon getrunken, fing er allerhand seltsame Händel an. Er zog sich fast nackend aus, und in solcher Gestalt tanzte er vor der ganzen Gesellschaft herum, da ihn die Anna von Sien mit einem derben Produkt, Nasenstübern, Ohrfeigen und allerhand Aufrückungen seines Unvermögens fast herbe traktierte. Die andern nahmen ihm unterdessen das Geld weg und waren willens, ihn an einen Ort in eine Scheune zu bringen und allda liegen zu lassen, damit er, wenn er erwache, nicht wissen möchte, wie ihm geschehen, wie er dahin kommen und wer ihm sein Geld geraubet. Wie sie aber des Goldes nicht so viel gefunden, als sie bei diesem Aufschneider vermutet, benahmen sie ihm den Paroxysmum der Torheit, gossen ihn Wasser in den Mund, steckten ihm die Beine in kalt Wasser und ließen ihn laufen."

In dieser Schenke, die demnach manche tolle Tat der Anna von Sien miterlebt, lernte sie, die damals mit Liepmann zusammenlebte, den hochberühmten Räuber Nicklas oder Nickel List kennen. Der gefiel ihr, und ganz getreu den Grundsätzen ihrer freien Liebe eröffnete sie dies alsbald ihrem bisherigen Galan. Auch sie hatte auf List Eindruck gemacht, und bald waren sie ein Herz und eine Seele. Gleichartigkeit der Gemüter und gegenseitige Neigung schlugen ein festes Band um sie, „welches keiner als der Satan, der ein Anbläser aller wider das sechste Gebot aufsteigenden Flammen ist, gewirket hatte".

Daß der Umstand, daß ihre Ehe mit Jürgen von Sien nicht gelöst und nach dem Rechte ihrer Zeit auch unlösbar war, sie weiter nicht störte, hatte sie ja schon früher bewiesen, und in der einfachen Weise seines Stils erzählt Hosmann von ihr: sie habe einen von diesen Dieben zum Mann, der ihr zwar nicht angetraut sei; von ihrem rechten Manne aber, der ihr angetrauet, führe sie den Namen die Simse. Und welch einen Klang hatte dieser Name durch sie bekommen! Unter diesem Namen, der in seiner kurzen Art, mit dem Artikel zusammengestellt, recht gut zum Gattungsnamen sich eignete, so daß man unter einer Simse ein Weib à la Anna von Sien verstehen könnte, ist sie bei allen diesen Diebsgesellschaften be-

Digitized by Google

kannter wie der kühnste Räuber, und nicht allein der Umstand, daß sie Nickel Lists, des Führers, Geliebte ist, auch ihre eigene, frische und durchaus nicht ungebildete Art schaffen es, daß man sie trotz Metiers und Stand ganz anders einschätzen muß, als anderes Gelichter dieser Art, von dem uns einige vielsagende Namen, wie die der berlinschen Dore, der „beruffenen" Wiener-Lene, der Katharina Demuth Lockin und des Schiffer-Grethchens überkommen sind.

Am Ende des Jahres 1697 lernte die Simse Nickel kennen, am Neujahrstag 1698 verließ sie mit ihm Hamburg. Und weil er selber gar einen sonderlichen Lebenslauf hatte und zudem von jetzt an für eine Zeit der Geselle der Simse sein sollte, mag auch über Nickel List, „den in allen Jahrbüchern mit schwarzer Kohle anzuzeigenden schwarzen Nicklas List", einiges hier berichtet werden:

Nicklas List ist im Jahre 1656 zu Waldenburg bei Zwickau als Untertan der Reichsfreiherren von Schönburg-Waldenburg geboren. Sein Vater war ein armer Tagelöhner, und so mußte Nickel trotz der glänzenden Begabung, die er für die Wissenschaft aufwies, früh die Schule verlassen, um sich in vornehmer Herren Dienste zu begeben. Er focht bei Fehrbellin in der tapferen Reiterschar mit, die unter dem Prinzen von Homburg die Schlacht entschied, kämpfte im Elsaß, bald darauf in Ungarn wider die Türken und war bei der Belagerung der Hauptstadt Ofen dabei. Überall tat er sich rühmlich hervor, und war sein Verstand mit unter den Ersten, sein Mut war es nicht minder.

Aber auch er, der tapfere Soldat, wurde des Krieges müde, und als er sich zu Ramsdorff verheiratet und eine Wirtschaft erworben hatte, glaubte er dort die Muße gefunden zu haben, an die er unter den Zelten im Ungarlande, wie beim Reiterangriff unter Homburg immer mit Sehnsucht gedacht hatte. Hier wollte er erweitern und vertiefen, was ihm an Kenntnissen der Wissenschaften in den Stürmen des Kriegs noch geblieben war. Er las den Theophrastus Paracelsus und andere chemische Bücher und eignete sich allerlei Kenntnisse in der Medizin, zu der seine Begabung ganz außerordentlich war, an. Und doch, in diesem Frieden setzte sein Unglück ein. „Es war aber sein Unglück, daß er Wirtschaft trieb, maßen er durch solche Gelegenheit zu böser Gesellschaft und mit verschiedenen Gaudieben in Kundschaft kam und dadurch den Ursprung zu seinem Verderben legte. Unter welchen sonderlich ein abgedankter Wachtmeister und ein Studiosus aus Österreich des Satans Lockvögel waren, die ihn in ihr Netz verführten." Er läßt sich zur Teilnahme an einem Diebstahle bereden, und von jetzt an geht es, selbst wider seinen Willen, rasend mit ihm bergab. Leute, die um die Tat wußten, preßten ihn aus, lagen wochenlang bei ihm im Hause, und List mußte immer wieder ihr Stillschweigen bezahlen. Sie nahmen ihm alles weg, und nur um ihnen zu entgehen, verkaufte er seine Wirtschaft und zog weit weg nach Beutha im Hartensteinschen. Aber auch hier findet man ihn, und die Völlerei und die üppigen Zechgelage auf Lists Kosten sollen von neuem losgehen. List bereut tief und bitter die böse Tat; zu spät, er ist seinem Teufel verfallen. Und nun kommt das ergreifend tragische Moment in seinem Leben: um sich vor Dieben zu retten, wird er selber einer. Und jetzt! heisa und juchhei, der Bande Erster und Tollster!

Digitized by Google

Er war ein willkommener Geselle. Kriegsruhm bedeckte ihn. Der Ruf seiner wissenschaftlichen Tüchtigkeit war ihm vorangeeilt und hatte ihm die Anrede Doktor verschafft. Sein Scharfsinn und seine Verwegenheit waren bekannt, und soweit dies unter Dieben statthaft ist, galt er für ehrlich. Nehmt alles in allem, ein Mann zum Führer geboren. Er war berühmt wegen seiner Art, Schlüssel in Wachs abzudrücken und auszufeilen, in der Kunst, Vorhängeschlösser geschwind und fast ohne Instrumente zu öffnen, leistete er schier Unglaubliches. Noch am Tage vor seiner Hinrichtung zeigte er seine unübertroffene Fertigkeit hierin einem hohen Beamten und seinem Beichtiger Hosmann, die gekommen waren, um mit eigenen Augen zu erkunden, ob denn etwas Wahres an dem Rufe eines Zauberers, der Nickel folgte, sei. Und in der Tat! Schnell und geschwind entledigte er sich seiner schweren Fesseln. Um das Schloß an den Händen zu öffnen, brauchte er nur einen Bindfaden, bei dem großen Vorlegeschloß an den Füßen einen kleinen Holzpflock. Der Erzählung dieses Vorfalles fügt Hosmann hinzu: „Man hat sonst viel Geschwätz gehabt, als täte er dergleichen Dinge durch Zauberei und magische Künste. Allein er wußte von solchen Dingen nichts und bestand die größte Heimlichkeit all seiner Magie in seinem hurtigen Verstande und der Geschicklichkeit seiner Hände."

So hat List als Räuber etwa fünf Jahre gelebt, ohne durch eine eigentliche Wahl, sicher aber durch sein Geschick und seine Begabung zum Führer berufen zu sein. Sein Ruhm stieg sonnenhoch, und überall sprach man von der Kühnheit und Verwegenheit seiner Taten, seine Geschicklichkeit verschaffte ihm den Ruf eines Zauberers, und selbst nüchterne Leute konnten sich von der Vorstellung, daß es etwas Geheimnisvolles um seine Kunststücke sein müsse, nicht frei machen. Wie man sich heute einen berühmten Spezialisten der Heilkunde von weither verschreibt, so ließ man sich damals, wenn es sich um eine große Sache handelte, List, den ordentlichen Professor für Einbruchsdiebstähle, kommen, und auf einer solchen Geschäftsreise, die ihn aus dem Thüringschen nach Hamburg rief, lernte List die Simse kennen, von deren von da an mit dem seinigen gemeinsamen Lebenslauf wir weiteres noch hören werden.

Nickel List ist ein Vorläufer Karl Moors: Großen und starken Geistes. Von einer Art Verhängnis in sein Räuberleben getrieben, bleibt er in allen Taten und Verbrechen ritterlich, gegen Arme und Schwache hilfsbereit. Kein Nutzen bleibt ihm für den eigenen Leib, als daß er ihn dem Henker überliefert, und von allen Schätzen und Gütern, die er im Laufe seines Räuberlebens erbeutet und freigebig wieder verteilt hat, bleiben ihm zum Ende noch lumpige 200 Taler. Da man ihn zu Gritz im Vogtlande schließlich gefangen nimmt, denkt er nicht daran, zu leugnen, und mit dem großen, ritterlichen Zug, der ihn nie verlassen hat, gesteht er, was man von ihm begehrt. Und noch mehr: Wie aus lange gefesselter Brust läßt er alle die Sünden, die er begangen, alle seine Verbrechen in einem langen Geständnisse hervorströmen. Hier sehen wir noch einmal diesen stark angelegten Charakter, der sich leider in malam partem entwickelte, und der uns doch in seiner Konsequenz bis zum Tode Achtung abnötigt, in seiner ganzen Größe und seiner ganzen Sündhaftigkeit vor uns. Reuig ist List den Tod durch Henkershand gestorben. Mit eisernen Keulen wurde sein Leib, von unten angefangen, zerschmettert, und da ihm die Keulen schon die

Digitized by Google

Beine zerschmettert hatten, rief er noch den Namen Jesus an. Wir aber wenden uns von dem Bilde seines Todes zurück zu dem tollen, gehetzten Leben, das er seit Dezember 1697 mit der „gottlosen Land-Läuferinne" Anna von Sien führte.

[Fortsetzung.]

Herr Reichstagsabgeordneter Dr. Müller-Meiningen bittet mich um Veröffentlichung folgenden Briefes.

Aschaffenburg, 14. VI. 06.

Sehr geehrter Herr Graf!

In den „Streiflichtern" des Juniheftes üben Sie Kritik an meiner Haltung zum ersten Teile des sog. Toleranzantrages, die mir nicht gerechtfertigt erscheint. Meine Anträge schaffen lediglich Gewissensfreiheit und Schutz gegen klerikale Konfessionsschnüffelei. Es ist richtig, daß ich den Antrag des Zentrums ernst nehme, sogar sehr ernst. Dazu berechtigt mich der Gang der Verhandlungen der letzten zwei Jahre und die jämmerliche Haltung der Regierung gegenüber Orthodoxie und Klerikalismus sowie die Haltung der protestantischen Orthodoxie selbst. Ich glaube, daß Sie über die Kräfteverhältnisse des Reichstages falsch unterrichtet sind, indem Sie von „ablehnenden Mehrheitsparteien" sprechen. Für den ersten Teil, dessen Ablehnung durch die Nationalliberalen gerade vom liberalen Standpunkte aus als ein sehr schwerer taktischer Fehler gegenüber dem Zentrum erscheint, steht eine große Mehrheit bereits durch Annahme meiner Verbesserungsanträge fest (rund 140 : 257). Aber auch für den zweiten Teil, für den Ihr Ausdruck „Spottgeburt der schlimmsten kulturellen Reaktion" nicht zu stark erscheint und dem der ganze konzentrierte Kampf gelten sollte, droht leider das Zustandekommen einer Mehrheit, bestehend aus Zentrum, Polen, Welfen, Elsässer und — Sozialdemokraten: rund 210 gegen 187! Daraus ergibt sich die Unrichtigkeit der Kritik gegenüber meiner Taktik von selbst, — zugleich aber auch die Notwendigkeit, alle liberalen und antiklerikalen Kreise auf die kolossale Gefahr aus dieser ans Naive streifenden Keckheit des Klerikalismus, dessen großer Bundesgenosse die Unwissenheit war, ist und sein wird, allüberall belehrend hinzuweisen.

Hochachtungsvoll

ergebenst

Dr. Müller-Meiningen.

Digitized by Google

Streiflichter.

Der Deutsche Reichstag, die Vertretung des deutschen Volkes, hat sich am Schlusse seiner sommerlichen Tagung mit einer Tat belastet, die in ihrer schädlichen, unpatriotischen und dazu kleinlich-nörgelnden Art sich ebenbürtig neben das Verhalten des Reichstages stellt, als seine Mehrheit dem Gründer des Deutschen Reiches, dem Fürsten Bismarck, den Glückwunsch zum 80. Geburtstage verweigerte. Aus persönlichen Verstimmungen heraus, ohne jeden sachlichen Anhalt, ja jeder sachlichen Erwägung entgegen, hat eine klerikal-sozialdemokratisch-freisinnige (!) Mehrheit das selbständige Kolonialamt und einen wirtschaftlich wie strategisch gleich notwendigen Bahnbau in unserer südwestafrikanischen Kolonie abgelehnt. Es ist ein betrübendes Zeichen für den politischen Stumpfsinn unseres Volkes, daß solches Gebaren der Volksvertreter nicht helle Entrüstung in der Wählerschaft hervorgerufen hat. Ähnliches sollte einmal in England oder Frankreich geschehen! Die Wähler würden den Gewählten einen Denkzettel geben, der eine Wiederholung gleicher Vorkommnisse unmöglich machte. Aber bei uns ist eben alles möglich. Über die Haltung der Sozialdemokratie und des Zentrums in dieser Angelegenheit ist kein weiteres Wort zu verlieren. Daß die Roten und die Schwarzen, als Partei genommen, auch nicht ein einziges Gramm echter Vaterlandsliebe besitzen, daß sie alles vom parteitaktischen Standpunkte aus, alles als Machtfrage behandeln, steht fest. Aber die „Freisinnigen“?! Hier hat man es doch mit deutschen Männern zu tun, die ihre Gesinnung nicht von vaterlandsfeindlichen, internationalen Mächten eingetrichtert erhalten. Gewiß, aber im „Freisinn“ ist seit seinem Entstehen das politische Philistertum, die Krähwinkelei, die Kirchtumspolitik herrschend gewesen, und deshalb kommt es, daß die freisinnigen Parteien fast bei allen großen vaterländischen Fragen in kleinlichen, philiströsen Erwägungen stecken bleiben. Von einem Sich-Erheben zu größerer Betrachtungsweise, zu weitsichtigerer Anschauung nicht die Spur. Leider war die fast einzige wirkliche Kraft des „Freisinns“, Dr. Müller-Meiningen, gerade in diesen Tagen verhindert, im Reichstage anwesend zu sein; er hätte die Jammer-„Politik“ der Mehrheit sicherlich nicht mitgemacht.

Überhaupt größere Betrachtungsweise, weitsichtigere Anschauung! Wo findet man sie im Deutschen Reichstage und in den Einzellandtagen?! Wo sind die Reden, die uns politisch oder sozial auf einen höheren Standpunkt heben? Fleißige, gewissenhafte, notwendige Arbeit steckt vielfach in ihnen, aber Kärrnerarbeit. Und doch sollten gerade in Volksvertretungen „Könige“ bauen.

Die letzten Wochen brachten in Nord-, Süd- und Mitteldeutschland bedeutungsvolle Tagungen: die Deutsche Kolonialgesellschaft in Königsberg, der allgemeine deutsche Lehrertag in München und der evangelisch-soziale Kongreß in Jena.

Eine schwere Enttäuschung war die Tagung der Kolonialgesellschaft. Hätte nicht gerade auf dieser Versammlung der Unwille zu wahrhaft flammendem Ausdrucke kommen müssen über das oben gekenn-

Digitized by Google

zeichnete, unvaterländische Gebaren der Reichstagsmehrheit? Der hochverdiente Präsident der Kolonialgesellschaft, Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg hat allerdings in seiner Eröffnungsansprache deutlich hingewiesen auf die der deutschen Kolonialentwickelung durch die deutsche Volksvertretung zugefügte schwere Schädigung. Aber wo blieb das Echo auf diese Worte aus der Versammlung heraus? Manches Kluge und Gute ist in Königsberg gesprochen worden, jedoch nichts Begeisterndes, nichts politisch Selbstbewußtes und Machtvolles. Ganz unterschreibe ich, was eine Tageszeitung äußerte: „Schade, daß die größte koloniale Gesellschaft des Reiches politisch so gar nichts bedeutet und in all ihrer Vornehmheit und Staatsmännerei weder für sich noch für den kolonialen Gedanken Werbekraft aufzubringen vermag." Zwei Vereinigungen bestehen in Deutschland, die den kolonialen Gedanken ausbreiten und vertiefen sollen: die Deutsche Kolonialgesellschaft und der Deutsche Flottenverein. Beide Gesellschaften müssen, wenn anders sie etwas leisten wollen, sich von der Überzeugung durchdringen lassen und danach handeln, daß ihr Heil, oder besser ihre Wirksamkeit, nicht liegt in der Rücksichtnahme auf Hof- und Regierungskreise, sondern im Anschlusse an die breite Masse des deutschen Volkes. Hof- und Regierungskreise, bis in die allerhöchste Stelle hinauf, stehen leider zu sehr unter dem Einflusse „der ausschlaggebenden Partei", als daß von dieser Seite kraftvoller Wind für die Segel unseres Kolonialschiffes zu erwarten wäre. „Durch!" muß die Losung der genannten Vereinigungen sein; „Durch" trotz Regierung und trotz Hof.

Der deutsche Lehrertag in München bot viel Erfreuliches. Allgemein und aus Überzeugung hervorquellend war die Begeisterung für die Freiheit der Schule von religiös-konfessionellem Zwange. In diesen Tausenden von Lehrern aus allen Teilen Deutschlands lebt der Glaube an die konfessionsfreie Schule, wenn nicht der Gegenwart, so doch der Zukunft. Und so sicher die Wahrheit noch stets in der Kulturentwickelung den Sieg, wenn auch erst allmählich, erfochten hat, so sicher wird auch die Wahrheit der konfessionsfreien Schule ihre Siegesschlacht schlagen, früher oder später und trotz preußischem Schulgesetz.

Auch der in München entbrannte Streit zwischen Lehrer und Lehrerin, so unerfreulich er äußerlich und für das oberflächlich betrachtende Auge erscheint, birgt Heil für die Zukunft. Die ernste und tiefgreifende Frage: inwieweit an der Erziehung unserer Kinder, der Zukunft unseres Volkes männlicher und weiblicher Einfluß beteiligt sein soll, welche ethischen Werte die Lehrerin den Knaben und der Lehrer den Mädchen vermitteln kann, war eigentlicher Gegenstand des Rededuells zwischen Lehrern und Lehrerinnen.

Vom evangelisch-sozialen Kongreß in Jena ist diesmal wie bei jeder Tagung dieses eigenartigen Vereins zu sagen: klein aber fein; ja, zu fein. Alles, was auf diesen Kongressen im Laufe der Jahre geboten worden ist, von Stuttgart bis Jena, ist „Primaware": wohldurchdacht, geistreich, fein ausgearbeitet bis zum i-Punkte, aber gerade wegen seiner geistigen Hypertrophie nicht so recht „sozial", nicht recht „evangelisch". Das klingt ungereimt, ist aber richtig. „Soziale", ebenso wie „evangelische" Tätigkeit muß, falls sie wirkungsvoll sein soll, breit, ich möchte sagen, massig sein. Exklusivität, sowohl nach Inhalt wie nach Form, ist für evangelisch-soziales

Digitized by Google

Wirken ein Hemmnis, um so mehr, wenn sich zur Gedankenexklusivität, wie beim evangelisch-sozialen Kongreß, die Exklusivität der Mitglieder gesellt. Dann fehlt nicht nur der geistige, sondern auch der, um mich so auszudrücken, körperliche Kontakt mit der sozialen Menge. Der evangelisch-soziale Kongreß ist zu viel „unter sich". Akademische Kreise und zwar Dozentenkreise und zwar stets die gleichen Dozenten bilden das alljährliche „Gros" dieses Kongresses. Es fehlt der frische, belebende „Erdgeruch" des Volkes, und ohne den geht es nun einmal nicht in sozialen Dingen, auch nicht in der sozialen Wissenschaft. Vielleicht entgegnet man: wir wollen „unter uns" bleiben, wir wollen eine „Höhe" bilden, von der aus befruchtende Gedanken in die breiten Schichten sich niedersenken. Ein irriger Standpunkt und eine verfehlte Rechnung! „Hohe" Theorie gibt es gerade in Sozialpolitik mehr als genug. Es kommt darauf an, die längst vorhandene sozialpolitische Theorie in handliche, gangbare Münze umzusetzen, nicht aber darauf, die Theorie immer feiner herauszuziselieren, sie mit immer schöneren ästhetisch-künstlerischen Betrachtungen zu verbrämen. Die auf diese Weise verzierte und als Kunstwerk sich präsentierende Theorie hat weder befruchtende noch werbende Kraft; sie ist für den Glasschrank des Sammlers oder für die literarische Speisekammer des ästhetischen Feinschmeckers, nicht aber für die Wirklichkeitsbedürfnisse der sozialen Menge; sie enthält literarisch-künstlerische, nicht ethisch-soziale Werte. Möchten die verdienstvollen Leiter des evangelisch-sozialen Kongresses endlich mit ihm herabsteigen von der einsamen „Höhe"; dann würde an ihnen und an ihm ein echt evangelisch-soziales Wort sich erfüllen, das Wort der Schrift: „Da er aber vom Berge herabstieg, folgte ihm viel Volks nach" (Matth. 8, 1).

Einen sehr unbefriedigenden Eindruck haben die Schuldebatten in der bayerischen Kammer hinterlassen. Die Reden der liberalen Abgeordneten Casselmann, Beyhl usw. standen, trotz manchem Guten, das sie enthalten, nicht auf der Höhe des Gegenstandes und der Gelegenheit. Gab es eine bessere Gelegenheit, die rückständige Verderblichkeit des Ultramontanismus in Schul- und Bildungssachen an den Pranger zu stellen? Das ganze Schulprogramm des Ultramontanismus hätte aufgerollt werden müssen. Nichts davon ist geschehen. Glaube man mir doch: nur durch gründliche, systematische Aufklärung über den Ultramontanismus wird er wirksam bekämpft; nicht Plänkeleien und Redeturniere, und seien sie noch so geschickt und geistreich, schaden ihm; einen Riesen schlägt man nur mit Keulen tot, und diese Keulen müssen wir uns schneiden aus ultramontanem Holze, das in ganzen Wäldern, in der ultramontanen Literatur, vor und um uns steht. Aber wer von den antiultramontanen Abgeordneten weiß in der ultramontanen Literatur Bescheid? Die Unkenntnis hierin ist wahrhaft jammervoll. So etwas zu sagen, schafft keine Freunde; aber ich würde an meiner Lebensaufgabe mich versündigen, wenn ich meine mahnende und warnende Stimme nicht immer wieder und wieder erhöbe.

Diese Stimme sei auch erhoben gegen eine Schrift: „Rom und die Deutschen" von H. Zahn, die soeben in Massen (der Bezugspreis für eine Million wird angekündigt!) ins Volk geworfen wird. Was in dieser Schrift geboten wird, ist keine Aufklärung, sondern Verwirrung und Entstellung. Selten ist mir ein minderwertigeres Erzeugnis in die Hände gekommen. Es würde zweifellos an seinem eigenen Unwerte zugrunde

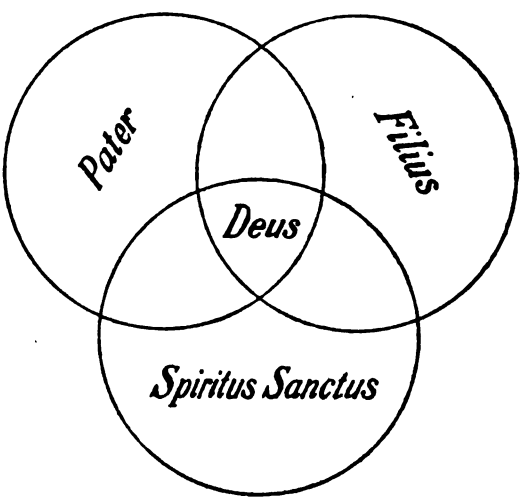
Digitized by Google

gehen, wenn nicht — und das ist der hauptsächlichste Grund, weshalb ich vor ihm warne — Ansehen und Organisation des Evangelischen Bundes sich dieser Schrift zur Verfügung gestellt hätten. Der Zentralvorstand des Evangelischen Bundes empfiehlt sie amtlich „zur Massenverbreitung aufs wärmste!“ Im besten Falle beruht diese Empfehlung auf völliger Unkenntnis des Inhaltes der Schrift; in jedem Falle ist die Empfehlung höchst bedauerlich, weil sie die bedeutendste antiultramontane Organisation in enge, selbstgetätigte Verbindung bringt mit einer literarisch und polemisch so tief stehenden Angriffswaffe, daß jedermann ängstlich vermeiden sollte, sie in die Hand zu nehmen.

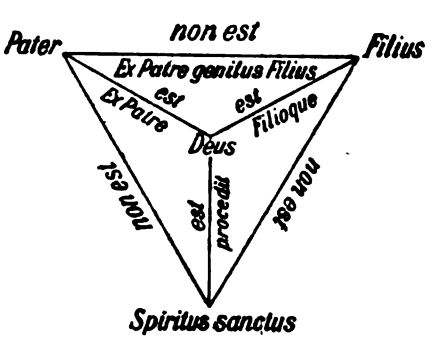
Aus Rom wurde mir geschrieben: „Um das Jahr 1900 herum war Freiherr von Cramer-Klett (vgl. ‚Streiflichter‘ des vorigen Heftes) einige Wochen in Rom. ‚Man‘ brachte ihn dazu, einem Kardinal zu Ehren ein Fest zu geben, bei dem die gleichzeitig in Rom weilende Gräfin Bülow, jetzt Fürstin Bülow, die Honneurs machte.“

In den „Monatsblättern für den katholischen Religionsunterricht an höheren Lehranstalten“, herausgegeben von Dr. Franz Becker, Gymnasial-Religions- und Oberlehrer in Bonn, Dr. Jakob Hoffmann, Gymnasialprofessor in München, Rudolf Wildermann, Gymnasialoberlehrer in Recklinghausen (Verlag von J. P. Bachem in Köln) finde ich im Januarheft 1906, S. 32:

I.



II.



Zur Lehre von der hl. Dreieinigkeit. Von Religionslehrer Karl Guggenberger in München. In zwei oberbayerischen Landpfarrkirchen (I. Egern am Tegernsee, II. Aufkirchen am Würmsee) finden sich die nebenstehenden sinnreichen Darstellungen des Geheimnisses der hl. Dreieinigkeit. Die zweite ist, wie in der Zeichnung dargetan, überdies geeignet, den Ausgang der 2. und 3. göttlichen Person zu veranschaulichen.

Digitized by Google

Vielleicht beschenkt uns Herr Religionslehrer Guggenberger in München nächstens mit einem Werke: „Die katholische Glaubenslehre in Bildern", das, nach der Probe zu urteilen, zugleich als Lehrbuch der Religion und der Geometrie dienen könnte. Es ist erschreckend, zu sehen, was man aus der Religion macht.

Das Madrider Attentat ist selbstverständlich zu verurteilen, und die teils versteckte, teils offene Billigung, die es bei der sozialdemokratischen Presse Deutschlands findet, ist in sich eine Infamie und für die deutsche Presse ein Schandfleck. Allein bei aller Verurteilung der Greueltat darf doch nicht vergessen werden, daß der junge Alfonso nur erntet, was seine Vorgänger auf dem Throne, als Knechte der römischen Kirche, mit vollen Händen gesät haben: Wütende Intoleranz, Verdummung des Volkes. Jetzt macht sich der Gegendruck bemerkbar. Was sind die Schrecken der Hochzeitsbombe und das Blut, das sie hat fließen machen, auch selbst, wenn königliches Blut mitgeflossen wäre, gegen die Schrecken der fünfhundertjährigen spanisch-römischen Inquisition, gegen das von ihr vergossene Blut, gegen die von ihr vernichteten Menschenleben und das von ihr zertretene Menschenglück?! Auch Alfons XIII. selbst ist durchaus nicht schuldlos; in ihm lebt die gleiche Unduldsamkeit, wie in seinen Vorfahren. Das hat zur Genüge sein berüchtigter Brief vom 1. Mai 1905 an den Kardinal-Bischof von Barcelona bewiesen, worin er, weil ein evangelisches Gotteshaus in Barcelona errichtet worden war, mit eines Philipps II. würdigem Geiste sich gegen jede religiöse Duldung und Freiheit ausspricht, „als katholischer König und unterwürfiger Gläubige und Sohn der einzig wahren Kirche." Erst ein Jahr alt ist der Brief, aber die Menschen haben ihn, wie es scheint, schon vergessen. Die Geschichte vergißt nicht, und ihr waches Gedächtnis wird oft — leider! — durch Bombe und Dolch bewiesen. Werden wir nur nicht sentimental; bleiben wir auch Schreckenstaten gegenüber gerecht, d. h. beurteilen wir sie in ihren tieferen Ursachen und in ihren geschichtlichen Zusammenhängen.

Ganz gegen meine Gewohnheit bringe ich zum Schluß einiges Persönliche, weil es sachliche Bedeutung hat:

1. Mein soeben erschienenes Buch: „Moderner Staat und römische Kirche" habe ich auch dem Reichskanzler geschickt mit einem Begleitschreiben, worin ich zum Ausdrucke bringe, daß ich es zwar für Pflicht halte, dem ersten Beamten des Deutschen Reiches die Möglichkeit zu bieten, sich über die staatsrechtlichen Anschauungen Roms zu unterrichten und daß ich ihm deshalb das Buch zuschicke, daß ich aber bei ihm leider nicht die Hoffnung habe, er werde von der gebotenen Möglichkeit nutzbringenden Gebrauch machen. Darob in Regierungs- und Zentrumsblättern und in solchen, die Regierungs- und Zentrumsschleppe „aus Überzeugung" tragen, großes Geschrei über „Anmaßung", „groteske" und „pathologische Grobheit". Das Geschrei läßt mich vollständig kalt. Ich habe das Bewußtsein, der im Reichskanzler verkörperten Reichsregierung eine Wahrheit gesagt zu haben, und dazu habe ich das Recht, und daß wenigstens einer von diesem Rechte Gebrauch macht, ist besser, als daß niemand es tut.

2. In München war ich als Sachverständiger in einem Schwurgerichtsprozeß tätig, in dem es sich um eine „Beschimpfung" der

Digitized by Google

katholischen Religion handelte. Der Angeklagte hatte in einer von ihm herausgegebenen Zeitung geschrieben: Auch heute noch herrsche in der katholischen Kirche der verbrecherische Geist der Inquisition, und dieser Geist sei gemeingefährlich. Drei katholische Universitätsprofessoren waren als Gegensachverständige geladen; die Verhandlungen dauerten drei Tage und endeten damit, daß der Angeklagte freigesprochen wurde. Die Herren Theologieprofessoren vermochten das Zeugnis der Geschichte für die objektive Wahrheit des unter Anklage gestellten „beschimpfenden" Satzes nicht zu entkräften. Die Aufklärung macht Fortschritte.

3. Folgende „Bitte" habe ich in verschiedenen Zeitungen erlassen: „Um zwei jüngeren katholischen Geistlichen von tadelloser Lebensführung und bedeutenden Anlagen die Wahl eines anderen Berufes und das dazu nötige Studium zu ermöglichen, bedarf ich der Unterstützung hochherziger Freunde und Gesinnungsgenossen. Beiträge für dies eminente Befreiungswerk, das nicht geringe Kosten verursacht, bitte ich an mich nach Groß-Lichterfelde, Drakestraße 79, zu senden." Auch den Lesern von „Deutschland" empfehle ich diese Angelegenheit. Es kommen an mich aus Kreisen der katholischen Geistlichkeit zahlreiche Bitten um Befreiung. Manche Spreu ist darunter, aber auch viel Weizen. Könnte ich den Weizen durch tatkräftige Unterstützung in gutes Erdreich verpflanzen, vielfältige Frucht würde aufgehen. Wir würden eine Reihe kenntnisreicher Männer gewinnen, die im Aufklärungskampfe gegen Rom hervorragende Dienste leisten würden, ganz abgesehen davon, daß wir geknechtete Menschen zur Freiheit führen. Die ultramontanen Blätter zetern natürlich über „Seelenfang durch Geld". Böswilliges Geschwätz! Geld ist nun einmal auch für ideale Dinge und für geistige Befreiungen nötig. Für einen katholischen Geistlichen, der nach seinem Bruche mit Rom in den meisten Fällen dem völligen Nichts gegenüber steht, sich verfolgt und boykottiert weiß und obendrein durch seinen Bildungsgang unfähig ist, sich ohne neues, kostspieliges Studium das tägliche Brot, d. h. einen neuen Beruf zu erwerben, für einen solchen ist Geld eine dreifache Notwendigkeit, und die ihm gewährte Hilfe ist nicht Bezahlung für den Übertritt, sondern Schaffung eines neuen, segensreichen Lebens. Aus meiner Kenntnis der Verhältnisse heraus kann ich sagen: Hätte ich einen Fonds von einer halben Million, Hunderte von römischen Geistlichen, und nicht die schlechtesten, würden der ultramontanen Herrschaft entrissen. Die Ansammlung solcher Fonds ist kulturell weit bedeutungsvoller, als die Sammlungen für Überschwemmte usw.

20. VI. 06. Graf von Hoensbroech.

Verantwortlicher Redakteur: Graf Paul von Hoensbroech, Groß-Lichterfelde.
Verantwortlich für die Anzeigen: Emil Kopitz, Berlin.
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn, Berlin W., Schöneberger Ufer 43.
Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.

Digitized by Google

Ludewig I., der erste Großherzog von Hessen.

Von Ernst Seeger.

Am 14. August dieses Jahres werden es 100 Jahre sein, seitdem Hessen ein Großherzogtum ist. Dieser Umstand lenkt die Blicke auf den ersten Großherzog des Landes, auf Ludewig I., dessen Leben und Wirken wir uns daher im folgenden vergegenwärtigen wollen.

Bei der wichtigen Rolle, welche die Erziehung im Leben des Menschen spielt, dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß Ludewig das Glück hatte, die „große Landgräfin", wie sie Goethe nannte, als Mutter zu besitzen, die sich der Ausbildung ihrer Kinder mit ganz besonderer Hingabe widmete. Namentlich der Erbprinz sollte ein edler, pflichteifriger Mensch werden, befähigt, sein Land einst glücklich zu machen. Mit unermüdlichem Eifer besprach sie sich deshalb über seine Vorbereitung zum Herrscherberufe mit sachverständigen Männern und war bemüht, die rechten Leiter und Lehrer für ihn zu finden.

Da der Knabe schon frühe eine starke Neigung zur Tonkunst zeigte, erhielt er nicht nur gründlichen Unterricht in der Kompositionslehre, sondern erlernte auch verschiedene Instrumente, nämlich Flöte, Klavier, Violine und Waldhorn.

Tüchtig vorbereitet bezog der Jüngling auf 2 Jahre die Universität Leyden, die damals einen Ruf hatte. Alsdann erweiterte er durch größere Reisen, nach England und Frankreich, seine Bildung. In Paris trat er in Beziehung zu den Enzyklopädisten d'Alembert, Diderot und Grimm, welch letzterer sein Begleiter wurde auf der folgenden Reise, die über Berlin nach Petersburg führte.

Militärisch betätigte er sich als russischer Brigadegeneral in dem Türkenkriege des Jahres 1774. 1775 kehrte er nach Deutsch-

Digitized by Google

land zurück; den Sommer des nächsten Jahres verbrachte er in Weimar bei seinem Schwager, dem Herzoge Karl August, in anregendem Verkehre mit den bedeutenden Männern am herzoglichen Hofe, so mit Herder und Wieland. Besonders nahe trat er Goethe. Dieser schrieb über ihn an den Kriegsrat Merck in Darmstadt: „Der Erbprinz kommt nun bald zu Euch. Den empfehl' ich Dir sehr, er ist eine große, feste, treue Natur, mit einer ungeheuren Imagination und einer geraden, tüchtigen Existenz. Wir sind die besten Freunde."

Am 19. Februar 1777 vermählte er sich mit der anmutigen und geistreichen Prinzessin Luise, der Tochter seines Oheims Georg. Der Verkehr mit den Weimarer Freunden wurde weiter gepflegt und neue Beziehungen wurden angeknüpft.

So ward auch Schiller, der sich damals in Mannheim aufhielt, mehrmals eingeladen. Bei einem seiner Besuche am Darmstädter Hof las er in Anwesenheit des Herzogs von Weimar die ersten Szenen seines „Don Carlos" vor.

Eifrig wurde die Musik betrieben, wovon wir jedoch später im Zusammenhange und in Anbetracht der hervorragenden, künstlerischen Betätigung des Fürsten ausführlicher handeln wollen.

1790, im Alter von 36 Jahren, folgte er seinem Vater in der Regierung als Landgraf Ludewig X. In der sturmbewegten Zeit der französischen Revolution war es keine leichte Aufgabe, den vielfach bedrohten Staat durch alle Gefahren hindurchzulenken. Aber Ludewig bewährte sich als ein kluger Fürst. Seine Neutralität nach dem Frieden von Campo Formio (1797) brachte seinem Lande, das im ersten großen Koalitionskriege von den Franzosen mannigfach geschädigt worden war, eine Erholung und Erleichterung. Durch den Reichsdeputationshauptschluß (1803) gewann er 63 Quadratmeilen mit 110000 Seelen.

Daß er 1806 die großherzogliche Würde annehmen konnte, ist zwar ein Ereignis, an das man sich nicht mit „ungemischter Freude" erinnern wird; denn diese Rangerhöhung ist eine Folge des Beitrittes zum Rheinbunde gewesen. Aber man wird zugeben müssen, daß Ludewig unter dem Zwange der damaligen politischen Verhältnisse nicht anders handeln konnte. Die französische Übermacht bedrohte ihn ganz unmittelbar; hatte doch General Augereau eine Zeitlang sein Hauptquartier in Darmstadt selbst aufgeschlagen. Die Weigerung, sich an Napoleon anzuschließen, konnte ihn seine Existenz als selbständiger Landesfürst kosten. Mit diesem Anschlusse war eine abermalige Gebietserweiterung verbunden, aber

Digitized by Google

dafür mußten hessische Truppen für Napoleon gegen Preußen und Österreich, Spanien und Rußland kämpfen.

Endlich kam die Stunde für eine nationale Politik. Am 3. November 1813 trat der Großherzog zu den gegen den gewalttätigen Korsen Verbündeten über. Dem französischen Gesandten in Mannheim, der mit der Verwüstung des hessischen Landes drohte, antwortete er: „Wenn der Kaiser mit seinem Gewissen vereinigen kann, so zu handeln, wie Sie sagen, so werde ich mit meinen Untertanen zusammen untergehen, ich mit ihnen, sie gewiß nicht ohne mich. Wie es kommen soll, überlasse ich der Vorsehung Gottes."

1814 war es den Hessen vergönnt, an der Seite ihrer Volksgenossen für Deutschlands Freiheit gegen Frankreich zu ziehen.

Durch die Wiener Kongreßakte und durch Sonderverträge erhielt das Großherzogtum wieder eine neue Gestalt, und zwar im wesentlichen diejenige, die es noch heute hat; nur das Jahr 1866 brachte noch einige Veränderungen. Das Land betrug nun etwa 150 Quadratmeilen mit 629359 Einwohnern und wurde jetzt in die drei Provinzen Starkenburg, Rheinhessen und Oberhessen geteilt.

Die Aufgabe, das die verschiedenartigsten Bestandteile umfassende Gebiet zu einem einheitlichen Staate zu verschmelzen und die Kriegswunden zu heilen, löste Ludewig mit Einsicht und Tatkraft und einer Hingebung, die aus seinem echt landesväterlichen Herzen floß. Von seinen weisen und menschenfreundlichen Maßnahmen verdienen hervorgehoben zu werden: die Trennung der Verwaltung von der Justiz, die Einführung eines neuen Gesetzbuches, die Abschaffung aller Staatsfronen, das Gesetz über die Ablösbarkeit der Zehnten und die Aufhebung der Leibeigenschaft.

Sein größtes Verdienst aber war die Gewährung einer landständischen Verfassung, die am 21. Dezember 1820 ins Leben trat. Der Fürst bezeichnete diesen Tag als den glücklichsten seines Lebens. Ihm gebührt der Ruhm, die Grundlage geschaffen zu haben, auf der sich der moderne hessische Staat entwickeln konnte.

Der neue Staat stellte neue Aufgaben. Auf allen Gebieten entfaltete man eine eifrige Tätigkeit.

Der Großherzog erfreute sich der Unterstützung tüchtiger Männer, so des Finanzministers Du Thil. Die Ordnung der Finanzen in Hessen wurde ein Muster für viele andere Staaten.

Digitized by Google

In jeder Hinsicht erfuhren Landwirtschaft, Handel und Gewerbe planmäßige Förderung.

Du Thil hat zuerst den Gedanken gefaßt, daß sich Hessen-Darmstadt, um den unhaltbaren Zustand des Landes dem preußischen Zollsysteme gegenüber zu beseitigen, an diesen Staat anschließen müsse. So entstand der Zollvereinsvertrag vom 14. Februar 1828, der dem Handel und Wandel im Großherzogtume einen außerordentlichen Aufschwung brachte, aber auch als eine segensreiche, nationale Tat wirkte. Denn da die übrigen deutschen Staaten nach und nach der preußisch-hessischen Verbindung beitraten, war ein erster Schritt zur Einigung Deutschlands getan.

Unablässig war Ludewig I. bemüht, sein Volk sittlich und geistig zu heben. Das Volksschulwesen machte in jeder Beziehung bedeutende Fortschritte. Auch den höheren Schulen und der Universität wurde mannigfache Förderung zuteil. Seit 1824 begann in Gießen die Wirksamkeit des jugendlichen Professors Liebig, der, vom Großherzoge unterstützt, seine Studien in Paris vollendet hatte. Seine Entdeckungen trugen bald seinen Namen in alle Welt; und von nah und fern kamen lernbegierige Schüler, um sich in der neuen Wissenschaft, der Chemie, von ihm unterrichten zu lassen.

Erlangte so Gießen einen Weltruf durch seinen großen Chemiker, so wurde Darmstadt, die Residenz, deren Einwohnerzahl von 9000 auf 16000 stieg, berühmt durch Ludewig I. selber, der hier mit Hilfe seines trefflichen Kabinettssekretärs Schleiermacher die wissenschaftlichen und Kunstsammlungen des Museums ins Leben rief, deren Reichhaltigkeit und gute Ordnung schon Goethes Bewunderung erregten, und der derjenigen Kunst, die seine ganze Seele füllte, nämlich der Musik, eine ganz hervorragende, allgemein bewunderte Pflege zuteil werden ließ.

Bald nach seiner Vermählung — 1777 — hatte Ludewig dem Hofkapelldirektor Sartorius die Organisation der Hofkapelle übertragen. Gleichzeitig ward ein Hofkonzertdilettantenchor gegründet. Mit diesen Kräften begann der Erbprinz die Pflege der Tonkunst. Von nun an wechselten Quartette im Schlosse mit größeren Konzerten ab. Bei diesen Veranstaltungen sowie bei den vom Jahre 1778 an von der fürstlichen Familie im Vereine mit dem Adel Darmstadts im alten Opernhause gegebenen Vorstellungen und den vorhergehenden Proben spielte Ludewig die erste Violine und gab die erforderlichen Anordnungen.

Digitized by Google

Diese Unterhaltungen dauerten abwechselnd bis 1796 und erfuhren nur durch den Sommeraufenthalt des erbprinzlichen Paares in Auerbach an der Bergstraße, wo damals das „Fürstenlager" angelegt wurde, eine Unterbrechung. Hier sorgte für die musikalische Unterhaltung eine siebenstimmige Harmoniemusik, die bis 1807 bestand und wobei von Instrumenten zwei Klarinette, zwei Waldhörner, zwei Fagotte und ein Kontrafagott vertreten waren.

Nach Ludewigs Thronbesteigung 1790 wurden die Kunstgenüsse durch die Unruhen der französischen Revolution gestört und öfters ganz unterbrochen. Erst als nach 1799 für die hessen-darmstädtischen Lande einige Ruhe eintrat, konnte man sich Frau Musika mit neuem Eifer zuwenden.

Nun fand in der Regel jeden Donnerstag ein Konzert statt, wöchentlich waren 4—5 Proben. Bei den Abendproben war der Landgraf stets zugegen und dirigierte, wie auch bei den Konzerten, selber, aber ohne die erste Violine mitzuspielen. Dies geschah jedoch bei den Quartetten, die nun auch wieder auflebten, aber nur bis 1804 währten.

Seit 1801 pflegte man sich auch alljährlich am Karfreitage in der Stadtkirche an Kirchenmusik zu erbauen. Die Proben leitete ebenfalls Ludewig selbst. Während zu diesem Karfreitagskonzerte das Publikum freien Zutritt hatte, wurden später, nach dem Ausbau des neuen Schlosses (1809), hier im sogenannten „Konzertsaale" jedesmal in der Karwoche meist drei Kirchenmusiken für die Allerhöchsten und Höchsten Herrschaften aufgeführt; auch bei diesen Proben und den Aufführungen selbst ruhte die Leitung in den Händen des kunstsinnigen Fürsten. Ihren Glanzpunkt erreichten diese geistlichen Konzerte, als Abt Vogler, der größte Orgelspieler damaliger Zeit, am Darmstädter Hofe weilte (1807—1814). Der gewaltige Meister entlockte dem nach seinem Systeme erbauten Riesenin strumente die tiefsten und höchsten Klänge des Schmerzes und des Jubels, und 200 gebildete, edle Stimmen sangen das Requiem der größten Meister. Vollendeteres konnte man wohl damals in Europa nicht hören.

Seit Herbst 1810 aber hörten die Konzerte sowohl im Opernhause wie im „Konzertsaale" des Schlosses auf, mit Ausnahme der jedes Jahr wiederkehrenden Karwocheoratorien. Die Opernproben nahmen nun die Stelle der Konzerte ein. Am 23. Mai nämlich hatte Ludewig das Darmstädter Privattheater des Xaver Krebs aus Worms übernommen und am 26. Juni

Digitized by Google

zum „Großherzoglichen Hoftheater“ erhoben. Zugleich war der Befehl ergangen, das Opernhaus herzustellen und mit neuen Dekorationen zu versehen. Am 7. August erfolgte die Anstellung eines neuen Chorpersonals. Der seitherige Dilettantenchor löste sich auf, nur einige davon gingen zur Oper über.

Das neu hergerichtete Opernhaus, das der Großherzog, um seine Vorliebe für Musik schon durch den Namen auszudrücken, „Großherzogliches Operntheater“ nannte, wurde am 26. Oktober mit der Oper „Titus“ eröffnet, die in prachtvoller Ausstattung zum ersten Male über die Bühne ging; die Titelrolle sang als Gast Madame Schönberger-Marconi, Sängerin des K. K. Hoftheaters zu Wien, die, mit einer tiefen Altstimme begabt, Tenorpartien singen konnte.

Nach Eröffnung dieses Theaters war in der Regel Sonntags große Oper, Dienstags und Freitags Schauspiel. Außer den Vorstellungen gab es wöchentlich 4, seit 1820 nur 3 Opernproben. An den Geburtstagen der Hohen Herrschaften sowie am Ludwigstage spielte man eine große Festoper.

1811 wurden 35 neue Werke aufgeführt, darunter 6 große Opern, bei der Neuheit des Unternehmens ungemein viel.

Im Schauspiele gingen alle Stücke, die von dem Krebsschen Repertoire in das des „Großherzoglichen Theaters“ aufgenommen wurden, größtenteils mit veränderter Besetzung in Szene und mußten also teilweise immer neu einstudiert werden. Herrliche Triumphe feierte die Schauspielkunst bei den Gastspielen des Tragöden Eßlair, des Komikers Iffland und der Tragödin Sophie Schröder. Im übrigen hatte das Schauspiel damals in Darmstadt keinen leichten Stand. Wenn eine große Oper vorbereitet wurde, durften nur kleinere Stücke gegeben werden. Doch gelangten auch die besseren Werke der älteren und neueren dramatischen Literatur zur Darstellung. So wurde z. B. „Die Jungfrau von Orleans“ besonders glänzend in Szene gesetzt. Viel hat das Schauspiel dem Wiener Franz Grüner (seit 1816) zu verdanken, der ihm neuen Schwung gab und es durch weise Benutzung der vorhandenen Mittel auf die möglichste Höhe hob.

Eine beherrschende Stellung nahm die Oper ein, die gleich in der ersten Zeit auf eine Höhe stieg, wie sie damals wohl bei wenigen Bühnen in Deutschland erreicht wurde. Die Massen der Chöre sowie die Stärke des Orchesters mußten bei der Genauigkeit, die in allen Teilen herrschte, eine großartige Wirkung hervorbringen. Ludewig leitete jede Probe persönlich und

Digitized by Google

achtete auf alles, was eine Vorstellung verschönern, die Wirkung verstärken konnte. Strenge hielt er vor allem darauf, daß jedes Musikstück genau nach der Absicht des Komponisten vorgetragen wurde. Ebenso mußten alle Gesangspartien in der Tonart gesungen werden, wie sie der Komponist geschrieben hatte.

Das Orchester zeichnete sich durch sein exaktes, präzises und geistvolles Spiel aus. Selbst große Künstler, wie der berühmte Geiger Paganini, erkannten die vortreffliche Führung des Bogenstrichs, die Einheit, Präzision und Kraft sowie die feine Nüanzierung bereitwillig an.

Die Oper bestand aus einem Ensemble von Gesangskräften, wie man sie nur selten zusammen findet. Der Eintritt Wilds (1817—1825), eines der größten Tenoristen des vorigen Jahrhunderts, führte ihre höchste Blüte herbei. Die Wirkung der Vorstellungen ging nicht sowohl vom äußeren Glanze und Prunke aus, der ja häufig dazu dienen muß, innere Schwächen zu übertünchen, sondern es war der innere Gehalt eines Musikwerkes in seiner vollendeten Klangfülle, der in Verbindung mit der erforderlichen, äußeren Ausstattung einen überwältigenden Gesamteindruck hervorbrachte. Bei der Fürsorge Ludewigs für seine Künstler und Künstlerinnen hingen alle mit inniger Hingebung an dem Fürsten. Zugleich entstand bei ihnen nicht nur eine größere Liebe zur Sache, sondern es bildete sich eine Einheit des Zusammenwirkens, wodurch Erfolge erzielt wurden, die nimmermehr möglich sind, wo das Personal mit jedem Jahre auseinandergerissen wird und neue Mitglieder an die Stelle der Entlassenen treten.

Unter starkem Zudrange von Fremden wurden die besten Opern zur Aufführung gebracht, und durch Erbauung eines neuen Musentempels, des am 7. November 1819 eröffneten „Großherzoglichen Hofoperntheaters", ward ein würdiger Raum für die glanzvollen Aufführungen geschaffen. Jedoch gelangten meist Werke ernsterer Richtung zur Darstellung, da der Fürst an den leichten französischen Stücken keinen Gefallen fand. Selbst Webers „Freischütz" sagte ihm im ganzen nicht sehr zu. Dafür aber ließ er seine Lieblingsopern um so öfter auf dem Spielplane erscheinen; so wurde z. B. „Iphigenie in Tauris" einige Monate hindurch jeden Sonntag wiederholt. Aber den häufigen Wiederholungen verliehen die Gastspiele fremder Sänger und Sängerinnen von Ruf den Reiz der Neuheit. Vor allen wurde die hochgefeierte

Digitized by Google

Königin des Gesanges, Henriette Sontag, in zwei Gastrollen stürmisch begrüßt.

Die letzte Vorstellung, der Ludewig I. beiwohnte, war Rossinis „Tankred“. Dann besuchte er noch einmal die Probe zur „Stummen von Portici“, am 10. März 1830, und war entzückt von der vorzüglich gespielten Ouvertüre. Sänger und Orchester wirkten mit solcher Begeisterung zusammen, als hätte ein höheres Wesen sie ahnen lassen, daß dieses die letzte Probe sei, bei der der hochverehrte Fürst zugegen sein sollte. Nach Beendigung des Spiels sprach er, was sonst nur bei einer Opernvorstellung, wenn sie gut gegangen war, geschah, dem Personale und Hofkapellmeister Thomas seinen besonderen Dank aus.

Am 6. April verschied er. Oft, wenn er abends aus der Probe ins Schloß hinübergegangen war und das Theater in magischer Beleuchtung des Vollmondes seinen gigantischen Schatten auf die Erde warf, war er bewundernd davor stehen geblieben und hatte sich an dem imposanten Anblicke, dem nun sein irdisches Auge für immer geschlossen war, ergötzt.

Ludewigs I. Künstlergeist aber lebt ewig fort. Die Herrschergestalten auf Hessens Thron sind in seinen Bahnen weitergewandelt, und Ernst Ludwig, dessen Haupt jetzt die Fürstenkrone trägt, scheint geradezu ein Erbe der idealen Neigungen seines großen Ahnen zu sein. Auch seine Stirn hat der Genius der Kunst berührt, und unermüdlich ist er darauf bedacht, den Ruf seiner Residenz als Heimat der Musen zu wahren und zu heben.

Das Dornröschen am Frankenwege.

Von Dr. A. Kisa.

Von den waldigen Höhen der Rhön führt zwischen den Ausläufern des Vogelgebirges im Norden und des Spessarts im Süden eine uralte Heerstraße das Tal der Kinzig entlang über hart umstrittenen Boden. Von den Tagen der grimmen

Digitized by Google

Chatten an, die in der Wetterau gegen den Limes der Römer Sturm liefen, bis zu den Fehden der Grafen von Hanau mit den Bischöfen von Würzburg und den letzten Gefechten zwischen Kurhessen und Preußen, die dem Falle der freien Reichsstadt Frankfurt vorausgingen, ist in diesen lieblichen Gefilden viel Blut geflossen. Es ist, als ob der rote Sandstein, der überall zwischen Rebengeländen, Waldungen und üppigem Ackerboden hervorleuchtet, sich an den Opfern vollgesogen hätte, die dem Kriegsgotte hier zu alten Zeiten flossen. In warmem Rot strahlt die Felswand, an welcher das traute kleine Nest der Romantik klebt, wo einst Friedrich der Rotbart, durch die Reize der schönen Gela, seines Burgmannen Tochter bestrickt, als Prinz ein Jahr lang sich des Glücks junger Liebe freute. So berichtet wenigstens die Sage, die poetische Einkleidung der Tatsache, daß der kluge Kaiser den wichtigen Kriegs- und Handelspfad durch Anlage einer Burg und eines festen Platzes sicherte, der jetzt Gelnhausen heißt. Der Ort wuchs, seiner Bedeutung entsprechend, rasch empor, noch heute, nachdem die Kulturentwickelung andere Pfade eingeschlagen, den Wanderer durch die Wucht, den stolzen Reichtum seiner Baudenkmäler fesselnd. Rot von rot hebt sich auf halber Höhe die stattliche, dreifach getürmte Marienkirche von dem Abhange des Berges ab, aus gleichem Stoffe herausgewachsen über die vielgestaltigen Ziegeldächer, die dunklen Baumgruppen und halbverfallenen Rundtürme romanischer Zeit, die in malerischem Wirrwarr emporklettern. Gleich beim Eintritt in das Städtchen, nachdem der alte Torturm durchschritten, wird das Auge durch ein schönes Bild gefesselt. Die Kinzig bildet hier im Tale, durch weiches, grünes Wiesenland sich schlängelnd, kleine Inseln, aus deren Gebüsch Mühlen aufragen; malerische Holzschuppen mit Lohe, Brennholz, gegerbten Tierhäuten gefüllt, drängen sich an das eine Ufer heran, während das andere, von prächtigen, großen Baumgruppen begrenzt, sich in weite Ferne verliert. Die Stimmung der Landschaft erinnert bei Tage an Adolf Lier, am Abend, wenn die Sonne hinter den gewaltigen Linden niedergeht und deren dunkle Silhouette sich von dem feurigen Horizonte ablöst, in der majestätischen Größe und Einfachheit der Formen und der Tiefe der Farben an die schönsten Schöpfungen Rousseaus. Gegen Osten aber spaltet sich das Flüßchen, um ein größeres Eiland zu umfrieden.

Auf Kreuz- und Querpfaden, zwischen Gärtchen hindurch, deren Bäume und Büsche sich tief über den Wasserspiegel neigen, zwischen idyllischen Fachwerkhäuschen mit wundervollen

Digitized by Google

Durchblicken auf das Städtchen, auf die Kirche, auf reben- und efeuumsponnenes Gemäuer, schlängeln wir uns nach den Überresten der alten Kaiserpfalz. Die Sonne, die sich bisher hinter Wolkenschleiern verborgen hatte, bricht siegreich hervor, übergießt die noch als Trümmer gewaltigen Formen mit breiten Fluten von Licht und Schatten und entlockt dem flimmernd-roten Gestein zauberische Reflexe. Es ist daran nicht zu zweifeln, daß sich hier Kunst und Natur zu einer Schöpfung von seltsamem Zauber verbunden haben. So entzückend fein die Ornamentik der Kapitäle an den Bogenhallen des Palas, der Kapelle auch sein mag, welch reiche und geschmackvolle Fülle von Phantasie hier auch in dieser Archivolte, diesen Flachmustern des Kamines, dem Meißel der Steinmetzen entströmte, so mußte doch erst die in der Zerstörung neues schaffende Kraft der Natur hinzutreten, um aus dem Meisterwerke der Baukunst und der Bildnerei auch ein solches von höchster malerischer Wirkung zu machen und diese noch durch die Imponderabilien holder Märchenpoesie zu steigern. Über die Kraft des Menschengeistes hinaus hat an dieser geweihten Stätte die Kraft der Natur ein von jener geschaffenes Werk ausgestaltet, aufs feinste vollendet. Ein Wiederaufbau des Ganzen oder einzelner Teile würde vielleicht das architektonische Schema und dessen bildnerischen Schmuck klarer, nüchterner zur Geltung bringen, zugleich aber eine absichtliche, bewußte Zerstörung der malerischen und poetischen Elemente bedeuten, auf deren Zusammenwirken gerade die Schönheit des Ganzen beruht. Man hat auch hier restauriert, aber zum Glücke hat der Techniker nicht die Übermacht über den Künstler gewonnen; man hat weiterem Verfalle möglichst vorgebeugt und sorgfältig alles gefördert, was den Reiz dieses romantischen Fleckchens Erde erhöht. Eine der schwierigsten Streitfragen, die in Nord und Süd der Konservatoren Gemüter bewegen, ist hier gelöst, in aller Stille und mit einem Erfolge, dem man allenthalben Anerkennung und Nachahmung gönnen möchte. Bekanntlich hat man dem Pflanzenwuchse, so sehr auch die Anschauungen über dessen ästhetischen Wert übereinstimmten, fast allgemein eine zerstörende Wirkung auf alte Bauwerke zugeschrieben, namentlich dem Efeu. Er umklammert, er erdrosselt sie, saugt ihnen mit den zahllosen kleinen Wurzeln, die er in die Fugen des Mauerwerkes senkt, alle Kraft aus, bis sie erschöpft zerbröckeln, in sich zusammenbrechen. Namentlich an einzelnen Teilen des Heidelberger Schlosses glaubt man die Gefährlichkeit dieses prächtigen Schmuckes deutlich erkannt zu haben. Ängstliche Leute gehen noch weiter, sie halten selbst

Digitized by Google

das Frauenhaar, den wilden Wein, ja jedes harmlose Gras für schlimme Parasiten und geschworene Feinde des Altertumes. Sie rupften in Pompeji, auf dem Forum in Rom jeden Grashalm aus und machten auf das bescheidenste Maßliebchen Jagd. Sie verwandelten das Forum in eine trostlose Wüste und lassen uns in Pompeji, namentlich wenn die Sommersonne unbarmherzig auf das Lavapflaster niederbrennt, die Todesahnungen der unglücklichen Opfer des Vesuvs nachempfinden. In Gelnhausen hat man erkannt, daß nicht jede Schlingpflanze sich wie der Efeu tief in das Gemäuer einwurzele und daß man auf die Verschönerung durch vegetabilischen Schmuck, auf jene reizvolle Verbindung absterbenden Gesteines mit frisch grünendem, jährlich sich erneuerndem Leben nicht zu verzichten brauche. Man pflanzte alle Arten von wildem Wein, von Clematis, Geisblatt und Winden, zog sie an Drähten über Mauern und Säulen und ließ sie im übrigen wuchern, wie sie wollten. Das alles sieht leicht, ungekünstelt und natürlich aus und prangt namentlich im Herbste in den mannigfaltigsten, saftigsten und blühendsten Farben, anders als der melancholische, monotone, schwere Efeu, der einen förmlichen Panzer um das alte Gestein bildet. Der leichte Rankenwuchs läßt sich mühelos regeln und dort fernhalten, wo man ihn nicht haben will, ohne daß man, wie beim Efeu, in ihn Löcher einschneiden muß, um künstlerisch interessante Teile zu enthüllen.

Natürlich suchte ich auch des Kaisers Bild an der alten Pfalz, von welchem Schenkendorff singt:

Zu Gelnhausen an der Mauer
Steht ein steinern altes Haupt,
Einsam in dem Haus der Trauer,
Das der Efeu grün umlaubt.

— — — — — — — — — — — —

Und das Haupt, es scheint zu grüßen,
Fragend uns, halb streng, halb mild.
Laßt es uns in Demut küssen,
Das ist Kaiser Friedrichs Bild!

Der alte Invalide, der mich führte, wies auf einen lebensgroßen Kopf oberhalb des prächtigen Hauptfensters des großen Saalbaues, von welchem der Blick über die weite lachende Ebene bis zu den Bergen des Spessarts schweift. Merkwürdige Auffassung! Dem Künstler ist es wohl auf Porträtähnlichkeit nicht allzusehr angekommen. Die Energie der Züge mag freilich zum Charakter des „terribile Barbarossa“ stimmen, wie ihn die Mailänder nannten, aber die beiden halbkreisförmigen Bänder, die

Digitized by Google

den bärtigen Lippen entquellen und ihrerseits von zwei kleineren, zu beiden Seiten angebrachten Masken verschlungen werden, scheinen mir doch eine gar zu respektwidrige künstlerische Lizenz zu sein. — Ich brauche wohl kaum zu bemerken, daß das angebliche Bildnis des Erbauers der Burg nichts anderes als ein vortrefflich ausgeführter Schlußstein ist, eine der vielen Prachtstücke romanischer dekorativer Skulptur, an welchen dieser Bau so reich ist, reicher als Dankwarderode, die Pfalz zu Goslar, die Burg zu Wimpfen und andere gleichzeitige Baudenkmäler in deutschen Landen.

Ungern trennte ich mich von der sagenumwobenen Stätte, in deren weltabgeschiedener Stille es sich so schön träumen und schwärmen läßt, und schlug den Weg zum Städtchen ein. Ein enges, von Kramläden gefülltes Gäßchen, die Schmittgasse, windet sich den Berg hinan, beherrscht von den ragenden Türmen der Marienkirche, an deren Fuße sich der Hauptplatz, der sog. Untermarkt, mit einer Gedenkbüste des Erfinders des Telephons, J. Reiß, ausbreitet. Ein anderer Sohn der Stadt, Christoph von Grimmelshausen, ehrsamer Stadtschultheiß und Verfasser des Simpliziissimus, hat es noch nicht zu dieser Ehrung gebracht. Hinter dem Denkmale erhebt sich ein merkwürdiges Gebäude: Zweigeschossig, auf hohem Unterbau, die schweren roten Mauern mit einem schweren, steilen Giebeldache gedeckt und von wenigen, winzigen, rundbogigen Fensteröffnungen unterbrochen, je drei zusammengekuppelt und durch Säulchen getrennt — romanisch und doch wieder nicht romanisch. Offenbar hat hier eine gefühllose Hand eingegriffen und den Zauber der Vergangenheit zerstört. Das Reisehandbuch verweigert jede Auskunft. Zum Glücke erinnerte ich mich kürzlich beim Durchblättern des eben erschienenen Werkes von O. Stiehl über das Deutsche Rathaus im Mittelalter, etwas über den merkwürdigen Bau erfahren zu haben. Ich stehe vor dem ältesten deutschen Rathause, das freilich seit geraumer Zeit in private Hände übergegangen und seinem Zwecke entfremdet ist. Leider waltete über ihm kein so glücklicher Stern, wie über den Resten der Barbarossapfalz. Nachdem der Bau durch eine besondere Gunst des Schicksales unerkannt und deshalb fast unverändert auf uns gekommen war, ist er am Ende des 19. Jahrhunderts durch einen Umbau von unerhörter Rücksichtslosigkeit, der leider mit dem Namen einer „Wiederherstellung“ gedeckt wurde, vollständig verdorben worden. Nur noch in Zeichnungen, die man E. Bickell verdankt, ist die ursprüngliche Gestalt erhalten geblieben. So erklärt sich

Digitized by Google

der sonderbare Eindruck, den das sog. „Steinerne Haus“ auf den unvorbereiteten Beschauer macht, ein Eindruck, etwa dem eines Häuptlinges von der Goldküste vergleichbar, welcher sich mit Frack und Zylinder geschmückt hat.

So stoßen die Gegensätze auf kleinem Raume hart aneinander. Auch an der Marienkirche, einem stolzen Bauwerke im reichen romanischen Stile der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, hat man viel herum restauriert, viel mehr als nötig, und das ehrwürdige Gemäuer sorgsam von innen und außen abgeputzt, abgekratzt, ausgeflickt, so daß es wie neu und frisch gewaschen aussieht, sehr sauber, sehr ordentlich und — sehr langweilig, wenigstens in nächster Nähe, wo mehr die Einzelheiten, als die malerisch gegliederten Hauptmassen zur Geltung kommen. Fühlt denn eine gewisse Sorte von Restauratoren gar nicht den Widerspruch, der darin liegt, daß man Skulpturen des dreizehnten Jahrhunderts herrichtet, als ob sie gestern gemacht worden wären? Ist es denn nötig, all das Naive, Rückständige, das durch Wind und Wetter Gemilderte, die Härten, die durch Abbröckelung und andere äußere Einflüsse gerundet worden waren, in unbarmherziger Weise mit scharfem Meißel wieder herauszuholen, ja, womöglich im Bemühen nach Stilechtheit zu vergröbern? Die Glotzaugen der kurzen, stämmigen Gestalten in den Bogenfeldern starren uns noch gespenstiger, fetischartiger an, seit der Steinmetz mit brutaler Gewissenhaftigkeit jeden Zug anatomisch bloßgelegt hat, der jahrhundertelang unter einer Kruste von Schmutz und Staub verborgen gewesen war. Auch hier hatte die Natur das Werk der Kunst fortgesetzt und bei scheinbarer Zerstörung vollendet und verschönt, auch hier hat sie sich als die größere Künstlerin erwiesen. Die Restaurierung hat in Gelnhausen das überlieferte Bild um so mehr beeinträchtigt, als hier die Plastik nicht zu jenen edlen, feinen Formen vorgeschritten war, wie wir sie im Dome zu Halberstadt und an der Goldenen Pforte in Freiberg bewundern, wenigstens in den figürlichen Aufgaben. Der Zahn der Zeit hatte hier größere Härten zu benagen, als an jenen Orten.

Beim Verlassen der Kirche geriet ich in einen hellen Haufen der Gelnhäuser Schuljugend. Lachend und jubelnd, ihre Schulranzen schwingend, umringten sie eine abenteuerliche Gestalt, die sich bei jedem Schritte durch lautes, den Lärm der Kinder übertönendes Schellengeläute bemerkbar machte. Es war ein kräftiger junger Mann, barhaupt, schnurrbärtig, blond, in eine seltsame Tracht gekleidet, der mich — hier liegt ja die mittelalterliche

Digitized by Google

Romantik in der Luft — an irgend einen mit den Pestnöten oder Bußprozessionen der Flagellanten zusammenhängenden alten Volksbrauch denken ließ. Der Mann trug ein knapp anliegendes schwarzes Wams, auf welchem grellgelbe Totenschädel und die Aufschrift „Morte nera", „schwarzer Tod" aufgenäht waren. Totenschädel und gekreuzte Schenkelknochen waren auch auf seinen Trikotbeinkleidern angebracht und klirrten, aus Blech geformt, mit Schellen aller Sorten, einem kleinen Waldhorne und einigen Feldflaschen an seinem Ledergürtel. In kurzem Trabe eilte der sonderbare Kunde, inmitten des Kinderschwarmes, auf lautlosen Sohlen von Haus zu Haus, um milde Gaben einzusammeln. Ein Eingeborener, Besitzer eines Ladens mit Spezereien und Zigarren, löste mir auf prosaische Weise das Rätsel: Es handelte sich weder um den schwarzen, noch um den gelben Tod, sondern um einen — Schnelläufer, der vor kurzem auf dem Frankenwege seinem leichtfüßigen Berufe obgelegen hatte und jetzt bemüht war, seine gleichfalls leichtfüßigen Zuschauer in ihre Behausungen zu verfolgen, um dort den Lohn seiner Kunst einzuholen.

Der Zufall führte mich darauf ein verstecktes, verlorenes Gäßchen hinab, kaum einen Meter breit, zwischen alten Fachwerkhäusern hindurch, getrennt von Gärtchen, Hofräumen mit malerischem Gerümpel, an der Talseite oft mit Veranden versehen, deren Holzwerk unter dem üppigen Geranke von Geisblatt und Winden beinahe verschwand. Da und dort zeigte sich, von Buschwerk, Rosen und Astern umrahmt, ein blondes, fleißiges Kind am Stickrahmen. Ringsum Stille. Kein Straßenlärm, kein Klaviergeklimper. „Dornröschen!" schwebte es mir auf den Lippen, wenn ich, vom Zauber dieser Idylle erfaßt, über die roten Ziegeldächer, die grünumsponnenen Veranden, die Taubenschläge hinabsah zum Torturme, zu der im Abendrote dämmernden Ebene mit den Dörfern des alten „Freigerichtes", mit der Eisenbahn, deren Pfiff leise herübertönte und den Träumer weckte, mahnend an die Welt und ihr feindliches Getriebe.

Vor mir schritt noch ein anderer hinab. Vermutlich wollte auch er zum Bahnhofe. Er führte einen Knaben an der Hand, der sich noch vor dem Torturme verabschiedete und in ein Haus einkehrte, eine der vielen Gerbereien, welche das Städtchen mit ihren charakteristischen Düften erfüllen. Gesichtsschnitt, Haltung und Anzug verrieten die Schneidigkeit des Assessors und Reserveoffiziers, aber mit einem starken Anhauche von Gemütlichkeit und Sichgehenlassens. Es war mir aufgefallen, daß er schon vor dem

Digitized by Google

Torturme, also innerhalb des Bereiches städtischer Herrlichkeit, von den wenigen Personen männlichen Geschlechtes, die ihm begegneten, mehr oder minder respektvoll gegrüßt worden war und die Frauen seinerseits gegrüßt hatte. Ich war neugierig, wie er es draußen, hinter dem Torturme, halten würde, auf der Landstraße, welche durch die Vorstadt führte. Siehe, auch da brachte er die Hand kaum von der Hutkrempe. Unverdrossen, in strengem Pflichtgefühle erwiderte er oder teilte er Gruß um Gruß aus, hier und da einem Auserlesenen gegenüber die Tat durch das Wort ergänzend und in freundlich-ernstem Tone „Guten Abend" wünschend. Nur wenige gingen teilnahmlos an ihm vorbei oder wurden seiner Beachtung nicht gewürdigt. Das waren sicher Fremde, wie ich durch ihre bedauernswerte Unkenntnis entschuldigt. Wie mag sich der Gewaltige wohl vorkommen, wenn er ungeehrt und ungegrüßt, wie ein gewöhnlicher Sterblicher, über die Frankfurter Zeil spaziert? Wenn er ein Weiser ist, mag er sich denken, daß es in der Welt immer auf die Distanz ankommt, in der wir uns von den Dingen befinden; je weiter, desto kleiner erscheinen sie uns. Von den Türmen, die Gelnhausen beherrschen, ist in Offenbach nichts mehr zu sehen. . . . .

Die Reformation des Mittelalters und ihr Ende.

Von Bernhard Beß.

So alt der Protestantismus ist, so alt ist auch das Bestreben seiner Vertreter, in der vorprotestantischen Vergangenheit nach „Zeugen der Wahrheit" zu suchen. So ist die Rede von den „Reformatoren vor der Reformation" aufgekommen. Aber man hat seitdem erkannt, daß für eine wirklich historische Erklärung des Protestantismus damit sehr wenig erreicht ist. Diese sogenannten Reformatoren vor der Reformation haben zwar mehr oder weniger scharf gegen das mittelalterliche Kirchentum, seine

Digitized by Google

Lehre und seine Institutionen polemisiert — vielfach schärfer als Luther selbst, aber bei genauerer Prüfung erwies sich weder ihre Position als eine wirklich originale, noch ihre Opposition als eine wirklich fundamentale. Der Historiker, der nach einer Erklärung der Reformation Luthers sucht, wird nicht an diesen Männern vorbeigehen können, aber, indem er seine Betrachtung von vornherein auf den ganzen Komplex der mittelalterlichen religiös-kirchlichen Erscheinungen ausdehnt, wird er darauf ausgehen, den Protestantismus als eine Frucht der vorausgehenden Entwickelung überhaupt zu begreifen. Der Begriff von Reformation, den man bei jener älteren Betrachtungsweise zugrunde legte, ist zu eng. Es kann sich hier nicht nur um die mehr oder weniger radikale Opposition gegen das mittelalterliche Kirchentum handeln, sondern vor dieser kommen alle die Bestrebungen in Betracht, welche auf dem Boden dieses Kirchentums selbst eine Besserung des Bestehenden erstreben. An diesem allgemeinen Begriff von Reformation gemessen erscheint uns aber die mittelalterliche Entwickelung der Kirche als eine ununterbrochene Kette von Reformbestrebungen; und in diesen Zusammenhang ist der Protestantismus hineinzustellen, wenn man ihn historisch begreifen will.

Diese Reformbestrebungen des Mittelalters haben ihren Ausgangspunkt im Mönchtum, aber sie erweitern sich immer mehr von dem Mönchtum auf den Klerus und das Papsttum, als dessen oberste Spitze, schließlich auch auf den ganzen Laienstand. In diesen drei — um ein Bild zu gebrauchen — konzentrischen Kreisen verläuft die mittelalterliche Entwickelung der Kirche.

Um die Wende des 9. und 10. Jahrhunderts stiftete ein burgundischer Graf das Kloster Clugny — in der Absicht, das alte, aber bereits vergessene Ideal des benediktinischen Mönchtums zu erneuern. Das Senfkorn wurde zum Baum, der seine Äste schließlich über das ganze Abendland breitete; Clugny wurde der Mittelpunkt einer fast alle Benediktinerklöster umfassenden reformierten Kongregation. Aber dabei blieb es nicht stehen. Auch dem Klerus wurden mönchische Lebensformen aufgezwungen; und im Zusammenhang mit diesen praktischen Reformen wurde der alte augustinische Gedanke vom Gottesstaat zum Weltherrschaftsplan. Der Kluniazenser Gregor VII. war es, der die Mönchsreform von Clugny anwandte auf das Verhältnis von Kirche und Staat. Das ganze Mittelalter hat dieser Gedanke einer päpstlichen Weltherrschaft nicht verlassen; er hat tief in den Gemütern sich eingewurzelt, denn er entsprach zugleich dem Bewußtsein der abend-

Digitized by Google

ländischen Nationen von ihrer Einheit. Aber letzthin beruhte doch dieser mittelalterliche Gottesstaat auf der Verschärfung einer Klosterregel, und so konnte es nicht ausbleiben, daß diese Grundlage immer von neuem revidiert werden mußte. Die Kongregation von Clugny degenerierte und wurde abgelöst durch die Stiftung Bernhards von Clairvaux. Auch die Cistercienser haben dem Weltherrschaftsgedanken des Papsttums eine mächtige Stütze verliehen. In Innocens III. kam er der Verwirklichung sehr nahe. Aber vom Kloster aus ließ sich doch auf die Dauer eine Welt nicht beherrschen, noch weniger die Entwickelung ihrer mannigfaltigen Kräfte aufhalten. Im Gefolge des durch die Kreuzzüge gesteigerten Völkerverkehrs breitete auch die Bildung, sowohl die weltliche, als die religiöse, sich aus, hörte auf, ein Vorrecht des Adels und der Geistlichkeit zu sein und fing an, die Massen zu beleben. Ihnen, die bis dahin nur oberflächlich und generell behandelt worden waren, mußte nun im einzelnen die Kirche sich widmen. Gegenüber dieser gänzlich neuen Aufgabe einer umfassenden Seelsorge der Massen wurde aber ein neues Mittel nicht erfunden; man begnügte sich mit dem Versuch, die Laien in mönchischen Lebensformen zu organisieren. Die Sprüche des Evangeliums, als Kern in jeder Mönchsregel vorhanden, wurden hervorgesucht, und so wurde diese reduziert auf das Ideal des apostolischen Lebens. Das Verdienst, hiervon zuerst gepredigt zu haben, kommt Norbert von Xanten zu, aber er kam über die Gründung eines neuen Ordens nicht hinaus. In größerem Stil hat jenes Ideal zuerst Peter Waldes, der Stifter der nach ihm benannten Sekte, zu verwirklichen gesucht; aber seine Gründung geriet sofort in schärfsten Konflikt mit dem Kirchentum. Ein Laienchristentum innerhalb der Kirche hat erst Franz von Assisi zu gründen vermocht.

Die Mission, welche er begründete, hatte die religiöse Erweckung der Massen zur Folge, welche das ausgehende Mittelalter charakterisiert, und ist so die wichtigste Vorbereitung für die Reformation Luthers geworden. Ohne Ordensgründungen ist es bei dieser Mission wiederum nicht abgegangen. Die Bettelorden haben viel von dem älteren Mönchtum annehmen müssen. Dennoch sind sie etwas neues. — Nicht Askese, sondern Agitation ist ihr ausgesprochener Zweck. Die Klöster der älteren Orden liegen in Einöden, die der Bettelorden in den aufblühenden Städten.

Aus dieser Mission der Bettelorden schöpfte das Papsttum neue Kraft, aber zugleich barg sie eine Gefahr. Der Grundsatz

Digitized by Google

der völligen Besitzlosigkeit, die Verherrlichung der Armut, aus den Klöstern in die Laienwelt hineingetragen, enthielt eine Anklage gegen die reich begüterte Hierarchie. Nicht einmal in den Klöstern durfte diese die Durchführung jenes Grundsatzes dulden. Aber weder beschwichtigen, noch mit Gewalt niederdrücken ließ sich die strenge Partei des Franziskanerordens, die sogenannten Spiritualen. Immer kühner zogen sie aus ihrem Armutsevangelium die Konsequenz für die Kirche und das Papsttum. Daß in diesem der Antichrist sich verkörpere und daß nur ein Zeitalter des heiligen Geistes dem Verderben in der Kirche abhelfen könne, wurde offen gepredigt. Das ausgehende 13. und beginnende 14. Jahrhundert hindurch hat dieser Armutsstreit getobt und mit dem großen Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum sich vermischt. Und als die Päpste nun zu Werkzeugen der französischen Politik sich erniedrigt hatten, als dann eine zwiespältige Papstwahl die Wirren des Schisma heraufführte, da erhob sich der allgemeine Ruf nach einer Reform der Kirche an Haupt und Gliedern. Er hat die großen Reformkonzilien des 15. Jahrhunderts zusammengebracht. Aber so gemäßigt die Reformen auch waren, welche hier beraten wurden, eine allgemeine Reformation der Kirche erwies sich als unmöglich. Die nationale Scheidung der abendländischen Welt war schon zu weit fortgeschritten, als daß sie sich noch unter dem Hut auch nur einer kirchenrechtlichen Reform hätte zusammenbringen lassen. Von der Idee des Papsttums selbst sich loszumachen, kam keinem der Reformer in den Sinn. Dieses ging vielmehr gekräftigt aus den Stürmen hervor. Aber sein Regiment mußte entsprechend der politischen Wandlung sich verändern. Das Patrimonium Petri, bisher ein Komplex von Lehensherrschaften und städtischen Kommunen, wurde jetzt zum Territorialstaat, wie die andern, und der Papst trat ein in die Reihe der Souveräne, ein weltlicher Fürst und zugleich geistlicher Leiter der Kirche. Was ist natürlicher, als daß nun mit den neuen Mitteln des fürstlichen Regiments, mit Diplomatie und justinianeischem Recht, nicht nur der Kirchenstaat, sondern auch die Kirche regiert wurde. Machiavell schrieb für einen Papst. — So entwickelte sich, was wir Kurialismus nennen, diejenige Art des Kirchenregiments, gegen welche sich Luther auflehnte mit der ganzen Energie seines sittlich-religiösen Pathos als gegen eine ungeheuere Verweltlichung und Schändung des Heiligtums. Die Religion wurde behandelt wie eine Herrschaft, und über alle sittlich-religiösen Autoritäten erhoben

Digitized by Google

sich die Maximen der päpstlichen Diplomatie; an die Stelle des Dogma trat die Dekretale. Machten aber schon die Entscheidungen gewöhnlicher Kleinfürsten den Anspruch auf Unfehlbarkeit, um wie viel eher durften das die Entscheidungen des Papstes! — Der Weltherrschaftsgedanke bestand fort, aber er realisierte sich jetzt vor allem auf finanziellem Gebiete, in der Datarie von S. Peter, von welcher aus die ganze abendländische Welt besteuert wurde.

Indessen diesem durch und durch profanen Herrschaftssystem fehlte es nicht an geistigen Stützen. Die großen Reformkonzilien waren fast fruchtlos zergangen, das Reformbedürfnis war geblieben. Kein Wunder, daß es nun wieder da einsetzte, von wo alle mittelalterlichen Reformationen ausgegangen sind, in den Klöstern. An die Reformkonzilien schließt sich eine große Reformation des Mönchtums.

Die Opposition der Franziskanerspiritualen war erst zu Konstanz gestillt worden; als ein besonderer Orden traten sie nun ein in die Reihe der übrigen. Und es begann zwischen ihnen ein edler Wettstreit. Die weltlichen, territorialen Gewalten griffen mit ein: alte Klöster wurden reformiert, neue gegründet. Jede noch so kleine Stadt in Deutschland hatte am Ende des 15. Jahrhunderts ihr Kloster. Als Leiter, Seelsorger und Prediger standen jetzt die Mönche, vorab die der Bettelorden inmitten des religiösen Volkslebens. Dieses aber nahm nun in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts einen ungeahnten Aufschwung.

Von den einseitigen Berichten der Reformatoren verleitet, hat bis vor kurzem die Ansicht gegolten, welche in dem ausgehenden Mittelalter eine Zeit des Verfalls und Zusammenbruchs der Kirche sah. Die neuere Forschung — die Gerechtigkeit verlangt, daß hier an erster Stelle der Name Janßen genannt werde — hat mit dieser Ansicht gründlich aufgeräumt. Was wir katholisches Christentum nennen, das ist fast alles erst im 15. Jahrhundert zu seiner Ausprägung gekommen. Damals hat sich der Himmel mit den unzähligen Heiligen bevölkert, deren jeder sein besonderes Ressort erhielt. Der Rosenkranz ist um die Mitte des Jahrhunderts in Übung gekommen; mit reißender Schnelligkeit haben die Rosenkranzbrüderschaften über ganz Deutschland sich ausgedehnt. Zahllose andere hat die Konkurrenz hinzugetan. Erst in dieser Zeit erreichten die Ablässe jene für uns kaum mehr verständliche Unermeßlichkeit. Der Reliquiendienst, die Stundengebete, die Wallfahrten werden jetzt geradezu epidemisch. Die neuerfundene Buchdruckerkunst aber findet ihren bedeutendsten

Digitized by Google

Absatz in der Erbauungsliteratur. Von den großartigen Kirchenbauten mittelalterlicher Kunst endlich ist wenigstens die Hälfte erst nach 1450 entstanden.

Dieser gewaltige Aufschwung des religiösen Lebens in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts ist natürlich nicht nur aus den mönchischen Reformationen zu erklären. Aber Mönche haben die Bewegung zum guten Teil geleitet und dadurch ist sie wiederum dem Papsttum zugute gekommen. Denn das Bettelmönchtum, welches hier fast ausschließlich in Betracht kommt, stand durch seine Privilegien in unmittelbarster Verbindung mit jenem, war stets sein treuester Diener. So ist es wohl auch zu erklären, daß jene krasse Verweltlichung des Kurialismus, daß insbesondere die Schandtaten der Renaissancepäpste der Autorität der römischen Kirche im Volke keinen wesentlichen Abbruch getan haben. Die mittelalterliche Reformbewegung endete vielmehr — und das ist für sie das Charakteristische — mit einer nie gesehenen Kräftigung des römischen Kirchentums.

Gerade als wäre kein Konzil zu Konstanz, als wäre keine Opposition der Spiritualen dagewesen, wurde um die Wende der Jahrhunderte der alte Weltherrschaftsgedanke, der unbeschränkte Primat, wieder ungescheut verkündet. Pius II. hatte bereits in der Bulle „Execrabilis“ die Berufung vom Papst an ein Konzil als einen „execrabilis et pristinis temporibus inauditus abusus“ verworfen. Auf dem 5. Laterankonzil erneuerte Leo X. die Bulle „Unam Sanctam“ Bonifacius' IX., jenes Instrument, welches die Hoheit des Papstes über alle weltlichen Herrscher zum Dogma erhebt.

Das war das Ende der mittelalterlichen Reformation. Aber es war nicht das einzige. Der Kurialismus und die religiöse Erweckung, besonders so, wie sie im deutschen Volk sich gestaltet hatte, enthielten eine Spannung, die mit allen Mitteln des Kirchentums, alten sowohl als neuen, sich nicht hinhalten ließ. Darauf haben wir noch zu achten. Meist sind religiöse Bewegungen begleitet von sozialen Krisen. Die religiöse Erweckung am Ausgang des Mittelalters hatte eine solche gewissermaßen zu ihrem Untergrund. — Die Ablösung der Ackerwirtschaft durch die Geldwirtschaft, die damit zusammenhängende Auflösung der alten Lehnsverfassung hatten eine mächtige Gärung unter den davon betroffenen Ständen im Gefolge. Das 14. und 15. Jahrhundert ist ausgefüllt von den Fehden zwischen Rittern, Fürsten und Städten. Die Städte wiederum werden um die Wende der

Digitized by Google

Jahrhunderte von blutigen Kämpfen zwischen Zünften und Geschlechtern zerwühlt. Auch die unteren Klassen kommen in Bewegung. Zunächst in den Städten. Von Aufständen der Gesellen gegen die Meister hören wir schon im 14. Jahrhundert. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts beginnt die Bauernbewegung. Sie erhält ihre eigentümliche Färbung aus der hussitischen Propaganda, die über den ganzen Süden von Deutschland sich erstreckte. Das Programm der Taboriten, der radikalen Partei unter Huß' Anhängern, war ein internationales, kommunistisches. Diese taboritischen Krieger fühlen sich als Krieger Gottes, die von seinem Gesetz abgefallenen, höheren Stände zu züchtigen; sie wollen den Gottesstaat aufrichten, in dem nur Gottes Gesetz gilt und Besitz und Recht wie ein Lehen verfällt, wenn der Inhaber jenes Gesetz übertritt. — Das taboritische Kriegertum wurde vernichtet; aber ihre Gedanken lebten fort unter den deutschen Bauern. Deren Bewegung kennzeichnet dieselbe Mischung von religiösen und sozialen Elementen.

Es war im Jahre 1476. — Die Kriegszüge Karls des Kühnen von Burgund hatten eine gewaltige Aufregung verursacht. Da trat zu Niklashausen an der Tauber ein junger Hirte, Hans Böheim mit Namen, auf. Die Jungfrau Maria war ihm erschienen und hatte ihn zur Umkehr von seinem weltlichen Leben gemahnt. Nun hatte er die Pauke, mit der er den Bauern zum Tanz aufgespielt, verbrannt und predigte Buße vor der Muttergotteskapelle am Orte. Seine natürliche Beredsamkeit und der Kontrast zwischen seiner jugendlichen Erscheinung und dem Ernst seiner Predigt lockten die Massen an. Tausende und Abertausende strömten herbei; 70000 wollte man an einem Tage gezählt haben. Aber der junge Hirte predigte nicht nur Buße, er verkündete den vollkommenen Umsturz aller Dinge, ein Strafgericht Gottes über alle Stände, besonders über die in Üppigkeit und Lastern dahinlebende Priesterschaft. Der Kaiser ist ein Bösewicht, und mit dem Papst ist es nichts, hieß es in seiner Predigt; die Massen aber sangen dazu: Wir wollen Gott vom Himmel klagen, Kyrie eleison, daß wir die Pfaffen nit sollen zu tot schlagen, Kyrie eleison. Auf das Strafgericht wird das Reich Gottes folgen; da wird Jagd, Weide und Fischfang allen gemein sein; Abgaben und Steuern werden aufhören. — Das Ende war, daß die würzburgische Geistlichkeit den unbequemen Bußprediger verbrannte und seinen Anhang auseinander jagte. Aber 50 Jahre später hat in dieser Gegend der Bauernkrieg am furchtbarsten

Digitized by Google

gewütet. — Nicht solche einzelnen Erscheinungen fallen für uns ins Gewicht, sondern die allgemeine Verbreitung einer revolutionär-pessimistischen Stimmung. Die Sehnsucht nach einer gründlichen Änderung der Dinge hat sich der breiten Schichten der Nation bemächtigt. In der rasend anwachsenden Volksliteratur tritt sie uns unmittelbar entgegen. Die neu erblühte Astrologie stellt sich ganz in den Dienst dieses Pessimismus; Kalender und Flugblätter tragen seine düsteren Zukunftsbilder in das Volk. — Alle Stände werden in dieser Literatur durchgehechelt. Nur der Bauer und der Arbeiter bleiben verschont; oft erscheint der Bauer geradezu als Mann der Zukunft. Alles Wissen und Können der Schulen — heißt es in Rosenplüts Spruch von dem Müßiggänger — Theologie, Philosophie und Medizin zusammen sind nicht soviel wert, „als wenn der Arbeiter einen Tropfen schwitzt, so er an seiner Arbeit erhitzt". Auf einem Holzschnitt des Jahres 1508 sieht man den Bauern als Priester vor dem Altar von Weibern bedient, darunter Priester und Mönche am Pfluge beschäftigt. — Mit dem Sturz der Pfaffenherrschaft fangen die meisten Zukunftsbilder an, aber hin und wieder wird auch von einem Mönche geredet, der die neue Zeit heraufführen soll.

Diese Oppositionsstimmung des deutschen Volkes hat ohne Zweifel der Reformation Luthers den Weg bereitet. Aber wir dürfen sie doch nicht überschätzen. Sie konnte zusammengefaßt eine gewaltige Macht werden. Indessen vorläufig war sie noch völlig zersplittert, und es scheint kaum möglich, daß diese verschiedenartigen Wünsche jemals unter einen Hut kommen. Und wenn wir diese Wünsche näher ansehen, so ist ihr Wesen schließlich die Negation. Wie es nicht sein soll, das weiß jeder genau; aber wie es sein soll, bei dieser Frage hätte die Zersplitterung erst recht angefangen. So muß uns doch wichtiger als diese, die religiöse Erweckung begleitende Stimmung das erscheinen, was positiv in jener sich ausspricht — das ungestillte Heilsbedürfnis des Individuums. Die Sorge, „was muß ich tun, daß ich selig werde," hat mit elementarer Gewalt die Massen ergriffen. Sie wollen nicht mehr nur die Geistlichkeit für sich sorgen lassen; jeder einzelne hat das Bedürfnis, für sich etwas zu tun und kann sich nicht genug tun. Daher der Drang zu den Bruderschaften, daher der riesenhafte Absatz der Ablässe und ihre Ausgestaltung für jedes Bedürfnis, daher die Gebete und die Heiligen für jede Lage des Lebens, daher die Wallfahrten, einzeln und in Scharen.

Digitized by Google

Zwischen diesem ungestillten Heilsbedürfnis der Massen und dem Kurialismus besteht die Spannung, die auf eine Lösung hindrängt. In beiden haben wir ein Ende der mittelalterlichen Reformbestrebungen zu erblicken, aber doch nur in dem ersteren ihren eigentlichen Ertrag, die Reformation vor der Reformation.

Goethes Kindergestalten.

Von August Hackemann.

[Teil I.]

Eine reiche Schar von Kindergestalten tummelt sich in Goethes Werken. Im Götz tritt der kleine Berlichingen auf. Im Werther bilden die Kleinen, und zwar nicht bloß Lottens Geschwister, eine wesentliche Staffage. „Stella" im gleichnamigen Schauspiel, versammelt gern Kinder um sich. In den „Geschwistern" wird ein munterer Knabe auf die Bühne gestellt. Die beiden pädagogischen Romane „Wilhelm Meister" und „Die Wahlverwandtschaften" sind voll von Beziehungen zur Kindheit. Dort erregt vor allem die Gestalt des Felix, hier die Ottiliens unsere Aufmerksamkeit. Wiederholt werden Kinder zur Vorführung chorischer Auftritte verwendet. Wie ein letzter freundlicher Scheidegruß an die Kleinen erscheint es uns, wenn der alte Meister in seinem Schwanengesang, dem zweiten Teil des Faust, den Chor der seligen Knaben in die Schlußapotheose aufnimmt. Und endlich in „Wahrheit und Dichtung", jener großartigen Selbstbiographie, läßt Goethe mit unvergleichlicher Meisterschaft tiefe Einblicke in die Seele eines Kindes, des Knaben Goethe, tun.

Aus den aufgezählten Kindergestalten, wählen wir Karl aus dem Götz, Felix aus Wilhelm Meister und Ottilie aus den Wahlverwandtschaften.

Karl ist ein schwächlicher, verzärtelter Stubenhocker. Ihn lockt nicht, wie man doch von dem Sohne des tapferen Götz annehmen müßte, Rossegewieher und Schwertgeklirr. Er flüchtet sich am liebsten in den Schoß der sanftmütigen Tante. Sie be-

Digitized by Google

stärkt ihn in der Abneigung gegen das rauhe Ritterhandwerk und lenkt seinen Geschmack mehr auf geistige Freuden hin. Gern lauscht er der Geschichte vom „Frommen Kinde“ und mit Eifer prägt er sich die vorgesagte Weisheit ein:

„Jaxthausen ist ein Dorf und Schloß an der Jaxt, gehört seit 200 Jahren der Herren von Berlichingen erb- und eigentümlich zu.“ Natürlich soll der heimkehrende Vater gleich die Gelehrtheit seines Sohnes bewundern. Aber o weh! Karl weiß nicht einmal, daß der Vater selbst ein Herr von Berlichingen ist. Bedenkliche Zeichen der Weltentfremdung treten an dem Kleinen hervor, während der Vater in seiner Jugend die ihn umgebende Welt ganz genau kannte. Der Wald ist dem Knaben etwas Ungeheuerliches, Zigeuner und Hexen hausen drin. Viel anziehender sind ihm die Vorgänge in der Küche: „Die Mutter kocht weiße Rüben und einen Lammesbraten“ verrät er mit lebhaftem Interesse, der gebratene Apfel für den Nachtisch birgt höchste Seligkeit für ihn.

Man hat gesagt, Goethe könne uns nicht glauben machen, daß dieser Weichling zwei so kraftvollen Eltern, wie das der kernfeste Götz mit seiner Elisabeth ist, entsprossen sei. Zugegeben! Goethe brauchte eine Gestalt, in welcher die dem Götzschen Zeitalter folgende Periode ihre Schatten voraus warf. Diese Gestalt ist unser Karl. Man muß also sagen, daß diese Figur weniger der ungewollten schöpferischen Eingebung, als vielmehr dem wägenden Kalkül entsprungen sei. Sie ist mehr konstruiert, als gezeugt. Um so mehr müssen wir bestaunen, daß uns Goethe trotzdem nicht einen Homunkulus, sondern ein vollbürtiges Menschenkind vor Augen gestellt hat.

Welche das Kindesalter charakterisierenden Züge hat Goethe bei Karl in Anwendung gebracht? Zunächst macht sich ein Vorwalten der Phantasietätigkeit bemerkbar. Die Lust an Geschichten hat hierin ihren Grund. In der krankhaften Furcht vor dem Walde ist die Phantasie auf Abwege geraten. Das noch sehr schwache Gedächtnis, verbunden mit chronischem Wortmangel, legt dem Wiedererzählen seitens des Kindes fast unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg, während der Knabe in dem eingelernten Satz von Jaxthausen eine Bereicherung seines Geisteslebens lebhaft fühlt und stolz zur Schau trägt. Man sieht hieraus zugleich, daß sich das Selbstgefühl zu regen beginnt. Auch sittliche Regungen treten zutage. Karl nennt die Kölner garstige Leute, weil sie dem ehrsamen Schneider den wohlverdienten

Digitized by Google

Schützenpreis vorenthalten haben. Mit aufrichtiger Teilnahme reicht der kleine dem trübe blickenden Weislingen die Hand, in echt kindlicher Weise den Schmerz des Gefangenen so deutend, als sei es Mißmut über das lange Ausbleiben der Mahlzeit. Im übrigen geht die ganze Welt des Knaben in kleinen Glückseligkeiten, in sinnlichem Wohlbefinden auf. Man kann sich denken, daß ihm die Vorstellungen der vom Vater zu erwartenden Geschenke und der Gedanke an den gebratenen Apfel wie zwei stille Sonnen über allem Wechsel der Erscheinungen stehen.

Die Kinderforschung hat zur Aufstellung von Altersstypen geführt, das sind Zusammenfassungen der Merkmale, durch welche die verschiedenen Entwickelungsstufen des Kindesleben charakterisiert sind.

Unser Urteil geht nun dahin, daß uns Goethe in der Gestalt des Karl ein Beispiel der zweiten Entwickelungsstufe, des zweiten Altersstypus (Karl mag im sechsten Lebensjahre stehen) mit tiefer Kenntnis der Kinderseele und mit meisterhafter Anwendung der Kindersprache vor Augen gestellt hat.

Tritt Karl, wie es in einem Drama nicht anders sein kann, als fertig Gegebenes in unser Blickfeld, so verfolgen wir in der Gestalt des Felix die Entwickelung eines Kindes. Der Knabe ist bei seinem ersten Auftreten ungefähr 3 Jahre alt. Er ist sehr schön: „Um die offenen, braunen Augen und das volle runde Gesicht kräuseln sich die schönsten goldenen Locken, an einer blendend weißen Stirn zeigen sich zarte, dunkle, sanftgebogene Augenbrauen, und die lebhafte Farbe der Gesundheit glänzt auf seinen Wangen.“ Leider ist unter der Pflege der verbitterten Aurelie Gefahr vorhanden, daß die psychische Entwickelung Schaden leidet. Gewisse Unarten machen sich breit. Der Knabe trinkt lieber aus der Flasche, als aus dem Glase; die Speisen nimmt er gleich aus der Schüssel; das eine Mal hat er keine Zeit, die Tür zu schließen, das andere Mal wirft er sie mit Nachdruck ins Schloß. Alle Ermahnungen sind ihm Wind. Bei der zunehmenden Abneigung gegen die lieblose Aurelie sucht er mit Vorliebe die Gesellschaft der alten Amme auf, „die ihm denn freilich auch allen Willen läßt“. Ein neues Leben beginnt für den Knaben, als Mignon in seine Nähe verschlagen wird. Wie mit magnetischer Kraft fliegen sie einander zu und bleiben aneinander haften. Auf das artigste unterhalten sich die Kinder, sie lehrt ihn kleine Lieder, und er, der ein gutes Gedächtnis hat, rezitiert sie oft zur Verwunderung der Zuhörer. Auch gibt sie sich Mühe, ihm die

Digitized by Google

Landkarte zu erklären, „wobei sie jedoch nicht nach der besten Methode verfährt“. Ein andermal sehen wir, wie sie beide ein Buch halten, und, indem Mignon laut liest, sagt ihr Felix alle Worte nach, als wenn er auch zu lesen verstände. Endlich kommt Felix in die liebevolle Obhut Wilhelms, seines Vaters. Aus dem engen Kreis des bisherigen Daseins, das kaum über die vier Wände hinausging, tritt er in die weite Welt. Jetzt rühren zum erstenmal die Zauber der Natur an das kleine Herz. Voll Glückseligkeit springt er im Garten herum. Lüstern blickt er nach den Kirschen und Beeren. Er bewundert die Kenntnisse des Gärtners, der die „Namen und den Gebrauch mancher Pflanzen hererzählen konnte“. „Das Verlangen des Kindes nach Unterscheidung wuchs mit jedem Tage. Da es einmal erfahren hatte, daß die Dinge Namen haben, so wollte es auch den Namen von allem hören; es glaubte nichts anders, als sein Vater müsse alles wissen.“ Auch „der eingeborene Trieb, die Herkunft und das Ende der Dinge zu erfahren, zeigte sich frühe bei dem Knaben“. Er fragt, wo der Wind herkomme und die Flamme hinkomme. Der Vater muß der unaufhörlichen Quäftionierung gegenüber oft die Erfahrung der eigenen Unzulänglichkeit machen. Auf einer Reise, die Vater und Sohn miteinander unternehmen, sieht letzterer erstmalig einen Sonnenaufgang. „Sein Erstaunen über den ersten feurigen Blick und die wachsende Gestalt des Lichtes, seine Freude und seine wunderlichen Bemerkungen, erfreuten den Vater und ließen ihn einen Blick in das Herz tun, vor welchem die Sonne wie über einen reinen, stillen See emporsteigt und schwebt.“ Der Knabe ist empört über die Grausamkeit der Köchin, wenn sie den Tauben die Köpfe abschneidet, macht sich aber selbst gar kein Gewissen daraus, Frösche zu töten und die Flügel der Schmetterlinge zu zerrupfen. Nun sehen wir den Kleinen mit allerlei Spielwerk beschäftigt. Da gerät etwas nicht nach seinem Willen, flugs ist die Lust vorbei, und er geht davon. Jetzt sitzt er, wie ein Erwachsener, mit einem Buche in der Ecke, indem er mit Wichtigkeit sagt: „Ich muß jetzt studieren,“ obwohl er die Buchstaben gar nicht kennt. Am Ende der Lehrjahre erfahren wir noch, wie die erwähnte Eigenheit, die Flasche dem Glase vorzuziehen, den Knaben vor dem Tode der Vergiftung bewahrt. Alles ist in Aufregung, weil man meinte, Felix habe von dem giftigen Inhalte eines Glases (Opium) genossen. Man quält den Knaben mit Purganzen und Fragen. Es zeigen sich keine Vergiftungserscheinungen, und doch bleibt der Knabe dabei,

Digitized by Google

daß er aus dem Glase getrunken habe. Endlich versteht er sich der milden Natalie gegenüber zu den Worten: „Du bist doch gut, du zankst nicht, du schlägst mich nicht, ich will dirs nur sagen, ich habe aus der Flasche getrunken. Mutter Aurelie schlug mich immer auf die Finger, wenn ich nach der Karavine griff. Der Vater sah so böse aus, ich dachte, er würde mich schlagen." Diese letzte Episode ist für den Erzieher von tiefem Interesse und schon allein für sich imstande, jeden Zweifel an der Wirklichkeit der Goetheschen Kindergestalten zu beseitigen.

Wir lernen Felix auf einer Altersstufe kennen, die man das Spielalter nennt.

Er ist ausgestattet mit der ganzen Beweglichkeit, Ungeduld, Sinnenfrische und Daseinsfreude jenes Alters. Bald beginnt sich die an Leib und Seele gesunde Menschenknospe vor unseren Blicken zu entfalten. Der Wissenstrieb, der unterstützt wird von einem guten Gedächtnis, bricht ungestüm hervor. Fragen nach dem Namen, dem Woher und Wohin der Dinge halten die Umgebung in Atem. Jeder neue Eindruck wird wie ein kostbares Schauspiel genossen. Der Nachahmungstrieb erwacht, schon erscheint hier und da die in diesem Alter so häufige Großmannssucht. Die toten Spielsachen treten gegenüber lebendigen Spielkameraden in den Hintergrund. Keime sittlicher Mißbilligung treten hervor. Doch auch sittliches Unkraut wuchert: Eigensinn, Widerspenstigkeit, Lügenhaftigkeit, Lust an Tierquälereien. Alles in allem: kein engelhaftes, ideales Wesen, sondern ein echter, rechter, quellfrischer Junge.

In den Wanderjahren begegnen wir der Gestalt des Felix wieder. Er ist in den Jahren etwas weiter vorgeschritten. Wir sehen ihn mit dem Vater auf einer Wanderung im Gebirge. Es bieten sich dem Knaben viele neue Eindrücke dar, und das Wissen des Vaters wird fortgesetzt immer auf harte Proben gestellt, sei es, daß Felix nach dem Namen eines Steines fragt, sei es, daß er über merkwürdig gestaltete Früchte oder Bäume etwas erfahren möchte. In seiner Not vertröstet ihn der Vater auf die Auskunft des Jägers! Der hat dem Knaben schon manchmal imponiert. Begeistert ruft er aus: „Ich will ein Jäger werden. Es ist ja zu schön, den ganzen Tag im Walde zu sein, und die Vögel zu hören, zu wissen, wie sie heißen, wo ihre Nester sind, wie man die Eier ausholt oder die Jungen, wie man sie füttert, und wenn man die Alten fängt, das ist gar zu lustig!" Die ausgeprägte Naturliebe hat sich zu einer „gewaltsamen Neigung" für Steine

Digitized by Google

verdichtet, die kräftig gefördert wird, als man mit dem erfahrenen Montan zusammentrifft, der über alles und jedes Bescheid weiß. Auch neue Freundschaften, Knabenfreundschaften, werden geschlossen, so mit dem kleinen, rätselhaften Burschen Fritz. Auf seinen mineralogischen Streifzügen hat Felix ein kostbares Kästchen gefunden, das er vor Fritz verheimlichen möchte. „Er sieht den Vater lächelnd an, zupfte ihn verstohlen und tat alles mögliche, um an den Tag zu geben, daß er heimlich besitze und daß er sich verstelle. Die Wanderer geraten bald darauf in ein eigentümliches Fallengefängnis, welches der Besitzer großer Gartenanlagen zum Schutze seines Eigentums angelegt hatte. Als es dem Knaben zum Bewußtsein kommt, daß er seiner Freiheit vollständig beraubt ist, da bricht er in eine unglaubliche Wut aus. „Diese Abgeschlossenheit war ihm ganz neu. Er sah sich um, rannte hin und her, stampfte mit den Füßen, weinte, rüttelte an den Türen, schlug mit den Fäusten dagegen, ja er war im Begriffe, mit dem Schädel dawider zu rennen, hätte nicht Wilhelm ihn gefaßt und mit Gewalt festgehalten. Ein wohltätiger Schlaf folgt dem Paroxismus. Felix erwacht nach einiger Zeit und sieht sich in Freiheit. Jetzt weiß er sich vor Freude kaum zu lassen." Man könnte sagen, das Erwachen bedeute für den Knaben den Anbruch eines neuen Stadiums seines Werdeganges.

Die Wanderer werden nämlich bald darauf in eine Gesellschaft fröhlicher, junger Damen eingeführt. Und hier ist es, wo die Liebe zum anderen Geschlechte zum erstenmal Felixens Herz tief erregt. Er verliebt sich in die viel ältere Herfilie. Bei einem Mahl hat sich Felix Herfilien „gegenüber gerückt und kein Auge von ihr verwandt". Diese unverhohlene Sympathiebezeugung schmeichelt ihr: „sie faßt einen Apfel und reicht ihn dem heranwachsenden Abenteurer über den Tisch hinüber; dieser, hastig zugreifend, fängt sogleich zu schälen an, unverwandt aber nach der reizenden Nachbarin hinüberblickend, schneidet er sich tief in den Daumen. Das Blut fließt lebhaft." Herfilie bemüht sich um ihn und verklebt die Wunde mit englischem Pflaster. „Indessen hatte der Knabe sie angefaßt und wollte sie nicht wieder loslassen; die Störung wird allgemein, die Tafel aufgehoben." Wie bescheiden aber noch die Ansprüche unseres Liebhabers sind, sieht man bei einer anderen Gelegenheit. Die Damen hatten ein Frühstück unter den Linden aufgestellt. „Felix eulenspiegelte um sie her und trachtete, in allerlei Torheiten und Verwegenheiten sich hervorzutun, um eine Abmahnung, einen Verweis von Herfilien

Digitized by Google

zu erhaschen." Doch ist der halbwüchsigen Liebe der herrische Charakter nicht ganz abzustreiten. Bei einem Ausritt hat sich Felix die Rolle eines Begleiters seiner Angebeteten ergattert, da gibt Hersilie den Wunsch nach Besitz einiger schönen Blumen zu erkennen, deren Farben aus der Ferne glänzen. Felix, beglückt, ihr einen Liebesdienst erweisen zu können, stürmt fort und pflückt die Blumen. Im Übereifer stürzt er auf dem Rückwege in einen Graben. Er zieht sich eine nicht unbedeutende Kopfwunde zu. Aber dessen ungeachtet trägt er triumphierend der Dame des Herzens den Strauß zu. Als er von Hersilie Abschied nimmt und gefragt wird, was er lernen wolle, erwiderte der Schwerenöter: „Ich lerne schreiben, damit ich dir einen Brief schreiben kann, und reiten wie keiner, damit ich immer gleich bei dir bin." Endlich wird der Knabe einer großartig angelegten Erziehungsanstalt übergeben, die als „pädagogische Provinz" im Roman figuriert. Hier bemerken wir noch, mit welchem Freimut er dem wohlbedachten, fast feierlichen Zeremoniell gegenübertritt. Dann entschwindet er unseren Blicken. Am Schlusse des Romans taucht er nochmals auf. Er hat die Fesseln der Anstalt gewaltsam gesprengt. Auf ungesatteltem Rosse hat er Reißaus genommen. Da er aber bei Hersilie nicht die gehoffte Gegenliebe findet, sucht er verzweifelnd den Tod. Vor den Augen des Vaters stürzt er in die Tiefe. Aber nur eine Ohnmacht ist die Folge, aus der er zu neuer Lebensfreude erwacht.

Man weiß, daß Goethe die Wanderjahre über zwanzig Jahre unter den Händen gehabt hat. Zieht man dieses sowie die mit den Jahren abnehmende Gestaltungskraft in Rechnung, so wird man verstehen, daß man hier bei weitem nicht die straffe Fassung, die klare Gliederung der Lehrjahre findet. Unter diesen Mängeln hat auch die Gestalt des Felix mit zu leiden. Trotzdem müssen wir dankbar sein, daß der Meister den Werdegang des Knaben bis zu Ende gezeichnet hat. Wem Zweifel an die Kongruenz der beiden Träger des Namens Felix aufstoßen sollten, der möge an das Goethesche Wort denken: „Das Wachstum ist nicht bloß Entwickelung; die verschiedenen organischen Systeme, die einen Menschen ausmachen, entspringen auseinander, folgen einander, verwandeln sich ineinander, verdrängen einander, ja zehren sich einander auf, so daß von manchen Fähigkeiten, von manchen Kraftäußerungen nach einer gewissen Zeit kaum eine Spur mehr zu finden ist." Felix mag beim Eintritt in die Wanderjahre vielleicht im zehnten Lebensjahre stehen. Das Frische, Fröhliche,

Digitized by Google

gesund Sinnliche seines Naturells ist geblieben. Die schon beim zarten Kinde Felix hervortretende Betonung des eigenen Willens zeigt sich beim Knaben als starkes Ichgefühl und edle Dreistigkeit und führt beim Jüngling zu Freiheitsdrang, Mut, genialer Ungebundenheit, wodurch wir lebhaft an die Sturm- und Drangperiode des jungen Goethe erinnert werden. Der schon früh auftretende Trieb zur Natur ist geblieben und hat sich, wie schon gezeigt, zu einem besonderen Interesse für Steine entwickelt. Im übrigen ist für die geistige Kultur des Knaben noch wenig geschehen, und wir müssen hoffen, daß in bezug darauf die „pädagogische Provinz" das ihrige tun werde. Für ganz besonders wichtig halten wir die Darstellung des Aufdämmerns des sexuellen Lebens. Es ist eine bekannte Tatsache, daß ein frischer, kecker Schlingel von elf, zwölf Jahren oftmals eine Eingenommenheit für eine Person des anderen Geschlechts, sei sie älter oder gleichaltrig, zeigt, die über bloße Sympathie hinausgeht.

Goethe hat uns in der Gestalt des Felix die Entwickelung eines gesunden, gut begabten Knaben mit Meisterschaft gezeichnet, eine Leistung, die würdig neben Rousseaus Emil stehen kann und ebenso wie dieser von dem deutschen Erzieher gekannt sein müßte.

Auf Ottilie in den Wahlverwandtschaften haben wir nur insoweit hier einen Anspruch, als sie in den Briefen der Schulvorsteherin und des „Schulgehilfen" eine Rolle spielt. Da steht sie noch diesseits der Grenze der Kindheit. Sobald sie in Person erscheint, ist sie den Kinderschuhen entwachsen.

Ottilie ist eine Waise und ist in einem Bildungsinstitute untergebracht. Aus den Briefen, die Vorsteherin und Gehilfe an Charlotte, die mütterliche Freundin Ottiliens, schreiben, ersehen wir, daß es mit der Lernarbeit des Mädchens nicht recht vorwärts will.

Die Vorsteherin ist höchst unzufrieden mit den Leistungen und dem Auftreten ihres Zöglings. Was sie über Ottilie erwähnt, ist immer nur „Entschuldigung auf Entschuldigung, daß ein übrigens so schön heranwachsendes Mädchen sich nicht entwickeln, keine Fähigkeiten und keine Fertigkeiten zeigen will".

Ottilie sei sehr hübsch, besonders habe sie schöne Augen. Sie sei nach wie vor bescheiden und gefällig gegen andere; doch sei dieses Zurücktreten, diese übergroße Dienstgefälligkeit nicht zu loben. Auch könne ihr des Mädchens Bedürfnislosigkeit im Essen und

Digitized by Google

Trinken nicht gefallen. Mit größter Peinlichkeit wache sie über ihre Garderobe, doch zeige sie auch hierin eine zuweitgehende Anspruchslosigkeit, denn nur aus Reinlichkeit scheine sie ihre Kleider zu wechseln. Nicht selten stelle sich bei ihr ein linksseitiger Kopfschmerz ein. So lautet das Urteil der Vorsteherin, das, wie man sieht, bloß an Äußerlichkeiten haften bleibt.

Anders ist es bei dem „Gehilfen". Sein tiefschauender, psychologischer Blick hat die psychischen Zusammenhänge und Bedingungen erspäht, die für die Entwickelung des Mädchens maßgebend sind. Von ihm erfahren wir: Ottilie ist eine von jenen Früchten, die zwar langsam reifen, aber doch zuletzt die kernhaftesten sind. Langsam, langsam geht es bei ihr vorwärts — jedoch nie zurück. Man muß bei ihr immer von Anfang anfangen. Was nicht aus dem vorgehenden folgt, begreift sie nicht! Sie steht unfähig, ja stöckisch vor einer Aufgabe, der sie keinen Zusammenhang mit Früherm abgewinnen kann. Gelingt es, die Mittelglieder ihr deutlich zu machen, so ist ihr das Schwerste begreiflich. Bei beschleunigtem Lehrvortrage vermag sie gar nichts. Sie schreibt langsam, aber nicht ungestalt. In der Geschichte sind ihr Namen und Jahreszahlen nicht gleich bei der Hand. Bei der Geographie vermißt man Aufmerksamkeit auf die politische Gliederung. Sie ist unfähig, die Regeln der Grammatik zu fassen. Sie weiß vieles und recht gut, nur wenn man sie fragt, scheint sie nichts zu wissen. Zum musikalischen Vortrag ihrer wenigen Melodien findet sie weder Zeit noch Ruhe. Ihre Zeichnungen sind sauber und sorgfältig, aber auch hier kommt sie sehr langsam vorwärts. „Ottilie ist zum Scheinen, zum Glänzen nicht gemacht." So kommt es, daß die Schlußprüfung nicht glänzend für sie ausfällt. Der Zorn der Vorsteherin, der Tadel des Vorsitzenden, der Spott der Mitschülerinnen ergießt sich über sie. Nur der Gehilfe nimmt sich ihrer an, weil er weiß, daß sie Spott und Tadel nicht verdient hat. Ottilie scheint die Demütigungen mit dem größten Gleichmut zu ertragen. Doch scheint es nur so, die schnell wechselnde Farbe des Gesichts zeigt, daß sie mit einer gewaltigen, inneren Erregung kämpft. Noch eines merkwürdigen Umstandes müssen wir gedenken: „Es kommt vor, wiewohl selten, daß sie etwas abzulehnen sucht, was man von ihr fordert. Sie tut das mit einer Gebärde, die für den, der den Sinn davon erfaßt hat, unwiderstehlich ist. Sie drückt die flachen Hände, die sie in die Höhe hebt, zusammen und führt sie gegen die Brust, indem sie sich nur wenig vorwärts neigt und dem Fordernden

Digitized by Google

mit einem solchen Blick ansieht, daß er gern von allem absieht, was er verlangen oder wünschen möchte."

Soweit der Bericht des Gehilfen. Wir fügen zur Abrundung der Skizze noch weniges hinzu. Charlotte nimmt auf des Gehilfen Rat Ottilie aus der Anstalt zu sich aufs Schloß. Hier entfaltet sie einen solchen Reichtum des Gemüts, einen so praktischen, häuslichen Sinn, ein so menschenfreundliches Wesen, daß sie, ungesucht, nicht nur zu „einem wahren Augentrost" für die Männer, sondern zum Mittelpunkte der ganzen neuen Lebensgemeinschaft wird. Das geistige Bild Ottiliens bietet nicht, wie das des Felix, das Ansehen fleckenloser Gesundheit. Große Unbeholfenheit zeigt sie bei mechanischen Fertigkeiten. Auffällig ist ihre Gedächtnisschwäche für gewisse Dinge, namentlich für solche, die einer mehr mechanischen Aneignung bedürfen. Dabei scheinen sich in kritischen Fällen auch noch Angstzustände einzustellen, so daß ihr auch sicheres Wissen und Können unter den Händen verschwindet.

Modern ausgedrückt erscheint Goethes Ottilie „erblich belastet". Der häufig bei ihr auftretende linksseitige Kopfschmerz ist als Degenerationszeichen aufzufassen. Die drei vorgeführten Kindergestalten sind mit soviel feinen realistischen Zügen ausgestattet, daß der Schluß sich ergibt, ihr Schöpfer sei durch fortgesetzte liebevolle Beobachtung der Kinder zur Schaffung dieser Gestalten gelangt. Wie könnte es auch anders gewesen sein bei einem Manne, der wie Goethe eine geradezu geniale Beobachtungsgabe besaß, und dazu eine psychologische Gestaltungskraft, die der lebendigen Wirklichkeit gleichkommt. Goethe, den man auf den Höhen und in den Tiefen des Menschentums wandelnd sich vorzustellen gewohnt ist, als Kinderporträtisten kennen zu lernen, bietet einen besonderen Reiz.

[Fortsetzung.]

Digitized by Google

Die nationale Bedeutung der deutschen Auswanderung.

Von Dr. Wilhelm Winzer,
Chefredakteur der „Frankfurter Oder-Zeitung".

Die Zeiten sind noch nicht lange her, da jeder, der Deutschland den Rücken kehrte, um sich in der Ferne ein besseres Leben zu zimmern, als Verlorener betrachtet wurde. „Er taugt nichts — er muß nach Amerika" — damit erschöpfte sich für viele Deutsche ihre Ansicht über Ursachen und Ziele unserer Auswanderung. Ein gewisses Recht war einer solchen Ansicht freilich nicht abzusprechen. Wenn auch früher keineswegs nur gebrochene Existenzen auswanderten, so ist das Deutschtum übersee doch lange Jahrzehnte und Jahrhunderte hindurch nichts gewesen als Kulturdünger für andere Völker. Die Auswanderung fiel zusammen mit unrühmlichem Verlust deutscher Sprache und Sitte entweder für den Ausgewanderten selbst oder für seine Nachkommen. Zahllose Deutsche, die versprengt in die Welt gingen, haben so die deutsche Haut abgezogen und sind in eine fremde hineingeschlüpft. Das konnte die Achtung vor ihnen nicht erhöhen. Deutschland in seiner Gesamtheit aber hatte viel zu viel mit sich selbst zu tun, um sich auch noch um „die verlorenen Söhne in der Fremde" bekümmern zu können.

In den letzten 20—30 Jahren ist hierüber aber allmählich ein völliger Umschwung der Ansichten eingetreten. Die politischen Parteien, der einzelne wie der Staat mit dem Kaiser an der Spitze, haben immer mehr erkannt, daß die Deutschen draußen Mehrer deutscher Volkskraft, deutschen Handels, deutscher Industrie, zum mindesten Agenten deutscher Kultur, deutscher Empfindungs- und Anschauungsweise sind, daß in ihnen ein gut Teil unserer nationalen Zukunft beschlossen liegt. Mit der Weltpolitik ist so der Deutsche draußen in der Wertschätzung der Heimat gestiegen. Und gleichzeitig hat er seinerseits sich wieder als Deutscher fühlen gelernt, seitdem er mit Stolz gesehen hat, wie der Siegeszug von 1870 uns innere politische Einheit, Freiheit, Macht und Größe gebracht hat. Seitdem beginnt in Deutschland, wenn auch noch schüchtern, eine eigentliche Auswanderungspolitik. Wir haben Kolonien gegründet hauptsächlich, um 1. die nötigen Rohstoffe

Digitized by Google

selbst zu erzeugen und Deutschland Anteil an den unverteilten Reichtümern der Welt zu gewinnen, 2. um unsere überschüssige, auswandernde Bevölkerung unter dem nationalen Banner festzuhalten. Somit hat sich das Auswanderungsproblem zu den allererſten politischen Aufgaben der Gegenwart ausgewachsen.

Um aber die Ziele und die Wege einer nationalen Auswanderungspolitik richtig zu erkennen, ist es zunächst nötig, nach den Ursachen der Auswanderung zu fragen. Wie kommt es, daß noch heute jährlich viele Zehntausende dauernd die Heimat verlassen, während doch das Deutsche Reich niemanden zwingt, ja niemanden zwingen kann, Deutschland zu verlassen? Wie kommt es, daß in den achtziger Jahren zwischen 100- und 200000 Menschen jährlich Deutschland verließen, daß die Vereinigten Staaten im vorigen Jahrhundert allein etwa 4 Millionen Deutsche aufgenommen haben?

Die einfachste Antwort auf diese Frage lautet: Weil sie es drüben besser zu bekommen hofften und in der Tat auch zumeist besser fanden.

Inwiefern besser? Entweder entflohen sie religiöser Bedrückung. Das war die Ursache der Auswanderung vieler Tausende von den Pilgerzügen der Hugenotten und der Salzburger in die brandenburgisch-preußischen Lande — bis zur Flucht der Bewohner des Dorfes Klemzig im brandenburgischen Kreise Züllichau-Schwiebus, die samt ihrem Pastor in Südaustralien bei Adelaide ein neues Klemzig gründeten, wo man ihnen nicht wie im Staate Friedrich Wilhelms III. verbot, ihre altlutherischen Formeln im Gottesdienst weiter zu gebrauchen.

Andere Gründe liegen in den politischen Verhältnissen. Zahllose deutsche Intelligenzen sind nach der grimmigen Enttäuschung, die das Jahr 1848 brachte, der Misere der deutschen Kleinstaaterei und des Absolutismus entflohen, um in den lockeren Staatsgebilden, in den freien Urwäldern und endlosen Prärien Amerikas oder Australiens ihren Tatendrang auszuleben. Auch die Sehnsucht nach dem Fremden, Unbekannten, nach der ewigen Schönheit der Tropen, der Abenteuer- und Wandertrieb, wie er dem deutschen Volke besonders eignet, treibt viele in die Ferne.

Doch weit mächtigere Hebel der Auswanderung als diese ideellen Ursachen sind von jeher die materiellen gewesen. Bei weitem verlassen die meisten Auswanderer die Heimat aus wirtschaftlichen Gründen. Sie entfliehen der Not, sie hoffen im

Digitized by Google

Auslande mehr als daheim zu verdienen, schneller zu wirtschaftlicher Selbständigkeit zu gelangen. Das beweist die Statistik. In Zeiten wirtschaftlichen Niederganges steigt auch heute noch, wo religiöse und politische Gründe zur Auswanderung in Deutschland fortgefallen sind, die Auswanderungsziffer, in Zeiten wirtschaftlicher Blüte sinkt sie. In wirtschaftlich aufblühende Länder wie Nordamerika findet eine viel gewaltigere Einwanderung statt als in Länder wirtschaftlichen Stillstandes wie Marokko. Wirtschaftlich schwach entwickelte Gebiete, wie Mecklenburg, Ostpreußen, Pommern, zeigen weit größere Auswanderung als die industriell blühenden Provinzen Rheinland und Westfalen. Dabei kommt es fast gar nicht auf die größere oder geringere Volksdichtigkeit an. Denn das dünnbevölkerte Norwegen weist weit stärkere Auswanderung auf als das dichtbesiedelte Holland.

Auch wenn die wirtschaftlichen Verhältnisse im allgemeinen gut sind, hört doch die Auswanderung nie ganz auf. Deutschland, das 1892 noch 116000 Auswanderer zählte, schickt seitdem noch immer etwa 22000 Köpfe jährlich ins Ausland — leider noch immer den größten Teil in die Vereinigten Staaten. Es ziehen eben die Ausgewanderten neue Auswanderer nach sich: Freunde, Verwandte und der deutsche Überseehandel führen heute von selbst viele hinaus. Die Auswanderung wird also nie ganz aufhören, um so weniger, als wir ständig mit der Wiederkehr wirtschaftlich schlechterer Zeiten und dem damit gesteigerten Drang in die Ferne zu rechnen haben.

Ist das nun lediglich ein *Verlust* für Deutschland — oder auch ein *Gewinn*?

Die einfachste Antwort auf diese Frage ist heute die: es ist ein *großartiger Gewinn* in kultureller, wirtschaftlicher und politischer Beziehung, wenn die Ausgewanderten samt ihren Nachkommen draußen deutsch bleiben. Die Auswanderung ist aber in jedem Falle ein unverzeihlicher, nationaler Verlust, den ruhig mitanzusehen einer großen Nation unwürdig ist, wenn die Ausgewanderten draußen ihre Nationalität ablegen, d. h. andere Völker in demselben Maße groß machen helfen, als sie das deutsche Volk ihrer Volkskraft, ihres Besitzes, ihrer Bildung und ihrer Arbeitskraft berauben. Das hat man in England schon sehr viel früher begriffen! Gibbon Wakefield sagt im Jahre 1849: „Die allgemeine Annahme geht dahin, daß Auswanderung von Kapital und Menschen nach den Kolonien den Reichtum und die Bevölkerung des Mutterlandes vermindert. *Die Auswanderung hat nie dieses*

Digitized by Google

Resultat gehabt. Sie hat stets beides, heimische Bevölkerung und heimischen Reichtum, vergrößert."

Natürlich ist dabei vorausgesetzt, daß nicht etwa wegen Verarmung des betreffenden Landes eine Massenauswanderung stattfindet, die der Industrie und der Landwirtschaft die nötigen Arbeitskräfte entzieht. Heute aber ist es in Deutschland jedenfalls gerade umgekehrt: die Auswanderung überseе ist die beste wirtschaftliche Stütze der Heimat und die Abwanderung nach den Ostmarken ihre beste politische Stütze. Unter den Weltmächten, die sämtlich Kolonialmächte sind, müssen wir entweder durch unsere Auswanderung eine ebenbürtige wirtschaftliche Weltstellung erringen, oder wir werden in eine unwürdige Abhängigkeit von ihnen geraten, wie sie uns Amerika anläßlich des Handelsprovisoriums noch jüngst aufs derbste hat fühlen lassen.

Leider haben wir unendliche Sünden auf diesem Gebiete jetzt noch kurz vor Toresschluß wieder gut zu machen. Unsere Auswandernden haben sich jahrhundertelang in andere Länder germanischer Zunge wenden müssen, wo sie wenigstens ähnliche Sitten und Anschauungen und wo sie vor allem gute Erwerbsgelegenheiten fanden: nach Nordamerika und Australien. Hier wie dort aber erhält sich das Deutschtum nur vorläufig noch teils durch das enge Aneinanderwohnen Deutscher (ich erinnere an Pennsylvanien, Milwaukee, Neuyork, Chicago, wo man ja noch heute in gewissen Gegenden nur deutsch sprechen hört), teils erhielten sie ihre deutsche Sprache durch die beständige Zuwanderung, die stete Verbindung mit der Heimat. Hört diese jedoch auf, hat man weder Verwandte noch Freunde mehr daheim, sieht man auch drüben keine Landsleute, und will auch nie zurückkehren — nun so schlägt man schließlich seine Wurzeln in der Fremde ein und wird Fremder. Sicherlich wird sich das nordamerikanische Deutschtum — es wohnen zehn Millionen Deutschsprechende und etwa im ganzen fünfundzwanzig Millionen Deutschabkömmlinge, aber zum größten Teil schon längst nicht mehr deutschsprechende, in den Vereinigten Staaten — sicherlich sage ich, wird sich das Deutschtum in den Vereinigten Staaten hie und da noch einige Generationen erhalten, weil es jetzt mit größerem Selbstbewußtsein gegenüber angelsächsischen Hochgefühlen auftritt — aber die Zuwanderung wird und muß nachlassen, die Vereinigten Staaten haben sich an europäischer Einwanderung schon fett genug gemästet, sie erschweren jetzt die Einwanderung, fordern einen gewissen Besitz usw. Da aber die deutschen Ausgewanderten in angelsächsischer Kultur und

Digitized by Google

Sprache doch schließlich einmal untergehen müssen, und wir unsere Auswanderung für Länder gebrauchen, wo diese Gefahr nicht besteht, und wo die Ausgewanderten wertvollere Aufgaben für die Heimat zu erfüllen vermögen, als auf dem Boden angelsächsischer Kultur, so müssen wir die fernere Auswanderung nach Nordamerika zu hindern suchen. Dieser alte Riesenfehler deutscher Auswanderungspolitik ist ganz niemals wieder gut zu machen. Besser, wenn wir ihm baldigst ein Ende machen.

Das Angelsachsentum verführt ja die Deutschen viel zu leicht, sich ihm anzubequemen. Wir sind eben doch trotz allem Vettern. Ganz anders steht es nun aber mit der Auswanderung in nichtenglische oder nichtfranzösische Kolonisationsgebiete. Hier in Südamerika, Afrika, China, der Türkei trifft der Deutsche auf eine Halb- oder Unkultur, der die deutsche Kultur überlegen ist, auf wildfremde Rasse, Religion und Sitte. Schon deshalb bewahrt er aus Stolz und aus Naturtrieb seine Nationalität. Dazu kommt ein weiteres: hier findet sich so gut wie gar keine Industrie. Der Deutsche, in erster Linie der deutsche Kaufmann, wird hier zum Agenten für deutsche Industrieprodukte.

Glänzende Erfolge auf diesem Gebiete hat das Deutschtum in den letzten 10—20 Jahren in den genannten Ländern errungen. Von den deutschen Kolonien, in denen die Auswanderung selbstverständlich unmittelbar an der Machterweiterung des Deutschtums arbeitet, sei hier abgesehen. Langsam beginnt hierüber das Verständnis in weitesten Volkskreisen aufzudämmern. Hier sei in erster Linie von der Auswanderung in nichtdeutsches Ausland die Rede. In englischen Kolonien zwar werden heute noch englische Waren bevorzugt, in der übrigen Welt aber schreiten der deutsche Handel, die deutsche Schiffahrt, die deutsche Industrie von Erfolg zu Erfolg und fast überall auf Kosten in erster Linie des englischen und in zweiter des französischen Handels.

In der englischen Gründung Hongkong in China gibt es heute schon 33 deutsche Firmen, in der Handelsmetropole Ostasiens, in Schanghai, sogar 68 deutsche Großfirmen. Den Handel und die Schiffahrt Wladiwostoks haben die Deutschen vor dem ostasiatischen Kriege in wenigen Jahren in ihre Hände bekommen. Ähnlich geht es in Tientsin mit 29 deutschen Firmen, die über die Hälfte des ganzen Handels dieser Hafenstadt Pekings in den Händen haben, ähnlich in Bangkok und ganz Siam, wo der deutsche den französischen Handel überflügelt. Deutsche Firmen

Digitized by Google

mehren sich in fast allen größeren Handelsstädten der ganzen Welt. Den Handel Südamerikas und Mittelamerikas bekommen sie immer mehr in ihre Hand. In fast jeder größeren Stadt Südamerikas sind die größeren Geschäfte deutsche. Ich nenne Mexiko, Puebla, Caracas, Bogota, Valparaiso, Lima, Santiago, Buenos Aires usw. Nur in Nordbrasilien herrscht noch englischer Einfluß vor.

Ist dieser Absatz deutscher Waren nun gerade die direkte Folge der deutschen Auswanderung? Ist es nicht vielmehr die Folge der Güte und Billigkeit deutscher Ware? Gewiß ist es zum Teil so. Aber die Theorie, als spazierten diese Waren von selbst über den Ozean, oder vielmehr als hätte der Engländer, der Franzose genau dasselbe Interesse, unsere Waren zu verkaufen, wird nur der glauben, der noch niemals in den Betrieb des internationalen Handels hineingeschaut hat. Dreiviertel der in Südamerika verkauften Waren werden zunächst einmal etwa gleichwertig oder gleichbillig in England, Nordamerika oder Frankreich hergestellt. Warum beziehen nun aber fast alle Südamerikaner ihre sämtlichen Eisen-, Galanterie-, Porzellan-, Schreibwaren usw. aus Deutschland? Weil die deutschen Kaufleute draußen rechtzeitig zur Stelle waren, weil sie rechtzeitig deutsche Waren anboten, weil sie für größere deutsche Unternehmungen die Wege ebneten, die Leute an deutsche Waren gewöhnten, und weil sie die heimische Industrie an die Herstellung dieser Waren, an die Bedürfnisse der Mexikaner und Mexikanerinnen, der Kolumbier, der Chilenen, der Chinesen, der Marokkaner usw. gewöhnt haben. Ohne die Leistungsfähigkeit unserer Exportindustrie gibt es allerdings kein Geschäft der Deutschen im Auslande, aber ohne die Leistungsfähigkeit und die Pionierarbeit unserer Deutschen im Auslande gibt es auch kein Geschäft der deutschen Exportindustrie, keine Mehrung deutschen Reichtums, kein Wachstum der Arbeitsgelegenheit für unsere Fabrikanten, keine soziale Hebung des deutschen Arbeiterstandes! Dazu haben wir zu viele haarscharfe Konkurrenten; dazu wachen diese Konkurrenten, wacht jeder Engländer, jeder Nordamerikaner, jeder Japaner zu eifersüchtig über den Wachstum seines heimischen Wirtschaftslebens. So gibt es ohne die Arbeit der Deutschen im Auslande, insbesondere der deutschen Kaufleute, keine Größe der deutschen Industrie!

Aber nur so lange die draußen angesiedelten Geschäfte

Digitized by Google

deutsche Inhaber und Leiter haben, ist Gewähr vorhanden, daß sie im wesentlichen deutsche Waren verkaufen, deutsche wirtschaftliche Interessen vertreten. Wird der Nachfolger ein englischer Australier, ein Mexikaner, ein Peruaner, ein englischer Nordamerikaner, so wird er noch eine Zeitlang die alten Beziehungen aufrecht erhalten. Sehr bald aber versteht er die Sprache Deutschlands nicht mehr, ein Hauptreiz ist geschwunden, die Waren noch aus Deutschland zu beziehen. Mit dem Verlust des deutschen Charakters ist das Geschäft fremdländischem Einflusse preisgegeben und wird bald seine Waren aus Ländern beziehen, deren Angehörige ihm nach Sprache, Sitte und Bedürfnissen am nächsten stehen.

Noch ungleich bedeutsamer ist die Erhaltung des Deutschtums im Auslande für den deutschen Nationalreichtum da, wo die Deutschen nicht Händler, sondern Konsumenten deutscher Waren sind. Das sind sie im größeren Maßstab überall da, wo sie in einem Lande ohne Industrie dicht beieinander wohnen. Das ist in einigen Teilen Transkaukasiens, hauptsächlich aber in Südbrasilien und in Südchile der Fall. Hier, besonders in Südbrasilien, sind über Riesenterritorien so viele Deutsche so dicht nebeneinander angesiedelt, daß man von einem Kleindeutschland reden kann. Die beiden Südstaaten Brasiliens Rio Grande do Sul und Santa Catarina sind so groß, wie das Königreich Preußen, und doch wohnen in Preußen mehr als 30 Millionen Menschen, dort erst kaum eine Million, weniger als in dem einzigen Regierungsbezirk Magdeburg. Dort 2, in Preußen 100 (in Sachsen 280) Menschen auf den Quadratkilometer. Hier auf fruchtbarem Boden und herrlichem Klima leben bis jetzt etwa 350000 Deutsche. Es ist aber noch Platz vorhanden für viele Millionen. Die schon drüben angesiedelten Deutschen sind Brasilianer und wollen doch deutsch bleiben. Sie haben gelernt, ihre Ellbogen zu gebrauchen zur Erhaltung ihrer Nationalität. Sie konsumieren etwa 100 Mark pro Mann jährlich an deutschen Industrieprodukten. Das sind heute schon jährlich 30 Millionen Mark deutschen Exports. Und wie ungeheuer kann und wird diese Summe bei weiterer Auswanderung noch wachsen. Wir müssen deshalb schon von rein wirtschaftlichem Standpunkt wünschen, daß sich dort ein deutscher Staat bilde, so groß wie Deutschland selber, ob er bei Brasilien bleibt oder sich selbständig macht, ist dabei vorläufig durchaus gleichgültig.

Die Erhaltung des Deutschtums aber geschieht, abgesehen

Digitized by Google

von festem, selbstbewußtem, wenn auch natürlich den Fremden gegenüber taktvollem Auftreten, fast allein durch die deutsche Schule. Die Südbrasilianer wissen das. Es gibt dort bereits jetzt zirka 750 deutsche Volksschulen, in Chile mit 15000 Deutschen 41, in Argentinien 31 deutsche Schulen, in Australien mit über 100000 Deutschen leider nur ganz wenig deutsche Schulen, weil die englische Kultur, die englischen Schulen gleichwertig sind. Neben der Schule sind es die Zeitungen, die Kirche, die Vereine, die die Leute beim Deutschtum erhalten. In Nordamerika erscheinen mehr als 100 deutsche Zeitungen, in Südbrasilien 6 bis 8, in Argentinien 4, in Australien 6, in Ostasien, Mexiko, Caracas je eine. Da die Deutschen im Auslande das Geld nicht haben, deutsche Schulen allein zu gründen und zu halten, so muß der Reichszuschuß noch immer ganz gewaltig vermehrt werden. Das ist die beste Kapitalanlage für unsern Handel, unsere Industrie und die beste Form, in der wir unsere Dankbarkeit für die Auswanderer dafür beweisen können, daß sie unter empfindlichen Entbehrungen heimischer Kultur draußen für die Förderung des deutschen Wirtschaftslebens tätig sind.

Solange also unsere Kolonien leider noch nicht reif sind, Auswanderung im größeren Stil aufzunehmen, wollen wir uns getrösten, daß alle deutsche Auswanderung, die dem Deutschtum erhalten bleibt, eine Ausdehnung nationaler Kultur, nationalen Wirtschaftslebens und nationaler Macht bedeutet. Der Wahlspruch jeder deutschen Auswanderungspolitik, die den weltpolitischen Vorteil Deutschlands richtig erkannt hat, muß also heute lauten:

Erhaltung des Deutschtums im Auslande!

Digitized by Google

Die Arbeit der evangelischen Missionen in Ostasien.

Von Katharina Zitelmann.

[Teil II.]

II.

Japan.

Daß die christliche Mission in Japan eine Aufgabe zu erfüllen habe, wird bei uns in Deutschland noch vielmehr geleugnet, als ihre Nützlichkeit in China angezweifelt wird. Gerade dem Reisenden, dem flüchtigen Beobachter, erscheint es wie ein Frevel, die Japaner bekehren zu wollen, dieses Volk, das nicht nur glücklich und zufrieden ist, sondern auch sittlich hoch steht. Der Japaner kennt kein Schimpfwort und keinen Fluch. Obgleich Japans Gesetze genau nach deutschem Muster geformt sind, hat das Land nur den dritten Teil der Verbrechen, die in Deutschland begangen werden, aufzuweisen — abgesehen allerdings von dem Verhältnis des Mannes zur Frau, das nach anderm Maßstab beurteilt wird als in Europa. Warum also die alten Religionen stürzen, die solche Erfolge gehabt haben?

Es ist nur die Frage, ob diese alten Religionen auch jetzt noch ihrer Aufgabe gerecht werden, ob sie überhaupt in die Meiji-Ära (die erleuchtete Regierung), die die europäische Kultur nach Japan verpflanzt hat, noch passen? Diese europäische Kultur ist von dem Christentum aber nicht zu trennen.

Zweifellos hängt die Masse des japanischen Volkes sehr an seinen alten Religionen, — die Masse, die von europäischen Einflüssen noch unberührt ist.

Es gibt kein Land in Europa, das nur annähernd so viele Tempel und Schreine hätte wie Japan. Und zu diesen Tempeln wallfahrtet überall die gläubige Menge und zahlt Unsummen für seine Priester, für die Erhaltung und Restaurierung seiner Heiligtümer und für seine Tempelfeste. Das Bedürfnis der Menschen hat sich unzählige Götter geschaffen, zu denen es in allen Nöten fleht. Noch steckt die alte Naturreligion, die der Schintoismus ursprünglich war, tief im japanischen Volk. Die Götter des Windes, des Feuers, der Fruchtbarkeit, der Pest, des Reis

Digitized by Google

werden auf dem Lande stark verehrt. Der Donnergott Kaminari ist heute so gefürchtet wie ehedem. Vor den Tempeleingängen stehen fast überall ein paar gräßliche, die Zähne fletschende Teufel, von denen einer der gefürchtete Donnerer ist. An ihnen kleben massenhafte weiße Auswüchse, die der Fremde zunächst für eine Beschmutzung durch Vögel hält. Er vernimmt aber zu seinem Staunen, daß es gekaute, auf Papier geschriebene Gebete sind, die die Gläubigen aus dem Munde auf die Götzen speien. Haften sie an der Figur, so wird das Gebet erhört. Im Asakusatempel in Tokio fand ich eine völlig unkenntliche alte braune Holzstatue. Hände und Füße sind nur noch Stumpfe, die Nase ist verschwunden. Und nun sah ich die Leute herantreten und mit fast zärtlicher Scheu über irgend ein Glied dieses Götzenbildes streichen. Dieser merkwürdige Gott heilt die Kranken, wenn sie die Stelle seines Körpers berühren, die bei ihnen leidet. Eine Frau mit Zahnschmerzen streichelte sehr eifrig die Wange des „Binzuro". Den Ehrenplatz unter allen japanischen Göttern nimmt aber Kwannon ein, die Göttin der Barmherzigkeit. Sie verschmähte es, in das Nirwana einzugehen, und zog es vor, da zu verweilen, wo sie die flehenden Bitten und Angstrufe der Menschen hören konnte, um ihnen beizustehen. Unzählige Tempel sind ihr dafür erbaut. Sie wird öfter mit mehreren Köpfen, immer aber mit unzähligen Händen dargestellt. In Kyoto gibt es einen berühmten Tempel, in dem in langen Reihen 500 vergoldete Statuen der Göttin aufgestellt sind.

Man sieht schon aus diesen wenigen Beispielen, daß von dem alten Buddhismus nicht viel übrig geblieben ist. Buddha kennt keinen Gott. Erlösen kann der Mensch nur sich selbst, indem er die Nichtigkeit und das Leiden der Welt erkennt und dieser entsagt. Alles Wünschen in sich ertöten, sich in das Ewige versenken — das ist die Lehre des großen Inders, die 500 000 000 Anhänger in der Welt zählt, mehr als irgend eine andere Religion aufweisen kann. Wohl hat aber Rhys Davis recht, der in seinem berühmten Buche „Buddha" sagt, diese Religion verdanke ihren Siegeslauf wohl nur dem Umstande, daß ihr Stifter selbst zu den Göttern erhoben worden sei. In Japan freilich ist Buddha ziemlich zur Ruhe gesetzt; dafür betet man Amida Buddha an, eine freundliche Art von Himmelskönig. Es gibt einige sehr verbreitete Sekten in Japan, die den Weg des Heils im Anrufen seines Namens zu betreten hoffen. „Ich vertraue auf Amida Butsu"

Digitized by Google

ist die Gebetsformel, die dem modernen Buddhisten über alles geht und die als eine Art von Zauberspruch gebraucht wird.

Was vom Buddhismus übrig ist, ist auf eine sehr grobe Weise materialisiert worden. Japan hat kein Talent für die Theologie, und auch philosophisches Denken ist ihm fremd. Es bezog die Religion aus China und behielt seine alten Götter und die Sittenlehre des Konfuzius daneben bei. Von einer Lehrentwickelung ist mit Ausnahme des 13. Jahrhunderts nie die Rede gewesen. Man hat es einzig mit einem Buddhismus der Praxis zu. tun. Die alten, hohen Ideale, die diese Religion für jeden denkenden Menschen anziehend machen, sind erloschen.

Selbstverständlich trennt auch in Japan den Gebildeten eine tiefe Kluft vom Ungebildeten. Der erstere hat mit der europäischen Kultur vielfach den Materialismus und Atheismus angenommen, die im Westen ihren Ursprung haben. Von seiner alten Religion ist er losgelöst, und zu einer neuen spürt er noch kein Bedürfnis. Wenn dieses aber einmal erwachen sollte — und das geschieht schon jetzt in nicht seltenen Fällen —, so ist es allein das Christentum, das seinem vergeistigten und europäisierten Bewußtsein Befriedigung gewähren kann. Der im allgemeinen vorzüglich praktisch veranlagte Japaner besitzt Gefühl, sogar Sentimentalität, so sehr er diese auch vor der Außenwelt zu verschließen trachtet. Die Missionare haben erfahren, daß stets die Predigten am meisten wirkten, die die Seiten des Gemüts zart und innig berührten. Das Bedürfnis ist vorhanden; es kommt nur darauf an, ihm Nahrung zu geben, und dazu ist die evangelische Mission, wenn sie ihre Aufgabe richtig erfaßt, wohl imstande.

Es gibt jetzt bereits etwa 200 000 japanische Christen. Sie gehören durchweg der städtischen Bevölkerung und den gebildeten Kreisen an. Der Einfluß, den sie ausüben, ist dadurch unendlich erhöht und macht sich bereits in allen Teilen der Verwaltung geltend. So ist nicht nur der immer wieder zum Reichstagspräsidenten gewählte Kataoku Kentichi ein Christ, sondern man zählte im Jahre 1903 vier christliche Minister, zwei Richter, unter ihnen den Präsidenten des Reichsgerichts, eine ganze Anzahl von Beamten und 13 Abgeordnete. Unter den letzteren befanden sich die einflußreichsten Männer des Parlaments. Im Ausschuß der großen liberalen Partei waren von den 3 Mitgliedern 2 Christen. Im Heere sollen von den Offizieren 155, also etwa 3 %, christlich sein; zwei der großen Schlachtschiffe werden von christlichen Kapitänen geführt. Drei große Tageszeitungen Tokios und die Wohl-

Digitized by Google

tätigkeitsanstalten zum größten Teil stehen unter christlicher Leitung, und von den 6 Studierenden, welche die Regierung letztes Jahr ins Ausland geschickt, sind 5 Christen.*)

Es ist gewiß kein Zufall, daß so viele der einflußreichsten Männer Christen sind. Sie haben eben, allen Vorurteilen zum Trotz, sich das Vertrauen ihrer Landsleute in hohem Grade zu gewinnen gewußt.

Aber ganz abgesehen von allen Zahlen und einzelnen Beispielen, die trügerisch sein können, behaupten die Kenner Japans, daß der Geist des Christentums einen starken Einfluß auf alle möglichen Lebensgebiete ausübe. Der japanische Pfarrer Hiromichi schreibt: „Es gibt wenige Bücher unter allen in der Meiji-Ära, die 1868 begann, erschienenen, die nicht davon Zeugnis ablegten. Manche Begriffe, welche jetzt beständig im Gebrauche sind, wie z. B. Sambi (Lob und Preis), Yeisei (ewiges Leben) und Kansha (Dank) sind christliche. Dem Worte Kami (Gott) ist eine neue Bedeutung verliehen worden. Und die heutigen ethischen Gedanken sind mehr von dem Christentum als von irgend einer anderen Religion durchtränkt. Wenn ich aufgefordert würde, die Quellen der herrschenden ethischen Denkweise in Japan zu nennen, so würde ich sagen, daß Konfuzianismus und Buddhismus zusammen 4 oder 5 Zehntel der Elemente, aus denen sie besteht, lieferten, das Christentum aber 5 oder 6 Zehntel derselben." — Und er fährt fort: „Daß die Monogamie die höchste Form des ehelichen Lebens ist, hat die Gesellschaft im allgemeinen vom Christentum gelernt, und als vor einigen Jahren die Mormonen hier Aufregung verursachten, widersetzten sich die meisten Zeitungen der Einführung des Mormonismus." Er meint, „das sei um so merkwürdiger, als die meisten reicheren Japaner außer der Gattin noch Nebenfrauen haben. Im neuen Bürgerlichen Gesetzbuch, das vor einigen Jahren eingeführt wurde, ist zum ersten Male das Wort Konkubine nicht mehr erwähnt, so daß das Konkubinat, wenn auch nicht verboten, so doch keine rechtlich anerkannte Erscheinung mehr ist. Weiter konnte man nicht gehen, da ja der Kaiser noch 9 Nebenfrauen hat und der Thronfolger der Sohn einer solchen ist. Doch hat der Kronprinz nur noch eine Gemahlin, und es ist zu erwarten, daß es im japanischen Kaiserhause in Zukunft bei der strikten Monogamie bleibt."

*) Die Zahlen sind von 1903. Neuere Statistiken fehlen.

Digitized by Google

Diese Resultate mögen klein erscheinen, sind aber in der Tat nicht unbedeutend, wenn man bedenkt, daß die moderne Missionsarbeit erst 1859 begann und die Aufhebung der Strafgesetze gegen die Christen vom 19. Februar 1873 datiert. Noch später, 1889, ward Religionsfreiheit in Japan eingeführt.

In der Form des Katholizismus haben die Bewohner Nippons das Christentum schon vor $3^1/_2$ Jahrhunderten kennen gelernt. Die 1549 unter Bischof Xavier eröffnete Jesuitenmission hatte bedeutende Erfolge, die allerdings zum Teil auf die politische Verbindung mit einem buddhistenfeindlichen Shogun zurückzuführen sind. Aber die Politik ward schließlich den Jesuiten zum Verderben. Sie zettelten mit auswärtigen Mächten Verschwörungen an, und es trat nun eine grausame Verfolgung ein, die mit der Ausrottung des Katholizismus und Vertreibung der Fremden aus Japan endete. Zweihundert Jahre lang sperrte das Land sich dann gegen das Ausland ab. Nur den Holländern war ein beschränkter Handelsverkehr gestattet. 1853 erzwang der amerikanische Admiral Perry die Öffnung zweier Häfen. 1858 setzte England durch, daß ihm dasselbe Recht gewährt wurde. Damit war der Isolierung Japans ein Ende gemacht.

Die ersten evangelischen Missionare waren 2 Amerikaner, Hepburn und Verbeck, die 1859 sich in Nagasaki und Yokohama niederließen, wo sie zunächst nur als Lehrer des Englischen Aufenthaltsrecht erhielten. 1860, 69 und 71 folgten Abgesandte der amerikanischen Baptisten, der englischen Kirchen-Missionsgesellschaft und des amerikanischen Board. Alle übten nur heimlich ihren Beruf aus. Bis 1873 war bei dem Vorurteil gegen die westliche Religion keine öffentliche Predigt möglich. Dennoch ward 1866 der erste evangelische Japaner, ein Sprachlehrer der Missionare, getauft, und 1872 bildete sich still eine kleine Gemeinde von 11 Mitgliedern in Yokohama.

Merkwürdig und rührend zugleich ist die Bekehrung der ersten japanischen Christen. Munzinger erzählt in seinem Buch „Die Japaner“: „Es war im Jahre 1854, als in dem Hafen von Nagasaki ein englisches Geschwader einlief. Um eine Landung zu verhindern, wurde ein japanisches Heer aufgeboten, dessen Oberbefehlshaber Wakasa-no-kami, der Karo oder erster Berater des Daimyo von Hizen war. Eines Tages, als Wakasa am Ufer entlang ging, sah er auf dem Wasser ein kleines Buch schwimmen, das er sich aneignete. Es war, wie ihm ein holländischer Dolmetscher erklärte, ein englisches Neues Testament. Als

Digitized by Google

Wakasa erfuhr, daß in Schanghai dasselbe Buch in chinesischer Schrift zu haben sei, ließ er sich ein Exemplar kommen und nahm es mit in seine Heimat. Hier machte er sich im Verein mit seinem Bruder Agabe und 3 Freunden an das Studium des seltsamen Buches, das diese suchenden Seelen bald mächtig anzog. Die Jahre kamen und gingen, aber das Interesse der fünf Männer an dem Buche ging nicht. Da geschah es, daß im Jahre 1862 einer derselben nach Nagasaki kam. Dort traf er den Missionar Verbeck, welcher ihm christlichen Unterricht erteilte. Als Wakasa das erfuhr, benutzte er die Gelegenheit, um sich über so manche unverstandene Stelle seines Testaments Klarheit zu verschaffen. Da ihn sein Amt an Ort und Stelle festhielt, ließ er jede Woche einen Boten die zweitägige Reise zu Verbeck machen und erhielt so auf brieflichem Wege mit seinen Gefährten par distance einen regelrechten Bibelunterricht. Endlich im Jahre 1866 machten sich Wakasa und sein Bruder Agabe auf nach Nagasaki. Dort erhielten sie noch einmal mündlichen Unterricht, und am Pfingstfest wurden sie durch Verbeck getauft. Wakasa starb als treuer Christ. Aber sein Christengeist starb nicht in seiner Familie. 1880 ließ sich eine Tochter von ihm mit ihrem Gatten und einer treuen Dienerin taufen. Die beiden ersten sind Mitglieder einer Gemeinde der Nippon Kristo Kyokwai (Kirche Christi in Japan, presb.) in Tokio, die Magd aber ward zu einer rechten Missionarin: Ihrem brennenden Glaubenseifer ist die Gründung einer Christengemeinde zu Saga zu verdanken. Eine Enkelin Wakasas ist ebenfalls Christin, und im Jahre 1890 trat ein Enkel von ihm in die Doshisha, die christliche Hochschule der Kongregationalisten zu Kyoto ein."

Bei diesen kleinen Anfängen blieb es fürerst. Eine stark fremdenfeindliche Stimmung hatte besonders den Samurai-(Ritter-) stand ergriffen, der in der Anwesenheit der Barbaren eine nationale Schmach sah. Während sich die evangelischen Missionare in tiefster Stille mit dem Studium des Landes und der Übersetzung der heiligen Schrift beschäftigten und es vermieden, Anstoß zu erregen, gelangten die noch immer in Kraft befindlichen alten Gesetze, die das Christentum bei Todesstrafe verboten, gegen eine katholische Gemeinde zur Anwendung. In aller Heimlichkeit hatte sich ein 3000 Seelen starkes Überbleibsel der Jesuitenmission des 16. Jahrhunderts in der Nähe von Nagasaki erhalten. Jetzt entdeckte man das, nahm die Mitglieder gefangen und verurteilte sie zur Zwangsarbeit in den Bergwerken, wo die meisten elend

Digitized by Google

verdarben. Bald wendete sich das Strafgericht auch gegen die japanischen Lehrer der protestantischen Missionare, die man im Zuchthaus büßen ließ. Die Revolution brachte endlich Toleranz, und nach der Rückkehr Iwakuras, des Ministers des Auswärtigen, der nach Europa und Amerika geschickt worden war, um die Kultur des Abendlandes zu studieren, wurden die Strafgesetze gegen die Christen von den öffentlichen Anschlagbrettern entfernt.

Das Christentum konnte nun in den Konkurrenzkampf eintreten. Am Schlusse des Jahres 1882 waren bereits 18 Gesellschaften, 13 amerikanische und 5 englische, mit 145 männlichen und weiblichen Missionaren in Tätigkeit. Am wichtigsten war aber die Mitwirkung eines Japaners, J. H. Nishima, der von der Ansicht ausging, daß Japan durch die Japaner evangelisiert werden müsse, und darum die Gründung einer theologischen Hochschule sich zur Aufgabe stellte. Unterstützt nicht nur von Amerika, sondern auch von Japan, konnte bereits 1875 die Doshisha in Kyoto eröffnet werden, die sich später zu einer Art von Hochschule nach Art der amerikanischen entwickelt hat. — Die Missionsgesellschaften folgten dem Beispiel des Nishima und gründeten Schulen, die mit den Kursen für weltliches Wissen theologischen Unterricht vereinten. Vor allem aber übernahmen sie die Führung im Mädchenschulwesen und wirkten für die Ausbildung von japanischen weiblichen Hilfskräften, die ihnen jetzt die größten Dienste für die Mission leisten.

Gleichzeitig gründete man Hospitäler und stellte eine Reihe von Ärzten an. 1880 war auch die Übersetzung des Neuen Testaments, 1888 die der ganzen Bibel ins Japanische vollendet, die der Mission ihre Arbeit wesentlich erleichterte. Die Seele des ausgezeichneten Werkes waren Verbeck und Hepburn.

Bis zum Jahre 1890 ward die Zeitströmung den Missionaren zum mächtigen Bundesgenossen. Es ward Mode in der guten Gesellschaft, seine Töchter in die Missionsschulen zu schicken, große Beiträge für die Werke christlicher Liebestätigkeit zu zahlen, und die einflußreichsten Männer des Landes befürworteten offen die Annahme des Christentums.

Während immer mehr Missionsgesellschaften, darunter auch die erste und einzige deutsche, der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein, in die Arbeit eintraten, erwuchs dieser doch die Hauptförderung durch die eingeborenen Pastoren und Evangelisten, die alljährlich durch neue Scharen vermehrt wurden. Auch die Regierung half. Das staatliche Priestertum der herrschenden

Digitized by Google

Religionen wurde aufgehoben, und die Begräbnisplätze standen fortan den Anhängern aller Bekenntnisse offen. Die praktische Liebestätigkeit, die trotz der Lehre Buddhas gar nicht geübt worden war, fand unter den Japanern Nachahmung. So faßte ein junger Mann 1887 den Entschluß, sich verwahrloster Kinder anzunehmen. Er ist ein zweiter Pestalozzi oder Francke geworden, und seine Anstalt, die nach 5 Jahren 233 Waisenkinder beherbergte, hat den Anstoß zu drei weiteren gegeben.

Am Schlusse des Jahres 1889 gab es 533 Missionsstationen in Japan, und die Zahl der erwachsenen Christen war auf etwa 29 000 gestiegen. Aber das folgende Jahr brachte einen Umschwung. Eine neue Welle der Fremdenfeindlichkeit ergriff die Bevölkerung, und auch die japanischen Christen stimmten in den Ruf: „Japan für die Japaner" ein. Die Gemeinden erklärten sich vielfach für unabhängig und zogen die Ländereien ein, die die Missionsgesellschaften mit ihren Mitteln, aber auf die Namen japanischer Vertrauensmänner hin, erworben hatten. Noch heute ist es den Fremden nicht gestattet, Grundeigentum zu erwerben, und so ist es üblich, dies Verbot zu umgehen, indem ein Japaner sich als Besitzer nennt. Man setzte die europäischen Lehrer an den Schulen ab; die Doshisha wurde zu einer religionslosen Schule umgeschaffen, und der American Board, der die Anstalt mit 3 000 000 Dollar ausgestaltet hatte, wurde einfach beseitigt. Überall versteifte man sich wieder auf das Originaljapanische, und gerade in dem Augenblick, da dem Christentum durch die Verfassung die ersehnte Religionsfreiheit verbürgt wurde, begann die böse Zeit für dasselbe. Mit einem Male glaubte man entdeckt zu haben, daß durch den christlichen Geist die Besonderheit und Eigentümlichkeit des japanischen Charakters und damit die Grundlage der nationalen Selbständigkeit untergraben werde. Der Patriotismus wandte sich gegen das Christentum, wie er zuvor für dasselbe gewesen war. 1890 erschien ein kaiserlicher Erlaß, welcher die moralische Erziehung der Jugend wieder ganz auf die konfuzianische Grundlage Altjapans stellte.

Diese ganze Reaktion hing mit der Politik zusammen. Die Vertragsverhandlungen, welche die Gleichberechtigung Japans mit den Westmächten forderten, hatten sich zerschlagen. Das Selbstgefühl stieg nach dem Kriege mit China und ebenso die Erbitterung gegen die Fremden, die das Land um die Früchte seines Erfolges brachten. Die Besitzergreifung von Kiautschou und die darauf folgende von Weihawei und Port Arthur verbesserte die

Digitized by Google

Stimmung natürlich nicht. Dieselben Staatsmänner, welche zuvor warm für das Christentum eingetreten waren, machten nun aus ihrer Verachtung kein Hehl.

So kann es nicht Wunder nehmen, daß in diesen Jahren die flauen Elemente aus den christlichen Gemeinden austraten, die Zahl der Theologie Studierenden abnahm und der Zuwachs an organisierten Gemeinden sehr gering war. Aber schon das Jahr 1897 zeigte wieder bedeutende Fortschritte und ein Abnehmen der Feindschaft gegen die Fremden und ihre Religion. Und von nun an ging es wieder stetig vorwärts. So wuchs z. B. im Jahre 1901 die Christenheit um 6091 Seelen. 1902 gab es 456 organisierte, evangelische Gemeinden, wovon 80 finanziell selbständig waren, und daneben 174 griechisch- und 210 römisch-katholische Kirchen und Kapellen. Es wirkten 380 ordinierte protestantische japanische Geistliche, 27 griechisch- und 34 römisch-katholische, abgesehen von der großen Anzahl nicht ordinierter Evangelisten, Katechaten und Lehrer. Prediger Schiller, dessen Schrift „Das heutige Japan und das Christentum" ich diese Angaben entlehne, sagt: „Es sind freilich alle diese Arbeiter und Gemeinden noch zum größten Teil auf die Unterstützung der Missionen angewiesen; aber man darf kühn behaupten, daß die Qualität der japanischen Christen und Prediger eine solche ist, daß das japanische Christentum bestehen bleiben würde, obgleich in bedeutend reduziertem Umfang, wenn heute alle Missionsgesellschaften sich ganz und gar von Japan zurückziehen würden."

Neben der amerikanisch-englischen Missionsarbeit nimmt die deutsche selbstverständlich einen sehr kleinen Raum ein. Der Allgem. evangel.-protest. Missionsverein, der einzige in Japan wirkende, hat 3 Missionare dort, die in Tokyo und Kyoto ansässig sind und denen zugleich die deutschen Gemeinden in Tokyo, Yokohama und Kobe unterstellt sind. Neben den Gattinnen der Missionare stehen ihnen 8 Japaner als Geistliche, Evangelisten und Lehrer zur Seite, und verschiedene Herren und Damen helfen in den Sonntagsschulen.

Die Mission hat in Tokyo 3 Gemeinden und verschiedene Predigtstationen. Besonderes Gewicht legt sie auf die theologische Schule, in der die beiden Geistlichen Dr. Haas und Oswald neben rein theologischen auch philosophische und sprachwissenschaftliche Kurse veranstalten. Dem Zweck, deutschen Sprachunterricht zu erteilen, dient eine vom Pfarrer Haas herausgegebene deutsche

Digitized by Google

Zeitschrift und die zweimal wöchentlich von 5—7 veranstalteten Zusammenkünfte, in denen deutsche Klassiker gelesen werden. Viele Japaner, die in Deutschland studiert haben, suchen diese Kurse auf, um sich so in Verbindung mit dem Deutschtum zu halten. Außerdem hat die Mission eine Armen- und eine Handarbeitsschule.

Noch kleiner ist die Gemeinde in Kyoto, die etwa 35 Mitglieder zählt. Sie ist erst vor 4 Jahren gegründet worden, und Pfarrer Schillers Arbeit ist eine sehr umfassende, da Gottesdienste, Sonntagsschule, Unterricht und Vorträge neben seiner seelsorgerischen Tätigkeit hergehen.

Man wird vielleicht denken, daß der Erfolg der deutschen Missionsarbeit nicht den Opfern entspreche, die im Vaterlande dafür gebracht werden müssen. Dennoch möchte ich auch hier auf den nationalen Gesichtspunkt verweisen. Wir dürfen uns nicht gänzlich zurückziehen, wo Amerika und England mit solchen Kräften und Mitteln arbeiten. Und die Mission ist der Kern, um den sich alle die Japaner sammeln, die für Deutschland und seine spezielle Kultur Interesse haben. Keine religiösen Eiferer, sondern hochgebildete Männer sind es, die deutsches, aufgeklärtes Christentum denen predigen, die danach Verlangen tragen.

Ich spreche hier nur von der evangelischen, nicht von der katholischen Mission. Die Ähnlichkeit des modernen Buddhismus mit dem römischen Katholizismus ist wenigstens äußerlich so groß, daß der seiner Religion aus Bildungsgründen entfremdete Japaner in ihm kein Genüge finden kann. Die Lehren von den Heiligen, von Himmel und Hölle, Fegefeuer, Ablaß, guten Werken wiederholen sich in beiden Kirchen ebenso wie die Formen und die Organisation. Die Stellung des Klerus, die Klöster, die prunkvollen Gewänder und die Ausstattung der Tempel, Responsorien und Weihrauch, sie finden sich hier wie dort. Tonsur und Zölibat der Priester, die Bettelmönche, Rosenkranz- und Reliquienverehrung, Pilgerfahrten und Prozessionen — in der Tat, es gibt des Gleichen viel. — Noch ist es eine offene Frage, ob das Christentum aus dem Buddhismus geschöpft oder dieser später von jenem entlehnt hat. Am wahrscheinlichsten ist, daß beide Religionen die gleichen Quellen benutzt und eine ältere gemeinsame Grundlage haben.

Der Buddhismus hat so gut wie der Katholizismus eine hohe Mission in der Vergangenheit erfüllt. In die neue Zeit

Digitized by Google

und in die Welt, soweit sie unter dem Kultureinfluß Europas steht, paßt er nicht mehr. Nur das vergeistigte, möglichst von seinen Dogmen befreite evangelische Christentum kann an seine Stelle treten.

Die Simse.

Aus dem Leben einer fahrenden Dirne von 1695.

Von Bruno Weil (Metz).

[Teil II.]

Die Zeit des Zusammenseins mit Nickel List ist für die Simse die glänzendste ihres Lebens. An seiner Seite führt sie ein Leben, das ihrem Reisesinn, ebenso wie ihrer Vorliebe für Glanz und Schmuck entspricht. List hat ihr sein ganzes Herz und all sein Vertrauen zugewendet. Kein Abenteuer künftig ohne ihre Mitwirkung, kein noch so kühner Beutezug, den sie an der Seite ihres Galans nicht mit unternommen hätte. Nimmt sie auch nicht eigenhändig und körperlich am Rauben und Stehlen teil, so trifft sie Schuld doch in gleichem Maße wie die Diebesgenossen. Laufen doch von jetzt an in ihrer Hand die Fäden all der weit verzweigten Unternehmungen zusammen; sie führt die Briefschaften für die Bande und sendet Boten aus; an sie wendet man sich, braucht man Nickels Hilfe zu einem ganz besonders verwegenen Beutezuge, und wenn List Führer ist, so dünkt sie in ihrer Rolle uns Führerin zum Bösen und Waghalsigen. Sie selber ist es, die vielfach die Beute verteilt; ihr fügt man sich bei diesem auch unter Dieben schwierigen Handel, und wo das Geld nicht reicht, hilft sie sich mit Versprechungen. Widerwillige beredet sie zum Mittun, und selbst Nickel List läßt sich von ihr leiten. Keine Gefahr schreckt sie; mag die Reise über Stock und Stein gehn, toll wie sie ist, fehlt sie niemals. Und wie an den Taten hat sie ihre regelrechten Erträge auch an der Beute. Teilt man, so wird sie sicher mitgezählt unter denen, die teilen. Man kann sich so lebhaft ausmalen, wie dieses witzige, kleine Weibchen dort schaltet; wie sie mit ihrer Energie, ihrem weittragenden Geiste und ihrer gewandten, fließenden Sprache Königin in diesem Kreise der Räuber und Diebe ist, der die geraubten Schätze zu Füßen zu legen, Nickel Lists Ehre ist.

Auch er liebt ein vornehmes Auftreten, und beider Neigungen treffen sich hierin. Drum geht ein jubelndes Leben mit vornehmen Allüren an, als List es für nötig befindet, den Namen eines Herrn Friedrich Rudolf von Mosel anzunehmen und er, wo sie hinkommen, die Simse als seine Gattin präsentiert. Sie halten sich einen herrschaftlichen Hofstaat, treten mit

Digitized by Google

Kammerdiener und Leibjäger auf, kleiden sich fürstlich und leben herrlich in den Tag hinein. Sie zechen und tafeln nach Herzensluft, der Wein fließt in Strömen, der Franzbranntwein darf an ihrem Tisch nicht fehlen, und ein kalkuttischer Hahn, den die Herrschaft so gewohnt ist, erhöht die Tafelfreuden.

Nickel List beschenkt seine Geliebte freigebig. Jeder neue Schmuckgegenstand, den sie trägt, kündet von einem neuen, ihm wohlgelungenen Unternehmen. Als er sie kennen lernt, schenkt er ihr den schon erwähnten, kostbaren Ring mit einem Türkis, den er zuvor bei einem Kirchendiebstahl in Naumburg erbeutet hatte. In Lüneburg läßt sie sich aus dem Geschenk, das ihr die Braunschweiger Tat von List einbrachte, Ohrgehänge mit achtzehn Diamanten machen. Und ebendort in Lüneburg, wo der Raub an der weltberühmten, goldenen Tafel glückte, der allen Verderben bringen sollte, verehrt er ihr aus jenem Raube das Gold und die Perlen zu einem weiteren Paar Ohrgehänge. Eben dieser Raub war es, der endlich, weil er an einem der kostbarsten und gepriesensten Altarschätze des gesamten Deutschlands ausgeführt worden war, — um den sich ein ganzer Sagenkreis von seiner wundertätigen Wirkung und Heiligkeit gebildet hatte, — zum energischen Sammeln gegen diese Diebesrotte rief, das auch von gutem Erfolg begleitet war. Wir können nicht alle Taten aufzählen, die raubend und plündernd vollbracht wurden, und nicht alle Beute bezeichnen, die Anna von Sien jedes Mal erhielt. Jetzt als Geliebte Lists konnte sie auch ihrem Hange zum Schenken, den sie wie alle Dirnen besaß, Genüge tun. Kleinen Kindern schenkt sie Golddukaten und ihrer Schwester einen Ring, weil sie ihr früher einmal einen „Jahrmarkt aus der Leipziger Messe" versprochen hatte. Darin erhebt sie sich durchaus nicht über ihresgleichen, auch sie hat diese dirnenhafte Neigung, auf der einen Seite Geld zusammenzuraffen, um es auf der anderen für Tand herzugeben oder aus irgend einem Grunde einfach herzuschenken.

Diese Zeit, die für die Simse herrlich und golden war, hatte ein Ende, als List sich in Stedten, da Gefahr im Anzuge war, von ihr trennen mußte. Wir wissen schon, daß Nickel List tatsächlich auch ergriffen wurde, daß es allen seinen Helfern wie ihm erging. Von allen den Genossen so vieler Schandtaten entging nur eine: die Simse.

Jetzt kam ihr ihr unstätes Wesen gar sehr zustatten. Bald hier, bald dort ließ sie sich sehen, und kaum war sie in ihrer Chaise roulante an einem Orte angekommen, hatte sich Muße genommen, Stadt, Leute und Liebschaften kennen zu lernen, so zog sie schon wieder weiter, und alles Suchen der damals mit der Schneckenpost reisenden Gerichte war umsonst. Ihr ehemaliger Mann, Jürgen von Sien, konnte nichts von ihr berichten: er, der bankerotte Weinhändler, und sie, die flüchtige Dirne, hatten nichts mehr miteinander gemein; und mit rührseligen Worten jammert er über das Unglück, das sie über ihn gebracht habe. Dabei ist er selber ein Lump. Auch sie grämt sich jetzt, nachdem sie List verlassen hat, wieder nicht lange. Ihr abenteuerlicher Sinn reißt sie immer weiter, und Halle ist es wieder, das sie am öftesten sieht. Die kurbrandenburgische Regierung mochte ihr wohl scharf auf die Finger passen, und der Boden in Halle wurde ihr zu heiß. Aber in der Nähe blieb sie trotzdem, nur veränderte sie den Ort, wo sie ihre „Ansprache" hatte, oft, und auf einer dieser Reisen hätte man sie, auf die man jetzt eifrigst fahndete, auch beinahe erwischt.

Digitized by Google

In Stedten stand ein berüchtigtes Wirtshaus, der Obergasthof. Hier war die Simse wohlbekannt, hatte sie doch oftmals an den Gelagen der Diebsgesellen, die hier stattfanden und an denen des Hausherrn eigener Sohn gern teilnahm, beigewohnt. Während drinnen Bankette abgehalten und lustig getafelt wurde, marschierten draußen Patrouillen auf und ab. Man wiegte sich in Sicherheit, dieweil Wachen standen und die Pferde im Stall gesattelt waren. Und näherte sich etwas Verdächtiges — ein Pfiff und zu Pferde saßen alle. Den Gäulen die Sporen, hinein ins Dunkel in die Gegend, die man besser kannte als die Verfolger. — Anna von Sien war bei den Gelagen mit die Tollste. Hell klang ihr Lachen durch den Saal, wenn sie droben am Ehrenende der Tafel saß. Flink und behende erzählte sie Stücke und Streiche aus ihrem vielbewegten Leben, und wie in Halle die Studenten, brüllten hier die Spitzbuben ihr zu, jeder wünschte sie sich zur Charmante und trank ganze Becher auf ihr Wohl; und Anna von Sien lachte dabei hell und frisch. Oder sie sannen neue Unternehmungen aus, und auch hierbei gab sie den Ton an. Sie wußte Bescheid in vielem und von vielen Orten, und ihr Rat fiel gewichtig in die Wagschale, bis endlich, nachdem man einig geworden war, der Wein den Spitzbubenernst verdrängte. Das Zechen hob von neuem an, und betrunken taumelten die Gesellen auf ihr Lager.

In dieser Diebesherberge wäre die Simse beinahe ihren Verfolgern in die Hände geraten, aber flink, wie sie allezeit gewesen ist, war sie davon, und die hinter ihr hatten das Nachsehn. Trotz aller Bemühungen, Kundschaft über sie einzuziehen, war sie nicht mehr aufzuspüren. Bald darauf wurde sie zu Kerspleben im Weimarschen gesehen, aber geschickt hatte sie ihre Spur verwischt: sie blieb unauffindbar.

Von der echten Simse, der, die sich Anna von Sien nannte und des Jürgen von Sien Gattin acht Jahre lang war, hören wir danach nichts mehr. Allein es taucht bald in den Akten ein Weib auf, über das man sich damals viel die Köpfe zerbrochen hat, und von der wir heute, da uns das Material vollständig zur Verfügung steht, unentwegt behaupten dürfen: Es war die Simse, und man hat sich von ihr in unglaublicher Weise hinter das Licht führen lassen. Die näheren Umstände sind diese:

Man hatte, als man glaubte, ihr auf der Spur zu sein, alle in Betracht kommenden Regierungen — und bei der damaligen Zerstückelung des Reichs waren es deren eine ganze Anzahl — darunter auch die von Sachsen-Weimar um Hilfe zur Aufsuchung der Anna von Sien, gegebenenfalls um Mitteilung von ihrer Festnahme gebeten. So lief denn auch nach einiger Zeit aus Weimar die Nachricht ein, man habe eine Frauensperson, die mit der Landkutsche von Gotha gekommen sei und auf die die angegebenen Merkmale paßten, angehalten. Und nun folgt die Mitteilung des Ergebnisses des Verhörs, das man mit ihr angestellt hat. Ein Kabinettsstück einer Aussage! In dem ganzen, trefflichen Buche Hosmanns ist kein Teil in glänzenderer Sprache geschrieben wie dieser, keiner präziser ausgedrückt. Ich habe mit großem Genuß dieses Meisterstück oftmals durchgelesen und an manchen Stellen aus herzlicher Gemütsfreude laut aufgelacht. Hat die Simse sich wirklich in dieser Weise gebärdet und so gesprochen — beim Teufel, ich möchte sie küssen. Dann war sie trotz sündhaften Wandels — wir schlagen

Digitized by Google

darüber ein Kreuz —, trotz Stehlens und trotz ihrer Beteiligung an den Kirchendiebstählen, trotz allem: dann war sie ein Weib mit so stark ausgeprägter Eigenart, so witzig, schlagfertig und geistreich, daß sie uns helle Bewunderung abnötigt. Hat Hosmann aber gebessert und umgestaltet, dann muß es ihm gegangen sein wie mir: Der Zauber der starken Persönlichkeit der Simse hat auch auf ihn gewirkt und seinen Stil steigend emporgetrieben, so daß er an keiner andern Stelle seines Buches so wahr und schön und stark ist.

Drum braucht es keiner Rechtfertigung, wenn die ganze Aussage, die die Simse in Weimar gemacht hat, bis auf den Buchstaben getreu hier wiedergeben wird; jede Änderung würde Schönheit und Wirkung schwächen:

„Sie hieſſe | sprach sie: Christina Magdalena Meyerinn | und wäre sonst aller Orten volbekandt. Ihre Geburts-Stadt wäre Hamburg | und ihre Eltern allda Juden gewesen | der Vater hätte geheissen Abraham Meyer | und die Mutter Sara | welche schon vor 14. Jahren gestorben Sie hätte zwar für jetzo keinen Mann | wäre aber doch an einen im 15 Jahre ihres Alters verheyratet | welcher Levis Levin hieſſe | und | wie sie gehöret | sich zur Zeit in Holland solte aufhalten. Es wäre derselbe von Geburt ein Jude | von Profession ein Jubilirer. Sie hätte mit ihm zwey Kinder gezeuget | die alle beyde zu Hamburg schon gestorben. Es hätte aber ihr Vater nicht haben wollen | daß sie länger bey ihm bleiben sollte | weil er sich vor allbereit 5 Jahren an eine Christinn von Dresden gehänget | und mit derselbigen | da sie eine Jüdinn worden | in Holland gangen. Sie im Gegentheil hätte sich bekannt zum christlichen Glauben | daherr sie in Hamburg um ihrer Freunde willen | nicht länger bleiben mögen | sondern vor etwa 3. Jahren von dannen gewichen. Meinte auch nicht | daß sie dadurch an ihrem Manne wäre untreu worden | oder denselben böslich verlassen hätte. Und wenns endlich auch gleich so wäre | und sie alles auf der Welt gethan hätte | so wäre sie doch bedeutet | daß durch die Tauffe alles aufgehoben sey. Überdem hätte der Mann an ihr | und sie nicht an ihm | Treulosigkeit begangen. Siderdem nun wäre sie die meiste Zeit in Leipzig | auch zum öfftern in Halle gewesen | allwo sie im Gast-Hofe zum Kühlenbrunn geherberget; wie wol sie selber nicht einst recht wüste | wo sie gewesen; massen sie auf ihr Plaisir so herumgereiset; hätte dennoch nichts böses gethan. Wie man sie hierauf befragte: Ob sie nicht zu Halle sich Annen oder Madame de Sien nennen lassen? Kam ihr solches gar lächerlich vor | und sagte beständig nein dazu | jedoch mit dem Zusatz | daß zu der Zeit freylich auch eine getauffte Jüdinn zu Halle logiret | die sich von Sien genennet. Derselben ihr Mann hieſſe Georg Sien | und hätte des Mannes Mutter auf dem Pferdemarckt gewohnet | allwo die Lübeckische Post bey selbiger einzukehren pflegte. Sie die Sien, wäre eine Portugiesinn | und schon vorlängst in ihrer Jugend getaufft. Sie aber wäre die Person nicht. Man möchte nur nach Leipzig schreiben | oder gar nach Hamburg | so würde mans bald also erfahren. Ihr Bruder wäre Hof-Jubilier zu Merseburg | käme offt zu Halle | wiewol er sie für seine Schwester nicht mehr erkennen wolle | weil sie zum christlichen Glauben getreten. Vor GOtt aber würde er sie nicht verleugnen können. Sie hätte ja ihre richtige Attestata bey sich | und wo man dennoch von ihrer Person Rechenschaft forderte | so sehe

Digitized by Google

sie nicht | was diese nützten | wolte sie also nehmen und ins Feuer schmeissen. Als man sie wegen ihrer gar guten Kleider und andern bey sich geführten Schmucks und Putzes befragte | ob sie nicht des alles | teils durch Diebstahl | oder teils mit Hurerey zu wege gebracht? Lachte sie anfangs des höhnisch | und sagte: Nein | das hätte sie von ihren Eltern nicht gelernet. GOtt würde sie dafür schon behüten; wobey sie einen tieffen Seufftzer holete. Daß sie aber so herumzöge | thäte sie zur Lust Von Leipzig hätte sie ihr Attestatum bey sich | welches | wie man wol sehen könte | noch gantz neu wäre | auf Halle wäre sie von Wolfenbüttel zukommen. Jedoch aber wäre sie auch vor anderthalb Jahren zu Halle nur vor die lange Weile gewesen | um ihr ein Divertissement zu machen | wie sie dann auch in Jena sich acht Tage zu ihrem Plaisir aufgehalten. Nach Gotha wäre sie gleichfalls gereiset | und etwa ein 8. Tage dageblieben | sich daselbst ein wenig umgesehen | von da sie wieder hierher auf die Post gefahren. Wann sie um Unzucht willen diese Örter besuchet hätte | würde sie wol länger da bleiben seyn. Zudem hätte sie nicht nötig gehabt | so weit darnach zu reisen | gestalten sie schon in Wolfenbüttel Gelegenheit genug zu solchem Handel gehabt hätte. Aber sie wäre des Handwerks nicht. Sie hätte nur Lust, in der Welt sich umzusehen | und wenn sie ein Kerl wäre | müste sie die gantze Welt durchreisen; so eine Begierde hätte sie zu reisen | und die Welt zu sehen. Man hätte sie in Verdacht | daß sie zu Jena denen Purschen auf ihren Stuben eine Visite gegeben | aber sie müste des wol lachen. Nein | gemein machte man sich so nicht. Es stände nicht fein | sich etwas zu rühmen | sonst könnte sie vol sagen | daß ein vornehmer P. ihr zu gefallen etliche Meilen gereiset wäre. Hätte also nicht nötig, in Jena die Stuben zu besuchen. Zu diebischer Gesellschaft aber hätte sie sich | GOtt Lob und Dank | ihr Lebtag nicht gehalten | und da würde sie auch GOtt noch ferner für behüten. Es solte ihr solches niemand in der Welt mit Wahrheit nachsagen können. Fing dabei gar von Hertzen an zu lachen | daß sie solte auf Mauserey mit im Lande herumgezogen seyn. Von Nickel Listen | der sich den von Mosel nennen | und ein beruffener Ertz-Dieb seyn solte | hätte sie ihr Lebtage nicht gehöret. Sonst kennete sie wol einen gewissen vornehmen Cavallier | der Mons. Mosel hiesse | par renommée | massen sie mit manchen vornehmen Cavallier auf der Reise gewesen | und mit selbigen gespeiset | deren sie auch verschiedene hernannte. Aber Listen, den Schelm, kennete sie gar nicht | und ebenso wenig den Andreas Schwartzen | der sich Moritz Richter nenne. Sie wolte daß auch dieser Schelm und alle die andere am Galgen hingen | und befände sie sich eben nicht schuldig | auf solche Fragen einmahl zu antworten | wenn sie es nicht aus Respect gegen die Herrschafft thäte. Sie wäre vol die elendste und unglücklichste Weibes-Person von der Welt | hätte weder Vater noch Mutter | weder Mann noch Kind und müste sich allein auf den lieben GOtt verlassen | der würde sich ihrer annehmen | und sie für bösen Gedanken durch den H. Geist behüten | daß sie sich nicht so hoch versündigte | und in solche Laster verfiele | sondern für ihre Seele noch weiter sorgte | wie sie verhoffentlich für dieselbe bis daher noch wol gesorgt hätte. Sie hoffe — als eine ehrliche Christinn zu sterben | und nicht als eine diebische Christinn | wobey ihr auch einige Thränlein entfielen."

Digitized by Google

Dies also ist das köstliche Geständnis der Christina Magdalena Meyer, und hier schon kommt uns Verwunderung an, wie man es fertig gebracht hat, auf diese Aussage hin, dieses Weib nicht für die Simse zu halten. Frecher hat selten je ein Verbrecher seine ganze Lebensgeschichte erzählt, sich selber deutlich beschrieben und dann zum Schluß gesagt: Seht, dies bin ich nicht. Es paßt mit Ausnahme des doch auch nur wenig veränderten Namens geradezu alles auf die Simse, und man gerät in Verlegenheit, wenn man anfängt, nach Gründen und Unähnlichkeiten zu suchen, die die Gerichte hätten bewegen können, sie nicht dafür zu halten. Uns drängt sich hier schon die Überzeugung auf, daß sie es war; aber warten wir ab, es kommt noch toller.

Die Meyerinn spielte dem Untersuchungsrichter ein Trauer- und Lustspiel zugleich vor, sie benahm sich possenhaft, um zuguterletzt doch die Pose einer Tragödin anzunehmen. Sie schien sich demnach jetzt im Theaterspielen zu gefallen, und im Gefängnis selbst hub sie denn bald mit einem neuen Stück an, dem den rechten Namen zu geben, sie uns Zuschauern überlassen hat. Hören wir also:

Über ihr im Gefängnis saß der gleichfalls eingezogene, ehemalige Jäger des Herrn von Mosel, der sich hier Andreas Schwartze, sonst Moritz Richter nannte. Und sie, die tugendreine Hochgepriesene, der, wenn man ihr glauben durfte, bislang kein Mann gefährlich geworden war, verliebte sich in ihn Kopf über Hals. Sie hatte, da sie ja die Christina Magdalena Meyer war, die Nickel List nie gesehen hatte, natürlich auch dessen Kammerdiener nie vor Augen gehabt; aber der Ruf seiner Schönheit und seines männlichen Auftretens entflammte sie in Liebe zu ihm. Wir, die wir dieses Weib im Gegensatz zu den Weimarer Gerichten ja für die Simse halten, könnten schon wohl begreifen, daß es ihr plötzlich beliebte, ihre Gunst, die sie bis dahin seinem Herrn geschenkt hatte, jetzt auf den Diener zu übertragen. Aber ein leiser Zweifel drängt sich uns auf, ein ganz bescheidener Zweifel, den uns freilich niemand beschwichtigen noch bestätigen kann, ob es nicht am Ende mit dieser neuen Leidenschaft nicht soweit hergewesen sei und sie weiter nichts beabsichtigt hätte, als gemeinsam mit Andreas Schwartze aus dem Gefängnis auszubrechen. Für Weimar aber war sie die Christina Magdalena Meyer und ihre Liebe zu Schwartze hinreißend und himmelstürmend. Sie suchte sich durch das Gitterfenster mit ihm zu unterhalten und knüpfte hinter dem Rücken der Gefangenenwächter mit ihm einen zärtlichen Briefwechsel an; da entließ man sie, vollständig unverständlicher Weise gegen Sicherheitsleistung aus der Haft, ganz einfach, „weil man vermeinte, Nachricht zu haben, daß sie die Anna von Sien nicht sei.“ Und das tut ein Gericht, dem es sonst gar nicht so genau darauf ankommt, auch auf schwache Indizien hin zu foltern und Bekenntnisse zu erpressen! Rätselhaft. — Kaum hatte sie ihre Freiheit wieder gewonnen, so schrieb sie an Schwartze einen liebeglühenden Brief, den sie seinem Bruder, der „Capitain des Armes bey dasiger fürstl. Guarde“ war, zur Beförderung übergab. Der Brief wurde abgefangen, und wir geben ihn hier gleichfalls unverändert wieder, weil auch er ihre Eigenart so deutlich hervortreten läßt, und weil wir sodann neben jener köstlichen Probe ihres mündlichen Gebahrens auch hiermit ihre Schreibweise kennen lernen. Das Schreiben lautet also:

Digitized by Google

Schönster Engel!

Ich kan dir nicht schreiben | wie ich gerne wolte. Wenn ich dir nach meinem Willen schreiben könnte | mein halbes Leben wolte ich darum geben. Doch | wenn ich alle Federn nehme | so könnte ich dir meine grosse Betrübniß nicht sattsam ausdrücken | welches ich nur durch dein Entfernen ausstehen muß. Doch hoffe dich | wo nicht hier | doch anderswo wieder zu sehen. Überschicke dir dieses | das kanstu auf meine Gesundtheit verzehren. Ich wolte dir gerne was mehr schicken | wenn ich was mehr hätte. Ich habe es auch zum Praesent bekommen. Vergiß aber meiner nicht | nimmermehr wil ich deiner vergessen | so wird dir GOtt helffen. Ich muß hier noch 8. Tage bleiben. Ich mag nun ungeschoren bleiben oder nicht | ich will alles geduldig wegen meiner Unschuld leiden. Habe nur Gedult | es wird sich alles schicken. Meine Johanna läst dich schön grüssen. Ich aber befehle dich in GOttes Schutz — und verharre

Deine Ergebenste

Christiana Magdalena Meyerinn.

P. S.

Bitte dich | zerreiß den Brief | daß ihn dein Stieff-Vater nicht in die Hände bekommt. Ich habe müssen eydliche Caution stellen. Wenn ich gleich wolte durchgehen | und meine Sachen in Stich lassen | so schickten sie mir Stech-Briefe nach | da wäre es nicht gut.

Mein Hertz in mir theil ich mit dir |
Brichstu an mir | so räche es GOtt an dir.
Meins ichs nicht von Hertzen |
So soll mich der Teuffel zerreissen.

Du allerliebster Engel. GOtt gebe | es gehe dir wol | als ich es gerne hätte. Schreib mir bald wieder."

Dieses ist ihr Brief an Schwartze. Es läßt sich nicht leugnen, daß er im besten Deutsch jener Zeit gehalten, und daß auch die Rechtschreibung durchweg einwandfrei ist. Auch sonst bestätigt er das Bild, das wir uns von ihr gemacht. Echt weiblich ein Postskriptum, und typisch dirnenhaft die eingestreuten Verse. Man weiß es, daß Frauenzimmer Verse lieben wie irgend jemand, daß sie ganze Gedichte auswendig können, und daß sie mit hohem Pathos Dichtungen von treuer Liebe und schnödem Verrat hersagen. Auch die Verse, die die Simse hier schreibt — sind sie von ihr? — bezeugen das. Der Brief ist außerordentlich zärtlich gehalten, und wieviel liegt nicht zwischen den Zeilen! Die ganze Erfahrung einer Vielgereisten auch in Gerichtsangelegenheiten, ihr schon früher gekennzeichneter Hang zum Schenken, ihr kühnes und energisches Auftreten und ihre gewandte Art. Dieser Brief ist ein treffliches Seitenstück zu ihren mündlichen Bekenntnissen.

Sie wünschte nun einmal mit Andreas Schwartze zusammenzukommen, und jedes Mittel war ihr recht. Sie wollte der Wache einen Schlaftrunk geben, mit Hilfe eines Schlossers die Türen öffnen und auf bereitgestellten Pferden mit ihm fliehen. Man entdeckte den Anschlag und nahm sie wieder in Haft. Man sieht, wie toll und unvernünftig sie bisweilen handelt. Sie,

Digitized by Google

von der jeder Mensch überzeugt sein mußte, daß sie die Simse war, macht solche Streiche, die ihr Freiheit und Leben kosten können. Aber so war sie. Zu ihrer Entschuldigung wußte sie nichts anzuführen, als „daß sie des Schwarzen gar so sehr gejammert, und sie denselben, weil er ihr über die Maßen von Person gerühmet worden, daß er ein ansehnlicher, schöner Kerl sein sollte, zu heiraten entschlossen gewesen. Dieses hätte ihr bewogen, daß sie zu seiner Entkommnung berätig und beförderlich sein wollen." Hört man diesen Einwand, so muß man wieder herzlich lachen. Hosmann meint, diese Entschuldigung zeuge von der großen Liederlichkeit ihres Gemütes, ich meine umgekehrt, die frische, tollkühne Art, die an ihr so gut gefällt, zeigt sich auch hier wieder — will man nicht etwa annehmen, daß diese Antwort nur ihre wahren Beweggründe und ihre Bekanntschaft mit Schwarze in unverfänglicher Weise verbergen sollte. Auf jeden Fall ist es die Antwort einer Spitzbübin; entweder die einer lachend Frohen oder einer sehr Geriebenen.

Alle diese Vorfälle wurden nach Celle, wo die Hauptuntersuchung gegen die Bande geführt wurde, berichtet. Dort war man weniger einfältig, allzuviele Merkmale stimmten mit der gesuchten Simse überein, und man bat, sie nebst dem Schwarze nach Celle auszuliefern. Um aber ganz sicher zu gehen, schickte man den Wirt des Gasthauses in den drei Kronen aus Hannover, der beide von früher her kannte, nach Weimar, damit er Auskunft gebe, ob die beiden Gefangenen Liftens Geliebte und sein Leibjäger seien. Der Wirt bezeugte sofort, daß Andreas Schwarze der sonst Moritz Richter genannte Jäger Liftens sei; bezüglich der Christina Magdalena Meyerinn gingen seine Aussagen dahin, daß sie zwar die Anna von Sien nicht sei; jedoch habe auch diese Frau vergangenen Herbst bei ihm geherberget, sich wegen ihres liederlichen Lebens recht verdächtig gemacht und viel Geld bei ihm gelassen.

In Weimar gab man sich damit wieder zufrieden, in Celle traute man der Sache nicht recht und ersuchte nochmals um die Auslieferung auch der fraglichen Frauensperson. Ja, man schickte sogar einen Kommissar dorthin der die Meyerinn nebst Schwarze abholen und nach Celle bringen sollte Und das Ergebnis: „Man meinete zwar, diese Gesellschaft würde sich durch das Weimarische allda in Haft genommene Frauenszimmer noch vermehrt haben. Weil aber der Herr Comissarius seine Ordre also erklärte, daß er selbige mitbringen sollte, dafern sie würde für die Anna von Sien von dem hannoverschen Gastwirt aus den drei Kronen erkannt werden, und dieser ganz ausdrücklich erklärte, daß sie dieselbige nicht wäre, als trug er Bedenken, sie zugleich mitzubringen." Diese dürftige Notiz ist alles, was der sonst so ausführliche Schriftsteller darüber bringt, und man fühlt ordentlich, daß hier irgend etwas nicht stimmt.

Kurz und gut: man ließ sie laufen. Diese Leichtfertigkeit des gerichtlichen Vergehens gegen sie läßt der Phantasie den weitesten Spielraum Warum hat man sie nicht mit Nickel List konfrontiert? Etwa weil die Reise zu weit war? Man hatte auf viel schwächere Beweismittel hin sich Verbrecher aus Breslau nach Celle beschieden, nur um ein Gegenüberstellen zu ermöglichen. Von Weimar nach Celle ist nicht gar so weit. Man hätte es ja auch mit der Tortur versuchen können. Auch Frauen wurden gefoltert, selbst wenn die Anzeichen der Tat viel weniger stimmten als bei der

Digitized by Google

Simse. Auf die einfache, nicht einmal beschworene Aussage dieses Wirts hin, der eingestandenermaßen viel Geld an ihr verdient hatte und auch wohl noch zu verdienen hoffte, hat man sie freigegeben. Sonst stimmte rein alles mit der gesuchten Simse in Art, Aussehen und Lebensschicksalen überein. Und in dieser Zeit pflegte sich doch sonst das gerichtliche Vergehen nicht in so milden Formen zu bewegen. Bestimmte Gründe für dieses Verfahren lassen sich natürlich, da Hosmann in seinem Werke sie hat unter den Tisch fallen lassen, heute nach 200 Jahren nicht mehr anführen. Aber es kommt mir, überschaue ich die Verhältnisse, vor, als ob die Simse einen hochstehenden Beschützer in Weimar gehabt haben müsse, gegen den der hohen Herrschaften gegenüber sehr unterwürfige Hosmann nicht recht mit der Sprache heraus will. So findet er denn gar nicht den heiligen Zorn, der sich doch sonst an dieser Stelle für ihn gebührt hätte, darüber, daß hier ein offenbar schuldiges Menschenkind dem Galgen entgangen ist. Eine Äußerung in ihrem Briefe an Schwartze deutet wenigstens darauf hin, daß sie in den paar Tagen ihrer Freilassung bereits Bekanntschaften angeknüpft hatte, und zwar sogar solche, die ihr ein Präsent zu machen imstande waren. Warum soll das nicht ein hoher Herr gewesen sein, einer, der Einfluß bei Gericht hatte und es sich erlauben konnte, zu betonen: dies ist sicher die Simse nicht. Es paßt so recht, sie in Beziehung zu hochstehenden Kreisen zu bringen, und ihr zum Schluß auch noch den Kranz eines Romans mit einem hohen Herrn um den Kopf zu legen.

Nun haben wir sie weit begleitet. Und sie, mag sie nun Anna Moyer sein oder Christina Magdalena Meyer sein, begegnet uns nur noch einmal ein kurzes Stück. Unter dem 25. November 1699 berichten nämlich die Stadtgerichte zu Dresden, daß dort eine getaufte Jüdin, namens Christina Magdalena Meyer, die klein von Statur sei und ein schmales Gesicht habe, wegen Unzucht gefänglich eingezogen worden sei. Bezüglich ihres Ehemanns und ihrer Eltern machte sie dieselben Angaben, die sie damals in Weimar gemacht hatte; aber auch in Dresden war man nicht so vertrauensselig. Man zog vielmehr bei den Vorständen der jüdischen Gemeinde in Hamburg Erkundigungen über sie ein, die ergaben, daß der Jude Levin, dessen Gattin sie sein wollte, mit Frau und Kindern recht vergnüglich in Hamburg wohnte und mit der Meyer nie etwas zu schaffen gehabt hatte, ja sie gar nicht kannte. Sonst war nur von einem Meyer etwas bekannt, der unter andern Kindern auch eine ungeratene Tochter gehabt habe, die vor etwa fünf Jahren — also 1694 — Hamburg verlassen und die in einem sehr üblen Rufe gestanden habe. Wenn wir noch einen Zweifel gehabt haben, ich glaube, er ist uns danach benommen, und es bleibt dabei: Auch dies war die Simse.

Keine Nachricht weiter, die von ihr spricht. Wir wissen nicht, ob man sie aus Dresden für ihr Vergehen mit Staupenschlägen getrieben oder zur öffentlichen Schau in den Stock gesetzt hat. Es wird auch nicht berichtet, was weiter aus ihr geworden ist, was sie danach begonnen und wie sie geendet. Wie sie voraussichtlich nach der glänzenden Zeit mit Nickel List von ihrer Führerrolle zurück hat treten müssen, so schließt auch für uns dieses Schauspiel in der Hauptsache mit jener Zeit. Wir haben sie vor uns gesehen, wie sie aufstieg und Herrin über viel Böses wurde; ihr Sturz und

Digitized by Google

Fall danach war jäh und hat sie doch in ihrer leichtlebigen Art wenig berührt.

Spielen wir zum guten Ende nicht Richter über sie! Sie hätte über unsere ernsten Mienen doch nur gelacht, und von einer schönen Frau ausgelacht zu werden, ist immer peinlich, selbst wenn die schöne Frau nur eine fahrende Dirne ist.

Die schleswigschen Halligen.

Von P. Andresen-Rabenholz.

Wie das Blatt der Lotusblume
Schwimmt die Hallig auf dem Meer;
Düstre Wolken, feuchte Winde,
Weiße Möwen zieh'n geschwinde
Land- und seewärts drüber her.

Seit Sturm und Erdbeben das Doverkliff sprengten, und so die Tür offen warfen, durch die der friesische Seemann seinen Ausgang, das „friesische Elend" jedoch seinen Eingang hielt, ist die Geschichte Nordfrieslands geradezu unzertrennbar von einer Geschichte seiner Wasserfluten. Die nimmer rastende, das Relief der Erdoberfläche fortdauernd verändernde See hat hier im Laufe der Zeiten weite, fruchtbare Gebiete in ihre Gewalt gebracht, hat ihnen das Gewand üppiger Vegetation ausgezogen und sie in graue, öde Watten verwandelt. Zwischen diesen Watten erheben sich jedoch einzelne Brocken, kleine Inseln und Inselchen, als Trümmer jener Landgebiete, die der nach Land so gierigen Nordsee zum größten Teil zur Beute gefallen sind. Die kleinsten dieser Eilande, welche mit ihren starkzerklüfteten, oft senkrechten Wänden aus dem Wattenplateau hervorragen, sind die schleswigschen Halligen.

Die geographisch auf das Wattenmeer an der Westküste Schleswegs beschränkten Halligen sind Inselchen, welche weder durch Dämme noch durch Dünen gegen die ihnen feindlich gesinnte Nordsee, die der friesische Anwohner nicht mit Unrecht „Mordsee" nennt, geschützt sind. Wie grüne Flicken ragen sie aus jenen

Digitized by Google

grauen Tonmassen, die wir Watten nennen, hervor. Der Friese bezeichnet die Halligen treffend als „Oogen", d. i. Augen des Meeres. Nur etwa einen Meter erheben sich diese über die Watten. Sie sind somit zur Flutzeit den Überschwemmungen fort und fort ausgesetzt. Der Halligbewohner hat diese Eilande aber dadurch zu dauernder Besiedelung fähig gemacht, daß er künstliche Hügel, Werften, Warften oder Wurten genannt, aufwarf, und dann auf diesen seine Hütten baute. Die über die Hallig dahin brausende Flut steigt oft auch allmählich an der Werft empor, bis an die Grundmauern des Häuschens des Halligmannes, und dann gleicht dieses einem leicht zerbrechlichen Seefahrzeuge. Steigt die Flut gar noch höher, dann müssen die Bewohner mit ihrer besten Habe auf den Heuboden hinauf flüchten. — Wer die Hallig zur Flutzeit gesehen hat, der erkennt sie nach Eintritt der Ebbe nicht wieder, wenn sie mit ihrem lebendigen Grün aus den grauen Watten hervor leuchtet, sich über das Plateau dieser erhebend. Man kann dieses Ländchen jetzt am besten mit einem auf einer Untiefe im Meere festliegenden Seefahrzeuge vergleichen.

Nicht jede unserer kleinen Nordseeinseln ist eine Hallig. Zu dem Begriff Hallig gehört wesentlich, daß diese Insel klein ist, daß sich ihr flaches Gebiet nur wenig über den Meeresspiegel aus den Watten erhebt, und daß sie der Deiche und Dämme, somit des Schutzes gegen das Meer entbehrt. Der Zahl nach gibt es 13 Halligen. Sie sind von verschiedener Größe. Die kleinste Hallig enthält nur ca. 16 Morgen, die größte dagegen ungefähr 2000 Morgen. In unseren Tagen haben einzelne der Halligen ihre Inselgestalt dadurch eingebüßt, daß sie durch Dämme mit dem Festlande verbunden sind; andere werden sie einbüßen; denn es werden noch weitere Landbefestigungsarbeiten vorgenommen.

Die ganze Hallig ist nichts anderes als eine grüne, fruchtbare Marschwiese. Da sie oft vom Meerwasser überschwemmt wird, so ist sie eben für den Kornbau ganz und gar ungeeignet, und vermag nichts anderes als Gras hervorzubringen. In seinem 1858 herausgegebenen Buche „Die nordfriesischen Inseln vormals und jetzt" schreibt G. Weigelt: „Darum durchschneidet kein Pflug das Land, hier wird nicht gesäet: und da auf den Werften die Häuser sehr nahe aneinander liegen, so fehlt es auch an Raum zu ausreichendem Gemüse- und Kartoffelbau; jedoch gedeiht der Kohl um die Häuser der Wurten, und für kleine Blumengärten

Digitized by Google

iſt hier und dort einige Fußbreit Erde übrig. Schattige Bäume ſieht man nur ſelten; ab und zu drängt ſich ein verkrüppelter Baum, ein Hollunder ängſtlich an die Mauer. Brennmaterial liefert dieſen Inſulanern ihre ſtiefmütterliche Heimat nicht; den Torf holen ſie ſich, wie das Mehl, doch formen ſie den Dünger ihrer Viehſtälle und trocknen ihn an der Sonne, um mit dieſen ſogenannten ‚Ditten‘ im Winter ihre Öfen wärmen.“ Dieſe Auslaſſungen gelten noch, und ich weiß ihnen nur hinzuzufügen, daß man in unſeren Tagen auch Verſuche gemacht hat, ein paar Obſtbäume anzupflanzen.

Der Hallig grüner Raſenteppich iſt zur Sommerzeit auch mit eigenartigen, bunten Blumen verziert. Dazu hat man denſelben mit einem Netz von Gräben, Gröppeln, Schlooten oder Prielen genannt, durchſchnitten. Sie ſind für die Entwäſſerung des Landes gemacht. In ihnen fließt zur Flutzeit das Salzwaſſer, je nachdem die Flut kommt oder geht, her und hin. Da es auf der Hallig keine Quellen gibt, ſo fängt der Halligbewohner das Regenwaſſer in künſtlich angelegten Ziſternen, Fetinge genannt, auf. Dieſe Fetinge, die zugleich auch zur Aufbewahrung des Süßwaſſers dienen, ſind ſehr künſtlich angelegt. Droht eine Sturmflut, dann füllt der Halligbewohner alle ihm nur zur Verfügung ſtehenden Gefäße mit Waſſer aus dem Feting; denn wenn die ſalzigen Fluten in dieſen hineinſchlagen, dann iſt das Trinkmaſſer in demſelben verdorben. Es wird dann durch ein unten angebrachtes Abflußrohr in die See gelaſſen, und die Bewohner der Hallig müſſen jetzt mit dem geretteten Süßwaſſer ſolange auszukommen ſuchen, bis Regen und Schnee wieder neuen Vorrat darbieten. Es erhellt ſomit, daß es für die Bewohner dieſer „frieſiſchen Uthlande“ von der größten Wichtigkeit iſt, wenn ſich auch hier artheſiſche Brunnenanlagen bewerkſtelligen laſſen.

Das kurze, ſaftige Gras der Halligwieſe gewährt Schafen und Rindern zweckdienliche Nahrung. Es liefert auch das kräftige Heu für die Winterfütterung. Von dem Boden, der Luft und der See geſalzen, läßt es ſich, ohne daß es von ſeinem Werte dabei etwas einbüßt, ſehr lange aufbewahren. Der Halligbewohner ſagt: „Altes Heu iſt ſo gut wie altes Gold.“ Die Heuernte iſt die einzige Ernte auf der Hallig. Bei dieſer teilt man das gewonnene Heu, und die Frauen und Mädchen tragen es, in Bettücher gepackt, auf dem Kopfe nach Hauſe. Iſt der gewonnene Ernteſegen auf den Boden gebracht, dann kann der

Digitized by Google

Halligprediger in der kleinen Kirche die Erntepredigt halten. Während der Zeit der Heuernte heißt es aber gut aufpassen, daß die Wellen das in Arbeit genommene Heu nicht entführen. Tun sie das, dann sieht es für den Halligmann sehr schlimm aus. Wir verstehen es, daß eine günstige Heuernte eine richtige Festzeit für die Halligleute ist. Eine zweite Festperiode ist die Zeit, in der die Schafe geschoren werden. Was dem Bewohner des hohen Nordens das Renntier ist, das ist dem Halligbewohner das Schaf, dessen Fleisch und Milch ihm zur Nahrung dient, aus dessen Wolle er seine Kleidung anfertigt und bei dessen mit Heu vermengten Dünger er seine Speisen kocht. Für die zum Verkauf gebrachte Wolle schafft er sich in den nächstgelegenen Festlandsstädten allerlei notwendige Sachen an.

Nicht alle Halligen sind bewohnt. Einzelne derselben, z. B. Behnshallig, Appelland, Norderoog tragen keine Häuser. Sie werden zur Grasung von Schafen und zur Heugewinnung benutzt. Auf Süderoog, Hamburger Hallig und Südfall lebt nur je eine Familie. Auf den bewohnten Halligen stehen auf 39 Werften ca. 120 Häuser. In diesen leben rund 500 Menschen. Es sind etwa 80 bis 90 schulpflichtige Kinder vorhanden. Alle Halligschulen werden nur von wenig Kinder besucht; diejenige auf Nordstrandisch-Moor zählt z. B. nur 2 Schüler. Sie ist die kleinste Volksschule Deutschlands.

Im Jahre 1565 hat es noch 24 Halligen gegeben. Wie die Zahl dieser in stetem Abnehmen gewesen ist, so ist es auch ihr Gebiet. Von 1713 bis 1847 soll dieses um die Hälfte verringert worden sein. In dem letztgenannten Jahre waren noch 4055 Steuertonnen übrig, während das ganze Halligenareal jetzt nur noch auf rund 2000 Hektar angegeben werden darf. Auch die Zahl der Halligbewohner ist eine immer geringere geworden. Vor 150 Jahren war sie viermal so groß als gegenwärtig. Damals gab es noch annähernd 500 Häuser auf den Halligen.

Die Bewohner der Halligen sind Friesen, mithin rein germanischer Abstammung. Kräftig und stattlich in der äußeren Erscheinung, ruhig im Benehmen, sicher in der Haltung, gestählt im Kampfe mit der See, besonnen und kaltblütig, so stehen sie da. Gastfreundschaft ist eine ihrer hohen Tugenden, ein natürlicher Takt ist diesen fern vom Getriebe der Welt lebenden, von Europas übertünchter Höflichkeit nicht beeinflußten Menschen angeboren. Die Frauen und Mädchen, denen Ordnungsliebe und Sauberkeit überall nachgerühmt wird, tragen noch die alte malerische

Digitized by Google

Friesentracht, die bei festlichen Gelegenheiten durch den prächtigen Silberschmuck zu einer sehr kostbaren wird.

Statten wir jetzt in Gedanken miteinander einem Hallighause unseren Besuch ab. Das freundliche Häuschen steht auf eingerammten Pfählen. Das Dach des Hauses ruht ebenfalls auf Pfählen. Wenn die gierigen Nordseewellen bei einer gar zu argen Sturmflut gegen die Mauern branden, diese dabei schließlich zum Einsturz bringen, dann stützt und trägt das stehenbleibende Balkenwerk das Haus noch weiter. Über der Haustür erhebt sich der hohe, spitze, dreieckige Giebel. Alles draußen sichtbare Holzwerk des Hauses ist mit grüner Farbe gestrichen, der Bogen über der Haustür jedoch weiß getüncht. An der einen Seite des Hausflures liegen die Wohnungslokalitäten, an der anderen die Wirtschaftsräumlichkeiten. Die ganze Wohnungseinrichtung ist geschmackvoll und sauber. Das Wohnzimmer, Dönsen genannt, ähnelt einer Schiffskajüte. In besonderen Nischen sind hinter hölzernen Türen die Bettstellen eingerichtet. Über dem eisernen Beilegeofen befindet sich eine kleine mit Glastüren versehene, somit zum Wandschrank gewordene Nische. Sie birgt das silberne und porzellanene Geschirr des Hauses. Sinnreiche Inschriften und Hausprüche, malerische Darstellungen von Blumen und Tieren u. dgl. zieren die Füllungen an den Stuben- und Betttüren. An den Bildern von Schiffen, Schiffbrüchigen u. dgl., welche die meist blau gestrichenen Wände zieren, knüpfen sich fast immer allerlei Familienerinnerungen. Unter dem Fenster steht eine hölzerne Bank. Ihre Sitzplatte kann aufgeklappt werden; denn die Bank dient zugleich als Lade. Der davor stehende schwere eichene Tisch trägt unten einen Schrank. Auch die Stühle sind aus Eichenholz. Sie würden jedem Museum zur Zierde gereichen. Ihre Rück- und Armlehnen sind zur Zeit ihrer Anfertigung von den friesischen Seefahrern in den Mußestunden zierlich geschnitzt. Sie zeigen Walrosse, Walfische und Meeresungeheuer aller Art. Neben dem Wohnzimmer liegt der größte Raum des Hauses, der Pesel, der namentlich bei allen festlichen Gelegenheiten in Gebrauch genommen wird. Hier verwahrt die Halligfrau in den blau oder grün gemalten, mit Namenszug und Jahreszahl versehenen Holzkoffern ihre heimlichen Schätze: den Vorrat an Linnen- und Bettzeug. Ein friesisches Sprüchwort lautet in der Übersetzung: „Eine Tochter, die keine volle Linnenkiste mit in den neuen Hausstand bringt, die weiß nicht, daß sie eine Mutter gehabt hat.“ Das Hallighaus hat jedoch auch noch

Digitized by Google

andere, oft sehr wertvolle Schätze aufzuweisen, nämlich viele fremdländischen Sachen, welche von den Seefahrern mit in die Heimat gebracht sind.

Sauber wie die Wohnräume, sind auch die Wirtschaftslokalitäten in dem Hallighause. Wie in Holland, so sind auch hier die Viehställe blitzsauber geputzt, und in diesen wie in den Futterräumen und Feuerungsplätzen herrscht die größtmöglichste Ordnung. Alles macht einen anheimelnden, urgemütlichen Eindruck. Gerne kehren die aus den nicht fernen Nordseebädern Wyk a. Föhr und Amrum an schönen Sommertagen nach einer Hallig herübergekommenen Badegäste in das Haus eines Halligmannes ein. Sie finden hier ebenso ungeheuchelte Gastfreundschaft, als die von dem Festlande eingetroffenen Touristen. Gerne verbringen diese alle einige Stunden auf dem weltentlegenen Eilande, sei es, daß sie einige Zeit mit den Halligleuten im traulichen Gespräche zusammensitzen, oder daß sie im süßen Dolce far niénte auf dem grünen mit Blumen gezierten Wiesenteppich ruhen. Weniger angenehm ist es auf der Hallig jedoch zur Winterszeit. Wenn die Eisfluten das kleine Eiland umgeben und die Eisberge sich wie eine Festungsmauer ringsherum auftürmen, dann ist man hier von jeglicher Verbindung mit der übrigen Welt abgeschnitten. Diesen Zeitpunkt kommen sehend, verproviantiert sich der Halligmann zur Herbstzeit mit genügenden Wintervorräten. Er bringt diese zu Boot aus den Märkten der Festlandsörter mit, wenn er hier seine überflüssigen Produkte: Vieh, Wolle, Butter, Käse, Fleisch, Fische, Krebse usw. an den Mann gebracht hat. Schlimm ist es jetzt so ganz besonders, wenn jemand krank wird. Arzt und Apotheker wohnen ja fern, und ersterer läßt sich nun nicht zu Boot herbeiholen. Da muß der Halligprediger, der Freud und Leid getreulich mit seiner ganzen kleinen Gemeinde teilt, oft aushelfen, der Seelenarzt somit auch als Leibesarzt dienen. Dieser ist daneben auch vielleicht noch Lehrer und Küster in einer Person. Die kleine Kirche übertrifft an Größe kaum die anderen Hallighäuser. In dem weißgetünchten Schiff derselben sind nur wenige Sitzplätze angebracht. An dem Boden hängt ein Schiffsmodell, und rings um dasselbe, in Reihen angebracht, sind Kränze zum Andenken an die verstorbenen Gemeindemitglieder aufgehängt. Hier versammelt der Geistliche zur Sonntags- und Festzeit seine ganze dankbare Landesbevölkerung um sich. „Was hätten und was wären wir Halligleute, wenn wir keine Kirche und keinen Sonntag hätten,“

Digitized by Google

so heißt es. Während das Mittagessen auf dem gelinden Herdfeuer weiter kocht, geht die Hausfrau mit allen ihren Hausgenossen zum Gottesdienst in die nahe Kirche. Diese hat keinen Turm, dazu auch keine Kirchenglocke. Die aufgezogene Kirchenfahne ruft die Gemeinde zusammen. Eine verhältnismäßig große Zahl weiblicher Kirchenbesucher hält das Haupt während des Gottesdienstes verhüllt. Es sind die Witwen. Am Sonntagnachmittag nimmt man auf der Hallig gerne ein Erbauungsbuch zur Hand. — Wird auf der Hallig ein Kind getauft, so herrscht richtige Landesfeier. Stirbt ein Mitglied der kleinen Halliggemeinde, so tritt wirkliche Landestrauer ein. Dann wehen die Fahnen überall, auf Häusern und Schiffen, halbstock.

In früheren Zeiten nahm man die Söhne unserer Halligen besonders gerne unter die Besatzung der holländischen und hamburgischen, zum Walfischfang ausgerüsteten Schiffe auf. Je mehr das aufhörte, sahen sich die Halligmänner in immer größerer Zahl zur Auswanderung genötigt. Wenn sie dann in der Fremde ein kleines Sümmchen erworben haben, dann kehren sie damit nach ihrer Heimatsscholle zurück. Kein Sohn derselben wünscht sein Leben in der Fremde zu beschließen. Mag er auch die Schönheiten und Güter der anderen Welt gesehen haben, den Golf von Neapel, die Reize Rio de Janeiros, den Glanz Londons und Lissabons, den Reichtum Bombais und Bostons, Islands Gletscher und Australiens Korallenriffe: schöner als alles erscheint ihm doch seine Heimatshallig mit der stillen Werft:

„Seht, er kehrt zur Heimat wieder,
Fromm und bieder wie er ging.
Ist die Hütte auch zerfallen,
Von den vielen Ländern allen
Dieses nur sein Herz umfing."

Noch immer nagt die nach Land gierige See an den Gestaden der kleinen Halligen. Die Tage dieser wären gezählt, wenn nicht der denkende Geist und die schaffende Hand des Menschen der See entgegenzuwirken versuchten. Man will die Halligen jetzt doch mit allen möglichen Mitteln und Vorkehrungen gegen den gänzlichen Zerfall schützen. Ihr Fortbestehen ist von eminenter Wichtigkeit. Sie sind nämlich als natürliche Wellenbrecher die beste Schutzwehr für die Festlandsdeiche, und sie dienen zugleich als die hervorragendsten Stützpunkte für die Zurückeroberung einst verloren gegangener, ausgedehnter Wattengefilde.

Digitized by Google

Besser wäre es gewiß gewesen, wenn man bereits viel früher zu der Befestigung der Halligen, und an die Arbeiten für die Zurückgewinnung verloren gegangener fruchtbarer Gefilde geschritten wäre. In den letzten Zeiten der dänischen Fremdherrschaft machte man hierzu erst die ersten Versuche, die aber bald, den ausgebrochenen Kriegsunruhen zufolge, wieder eine Unterbrechung erfuhren. 1867 nahm man die Fortsetzung des begonnenen Werkes wieder auf. Bald wurde die Hamburger Hallig landfest. Verbindungsdämme zwischen Röm und dem Festlande, Sylt und dem Festlande und Föhr-Amrum begannen viel von sich reden zu machen. 1896 bewilligte das Abgeordnetenhaus 1320000 Mark für Bauten im Halliggebiete. Oland wurde durch einen Damm einerseits mit dem Festlande, anderseits mit Langeneß verbunden. Gröde, Nordstrandischmoor, Langeneß usw. wurden durch Buhnen, Steindeiche u. dgl. vor weiteren Abbrüchen geschützt. Noch immer wird das Werk fortgesetzt, ungehindert der Schäden, welche die Winterstürme und Eisfluten diesen Arbeiten bringen, hat man ja doch endlich eingesehen, wie wichtig die Erhaltung der Inseln und Halligen ist. Jahrhunderte-, ja jahrtausendelang hat das Halliggebiet stete Zerstörungen erleiden müssen. Jetzt will man endlich doch erhalten, was vom Meere bedroht, zurückerobern, was von ihm geraubt ist. Auf das Zeitalter der Zerstörung soll ein solches der Zurückeroberung folgen. Man will es nicht mehr zulassen, daß den friesischen Sohn die von ihm über alles geliebte Heimat für immer verläßt; man sucht sie zu erhalten, jene Halligen, von welchen der Dichter singt:

„Kindlein in des Meeres Wiege,
Eilande an der Wellen Brust!
Menschen schiffen kalt vorüber;
Doch der Engel weilt mit Lust!“

Digitized by Google

Das Gold ist nur Schimäre!

Von Dr. Karl Mehrmann.

Das Gold ist nur Schimäre. Das sagt sich leicht. Aber wer sagt es denn? Meist der, der selbst am wenigsten in seiner Tasche hat. Dann ist es entweder der flotte Luftikus, der über seine eigene Besitzlosigkeit hinweg eine Kapriole schlägt. Oder es ist der schlau-bescheidene Fuchs, der von der Erde nach den Trauben schielt, die ihm zu hoch hängen. Andere dagegen, und sie bilden die Mehrheit, rechnen das Gold zu den Groß- und Weltmächten. Und tatsächlich hat es in den Händen der Fugger, der Rotschild, der Bleichröder usw. eine weltgeschichtliche Rolle gespielt.

Also, das Gold ist nicht Schimäre. Richtig ist, daß es für den keinen Wert besitzt, der in Isolierhaft lebt. Der Gefangene verlangt nach reichlichem und nahrhaftem Essen, nach warmer Kleidung, nach nicht zu hartem Lager. Das Gold ist ihm Schimäre. Und wie dem einzelnen, so ist es ganzen Nationen gegangen. Isolierten Völkern war von den Metallen Eisen das Wichtigste. Oder es hatten Muscheln bei ihnen Geldeswert. Oder gar ganz gewöhnliche Steine. Entweder hatte sie die Wasserwüste des Ozeans oder die gebirgige Abgeschlossenheit oder die durch Gewohnheit und Gesetz geschaffene Unzugänglichkeit auf den Isolierschemel gesetzt. Je mehr die Schwerfälligkeit des Verkehrs schwand, desto mehr wuchs auch der Goldzufluß. Das edelste Metall machte dann seine Annehmlichkeiten fühlbar. Heute sprechen wir von der goldenen Internationale, heute ist selbst das Silber als Währungsmittel außer Kurs gesetzt.

Aber schließlich ist das doch nur eine triviale Wahrheit, daß das Gold erst gewertet werden kann, wenn man es besitzt. Aber auch dann kann es nach seinem vollen Werte erst geschätzt werden, wenn eine weitere Voraussetzung erfüllt worden ist. Man kann das Gold nicht essen, man kann aus ihm keine Werkzeuge fabrizieren, die Kohle und Eisen aus der Erde schaffen. Man kann mit ihm nicht graben und nicht pflügen. Es müßte denn gerade vorübergehend als Pflugwerkzeug in der Hand des Sohnes des Himmels eine symbolische Rolle spielen. An sich ist es etwas durchaus Überflüssiges. Ein Volk, das auf sich selber angewiesen wäre, müßte, wenn sein Land an Dürre oder Überflutung litte, verdursten oder verhungern, und stäke es bis zum Hals im

Digitized by Google

Golde, daß es darin ersticken könnte. Die lebenspendenden Kräfte seines Bodens würden ruhig schlummern, wenn es des Eisens und des Stahls entbehren müßte, sollte bei ihm auch das Gold durch freiwillige Waschearbeit der Flüsse meterhoch auf die Straße geschwemmt sein. Anders jedoch, wenn die Menschen und Völker miteinander frei verkehren können. Dann sind die Menschen der gröbsten Sorge um des Lebens Notdurft enthoben, wenn sie genügend Gold besitzen. Ein Stückchen gemünzten oder ungemünzten Goldes befreit alsdann die Hungernden und Dürstenden von Mühsal und Plage. Es führt ihnen neue Ströme frischen Lebens zu. Und wenn eine wirtschaftliche Depression die Industriearbeiter auf die Straße wirft, wenn der Staat vor dem Zusammenbruche steht, — das Gold schwemmt alle Nöte fort. Und was verlangte Montecuculi für den, der Krieg führen will oder muß? Gold, Gold, und nochmals Gold.

Was folgt daraus? Zweierlei ist die Voraussetzung der Goldgeltung: erstens, es müssen reichlich Mittel vorhanden sein, des Lebens Notdurft zu befriedigen; zweitens, wo diese Mittel fehlen, muß wenigstens die Möglichkeit gegeben sein, sie von anderer Stelle zu beziehen. Unter diesen Voraussetzungen ist die hervorstechendste Eigenschaft des Goldes seine Überflüssigkeit. Und nun stehen wir vor dem Problem, das sich als ein durchaus paradoxes vorzustellen scheint: wie kann unter solchen Umständen das Überflüssige zu Werte kommen?

Zunächst aber eine andere Frage: was ist für uns Menschen wertvoll? Doch nur die wirkende Kraft, die durch ihre Leistungen unsere Bedürfnisse befriedigt. Dabei fragen wir zunächst gar nicht, ob diese Bedürfnisse der Lebensnotdurft oder dem Verlangen nach einer Verfeinerung der Lebenshaltung entspringen; denn da handelt es sich nur um Gradunterschiede bei der Wertbemessung. Der Wunsch nach einer Befriedigung der Lebensnotdurft ist der allgemeinere. Die Leistung also, die ihm entgegen kommt, wird naturgemäß höher bezahlt. So will es wenigstens das Gesetz der gesteigerten Nachfrage. Auf der andern Seite freilich wird das, was dem um sein Dasein kämpfenden als überflüssiger Luxus erscheint, von anderen, die sich in gehobener Lebensstellung befinden, für unentbehrlich gehalten. Und weiter behagt diesem, was jenem mißfällt. Luxuswerte aber sind Liebhaberwerte.

Und ebenso ist es nicht einerlei, ob die wirkenden Kräfte im Anorganischen oder im Organischen stecken. Auch das bedingt einen Gradunterschied für die geschaffenen Werte, auch einen

Digitized by Google

Namensunterschied; denn die Leistung einer im Anorganischen aufgespeicherten Kraft heißt Zins, der Produktionswert einer im Organischen lebenden dagegen Arbeitslohn, Gehalt oder Unternehmergewinn. Aber die Frage, welchen Wert eine Kraftäußerung besitzt, läßt sich in allen Fällen immer nur dann beantworten, wenn man die Leistung mit einem Bedürfnisse des menschlichen Lebens in Beziehung setzt. Ist diese Beziehung vorhanden, so ist jede Kraft, ob sie organischer oder anorganischer Natur ist, ein Kapital. Es ist eine all zu enge Auffassung, wenn man so nur das Geld nennt, das in einem Unternehmen steckt. Man spricht schon ganz vulgär von einem Arbeitskapital, aber seine Existenz wird inkonsequenterweise wieder vergessen, wenn zwischen Kapitalbesitzern und Kapitallosen unterschieden wird. Nach unserer Begriffsbestimmung, die die Wirkungsfähigkeit schlechthin als Kapital betrachtet, ist jede selbstbewußte Persönlichkeit Kapitalist, so lange sie nur noch über Arbeitskraft verfügt. Überdies nennt jeder Mensch ein etwas außerhalb seines Körpers sein Eigen, und so hat jedes menschliche Wesen Kapital in und außer sich. Dieses Kapital, so sagten wir, schafft Mittel zur Befriedigung notwendiger Lebens- und entbehrlicher, aber gern gestillter Luxusbedürfnisse. Diese beiden Arten von Bedürfnissen haben zwar ihre Wurzeln in der Gegenwart, aber sie wachsen in die Zukunft hinein. Daher verlangen sie, daß schon mit den Kräften der Gegenwart für sie vorgesorgt werde. Aber die Mittel dafür stehen nicht immer bereit; ja, sehr oft fehlen sie sogar zur Stillung der Gegenwartsbedürfnisse. In beiden Fällen sucht der Bedürftige den Fehlbetrag durch eine Anleihe zu decken. Er appelliert an das Vertrauen des Nächsten auf die Fortdauer seines Kräftebestandes und auf dessen sich noch steigernde Leistungsfähigkeit. Durch Ausnutzung des Optimismus, seines eigenen und fremden Optimismus, macht er bisher noch gebundene Kräfte flüssig. Der Summe seiner Wirkungsfähigkeit haftet also noch ein besonderes Moment an, das von außen aus der Zukunft an sie herangetragen wird und sie vermehrt. Dieses Akzidens, dieses Begleitkapital, das in dem Vertrauen der Mitlebenden begründet ist und aus der Zukunft Kraft zur Potenzierung des gegenwärtigen Vermögens saugt, nennt man Kredit.

Wir haben mithin: ein Persönlichkeits- und ein Sachenkapital. Also ein Kapital, das in der Kraft des Subjekts, und ein solches, das in der Mithilfe des Objekts steckt. Und wir besitzen ein Notwendigkeits- und ein Luxuskapital, von denen

Digitized by Google

das erste die Grundlage des menschlichen Daseins bildet, das zweite das schmückende Mileau schafft. Schließlich aber verfügen wir über ein Haupt- und ein Begleitkapital. Das ist ein Kapital, das in der Summe der jetzt vorhandenen Kräfte, und ein solches, das im Glauben an deren Fortdauer besteht. Es wäre ein vergebliches Bemühen, die der Stellung nach miteinander korrespondierenden Glieder dieser drei Gruppen für identisch zu halten. Man läßt sich zu einem solchen Versuche leicht verführen, weil die notwendigen Befriedigungsmittel für die Lebenserhaltung die Hauptsache, der Luxus nur ein schmückender Umstand ist. Aber ein Blick auf unsere Definitionen zeigt, daß die Begriffe Haupt- und Begleitkapitel etwas ganz anderes besagen als Notwendigkeits- und Luxuskapitel. Und wie das in einer Persönlichkeit investierte Kapital, ebensogut wie das in einer Sache steckende, für notwendige und zugleich für Luxusbedürfnisse nutzbar gemacht werden kann, so ist zum Hauptkapital bald Persönlichkeits-, bald Sachenkapital zu rechnen. Nun liegt es in dem Kern der Sache begründet, daß der Kredit seine höchste Wirksamkeit erst als Begleiterscheinung des Persönlichkeitskapitals entfaltet. Denn hier ist das größte Risiko, und der Mensch kann nicht wie die Sache als Faustpfand dienen.

Denn die Zeiten der antiken Sklaverei sind vorüber. Heute ist die Unterstellung der Persönlichkeit unter das Sachenrecht auf dem Boden der Kulturvölker nicht mehr möglich. Über seinen Nächsten kann niemand mehr Gewalt erhalten, sondern nur noch über seine Leistung. Das Produkt der Kraft ist eine Sache, nicht die produzierende Kraft des Menschen. Und wie steht es mit dem Gegenwarts- und Vertrauenskapital? Ihre Bezeichnung als Haupt- und Begleitkapital sagt schon, daß es sich hier um eine enge Verbindung handelt. Wer Persönlichkeits- oder Sachenkapital hat, besitzt auch Kredit, und bestände der Kredit nur in einem à fonds perdu gegebenen Almosen, das der Hoffnung und dem Vertrauen entspringt, der so Beschenkte werde in irgend einer Weise noch der Menschheit nützlich werden können. Der Kredit ist also eine unlösbare Nebenerscheinung, aber nicht eine Umwandlung des Hauptkapitals. Anders stellt sich das Verhältnis von Notwendigkeits- und Luxuskapital. Die nachfolgende Auseinandersetzung wird dartun, daß das erste in das zweite übergehen kann. Und darin liegt dann freilich eines der Geheimnisse, das selbst für den, der um seine Existenz kämpft, das Gold, das für die unmittelbaren Lebensbedürfnisse so überflüssig

Digitized by Google

zu sein scheint, doch zu einem Notwendigkeitskapital werden läßt. Und ein zweites Geheimnis liegt in der engen Beziehung, die zwischen Luxus- und Begleitkapital trotz aller Nichtidentität besteht.

Wer wirtschaftet, will seinen Organismus erhalten, ihn kräftigen und verfeinern. Die für diesen Zweck verbrauchten Kräfte, ob sie nun dem Persönlichkeits- oder dem Sachenkapital entnommen sind, müssen immer wieder ersetzt und vermehrt werden. Das ist nur möglich durch Aneignung fremder Leistungen, und das wieder läßt sich nur durch Überproduktion und durch Austausch der überschüssigen Arbeitserzeugnisse erreichen. Zu diesem Austausche drängt schon die Furcht, daß überschüssige Leistungen sonst dem Verderben anheim fallen müßten. Angenommen, ein wirtschaftender Organismus hätte von dem seiner Produktionsart eigentümlichen Werterzeugnisse einen größeren Vorrat geschaffen, als die Nachbarn gerade begehren oder mit ihrem eigenen Wertbesitze bezahlen können. Der Fehler läßt sich immer noch verbessern, wenn sich die Ware konservieren und aufspeichern läßt, bis für den Absatz eine günstigere Gelegenheit da ist. Schlimmer ist es, wenn überhaupt die Gesamtheit der Leistungsüberschüsse die Nachfrage dauernd übersteigt. Dann wird unrentabel gewirtschaftet. Aber bei einer Untersuchung der *Gesetze*, nach denen sich im Wirtschaftsleben der Austausch regelt, scheidet die Unvernunft eines Produzenten aus der Betrachtung aus. Und *dann* um so mehr, wenn, wie im Zeitalter des Weltverkehrs, der immer neue Absatzwege bis in die fernsten Erdteile hinein erschließt, eine solche Sinnlosigkeit des Produzierens nur noch höchst selten vorkommen kann. Das wünschenswerteste ist für den Produzenten natürlich, wenn er seinen überflüssigen Vorrat sofort dorthin abstoßen kann, wo er verlangt wird. Das enthebt ihn der Arbeit des Konservierens, der Anlegung von Speicherräumen und des Risikos des Verderbens. Die Abstoßung des Überschusses befreit sein Persönlichkeits- und Sachenkapital von rein passiver Arbeit; er kann beide für die aktive wieder freimachen.

Aber was erhält er als Entgelt, wenn ihn der Abnehmer seiner Waren nicht aus dem Vorrat eigener Kapitalleistungen zu entschädigen vermag?

Es ist eine Tatsache, daß die notwendigen Bedürfnisse ihre *festen* Grenzen haben, daß sie mit einem bestimmten Maße zu befriedigen sind. Die Luxusbedürfnisse dagegen sind grenzenlos und wachsen, je mehr sie befriedigt werden, ins unbeschränkte.

Digitized by Google

Wenn ein produzierender Organismus seinen Leistungsüberschuß abstößt, so sucht er den Entgelt dafür auf dem Gebiet des Luxuskapitals. Denn für den Organismus, der über seinen eigenen Bedarf hinausproduziert, ist das Mehr seiner Leistungen etwas Überflüssiges. Und das Überflüssige nennt man zu Deutsch — Luxus. Der Produzent handelt also in keiner Weise unwirtschaftlich, er macht sich nicht der Verschwendung schuldig, wenn er notwendiges Kapital hingibt, um dafür Luxuskapital in den Kauf zu nehmen. Einige besondere Umstände lassen ihm vielmehr diesen Tausch geradezu rentabel erscheinen. Zunächst hat nämlich das Luxuskapital größere Aussicht auf Fortbestand als das Notwendigkeitskapital. Dessen Bestimmung ist die direkte Arbeit, und die schleißt ab. Das Luxuskapital aber wirkt durch sein bloßes Dasein; es glänzt und schmückt und verbreitet so Behagen. Es wird also nicht mit Gewalt abgenutzt. Im Gegenteil, es wird sorgfältig behütet. Der Berufszweck des Notwendigkeitskapitals ist dagegen der Stoffwechsel, und mag es noch so massiv gearbeitet sein, es schleißt viel eher ab, weil robuster mit ihm umgegangen wird. Das Luxuskapital jedoch mag noch so fein und zart sein, ja, je feiner und zarter es ist, desto länger ist seine Lebensdauer. Dasjenige Notwendigkeitskapital, das direkt zur physischen Lebenserhaltung des Menschen dient, Getreide z. B., Brot, Fleisch u. dgl., ist außerdem einem schnellen, natürlichen Verwesungsprozeß ausgesetzt. Es ist daher eine durchaus rentable Kapitalanlage, wenn der Überfluß von so leicht verderblichen Stoffen gegen Dauer versprechende Luxusmittel umgetauscht werden.

Vorausgesetzt, daß diese Rentenanlage in Luxuskapital im Bedarfsfalle jederzeit und überall ohne all zu große Schwierigkeiten wieder in Notwendigkeitskapital umgewandelt werden kann. Das ist nicht mit jedem Luxuskapital der Fall. Vieles kann nur mit großem Aufgeld wieder anders kapitalisiert werden. Wegen seiner Gebrechlichkeit und seiner Ansprüche an zarte Behandlung setzt es nicht selten dem Transport große Schwierigkeiten entgegen. Kunstmöbel z. B. haben kein Talent, sich als Tauschmittel verwenden zu lassen. Aber die gleichen Schwierigkeiten macht auch mancher Bestandteil des Notwendigkeitskapitals. Getreide, Fleisch, Kohle oder Eisen und Stahl oder gar kolossale Dampfmaschinen sind alles andere eher denn ideale Tauschmittel. Es kommt hinzu, daß nicht jeder Gegenstand, der der Befriedigung notwendiger Bedürfnisse dient, in jedem Klima, bei jedem Volke willkommen

Digitized by Google

ist. Roggenbrot z. B. verträgt nicht jeder Magen; ganze Rassen weisen es zurück. Gewisse Bestände des Notwendigkeitskapitals haben nur örtlichen oder höchstens nationalen Wert. Das Luxuskapital in seiner Verarbeitung trägt freilich auch immer den individuellen und nationalen Charakter seines Ursprungsortes. Aber es ist eine unbestreitbare Tatsache, daß ein Luxusgegenstand meist gerade darum von anderen Völkern begehrt wird, weil er in der Eigenart seiner Bearbeitung von ihnen nicht nachgeahmt werden kann. Gerade seine Individualität und seine nationale Besonderheit, die das Absatzgebiet des Notwendigkeitskapitals eher einschränken, sichern dem Luxuskapital also sein internationales Verbreitungsgebiet. Am meisten begehrt aber muß naturgemäß derjenige Luxusgegenstand werden, dem die individuellen und nationalen Eigenheiten seiner Bearbeitung jeden Augenblick abgestreift werden können, ohne daß er dabei an Quantität allzuviel einbüßt und ohne daß er für andere Benutzungszwecke unbrauchbar wird. Hat er außerdem noch den Vorteil, dem natürlichen Stoffwechsel nicht allzusehr ausgesetzt zu sein, verlangt er also keinen zu großen Kraftaufwand für seine Konservierung, werden durch seine Raumverhältnisse und durch den Mangel an Gebrechlichkeit die Schwierigkeiten seines Transportes und der Aufspeicherung auf ein geringfügiges Maß herabgesetzt, ist er bequem teilbar, ist er überdies nicht zu häufig, aber auch nicht zu selten — so haben wir das Ideal eines international begehrten Tauschmittels.

Und das ist bisher von allen Arten Luxuskapital das Gold.

Das Gold ist das konstanteste Luxusmittel, das sich denken läßt. Es wurde daher in einer Wirtschaftsperiode, die ihren Handel- und Geldverkehr auf der Grundlage der Konstanz und Allgemeingültigkeit des Luxusbedürfnisses aufbaute, mit Recht als einheitliche Unterlage des Tauschmittelverkehrs gewählt. Es lag in der logischen Folge der geschichtlichen Entwickelung, daß die Bedeutung des Goldwährungssystemes mit der Ausbreitung des Weltverkehrs wuchs. Mochten die Völker von Roggen oder von Weizen oder von Mais leben, mochten sie den Stahl oder noch den Stein zu Waffen oder Werkzeugen verarbeiten — am Glanze des Goldes und an seiner Verwendbarkeit für die Befriedigung des noch so persönlich, noch so national gearteten Schönheitssinnes erfreuten sie sich alle. Und indem das Gold Steine, Muscheln, Kupfer und Silber als Nahrungsmittel absetzte, bewies es mit leuchtender Eindringlichkeit, daß schließlich auch der Verkehr nicht bloß unter der Herrschaft des Notwendigkeitsbedürfnisses

Digitized by Google

steht, sondern auch von dem Schönheitsdurste der Menschheit seine Gesetze erhält.

Das Lebensbedürfnis ist eigenartig, für jede Persönlichkeit, für jedes Land und für jedes Volk ein besonderes. Das ästhetische Interesse ist international. Und so geht der Handel mit der Kunst Hand in Hand durch die ganze Welt.

Aber auch der Sinn fürs Praktische ist international, und wenn das Praktische dem Hauptzweck des Handels und jeder Arbeit überhaupt, dem Trieb zur Kraftersparung, irgend einmal besser gerecht werden sollte, als die Freude am ästhetischen Genuß, am luxuriösen Behagen, dann dürfte vielleicht auch für die Herrschaft des Goldes im Weltverkehre das letzte Stündlein geschlagen haben.

Und nun die Funktion des Goldes im Tauschverkehr? Es ist bekannt, daß das edle Metall nur zu kleinem Teile Tauschmittel, zum allergrößten Deckungsmittel ist. Das will sagen: Das Gold läuft nur zu einem Bruchteil als Münze um; zur Hauptsache liegt es in den Kellern der Banken. Seine Stelle als zirkulierendes Mittel nehmen Papiernoten ein, die ja den Vorzug noch größerer Transport- und noch leichterer Aufbewahrungsmöglichkeit haben. Die Tatsache, daß das Gold als Tauschmittel nur wenig verwendet wird, beweist am deutlichsten, daß das Gold schließlich sogar für das Verkehrsbedürfnis etwas Überflüssiges, daß der eigentliche Kern seiner Bedeutung der Kredit ist. Schon daß das Gold als Gegenwert gegen Mittel zur Befriedigung notwendiger Bedürfnisse angenommen wird, ist nur unter der Voraussetzung denkbar, daß an die Konstanz und die Internationalität des Luxusbedürfnisses sowie an die Möglichkeit geglaubt wird, Gold lasse sich jederzeit hier oder da gegen Notwendigkeitskapital wieder eintauschen. Die Ersetzung des Goldumlaufes durch die Notenzirkulation aber hat noch weiter das viel bedeutsamere Vertrauen zur Bedingung, daß das Gold, das in den Bankkellern zur Deckung der umlaufenden Noten liegen soll, auch wirklich vorhanden ist und vorhanden — bleibt.

Man sieht: das Wesen des Goldes verlangt für sich selbst Kredit. Nennen wir ihn, da es sich um den Glauben an die Zukunft des Luxusbedürfnisses handelt, Luxuskredit. So haben wir die von uns oben behauptete engste Beziehung zwischen dem Kredit und dem Luxuskapital. Der Punkt ist wichtig.

Und nun das Verhältnis des Kreditgebers und des Kredit-

Digitized by Google

nehmers zum Golde. Es ist klar, daß für denjenigen, der Gold herleiht, der Kredit, den er gewährt, ein Teil seines Luxuskapitals ist, denn er gibt von seinem Überflusse. Anders steht es für den Schuldner. Nehmen wir die beliebteste Art des Kredits, den Anleihekredit. Denn vor dem Bürgschaftskredit haben weiteste Kreise einen berechtigten Abscheu. Mit dem Anleihekredit hilft der Überschußbesitzer demjenigen, dem ein Bedürfnismittel fehlt oder der ein vorhandenes Kapital aus Mangel an Hilfskräften nicht ausnutzen kann. Allerdings erhält der Begehrende das Erforderliche selten unmittelbar aus der Hand des Leihenden. Das Kreditmittel ist das Gold. Wer das Gold hergibt, glaubt an die Zukunft des Schuldners. Aber auch dieser kreditiert. Der Unterschied ist nur der: während der Gläubiger auf die fernere Leistungsfähigkeit des Schuldners in der Beschaffung von Notwendigkeitskapital hofft, glaubt der Schuldner an die zukünftige Geltungsfähigkeit des Goldes als Luxuskapital. So kreuzen sich die Kredite. Und der stärkere? Oder vielmehr: der schwächere der beiden Gläubiger ist natürlich der, der den Kredit am nötigsten hat. Das ist aber zweifellos der Goldleiher. Denn er erhält von seinem Gläubiger einen reellen Gegenwartswert, während er den Goldherleiher auf die Zukunft vertröstet. Für den Kreditnehmer hat das Gold den Wert des Notwendigkeits-, für den Kreditgeber den des Luxuskapitals.

Da ist es nun die Frage: wie wirkt das Gold bei dieser seiner Eigenart überhaupt auf die Rolle des Kredits im Verkehr ein?

Das Kreditkapital, so sagten wir, besteht im Vertrauen auf die Fortdauer des Persönlichkeits- und Sachenkapitals, das der leihende Produzent besitzt. Dann fügten wir hinzu: zum Kreditkapital gehört auch der Glaube an die Fortexistenz des Luxuswertes, den das Gold ausmacht. Der Kredit, wenn man will, eskamotiert die Zukunft in die Gegenwart hinein; er macht die Fälle der Zukunftsmöglichkeiten, in denen etwa sich das jetzt vorhandene Persönlichkeits- und Sachenkapital entfalten kann, den Bedürfnissen der Gegenwart dienstbar. So betrachtet, ist der Kredit die feinste Blüte der Wirkungskraft, die das Kapital überhaupt besitzt. Hier ist auch der Punkt, wo die Spekulation einsetzen kann. Sie bringt dem produzierenden Organismus, dessen Kräfte durch Mangel an mithelfenden Mitteln gebunden waren, das entgegen, was er braucht, im ganzen Sinne doppelt braucht: den Glauben an seine Zukunft. Das Vertrauen des Kreditgebers

Digitized by Google

erhöht das Selbstvertrauen des Kreditnehmers und vermehrt somit dessen Persönlichkeitskapital. Indem sich der Glaube des Kreditgebers mit metallischem Klange hörbar macht, vergrößert er ferner das Sachenkapital des Kreditnehmers. So wirkt die Spekulation unverkennbar als ein befruchtendes Moment. Auf der anderen Seite aber steht die gewaltige Überlegenheit des Luxuskapitalisten über den Anleihebedürftigen. Da wird der Kredit nach den mannigfachsten Richtungen hin zur Barrikade einer volkswirtschaftlich rentablen Kraftausnutzung. Ich spreche nicht davon, wenn die Spekulation das Risiko des Glaubens an die Zukunft auszugleichen sucht durch das Verlangen übergroßen Zinsgenusses. Der Wucher, der sich der Bienenarbeit des Schuldners bemächtigt, macht die Spekulation zur Drohne, die ausgemerzt werden muß. Und wenn die Spekulation die Hoffnung auf die Zukunft aufreizt, um mit dem Vertrauen ein leichtfertiges Spiel zu treiben, wenn sie allzu hoch ragende oder schlecht fundamentierte Luftschlösser baut, dann wird sie zu einem ruinösen Element, das den Wohlstand untergräbt.

Immer aber bleibt der Kreditgeber, selbst der vorsichtige, bis zu gewissem Grade der Spekulant, der nach dem Persönlichkeits- und Sachenkapital des Anleihebedürftigen dessen zukünftige Leistung zu berechnen und danach den Kredit zu bemessen sucht. Unglücksfälle, Krankheit, Tod, Brand und Verwüstung, Aufruhr und Krieg sind Risikofaktoren, die sich nur als unbestimmbare Größen in die Rechnung einsetzen lassen. Ein gewisses Verlustkonto wird der vorsichtige Kreditgeber immer offen halten müssen. Wo die Neigung dazu nicht vorhanden ist, stoßen wir auf die letzte und schwächste Art des Kredits, die keine Neigung hat, sich allzuweit vom realen Gegenwartswert zu entfernen. Ist der Kreditgeber, der mit einem Verlustkonto rechnet, ein wagemütiger Pionier des Fortschritts, so kann der allzu vorsichtige Gläubiger der Urheber wirtschaftlicher Verwirrung und Panik werden. Denn seine Furchtsamkeit wird in Zeiten von Krisen, z. B. bei Kriegsgefahr, den Geldbedürftigen überhaupt im Stiche lassen oder ihm dann, also gerade im kapitalschwächsten Augenblicke, den Kredit über jedes erträgliche Maß hinaus verteuern. Das ist die Ausnutzung einer Notlage, die mit Wucher die größte Verwandtschaft hat.

Nun sagten wir: der Kreditgeber ist dem Geldbedürftigen gegenüber immer der Stärkere. Er ist es um so mehr, je größer die Zahl der vorsichtigen Kreditgeber ist. Und ohne Zweifel sind sie in der Mehrzahl. Nun liegt es aber in der Natur des

Digitized by Google

menschlichen Egoismus, daß der Stärkere die Last, die er zu tragen hat, möglichst auf die Schultern des Schwächern abwälzt. In diesem Falle heißt das: die Gläubigerschar sucht dem Schuldner ihr Verlustkonto aufzubürden. In der Regel wird sich also der Schuldner entweder höhere Zinsen oder gar noch einen Abzug von dem geliehenen Kapital gefallen lassen müssen. Anleihebedürftige Staaten z. B. erhalten selten den vollen Nominalwert. Der Kredit treibt da eine für die Volkswirtschaft übel duftende Blüte. Er eskamotiert auch dann noch die Zukunft des Schuldners in die Gegenwart hinein, aber nicht mehr zugunsten des Kreditnehmers, sondern nur noch des Gläubigers. Der allzu vorsichtige Kreditgeber hat das Bestreben, das Begleitkapital des Schuldners in ein Hauptkapital für sich selbst umzuwandeln. Der Abzug vom Nominalwerte der Anleihe stellt sich als eine Prämie seiner vorsichtigen Habsucht dar. Vielleicht auch seiner Unfähigkeit, die wirklichen Verhältnisse richtig einzuschätzen. Aber diese Art von „Liebesgabe" wäre undenkbar, wenn der Mangel an Mut und an Einblick nicht unter den Besitzern von Luxuskapital grassierte, wenn er nicht epidemisch und chronisch wäre. In der Abzugsprovision und in der Hinauftreibung der Zinsen steckt der Unternehmergewinn des en gros-Handels, den die Gesamtheit der vorsichtigen und einsichtslosen Kreditgeber als eine Gesellschaft mit möglichst beschränkter Haftung betreibt.

Ausdrücklich sei betont, daß hier nur Lagen ins Auge gefaßt sind, wo der Anleihebedürftige wirklich leistungsfähig ist. Z. B. Preußen beim Ausbruch des Krieges im Jahre 1870. In solchen Fällen geht der Profit, den die Kreditgeber verlangen, über das berechtigte Maß hinaus. Er wird zum Luxusprofit. In solchen Fällen freilich handelt es sich um Nachteile, die dem Kredit als solchem im allgemeinen anhaften. Ihre Summe wird jedoch noch erhöht durch die besonderen Eigenschaften, die das Gold als Verkehrsmittel besitzt.

Das Gold ist selten. Seine Beschaffung ist mit Schwierigkeiten verknüpft. Sein Wert hängt wie der jedes anderen Gegenstandes nicht bloß von der Nachfrage, sondern auch vom Angebot ab. Größere Nachfrage und geringeres Vorkommen des Goldes verteuern den Kredit. Es kommt noch das Weitere hinzu: das Gold befriedigt durch seine metallischen Eigenschaften zunächst keine notwendigen Bedürfnisse; es dient durch sie nur dem Luxus. Jedoch wird eine gewisse Menge Goldes der Luxusbefriedigung dadurch entzogen, daß es Tausch- und Deckungs-

Digitized by Google

mittel im Verkehre ist. Naturgemäß steigt damit sein Wert als Luxusgegenstand, und wiederum bewirkt diese Preissteigerung des Goldes eine Werterhöhung des Tausch- und Deckungsmittels. Das beeinträchtigt am schlimmsten den Kredit des Geldbedürftigen. Und schließlich drückt die Plötzlichkeit, mit der zuweilen größere Goldvorkommen auftauchen, den Wert der Arbeit und des Sachenkapitals panikartig herab. Die Leistungen des Persönlichkeits- und Sachenkapitals geraten ihrem Werte nach ins Schwanken.

Der Kredit aber sollte ein wirklicher, allein auf dem Vertrauen beruhender Glaube sein. Kreuzende Zwischenglieder sollten möglichst ausgeschaltet werden. Oder sie müssen durch andere ersetzt werden, deren Wert so gering ist, daß sie den des Kredits nicht beeinflussen. Am nächsten liegt der Gedanke, der Kreditgeber möge sich mit dem schriftlich festgelegten Wort des Schuldners begnügen. Der Wert des Papiers kann keine kreuzenden Hemmungen verursachen; denn er ist für sich allein gleich Null. Heute erscheint jedoch das Verlangen nach einer Ersetzung der Gold- durch die Papierwährung geradezu als ein frevelhaftes Attentat auf die Majestät des allein seligmachenden Dogmas vom Metallgelde. Aber das Bedürfnis der Praxis, die möglichst leichte Hantierbarkeit und Transportfähigkeit des Tauschmittels verlangt, wird den Glauben an die Unentbehrlichkeit des Luxusgeldes immer mehr untergraben. Je mehr die Völker durch Dampf und Elektrizität aneinander gerückt werden, je größer das Verkehrsgebiet wird, desto lebhafter wird das Bedürfnis, an Stelle des schweren Metallgeldes ein federleichtes Ersatzmittel zu setzen. Allerdings hat das Papier den Nachteil, daß es allzuleicht zerstörbar ist. Aber amtliche Eintragungen in Bücher und Beglaubigungen können hier eine weitgehende Sicherheit bieten. Es ist richtig, wenn das Gold als Verkehrsmittel ganz depossediert wird, so fehlt ein greifbarer Gegenstand, der Deckung verspricht. Aber um so intensiver wird sich das Mittleramt der Kreditschätzer ausgestalten, das heute schon in Börsen und Banken und Auskunfteien organisiert ist. Im Zeitalter blitzschnellen Elektrizitäts- und Dampfverkehrs wird durch solche Institute die Rolle des Goldes als eines greifbaren Deckungsfaktors immer mehr eingeschränkt werden. In der Tat liegt ja schon heute das Gold unangetastet in den Kellern. Die wirkliche Aufgabe der Kreditvermittelung und bis zu gewissem Grade auch der Kreditverbürgung spielt schon jetzt der Scheck-, der Postanweisungs- und

Digitized by Google

der Börsenpapierverkehr. Schon in der Gegenwart wird Kredit durch beschriebenes oder bedrucktes Papier mobil gemacht.

Und dann ein weiterer Vorteil. Durch die Depossedierung des Goldes wird eine große Menge von Arbeitskräften und von Sachenkapital frei, die heute unter Mühsal und Entbehrung das so stark begehrte Metall aus der Erde heraufschaffen. Allerdings soll dieser Nutzen nicht überschätzt werden. Denn einmal behält das Gold stets seinen Luxuswert; es würde also auch weiterhin aus der Erde herausgearbeitet werden. Anderseits würden, wenn der Kredit nur durch Papier beweglich gemacht würde, noch mehr Kräfte als schon jetzt in den Dienst der Kreditschätzung gestellt werden. Aber diese Arbeit wird auch unter den heutigen Verhältnissen schon mit dem zunehmenden Weltverkehr immerhin wachsen.

Eins wird allerdings vor allem nötig sein. Soll das Kreditkapital seinem Nominalwert möglichst angenähert werden, so muß die Risikoprämie des Kreditgebers auf ein Mindestmaß herabgedrückt werden; das ist nur denkbar bei möglichster Beseitigung der Krisengefahr. Als Mittel dazu dient in erster Linie die Erhaltung des Friedens. Es ist heute ein anerkanntes Dogma, daß die Kriegsgefahr um so geringer wird, je mehr die Staaten miteinander in Berührung kommen. Denn jede lokale Friedensstörung weckt sofort die Furcht vor einem allgemeinen Weltbrande. Je mehr also die Völker der ganzen Erde in den Weltverkehr hineinbezogen werden, desto mehr muß sich das Kreditrisiko vermindern. Desto höher steigt die Wahrscheinlichkeit, daß sich der Kreditgeber langsam, aber sicher von dem Golde als Verkehrsmittel emanzipiert. Und weiter wird das fortschreitende Bedürfnis der Praxis, schweres Metall wegen seiner Transporthemmungen aus den Beziehungen des Kreditgebers und Kreditnehmers auszuschalten, dazu beitragen, den Verkehr der Erdvölker immer enger zu gestalten. Die Depossedierung des Goldes wird so ein Hilfsmittel zur Mitbegründung und Ausgestaltung der Weltstaatengesellschaft.

Wenn Dampf und Elektrizität den Überblick über die vorhandenen Kapitalsschätze erleichtern, wenn sie sie jederzeit schnell an den Bedarfsort führen, wenn sie so die Aufspeicherung des Goldes als eines Tauschmittels überflüssig machen, dann ist der Augenblick gekommen, wo auch der Kreditnehmer sagen kann: das Gold ist nur Schimäre!

Digitized by Google

„Freie" Universitäten.

Von Bruno Hettwer.

„Die Universitäten sind die großen Zentren des Wissens und der Wissenschaft, deren Quell und Sammelbecken, von dem aus Wissen und Wissenschaft in Tausenden von Kanälen durch Beamte, Ärzte, Rechtsanwälte usw. hinausströmt in die Lande unter das Volk. Nun sind aber diese Hochreservoirs vergiftet; das Wasser, das ihnen entspringt, kann darum nicht gesund und lauter sein. Unter dem Vorwand von Wissenschaft reißt man mit roher Hand den Glauben aus dem Herzen der Studierenden, und mit dem Unglauben geht die Zunahme der Unsittlichkeit Hand in Hand. Dagegen hilft nur eines: die Gründung einer freien katholischen Universität."

In unseren Tagen, da der Kampf um die akademische Freiheit tobt, sind diese Worte des Referenten für die bayerischen Universitäten, Dr. Schädler, bedeutsamer denn je. Der Kampf um die Schule, den man als letzten Ausläufer des Kulturkampfes ansehen kann, bleibt bei der Volksschule nicht stehen, er geht über die höheren Schulen bis zur hohen Schule des Wissens, zur Universität. Ihre Klerikalisierung ist immer der sehnlichste Wunsch der Kirche gewesen, zugleich auch der, dessen Erfüllung dank der ruhmreichen Geschichte der deutschen Universitäten in weite Ferne gerückt ist.

Die Staatsuniversitäten selbst insgesamt und dauernd klerikalen Einflüssen dienstbar zu machen, war nicht gelungen, vielleicht aber ließ sich der klare Quell der freien Wissenschaft auf andere Weise trüben. Das konnte nur geschehen, indem die Kirche versuchte, durch Gründung eigener, sogenannter „freier katholischer Universitäten" den Staatsuniversitäten Konkurrenz zu machen und sie durch Hinüberziehung der Studenten in ihrem Wirken womöglich lahm zu legen.

Zur Gründung solcher „freien Universitäten" ist es in Deutschland noch nicht gekommen, daß man sie aber erwägt und bei einiger Hoffnung auf Zusammenbringung der Mittel sie vorzubereiten nicht zögern würde, geht aus den eingangs zitierten Worten des bekannten und einflußreichen Zentrumsmannes hervor.

Frankreich, dessen neueste Geschichte positiv und negativ so unendlich viel Lehrreiches aufzuweisen hat, ist das Land, in dem der Gedanke der Gründung von katholischen Universitäten Tat-

Digitized by Google

sache geworden ist. Die Geschichte ihrer Gründung und ihr Schicksal in Frankreich lehren, was von ihnen auch in Deutschland zu erwarten stünde.

Die Bestrebungen des Klerikalismus in Frankreich, sich auch des obersten Unterrichts zu bemächtigen, beginnen gleich nach dem Sturze Thiers'. 1874 tritt die 3. Generalversammlung der katholischen Vereine Frankreichs in Paris unter dem Vorsitz des Kardinalerzbischofs von Paris zusammen. Man beschließt zwei Adressen: eine an die Nationalversammlung und eine an den Papst. In der Adresse an die Nationalversammlung heißt es: „Wir ersuchen Sie ehrerbietig, 1. uns so bald als möglich ein Gesetz zu verleihen, welches uns freie Fakultäten zugesteht, frei in ihrer Existenz, frei in ihren Programmen, frei in ihren Methoden; 2. unsern Bistümern das Recht zuzuerkennen, eigene Fakultäten zu gründen und den Fakultäten selbst die Mittel, um zu erwerben und zu besitzen, zu gewähren; 3. die freien, unter gewissen Bedingungen, die Sie im voraus bestimmen werden, errichteten Fakultäten mit dem Recht auszustatten, die Grade eines Baccalaureus, Lizentiaten und Doktors zu erteilen und im allgemeinen Zeugnisse auszustellen, welche dieselbe Rechtsgültigkeit haben, wie die von den Staatsfakultäten verliehenen Grade und Zeugnisse . . ."

Welchen Zwecken diese zu errichtenden „freien Fakultäten" dienstbar gemacht werden sollen, darüber heißt es sehr bezeichnend in der Adresse an den Papst: „. . . Unsere Bemühungen waren am eifrigsten der Eroberung des höheren Unterrichts zugewandt, deren Notwendigkeit sich sowohl in dem Bedürfnis, die heranwachsenden Geschlechter gegen die Lehren des Unglaubens zu schützen, welche in gewissen freien Berufsarten verbreitet sind, als auch in der äußersten Zweckmäßigkeit erkennen läßt, den Beschlüssen des letzten Konzils (1870) zu ihrer dogmatischen Entfaltung zu verhelfen. Wir haben nicht die Anmaßung, irgend etwas zu gründen, aber wir wollen Ihren Hochwürden, unsern HH. Bischöfen, die Möglichkeit verschaffen, in wirksamer Weise die Entwickelung der Kirchenlehre und der Wissenschaften, welche sich um diese Hauptwissenschaft stellen wie die Dienerinnen um ihre Herrin, in die Hand zu nehmen . . ."

Es war von vornherein klar, daß nur die Kirche die sehr bedeutenden Mittel zur Gründung und Erhaltung „freier Fakultäten" würde aufbringen können. Daher bedeutet das Wort „frei", mit denen das klerikale Projekt in der Adresse an die

Digitized by Google

Nationalversammlung förmlich spielt, für diese selbst nichts weiter als eine Falle.

Selbstverständlich lag es im Interesse der Kirche, die bereits vorhandenen Mittel noch bedeutend zu erhöhen. Und dazu half ihr die durchaus klerikale Regierung Mac Mahons. Auf ihren Antrag sprach der Staatsrat den Diözesen die juristische Persönlichkeit und damit das Recht zu, Kirchengüter, Güter der toten Hand, anzusammeln, eine Anerkennung, der er sich seit 1840 beharrlich widersetzt hatte.

Die Jesuiten, die für die Besetzung der Lehrstühle der „freien Universitäten" in erster Linie in Aussicht genommen waren, hatten nun die Genugtuung, das kirchliche Unternehmen finanziell auf der solidesten Basis ruhen zu sehen.

Etwa ein Jahr, bis Mitte 1875, zogen sich die Verhandlungen hin, da man doch einige Bedenken trug, den „freien Universitäten" das Recht der Verleihung der akademischen Grade zuzuerkennen. Anderseits war für die Klerikalen nur die völlige Gleichberechtigung mit den Staatsuniversitäten von Wert, wollte man, daß der Dozent nicht vor leeren Bänken las.

Im Juli 1875 fiel die Entscheidung. Infolge der Unsicherheit der Liberalen, die zwar durchschauten, daß mit der Annahme des Gesetzentwurfs der Kirche die Mittel in die Hand gegeben würden, mit List und Gewalt die Staatsuniversitäten zu entvölkern, gleichwohl aber, weil sie immer von völliger Unterrichtsfreiheit geschwärmt hatten, nicht gegen den Entwurf zu stimmen wagten, um nicht weniger liberal als die Rechte zu erscheinen — infolge der Unsicherheit der Liberalen wurde das klerikale Projekt mit einer Mehrheit von 50 Stimmen angenommen. Die Klerikalen hatten damit mehr erreicht, als sie erwarten konnten. Die Krone aber setzten sie ihrem Werke damit auf, daß sie zuletzt noch einen Antrag durchbrachten, demzufolge ein Disziplinargericht die Vorlesungen, die unmoralisch erschienen, verbieten konnte.

Die Annahme dieses Antrages sprach der Unterrichtsfreiheit, die man doch durch den Gesetzentwurf begründen wollte, Hohn. Selbst dem Verblendetsten mußte jetzt klar werden, daß die Klerikalen völlige Unterrichtsfreiheit nur für sich wollten. Die Spitze des Antrages war gegen die Liberalen gerichtet, damit diese sich nicht einfallen ließen, irgendwo wirkliche freie Fakultäten zu gründen, auf denen unkirchliche, materialistische Lehren vorgetragen werden könnten.

Digitized by Google

Das Gesetz umfaßt 24 Artikel unter vier Titeln. Titel I handelt von den freien Vorträgen und Anstalten des höheren Unterrichts. Der 5. Artikel lautet: „Die höheren Lehranstalten, die nach den im 4. Artikel enthaltenen Vorschriften eröffnet worden sind und mindestens so viele mit dem Doktortitel versehene Professoren umfassen als die mit der geringsten Zahl von Lehrstühlen ausgestatteten Staatsfakultäten, dürfen . . . die Benennung führen: freie Fakultät der schönen Wissenschaften, der Naturwissenschaften, des Rechts, der Medizin usw. Die Vereinigung von drei Fakultäten berechtigt sie, sich ‚freie Universitäten' zu nennen." Der 7. Artikel: „Die freien Lehrkurse und Anstalten sind den Bevollmächtigten des Unterrichtsministers stets offen und zugänglich. Die Beaufsichtigung des Unterrichts hat sich einzig und allein damit zu beschäftigen, nachzuforschen, ob er nicht der Sittlichkeit, der Verfassung und den Gesetzen zuwiderläuft." — Titel II beschäftigt sich mit den zur Erteilung von höherem Unterricht gebildeten Vereinen. Nach Artikel 11, der für die Kirche zurechtgemacht ist, können die höheren Unterrichtsanstalten und Lehrvereine für gemeinnützige Anstalten erklärt werden. Geschieht das, so können sie erwerben und Verträge eingehen, können Schenkungen und Vermächtnisse empfangen. — Titel III: Die Verleihung der Grade. Nach Artikel 13 können die Zöglinge der freien Fakultäten sich zur Prüfung bei den Staatsfakultäten oder bei einer Spezialjury melden. Artikel 14: „Die Spezialjury wird zusammengesetzt sein aus Professoren und Hilfsprofessoren der Staatsfakultäten und aus Professoren der freien Fakultäten, die sämtlich Doktortitel haben. Sie werden für jede Session von dem Unterrichtsminister bezeichnet . . ." — Titel IV enthält die Strafbestimmungen. Sie bedrohen u. a. denjenigen Dozenten, dessen Lehrvortrag ein die öffentliche Ordnung oder die öffentliche und religiöse Moral verletzendes Thema zum Gegenstand hat.

Die ultramontane Presse gab ihrer Siegesfreude unverhohlen Ausdruck. Ihre Ausführungen ließen keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß es ihr ganz und gar nicht um die Freiheit des Unterrichts zu tun gewesen sei, sondern lediglich darum, das beim Staate so heftig bekämpfte Unterrichtsmonopol für sich zu erobern.

Während sich mit wunderbarer Schnelligkeit vier katholische Universitäten in Paris, Lille, Lyon und Angers zu bilden begannen, setzte die klerikale Regierung des Marschallpräsidenten

Digitized by Google

der Freiheit des Laienunterrichts alle nur möglichen Hindernisse entgegen. Ein besonders hervorstechender Fall möge hier Platz finden: Die angesehensten Einwohner von Montauban beabsichtigten, eine Gesellschaft für Volksunterricht zu gründen, um in ihrem Departement die tiefe Unwissenheit zu bekämpfen. Nach den Statuten sollte diese Gesellschaft erstens eine Volksbibliothek gründen und zweitens Vorträge für Lehrlinge von zwölf bis fünfzehn Jahren einrichten. Auf einige Einwendungen des Präfekten wurden die Statuten dahin geändert, daß völliges Einverständnis mit diesem erzielt wurde, und nur noch die Genehmigung des Ministers des Innern erforderlich war. Nach zwei Monate langen Wartens konnte der Präfekt folgendes mitteilen:

„Der Minister des Innern hat nach Rücksprache mit dem Unterrichtsminister mir eröffnet, daß kein Grund vorliegt, das beabsichtigte Unternehmen zu genehmigen." So sah die Unterrichtsfreiheit in Wirklichkeit aus.

Inzwischen wurde an der Fortbildung der katholischen Universitäten, die auf einen klugen Antrag des Bischofs Dupanloup von Orleans fortan „freie" genannt werden sollten, mit Eifer gearbeitet. Da ansehnliche Mittel bereit lagen, und Dozenten in den Jesuiten zur Hand waren, so nahmen die Arbeiten raschen Fortgang. Erschwert und verzögert wurde die Eröffnung der Universitäten dadurch, daß der Papst verlangte, es solle sich an jeder ein Lehrstuhl für kanonisches Recht befinden. Damit wurden neue bedeutende Geldmittel erforderlich, über deren Beschaffung die leitenden Stellen doch in einiger Verlegenheit waren. Der Bischof Freppel von Angers wußte sich zu helfen. Er beschaffte die Mittel 1. durch Gründung von Lehrstühlen, welche die Namen ihrer Stifter dauernd tragen sollten. Jeder Lehrstuhl kostete dem großmütigen Stifter 80000 Franken; 2. durch Subskriptionen, die aber nicht geringer als 500 Franken sein durften, um dem Geber den Namen eines Gründers der Universität zu sichern; 3. durch Beisteuern unter 500 Franken; 4. durch Volkskollekten. Alle, selbst die Ärmsten, mußten zu diesem großen katholischen Werke beisteuern.

So gelang es dem Bischof, die freie Universität in Angers als erste Frankreichs zu eröffnen. Die Statuten dieser Gründung sind ein Muster ihrer Art. Sie sind vorbildlich geworden für die späteren katholischen Universitäten.

Statut für die erste freie (katholische) Fakultät in Angers.

Erster Abschnitt. Die Einschreibung. Um sich einschreiben

Digitized by Google

zu lassen, muß man volle 16 Jahre alt sein ... 4. Die Studenten können keine neuen Einschreibungen erlangen, wenn sie den fleißigen Besuch der Vorlesungen der vorhergehenden Trimester nicht nachgewiesen haben.

Zweiter Abschnitt. Der Besuch der Vorlesung. 5. Jede Vorlesung dauert zum wenigsten eine und höchstens $1^1/_2$ Stunde. Niemand kann vor Beendigung der Vorlesung den Saal verlassen. Die Professoren können sich von den Fortschritten der Studenten dadurch überzeugen, daß sie Fragen an sie richten. Eine schriftliche Arbeit ist für jedes Trimester obligatorisch. 6. Die Studenten sind gezwungen, alle Vorlesungen pünktlich zu besuchen. 7. Die Studenten, die von dem Besuche einer oder mehrerer Vorlesungen entbunden sein wollen, müssen bei der Fakultät ein motiviertes Gesuch einreichen. 8. Nur eingeschriebene und mit Eintrittskarten versehene Studenten werden zu den Vorlesungen zugelassen. 9. Nichteingeschriebene, die eine Vorlesung fortlaufend besuchen wollen, müssen sich schriftlich an den Professor wenden, der ihr Gesuch dem Rektor übergeben wird ... 10. Ein jährlicher „concours" wird zwischen den Studenten desselben Jahrgangs stattfinden. Preise werden verteilt werden.

Dritter Abschnitt. Die Behörden der Fakultät. 11. Die Fakultät wird dem Gesetze vom 22. Juli 1875 gemäß verwaltet. 12. Die akademische Behörde bilden der Rektor und der Dekan. Die Professoren bilden in Gemeinschaft mit dem Sekretär unter dem Vorsitz des Rektors den „conseil rectoral".

Vierter Abschnitt. Die Disziplin der Fakultät. 13. Die Aufrechterhaltung der Disziplin ist hauptsächlich dem Rektor anvertraut. „Internata" werden nach dem Willen der Familie für die Studenten eröffnet. Diese Häuser werden ein besonderes, von dem „conseil rectoral" gebilligtes Reglement haben. 14. Die Studenten müssen sich zur katholischen Religion bekennen und die Gebräuche derselben streng in Anwendung bringen. 15. An Sonn- und Feiertagen wohnen die „Externen" dem Gottesdienst in den Kirchen der Gemeinden bei, in denen sie wohnen. 16. Religiöse, für alle Studenten obligatorische Zusammenkünfte werden zu verschiedenen Zeiten des Jahres stattfinden. 17. Die Studenten, die in der Stadt wohnen, müssen in den drei Tagen, welche dem Besitzergreifen ihrer Wohnung folgen, dem Rektor ihre Adresse zugehen lassen, auf welcher der Name der Straße, die Nummer des Hauses und der Name und Stand derjenigen angegeben sind, bei denen sie wohnen. 18. Die in der Stadt

Digitized by Google

wohnenden Studenten müssen gewöhnlich um 10 Uhr abends nach Hause gehen. Die Bewohner der Stadt, die den Studenten Zimmer vermieten, werden aufgefordert, ihren Beistand zur Aufrechterhaltung dieser Bestimmung zu leihen. Der Eintritt in jedes Haus, dessen Ruf nicht vollständig gut ist, ist streng verboten.

Fünfter Abschnitt. Von den akademischen Strafen. 19. Die akademischen Strafen sind a) die Verwarnungen, b) Suspension des Rechts, die Vorlesung zu besuchen, c) der Ausschluß aus der Fakultät. 20. Die Verwarnungen werden von dem Professor oder den akademischen Behörden vorgenommen; die anderen Strafen werden von dem „conseil rectoral" in Anwendung gebracht.

Das Aktenstück bedarf keines Kommentars.

Wenige Wochen später veröffentlichte der Erzbischof von Lyon das Programm seiner neuen katholischen Universität. Es war aus guten Gründen liberaler als das der Universität von Angers. Hier zwang keine bereits bestehende Staatsuniversität zu einiger Mäßigung, während in Lyon eine Rechtsfakultät, bestehend aus sechs Lehrstühlen, ihren Sitz hatte. Die Studenten der freien Universität zu Lyon brauchten nicht katholisch zu sein und waren auch nicht durch das Reglement zu frommen Übungen gezwungen. Die Professoren mußten katholischen Glaubens sein und sich dem heiligen Stuhl, den Bischöfen und allen Lehren der Kirche feierlich unterworfen haben.

Die Eröffnung der Pariser freien Universität ließ länger auf sich warten. Bei der Stadtbevölkerung selber fand der Erzbischof wenig Entgegenkommen, und der Pariser Gemeinderat nahm entschieden Stellung gegen die neuen katholischen Universitäten. Er bezeichnete das Gesetz über die Universitätsfreiheit als eine soziale Gefahr und wies den Pariser Staatsfakultäten einen jährlichen Zuschuß von 200 000 Franken aus dem Stadtsäckel zu.

Auch die französische Presse stellte sich den freien Universitäten abwartend und scharf gegenüber. Der „Temps" hielt in allen Städten, wo freie Fakultäten bestanden oder bestehen sollten, fortan ständige Universitätskorrespondenten, und das Universitätsleben hatte seine eigene Tageschronik.

Meist wurden die katholischen Universitäten, um schnell einen Anfang zu haben, mit irgend einem literarischen, philosophischen oder theologischen Lehrstuhl eröffnet. Denn die Rechtsfakultäten erforderten einen bedeutenderen Aufwand an Kosten, da zu den

Digitized by Google

unumgänglich notwendigen Lehrstühlen für Zivilrecht, Römisches Recht, Zivilprozeß und Strafrecht, Handelsrecht und Staatswissenschaft noch mindestens ein Lehrstuhl für kanonisches Recht kommen mußte. Mit außerordentlich großem Kostenaufwand war nun gar die Errichtung einer medizinischen Fakultät verbunden, da wissenschaftliche Sammlungen, Laboratorien und Kliniken nicht fehlen durften. Der Versuch, die städtischen Spitäler für Lehrzwecke zu benutzen, scheiterte an dem Widerstand der Staats- und Stadtbehörden. Infolge dieser Erfahrungen wurden die Sammlungen von seiten der Bischöfe mit Eifer und Härte betrieben. Den Pfarrern ihrer Diözese legten die Bischöfe je nach dem Einkommen eine Zwangssteuer bis zu 1000 Franken auf.

Anfang 1877 konnte in Lille eine vierte katholische Universität in Anwesenheit zweier Kardinäle, mehrerer Bischöfe und zahlreicher Geistlichen eröffnet werden. Ein apostolisches Schreiben des Papstes, das als Gründungsurkunde dienen sollte, gab der Feierlichkeit ein besonderes Gepräge und beleuchtete charakteristisch den Fortgang der Dinge. In der Urkunde nahm der Papst für sich und seine Nachfolger das Recht in Anspruch, den Kanzler der Universität zu ernennen, und übertrug diesem, außer anderen wichtigen Befugnissen, die Verleihung der akademischen Grade. Das Recht, das durch das neue Unterrichtsgesetz dem Staate genommen worden war, schien damit auf den Papst übergegangen zu sein, und die Zöglinge hatten als Gründer und zielbestimmenden obersten Leiter der Universität zu verehren eine außerhalb Frankreichs residierende, internationale Macht. Durch ein gleiches apostolisches Schreiben „errichtete" der Papst die Universität in Angers.

Mit dem Jahre 1876 erfolgte ein für die freien Universitäten bedenklicher Umschwung der Dinge. Eine Verfassungsänderung hatte sich vollzogen; zwei Kammern, die Deputiertenkammer und der Senat, waren gebildet worden. Ungern hatte der Marschallpräsident ein neues Ministerium berufen. Kultus und Unterricht waren in dem neuen Ministerium nicht mehr in einer Hand vereinigt, da zum Unterrichtsminister Waddington, ein Protestant, ernannt worden war. Bei einem Empfang des Lehrkörpers der Pariser Lyzeen deutete er sein Programm mit festen Strichen an. Zwar sei er ein Anhänger der Unterrichtsfreiheit, es sei aber nichtsdestoweniger sein fester Wille, die Verleihung der Grade und Abhaltung der Prüfungen dem Staate zurückzustellen.

Begreiflicherweise rief das Programm des neuen Ministers

Digitized by Google

in der klerikalen Partei große Bestürzung hervor. Bereits wenige Tage nach der Programmrede Waddingtons erließ der streitbare Bischof Dupanloup von Orleans einen scharfen Protest gegen den zu erwartenden Antrag der Regierung. Ihm schlossen sich die übrigen Bischöfe Frankreichs an. Sie richteten eine weitschweifige Eingabe an den Marschallpräsidenten und beide Kammern, eine Schrift, in der die alte bewährte klerikale Taktik wieder zur Anwendung kam: Man habe bloß ein Minimum von dem, was man zu fordern berechtigt sei, und nun wolle die Regierung auch noch dies Wenige nehmen. Selbstverständlich spielten auch die Gewissen der auf so rohe Weise vergewaltigten Familienväter in der Schrift eine große Rolle. Auf die Deputiertenkammer machte die Eingabe des Episkopats wenig Eindruck; sie nahm mit großer Mehrheit die Regierungsvorlage an. Im Senate dagegen wurde sie infolge des Umfalls einiger Liberalen mit einer Mehrheit von drei Stimmen abgelehnt.

Ehe Waddington die Vorlage zum zweiten Male einbringen konnte, ging das Ministerium des Unterrichts in die Hände Bardoux' über, Waddington bekam das Äußere. Das Jahr 1878 war angebrochen, als die Kirche einen weiteren Vorstoß zur Monopolisierung des höheren Unterrichts unternahm. Papst Pius IX. übertrug dem Bischof von Angers und seinen Nachfolgern durch eine Bulle das Recht, den Zöglingen der katholischen Fakultäten Diplome auszustellen. Jedoch es blieb bei dem Versuch; der Unterrichtsminister Bardoux ließ durch seinen Kollegen vom Äußern gegen diese Einmischung der Kurie in eine Angelegenheit, die nur den französischen Staat angehe, beim Nuntius energischen Protest erheben.

Überhaupt deutete alles auf einen noch bevorstehenden Kulturkampf hin. In den erbitterten Kampf der Gemeinden um die Schule mischte sich der Streitruf Gambettas: „Le cléricalisme — c'est l'ennemi." Es war klar, daß das höhere Unterrichtswesen davon nicht unberührt bleiben konnte. Im März 1879 legte die Regierung der Kammer zwei vom Unterrichtsminister Ferry ausgearbeitete Entwürfe vor, von denen der erste die Zusammensetzung des obersten Unterrichtsrates in liberalem Sinne umänderte, der zweite den katholischen Universitäten das Recht der Verleihung der akademischen Grade entzog und die Führung des Titels „Universität" oder „Fakultät" untersagte. Außerdem sollte kein Mitglied einer nicht anerkannten Religionsgesellschaft (eine solche waren die Jesuiten) Unterricht erteilen dürfen.

Digitized by Google

Der Schlag wirkte nach zwei Seiten. Einerseits wurden den katholischen Universitäten durch Entziehung des Verleihungsrechtes der akademischen Grade die Machtmittel genommen, mit den Staatsuniversitäten, die sie ja entvölkern wollten, wirksam zu konkurrieren, ja, sie wurden sogar des Charakters einer Universität entkleidet, indem man ihnen die Titelführung verbot, — anderseits entsetzte der Kongregationsartikel des neuen Entwurfs die Dozenten der freien Lehrstühle, zumeist Jesuiten, ihres Amtes.

Im klerikalen Lager war die Aufregung über den neuen Gesetzentwurf ungeheuer. Ein protestierender Hirtenbrief jagte den andern, und in Paris wurde ein „Generalpetitionskomitee für Unterrichtsfreiheit" eingesetzt.

Jedoch die Dinge gingen unaufhaltsam ihren Gang. In der Erwägung, daß die katholischen Universitäten zunächst durch die geringe Anzahl ihrer Zöglinge, sodann durch die nicht genügende wissenschaftliche Ausrüstung, namentlich der naturwissenschaftlichen und medizinischen Fakultäten, den beabsichtigten Zweck verfehlten, nahm die Kammer den Regierungsentwurf mit großer Mehrheit an. Auch der Senat stimmte nach einigen Umänderungen dafür; er verwarf nur Artikel 7: „Niemand, der einer religiösen, nicht anerkannten Kongregation angehört, möge es auch ein Orden sein, welcher er wolle, darf Unterricht erteilen oder eine Schule leiten." Das Hauptresultat läßt sich in zwei Sätze zusammenfassen: 1. Die gemischte Prüfungsjury (Gesetz vom 22. Juli 1875) ist aufgehoben; jede Prüfung zur Erlangung eines akademischen Grades muß fortan bei den Staatsfakultäten bestanden werden; — 2. die von Privatpersonen oder von Vereinen gegründeten Unterrichtsanstalten dürfen sich „freie Fakultäten" nennen, nicht mehr „Universitäten".

Damit war den katholischen Universitäten der Todesstoß versetzt. Die zur Gründung der Anstalten überallher zusammengebettelten und den ärmsten Dorfpfarrern erpreßten Kapitalien schienen verloren.

Nicht minder vernichtend wirkte ein zweiter Schlag. Der Staatsrat faßte im Mai 1880 mit allen gegen vier Stimmen den Beschluß, daß diejenigen, die ihre Studien auf „freien" Universitäten gemacht und ihre Diplome vor einer gemischten Prüfungsjury erworben hätten, zu der Karriere im Staatsrate, zum Auditoriat, nicht zugelassen werden sollten. Dieser Beschluß war geeignet, in den beteiligten Kreisen großen Schrecken hervorzurufen; denn ihm konnte die gänzliche Ausschließung der Zög-

Digitized by Google

linge der katholischen Universitäten vom Staatsdienste auf dem Fuße folgen.

Die Klerikalen sahen ein, daß jetzt alles verloren war, und — resignierten. 32 Erzbischöfe und Bischöfe ließen zwar in allen Kirchen einen Aufruf zu neuen Beiträgen verlesen, gaben aber zugleich bekannt, daß die freien Universitäten in Zukunft „instituts catholiques" heißen sollten.

Mit dem Jahre 1880 schließt die allgemeines Interesse hervorrufende Geschichte der katholischen Universitäten ab. Zwar bestehen heute noch fünf „freie katholische Universitäten" in Paris, Lille, Lyon, Angers und Toulouse, sie sind aber völlig bedeutungslos geworden.

Es studierten am 15. Januar 1901 Studenten

	in Staatsanstalten	in freien Universitäten*)
Rechtswissenschaften	10 152	996
Medizin	8 627	139
Exakte Wissenschaften	3 910	158
Literarische Wissenschaften	3 723	181
Pharmazeutische Wissenschaften	3 347	14
Protestantische Theologie	142	—
	29 901	1 487

Die Geschichte der katholischen Universitäten in Frankreich ist außerordentlich lehrreich. Sie zeigt, daß diese Anstalten ihren Zöglingen eine unzureichende wissenschaftliche Bildung darbieten, auf Grund des Geistes, der sie beseelt, darbieten müssen; — sie lehrt, daß diese nach klerikalen Anschauungen nicht vergifteten „Hochreservoirs" nicht nationalen, sondern römischen Geist hinunterleiten in die Lande, unter das Volk; — sie zeigt, daß diese „freien Universitäten", die mit ihren Statuten Unglauben und Unsittlichkeit aus der Welt schaffen wollen, nicht geschaffen sind, Männer zu machen, Männer mit dem stolzen Bewußtsein freier Selbstbestimmung und fester, schwer errungener Sittlichkeit, sondern Sklaven mit leisen Schritten und gesenkten Blicken, Knechte in römischem Solde.

*) Vgl. Fritz Hoffet, Das Vereins- und Ordenswesen in Frankreich, Berlin 1902.

Digitized by Google

Nationale Gedanken.

Von W. von Trotha.

Nichts schreitet auf der Welt gewaltiger und mächtiger voran, als die wahre und dem Modernen angepaßte Kultur, wenn man auch mit dem äußeren Ohre diesen Tritt nicht so hört, wie den herannarschierender Bataillone. In diesem Drang nach vorwärts muß sie bei ihrem Ausbreiten und Festsetzen manches zu Boden treten, was vielleicht noch entwickelungsfähig gewesen wäre, so aber rollt die Zeit darüber hin und strebt mit Neuem der Vervollkommnung aller Institutionen entgegen.

So auch das Deutsche Reich!

Es soll nicht die Aufgabe dieser Zeilen sein, Altes, längst Bekanntes über die geschichtliche Entstehung des neuen Deutschen Reiches an dieser Stelle wiederzugeben, das hieße Eulen nach Athen tragen! Nein, der am Himmel glänzende Leitstern unserer Zeilen ist ein greifbares, vorhandenes Ding, das nur ausgebaut und vervollkommnet werden soll und das ist: Das Deutsche Reich!

Wie aber sollen wir, die jetzt Lebenden, arbeiten, es zu immer größerer Machtvollkommenheit auszugestalten, daß es als Kulturstaat ersten Ranges seine dominierende Stellung als Volk der Dichter und Denker sich bewahrt und den höchsten Zielen zustrebt?

Weltfrieden, das ist die Losung unserer Zeit, und von ihm erwarten der einzelne wie auch die Nationen alles, wonach das menschliche Herz lechzt. Wohl sind allen Idealisten diese Friedenshoffnungen Musik in ihren Ohren gewesen, aber sie jagen nur Schimären nach, sie vergessen die rauhe Wirklichkeit und das Leben! Und das gesamte Leben war, ist und bleibt ein ständiger Kampf, muß es auch nach den Gesetzen der Natur bleiben und macht uns erst das Leben lebenswert. Es mag absurd klingen, aber es ist nun einmal nicht wegzuleugnen, wir sind durch den steten Kampf nutzbringende Mitglieder unserer Zeit. Je vollkommener ein jeder ist, um so größeren Nutzen hat die große Allgemeinheit von ihm.

Das gesamte öffentliche Leben und die von den Menschen selbst erst festgesetzten Institutionen sind aber bei uns in Deutschland, wie auch allerwärts, von einzelnen Interessen getragen, und

Digitized by Google

das Weitersteuern in diesem ungemein gefährlichen Fahrwasser hat dem Reich und besonders seiner kulturellen Entwicklung ungemein geschadet, denn sie lassen uns auf den einschlägigen Gebieten stets zu weit über das Ziel hinausschießen, und dann verfällt das Ganze ins Extreme. Maß und Ziel halten ist eine Kunst, die wenigen vergönnt ist innezuhalten. Und hier liegt das Grundübel aller Dinge: die falsche Erziehung, denn es gilt, das eiserne willensstarke Maßhalten zu lernen. Um aber einem Übel abzuhelfen, muß die Wurzel angepackt werden, und wir können nur ganz und vollständig gesunden, wenn da der Hebel angesetzt wird, wo die Notwendigkeit es gebietet: Bei der Jugend! Bei ihr kann man die Arbeit beginnen, in ihr Herz die Gedanken der großen Aufgaben legen und weiterpflegen, daß sie später Früchte tragen hundertfältig. Damit aber sei nicht gesagt, daß das reifere Alter nicht umbildungsfähig ist, aber bei ihm findet man meist schon eine gewisse Richtung, der sich speziell, was politisches Denken anbetrifft, der ältere und erfahrene Mann angeschlossen hat, in die ihn sein Interesse hineindrängt, während es mit der Jugend umgekehrt gemacht werden muß, sie soll lernen, sich zu bescheiden und ihr Interesse dem großen Ganzen unterzuordnen! Das sind schwere und nicht zu unterschätzende Aufgaben, die von unserer Jugend verlangt werden, aber wie sich nun einmal die Zustände und Verhältnisse im Deutschen Reiche zugespitzt haben, sind dies die ersten, dringendsten und notwendigsten Kulturaufgaben, die denjenigen zufallen, die sich dieser Richtung anschließen. Und hierzu bedarf es Männer, ganzer, deutscher und urdeutsch-denkender Männer, die das Volk, die Nation lehren, deutschnational zu denken und zu handeln, dann erst wird Wandel geschaffen werden können. Das ist eine lange, schwere Arbeit, und nicht alle werden die Früchte der ausgestreuten Saat ernten, aber das ist Menschenlos und Menschenschicksal, Stein bei Stein getragen gibt den Bau. — Die Taten aber, die von jenen verlangt werden, sind: Die Nation sich auf sich selbst zu besinnen lehren und sie wieder auf den Boden alten, freien, deutschen Rechts zu stellen, und diese im Sinne unseres politischen Lebens gedachte Partei kann nur eine freie, deutsche Reichspartei sein, die imstande ist, all dies Geforderte in echt germanischem Sinne zu schaffen und im Sinne der großen Kulturaufgaben Deutschlands zu lösen.

Bei der Jugend aber muß begonnen werden. Lehret die begeisterungsfähige, deutsche Jugend deutsch denken, dann fühlt

Digitized by Google

sie von selbst deutsch und streift das ab, was uns das Volk, den Volkscharakter zu vergiften droht, *das römische Joch*, das wir nun schon trotz verzweifelten Ringens und Verleugnens seit mehr als 1000 Jahren tragen, das ein Hermann der Cherusker, nur im äußeren Sinne zu verstehen, abgeworfen und das uns die *deutschen Kaiser* von Rom wieder mit schwerem Ballast und zum Hemmen der Kulturentwicklung über die Alpen gebracht haben!

Für uns aber heißt es jetzt: Zuerst kommt der Staat, das Reich!

Dies soll die Jugend von ihrem ersten Tage, da sie denken lernt, aufsaugen und soll ihr immer und immer wieder eingeimpft werden, so daß sie *mit* diesem und zu diesem Gedanken heranreift und in den Staat hineinwächst, der ja nur eine *von* Menschen *für* Menschen geschaffene Institution ist und bleiben wird, sich aber nur mit den Zeiten durch die modernisierten Ansichten ändert und ändern *muß*! Er muß auf gesundem, fortschrittlichem Boden erhalten werden, darf aber für den Staatsbürger nicht etwas rein künstlich Erzwungenes darstellen, sondern von ihm als Angenehmes empfunden werden, und solche Zustände in *germanisch-freiheitlichem*, in *monarchistisch-konstitutionellem Sinne* ausgebaut, das sollen die schweren, aber schönen Aufgaben einer solch freien deutschen Reichspartei sein, die unabhängig von Äußerlichkeiten diesem hohen Ziele zustrebt. Geleitet müssen diese Männer von Gerechtigkeit gegen *jedermann* im weitestgehenden Sinne des Wortes sein, denn die oft schreiende Ungerechtigkeit gegen andere in vielen Lebenslagen ist der Grund zu dem so zahlreich vorhandenen Elend und der Verbitterung gegen den Staat und die Gesellschaft. — Aber mit ihr muß sich auch der Gedanke paaren, den diese Partei im Auge behalten und der ihr als Richtschnur dienen muß, daß der so oft im Munde geführte Ausdruck, den gesunden Menschenverstand walten zu lassen, nicht eingeengt wird, sondern daß dessen Produkte anerkannt und verwandt werden, denn uns kann *nur* die Praxis im Leben von dauerdem Nutzen sein. Bloße Buchstabentheorie bleibt eitel Wollen, ohne zu können, und zeitigt nie Resultate, die über die Bedeutung einer Eintagsfliege hinausgehen. Deshalb gilt als Wort nur: Taten vollbringen, deren kleinste mehr bedeutet, als das größte Wort, das ungehört verhallt!

Wir wollen mit diesen Worten und den nachfolgenden Darlegungen nicht die der Politik der Augenblickserfolge teilen,

Digitized by Google

sondern für uns ist ein stetes Vorwärtsschreiten auf den eingeschlagenen Wegen von Bedeutung, und wie nun einmal die Jahre es gestaltet haben, das ewig hadernde, kleinliche Parteiwesen, so muß nun schon die uns als notwendig erscheinende Vereinigung der eingangs erwähnten Männer leider auch den Namen einer „Partei" sich gefallen lassen.

Wie einst der große Staatsmann Richelieu Deutschland und Frankreich mit einem Drachen verglich, dessen einer, Deutschland, hundert Köpfe — die deutschen Fürsten — und einen Schwanz — das Reich — hatte, während Frankreichs Drache nur einen Kopf — den König — und hundert Schwänze — die Großen des Landes — besaß, so ist es bei uns jetzt durch das Parteisystem in dem konstitutionell regierten Staate ähnlich. Jede Partei will nur ihren Weg gehen und so hemmt ein jeder dieser Parteiköpfe die anderen und das Reich am Vorwärtsschreiten.

Aber in der Hauptsache sind es zwei Parteien, die nicht nur hemmend, sondern auch vergiftend wirken und das ist die Sozialdemokratie und die Trumpfpartei, das Zentrum. Erstere wirkt im höchsten Grade zersetzend, letztere am Ende ihrer ganzen Kunst verdummend, denn ein aufgeklärtes Volk läuft nicht mehr hinter mittelalterlichen Institutionen her und wenn auch das Zentrumsmäntelchen häufig in „schwarz-weißroten" Farben erglänzt, das Endziel aller seiner Bestrebungen ist doch, den Stuhl Petri wieder so hoch über alle Throne zu setzen, daß Fürsten und Volk demütig die Knie beugen und den Rücken vor dem kirchlichen Oberhaupt der sogenannten Christenheit krümmen! Das und nichts anderes will sie erreichen! Wer aber noch deutsches, freiheitlich schlagendes Blut in seinen Adern rollen und pulsieren fühlt, der soll jene minierenden Feinde mit allen zu Gebote stehenden Mitteln bekämpfen und es der deutschen Regierung möglich machen, sich von jenem Gängelbande zu befreien, das nicht allein schädlich, sondern im höchsten Grade unwürdig unser ist! — Aber mit einem Axthieb ist noch kein Baum gefallen, und gegen finstere Feinde, wie jene beiden es sind, kann man nur Schritt für Schritt vorwärts kommen und Boden gewinnen, und was die Religion mit dem Staate zu tun hat, das hat uns jener Philosoph von Sanssouci deutlich genug gesagt: „Laßt einen jeden nach seiner Fasson selig werden!" —

Als oberster Grundsatz in allem gelte:

„Gleiches Recht für alle!"

Digitized by Google

Auf dieses kurze Wort soll die dauernde Größe des Reiches aufgebaut werden, und es soll uns als Richtschnur durch die nachfolgenden Zeilen dienen.

In erster Linie wollen wir aber auf einen großen Mißstand hinweisen, der sich gerade in letzter Zeit in erschreckender Weise geltend gemacht hat und das ist die Maulkorbpolitik der geistigen Freiheit in Wort und Schrift! Ihr, dieser Freiheit, muß erst wieder die Geltung geschaffen werden, die ihr zukommen muß, und denen, die darüber zu befinden haben, dieser Begriff, die Bedeutung dieses deutschen Charakterzuges vor Augen geführt werden, denn geradezu philisterhaft mutet einen die Handhabung dieser Unterdrückung an. Sehen wir ihr scharf ins Auge und blicken wir hinab in ihre Seele, derselben den Schleier mit rauher Hand abreißend, so ist sie nichts anderes als die Angst, es könnte an den bestehenden Einrichtungen gerüttelt werden und das sei ja gleichbedeutend mit — Hochverrat! — Aber je schneller eine Regierung von diesem Standpunkte heruntergeht und sich auf das Pferd der Objektivität setzt, desto großzügiger und bedeutender ist sie, und ein hohes, unbedingtes Vertrauen wird man ihr entgegenbringen und sie als „über allem" stehend betrachten und ihr von selbst, wie man Geistesheroen ehrt und bedingungslos anerkennt, die Achtung und ihre Notwendigkeit einsehend entgegenbringen. Fest, hart im gegebenen Moment und weise soll sie sein! Hart wie Stahl, ohne dessen Biegsamkeit zu entbehren, aber nicht kleinmütig in großen Dingen! — Aber eins muß ihr stets eigen bleiben, um das volle Vertrauen der Staatsbürger zu besitzen, sie muß modern sein, denn Menschen, insbesondere Männer, die durch das Leben gezwungen sind, sich seinem derzeitigen Charakter anzupassen, können unmöglich einer Regierung huldigen, die durch falsches Konservieren des Bestehenden um Jahre, ja vielleicht um ein ganzes Menschenalter nachhinkt! Arbeiten aber Regierung und Bürgerschaft — hierin ist die gesamte Menschheit Deutschlands zu rechnen — mit offenem Visier, dann ist schon vieles gewonnen; schachtelt aber jeder seine Ansicht ein und versucht, durch heimliche Vorstöße etwas zu erlangen, so lebt er nur vom Schaden und Nachteil des anderen und solch ungesunde Zustände sind wohl zu überdecken, nicht aber auf die Dauer haltbar, sie treiben ein jedes Glied der großen Kette zu immer höherer Anspannung, und schließlich versagt das eine und der Bruch ist da.

Nicht wenig streiten sich die Geister um das Oberhaupt des

Digitized by Google

Deutschen Reiches, und vielfach werden Stimmen laut, die da nach Aufklärung verlangen, warum sich das deutsche Volk nicht mit seinem Kaiser versteht. Besonders das Ausland nimmt oft Gelegenheit, dem deutschen Volk den Vorwurf der Ungerechtigkeit gegen den Kaiser zu machen und schüttelt oft verwundert den Kopf über den kurzsichtigen deutschen Michel. Es ist richtig, daß die Popularität Wilhelms II. nicht die ist, wie sie sein Großvater und Vater genossen, aber das liegt wohl zum Teil in der Verschiedenartigkeit der Charaktere, denn während Wilhelm II. impulsiv und hastig in seiner Art, die Dinge anzufassen, ist, so ist das Temperament des Deutschen ein ruhiges und überlegtes. Das aber sind Gegensätze, die sich sonst ergänzen, während das schlimmste Übel in dem Nichtverstehen darin zu suchen ist, daß Wilhelm II. das deutsche Volk zu wenig kennt, daß er auch künstlich von ihm getrennt gehalten wird! Fällt jene undurchdringliche Mauer und lernt der Kaiser das „deutsche Volk" in seiner wahren Gestalt kennen, so wird ihm auch die Ansicht bald schwinden, daß es an Umsturz denkt, gegen das nur die „Soldateska" vorgeführt werden muß. — Der Deutsche ist leicht zu begeistern und neigt gern zum „Hurra"-schreien, aber ein Aufoktroyieren des Hurrapatriotismus ist nicht sein Fall, er gibt gern und von Herzen und hängt an seinem Fürstenhause, aber er ist zu aufgeklärt, als daß er Geschmack an der Art findet, in der er beim Soldatenstande erzogen wird, dem Fürsten zu huldigen. Gezwungene Gaben wirft man hin, aber man gibt nur einmal und dann nicht wieder. Die Art zu geben muß würdig sein der freien Männer, die geben, und das Volk soll nicht als Mittel zum Zweck angesehen werden, denn Friedrich der Große, der doch ein Fürst war zu Zeiten, da in den preußischen Landen noch der Despotismus sein Recht hatte, sagte die goldenen Worte: „Ich bin der erste Diener im Staate" und er war dadurch auch der erste Herr! Und noch eins, was den Fürsten seinem Volke näher bringt, das Recht, das ihm zusteht. das Recht der Begnadigung! Man hört es oft, daß von ihm wenig oder fast gar kein Gebrauch, speziell bei Todesurteilen, gemacht wird. — Diese Strafe, die wir von Hause aus verdammen, wenn es auch, worauf sich manche berufen, deren Weisheit nicht weiterreicht, als was sie auf dem Papiere sehen, in der Bibel heißt, daß das Blut dessen, der Menschenblut vergossen hat, auch vergossen werden soll, ist ein Zeichen, daß die Kultur noch nicht dahin gekommen ist, das Furchtbare des Ge-

Digitized by Google

wissens mit dessen Qualen an die Spitze zu stellen und daß andere Mittel weit menschlicher und vielleicht doch härter sind, als einem Mitglied der Krone der Schöpfung den Kopf abzuschlagen!

Während die vorangegangenen Zeilen dem Oberhaupt des Deutschen Reiches galten, wenden wir uns nunmehr den gesetzgebenden Körperschaften, dem Reichstage und den sonstigen Volksvertretungen zu und können nur kurz sagen, daß diese alle das deutsche Volk in höchstem Maße enttäuschen, denn dort zeigt sich so recht der Hader und Parteizank und von einem „Geben von Gesetzen" ist da kaum noch die Rede, es ist ein Feilschen, ein gegenseitiges Abringen von Zugeständnissen und lediglich ein Kampf von Interessen, selten nur wird in erster Linie das Wohl des Staates und des Volkes im Auge behalten, jede Partei sucht für sich auf Kosten der anderen Kapital zu schlagen, und eine Volksvertretung im Sinne der Konstitution ist unser Reichstag schon lange nicht mehr. Und wer hat dieses Übel hineingetragen? Fast jede Partei, da keine objektiv in ihrem Willen ist, sondern nur um ihre eigene Existenz kämpft, dabei ihre Hauptaufgabe vergißt, das große Interesse des Deutschen Reiches, des deutschen Volkes, zu wahren. Und auch das Gesicht der Regierung ist nicht das, wie man es in Deutschland wünscht. Sie arbeitet mit Hochdruck, wenn es gilt, einem der ihrigen etwas zu gewinnen, schlägt aber eine unheimliche Schneckenposteile an, wenn Fragen zur Sache stehen, die ihr wenig bequem liegen. — Es ist nichts Neues, wenn wir hier sagen, daß in erster Linie die wenig erbaulichen Finanzzustände daran schuld sind, die nicht nur im Staate und Reich, nein auch für den einzelnen eine Kalamität erster Ordnung sind, und auch hier fehlt das Beispiel, die Erziehung und keiner, auch das Reich nicht, haben es gelernt, sich zu bescheiden, das ganze Finanzwesen ruht auf ungesunden Ansichten und Füßen und reißt Tausende und aber Tausende ins Elend! Das ganze Anleihesystem ist sehr wenig vertrauenerweckend, der Staat mit seinen Machtmitteln ruiniert viele Existenzen und treibt gute Elemente in die Hände der schlechten und züchtet langsam aber sicher Geister schlimmer Art. — Für uns gilt es: Hinaus mit dem Parteihader und der lediglichen Interessenpolitik! — Wohl sollen aller Interessen vertreten sein und anerkannt werden, aber das Interesse der einen soll von den anderen gewürdigt, von ihnen wohlwollend beraten und Neuerungen durchgeführt werden, aber nicht in einen Parteizank ausarten.

Digitized by Google

Und haben nun alle Gemeinschaften ihre Vertretung im Reichstage? — Diese große Frage steht schon lange unausgefüllt auf dem Papier. Leider muß sie aber verneint werden, und da gleiches Recht für alle verlangt werden muß, so sei hier an erster Stelle derer gedacht, die das Vaterland aus Not und Gefahr zu befreien haben, der Soldaten, die, wie es in Deutschland Usus ist, sich jeder politischen Aktion zu enthalten haben! — Wer aber wahrt ihre Rechte, d. h. wer bringt ihre Wünsche dem Reichstage dar? Niemand, denn sie haben nichts zu wünschen; nur das Kriegsministerium oder die in Frage kommende Marineverwaltung stellt die Forderungen, und dann geht das Debattieren und — Feilschen los, so unwürdig, wie es eben jetzt in unserem ganzen politischen Leben zugeht, wo es allenthalben heißt: „Wasch' mich, mach' mir aber den Pelz nicht naß!" Nur als Streiflicht sei erwähnt, daß ein jeder, oft sind es Leute, die überhaupt nie gedient haben, sich sachliche (?) Urteile anmaßen, die dem Großen nur schaden und so kommen wir zu der Frage der Wehrkraft des Landes, der ja nach Recht und Gesetz jeder Deutsche angehört!

Wir sprechen hier im allgemeinen, da angeführte Einzelheiten aus dem Rahmen dieser begrenzten Zeilen fallen mußten, aber mit den wenigen nachfolgenden Worten ist so ziemlich die Lage charakterisiert:

„Wir sollen sein ein ‚Volk' in Waffen!", aber das Heer und auch die Marine haben es verstanden, aus sich eine „besondere Kaste", mit „besonderen Vorrechten" zu machen, und die vielen unerquicklichen Schauergerichte sprechen nur zu deutlich, wie es um die Auffassung der Vorgesetzten, den Soldaten, also den für sein Vaterland in Waffen stehenden Staatsbürger zu behandeln, zu erziehen und auszubilden, steht! — Ganz abgesehen davon, daß speziell das Ausbildungspersonal meist viel zu jung ist, wird demselben nicht die Bedeutung der sogenannten Rekrutenperiode klar genug gemacht! Dem Offizier und Unteroffizier wird das beste und schönste Material des Landes überantwortet, um es brauch- und verwendbar für die höchste Aufgabe des Deutschen, für die Verteidigung seines Vaterlandes, zu machen! — Lösen sie auch die Aufgabe, und hat ein jeder von ihnen auch seine Schuldigkeit getan? Wir kommen vielleicht einmal später in einem anderen Aufsatz hierauf zurück, jedenfalls muß hier festgestellt werden, daß fast jeder ohne Ausnahme zur Reserve entlassene Soldat sagt: „Gott sei Dank, daß ich meine

Digitized by Google

Zeit heruntergerissen habe!" Diese wenigen Worte charakterisieren die Ansicht des Volkes über den Heeresdienst. Es sei fern, hier zu behaupten, daß deshalb alle so denken, Zwangsmittel sind dem Deutschen nun einmal nicht bequem, wenn man aber glaubt, im Heere bei dem alten Systeme bleiben zu können, so glauben wir, daß man sich da täuscht, und es wäre an der Zeit, sich einmal zu erinnern, daß eine Wechselwirkung zwischen Volk und Heer eine unbedingte Notwendigkeit ist, um das Gesunde des Heereswesens im Interesse des Vaterlandes aufrecht zu erhalten und zu modernisieren, dann auch werden die Konflikte von selbst fallen und Volk und Land können gesunden. Wie weit Heer und Sozialdemokratie in Verbindung zu bringen ist, d. h. wie weit das eine durch das andere gewinnt, das ist schwer, festzustellen, wohl aber ist nicht von der Hand zu weisen, daß die im Heere, wie in allen Institutionen, vorhandenen Mängel und speziell das häufige Verkennen des „Soldatenseins" von vielen Vorgesetzten manchen früheren Patrioten ins rote Lager treibt. Man stelle die Vorgesetzten auf eine hohe Bildungsstufe; der Stand des sogenannten Frontoffiziers und alten „Scherschanten" ist nicht mehr in der Lage, der Neuzeit mit ihren modernen Ansichten, Arbeiterbewegungen usw. zu genügen! Der Vorgesetzte muß sachlich und richtig über politische, insbesondere innerpolitische Lagen und Fragen aufgeklärt sein, denn nur dann, wenn sich das Heer dieser politischen Lage zu fügen weiß, wird es imstande sein, ein Volk in Waffen zu bleiben oder wieder so zu werden, wie es in den großen Tagen der Befreiung und Einigung war! Schreiber dieses weiß, daß man diese Forderung eine ungeheuerliche nennen wird und einfach für unmöglich erklärt; wie aber der Despotismus hat fallen und der konstitutionellen Verfassung hat Platz machen müssen, wie überhaupt alles sich hat ändern und modernisieren müssen, so kommt auch diese Veränderung, aber man vergesse nie, daß es bei allem Gesagten uns darum zu tun ist, die Größe und Herrlichkeit des uns von unseren Vätern bescherten Reiches aufrecht zu erhalten und — auszubauen!

Schließt euch zusammen ihr freien, deutschen Männer, seid nicht blind im Parteihader, streift Undeutsches, Welsches ab und habt die großen Aufgaben des deutschen Kulturstaates im Rate der Völker vor Augen!

Digitized by Google

Wollet nicht freventlich einen Krieg, aber laßt euch nicht durch Friedenswünsche vom Pfade des Kriegswesens abbringen! Fest und kräftig gerüstet soll Deutschland stehen und nicht betteln müssen, daß man Frieden mit uns hält! — Wenn man uns auch nicht liebt, so fürchtet man uns, und der alte furor teutonicus soll nicht schlafen gehen, er sei eine Waffe, der die anderen, die Neider, fern hält von einem Angriff gegen das geeinte Reich!

Um aber an einem kleinen Beispiel das Vorhergesagte zu illustrieren und die maßgebenden Kreise und das Volk zum Nachdenken zu zwingen, greifen wir hinein in das tägliche Leben.

Schaut man sich einmal so recht genau auf der Straße um, so sieht ein jeder, was der deutsche Junge tut: er spielt Soldaten! Das ist charakteristisch für das Deutschtum und die Auffassung des Volkes! — Ist ein Festtag, so ruft alles patriotisch gestimmt das die Welt erzittern machende „Hurra!", aber nicht im Sinne des künstlich heraufbeschworenen Hurrapatriotismus, denn der verweht wie der Tau auf den Blüten. Verfolgt man dann den heranreifenden Jüngling, so fühlt man noch immer, daß das Sehnsüchtige nach dem Soldatenleben bei den meisten noch nicht entschwunden ist, denn stolz und freudig kommt der junge Rekrut zurück von der Musterung, denn er darf Soldat werden, er weiß die Ehre zu schätzen, und doch schlägt die junge Brust höher, und der Zweifel, wie wird es dir dort ergehen, stimmen die Gefühle schon recht herab. Und andere, die, wie es im Volksmunde heißt, das bessere Los gezogen haben, die sich freigelost haben oder die aus Gründen körperlicher Unbrauchbarkeit nicht zu dienen brauchen, gehen strahlend heim. Sie kommen nicht in den Zwang, in die Schule der eisernen Disziplin, und dieses Gefühl schon wirkt falsch und ist ein Zeichen der wenig gesunden erzieherischen Verhältnisse. Das Volk ist nicht mehr gewöhnt, sich selbst Disziplin aufzuerlegen, und hat nicht die moralische Kraft des Selbstwollens, denn noch kein Mensch hat etwas in seinem Leben erreicht, der sich nicht selbst eisernen Zwang hat antun gelernt. Im Üben dieser Kunst sehen wir das beste Mittel, der Besserung in allen Lagen des Lebens näher zu kommen. — Und kommt dann der Soldat als Reservist heim, dann sind gar viele, die mit hochfreudigem Herzen dem Vaterlande ihr Opfer brachten, tief und schmerzlich enttäuscht. Auch diese Gründe zu suchen, wäre eine Arbeit ohne Ende, die Tageszeitungen reden da eine deutliche Sprache. Aber auch ein großer

Digitized by Google

Teil der jungen Leute hat schon in frühester Jugend das Gefühl, ein Teil des großen deutschen Volkes zu sein, verloren, denn die traurigen Verhältnisse daheim haben sie nie etwas Gutes sehen lassen, denn Not und Sorge waren täglicher Gast, und die Verhältnisse unserer Zeit mit ihrem Hasten, Vorwärtsdrängen, dem steten Wollen, „mehr zu sein", wie es möglich ist, sie bringen manchen auf Bahnen, die nachher zu verlassen schwerer sind, wie das Betreten derselben.

In den vorangegangenen Zeilen ist ein wenig vom Allgemeinen ins Detail eingegangen worden, wodurch der eigentliche Rahmen der Besprechung überschritten worden ist, aber kleine sachliche Beispiele lehren oft mehr als hochklingende Worte allein.

Aber nicht nur die Heeresinstitution, nein, auch die anderen Staatseinrichtungen geben stets Anlaß zu Klagen und Reibereien und verbittern das Volk, und wenn im Volke eine Einrichtung verhaßt ist, mit der auch, wie der Volksmund sagt, „kein anständiger Mensch etwas zu tun haben will," so sind es die Gerichte. Und recht hat das Volk, wenn es hiergegen Front macht, denn ein Deutscher will auch nach deutschem und nicht nach römischem Recht sein Recht haben, und besonders die Art, nur hinter dem grünen Tisch und von ihm aus beurteilt zu werden, flößt kein Vertrauen ein. Die Richterbeamten müssen in erster Linie nur die juristischen Sachverständigen sein, die alles Fachmännische bearbeiten und dann ohne jegliche Voreingenommenheit den Volksrichtern vorzutragen haben. Hierzu muß aber das gesamte Gerichtswesen auf eine ganz andere Basis gestellt werden. Es muß auf dem altgermanischen und nicht, wie schon einmal erwähnt, auf dem bureaukratisch entwickelten römischen Recht beruhen und aufgebaut sein; es muß dem Charakter und den Eigenschaften des deutschen Volkes und dem Volksempfinden angepaßt werden. Die jeweiligen Um- und Zustände, nicht die toten Paragraphen allein dürfen sprechen. Die Richter sollen Volkswohltäter sein und die einzelnen Lagen, nicht nur die Tat als solche, beurteilen. Ein Eingehen auf das Individuelle der Person und der Tat soll Zutrauen zu dem unparteilichen Richter geben und nicht, wie es heutzutage ist, ein erschwertes, künstliches Verfahren eines Paragraphenkampfes. Aus dessen Gewirr aber kann der Laie absolut nicht klug werden, sondern muß sich zu seinem größten Leidwesen, auch für seinen Geldsäckel, auf die Juristen verlassen.

Digitized by Google

Aber nicht das allein vermag das Zutrauen des Volkes zu den Gerichten nicht zu heben, denn das Volksempfinden wird stark durch die mit einem landläufigen Ausdruck bezeichneten „Justizmorde“ tief erschüttert. Aber auch eine andere Einrichtung, die den Institutionen eines modernen Kulturstaates Hohn spricht, ist die schon eingangs erwähnte Todesstrafe. Sich hierüber an dieser Stelle eingehend auszulassen, ist nicht der Raum, soll auch nach unserer Ansicht nur von Kapazitäten erster Ordnung besprochen werden, die diese furchtbare, barbarische Strafe in allen Einzelheiten studiert und speziell das Psychologische der Frage eingehend durchgearbeitet haben.

So viel aber steht fest, daß unser Gerichtswesen auf ungesundem, wenig Zutrauen erweckendem Boden steht und es muß darin tiefeinschneidend Wandel geschaffen werden; die Justiz soll eine Stütze des Staates sein, sie ist aber eine Einrichtung, die mehr Schaden und Feinde einträgt, als es sozialdemokratische Agitation zu machen imstande ist. „Recht sprechen“, nicht „Recht klaubeln“, das muß der Kernpunkt unseres modernen Gerichtswesens sein, und namentlich muß ein anderer Modus gefunden werden, den Richter zwar im Ansehen in seinem Amt, aber nicht in seiner Person allein zu erhalten, denn unsere gesamten Beamten haben es verstanden, daß sie die wenigst beliebten Personen im ganzen Staate sind und eine Kategorie Menschen für sich sein wollen. Im Justizwesen kann man sie sogar schon, ebenso wie im Offizierwesen, eine „Sonderkaste par excellence“ nennen, und da hat denn die Allgemeinheit bald den Stab darüber gebrochen, und es ist tieftraurig, daß allgemein die Institution, der man doch das größte und höchste Vertrauen entgegenbringen sollte, nach Möglichkeit gemieden wird. Ist das logisch? Ist das ein gesunder Zustand? Gewiß und wahrhaftig nicht. Im Gegenteil. Aber nicht allein in dem Fällen von Urteilen, nein, in dem furchtbar langsamen Arbeiten der ganzen Maschinerie liegt ein schwerer Fehler, und darin, daß nur der mit Vorteil prozessieren kann, der Geld hat, wenigstens lautet so die Volksansicht, und sie ist gesund und natürlich! Es ist nicht Aufgabe der Zeilen, Details zu besprechen, um sie zusammenzufügen und als Hilfsmittel für die gesagten Ansichten zu verwerten, sondern wir wollen aus ehrlichem, deutschfühlendem Herzen heraus einmal alles das kurz zusammenfassen, was der fruchtbaren Entwicklung des deutschen Vaterlandes entgegensteht und uns das nimmt, was uns Deutsche zu Deutschen macht und

Digitized by Google

als solche sein läßt, und diese nationalen Gedanken sollen anregend wirken, daß diejenigen, die sich Spezialaufgaben zugewandt haben, sie verfolgen, sie ausbauen, um Wohlstand und Zufriedenheit mehr und mehr in das Volk hineinzutragen, denn nur mit ihm und hierdurch können wir aus uns heraus erstarken und uns durch eigene Kraft mehr und mehr entwickeln. Hierzu kann aber nur ein jeder beitragen, aber er darf nicht still seine Ansicht oder sich gegen die anderen verschließen. Bierbankphilisterpolitik ist aber verwerflich, denn sie ist oft der Grund von schweren Differenzen geworden. Hier muß wie bei allem erzieherisch auf das Volk gewirkt werden, denn nur sachliches Aussprechen der freien Meinung hilft uns vorwärts. Leider ist nun in der Erziehung zu einer gewissen politischen Reife in der Ansicht ein total falscher Weg eingeschlagen worden, und so werden die breiten Volksmassen, anstatt „aufgeklärt", nur „verhetzt", und diejenigen, die einen Teil dieser großen Schuld für die soziale Entwicklung tragen, das sind nicht allein die in enger Berührung mit der Arbeiterklasse stehenden Unternehmer, sondern auch das Bürgertum, der Mittelstand, mit seinem falschen Stolz und törichten Anmaßungen und auch die Regierung selbst. —

Auf die Erziehung speziell unserer Jugend kommen wir am Ende unserer Abhandlung noch einmal zurück, in ihr allein ist ein Heil zu finden, das dauernd wirken kann und wer es ernst mit der Pflicht eines Staatsbürgers nimmt, der wird mit anfassen und helfen und nicht faul und müßig die Hände im Schoß halten und mit hochweiser Miene und ebenso hochweisem, besser gesagt, hohlem Kopf nicken.

Nicht umsonst sagt ein altes Dichterwort:

„Alles kann der Mensch ertragen,
Nur nicht eine Reihe von guten Tagen!"

Und wir haben seit vielen Jahrzehnten nur solch gute Tage ertragen dürfen, es muß uns anscheinend erst wieder einmal recht schlecht ergehen, ehe wir uns wieder auf uns selbst und auf unsere Aufgabe, als ein großes Kulturvolk zu leben, besinnen!

Allüberall sehen wir, daß die Arbeiterfrage die wichtigste von allen ist, aber niemand scheint den tiefen Sinn der Bewegungen zu verstehen, denn vom grünen Tisch her wird ja doch alles nur so erkannt, wie es für gut befunden wird. Eine Regierung, zu der ein ganzes Volk festes Vertrauen haben soll,

Digitized by Google

muß stetig und ruhig bleiben, will sie aber im nationalen Sinne modern sein, dann darf sie sich aber auch nicht scheuen, in Momenten, wo sie erkennt, daß von dem ursprünglichen Programm abgewichen werden muß, dies auch nach der Lage der Dinge so zu tun, daß sie Ersprießliches für Volk und Vaterland zeitigt. Und unsere Regierung muß jetzt einmal eindringen in das Tiefe der Arbeiterfrage, die erst die Arbeiterbewegungen als solche hervorgerufen hat. In den Zeiten, in denen wir leben, ist es falsch, wenn man nur paktiert, um Ruhe für den Moment zu haben, denn später treten die Fragen notgedrungen doch wieder auf, und sie dann in das richtige, ruhige Fahrwasser zu lenken, ist meist ein Ding der Unmöglichkeit; warum, weil sich dann sehr schnell die eingefunden haben, die den nur Halbbefriedigten erst leise zuraunen und dann im lauten Tone rufen:

Komm' zu uns, wir helfen dir! Dort, die da, die nichts fertig gebracht haben, das sind deine Feinde! Hier wir, wir wollen deine Sache verfechten, wir sind die wahren Arbeiterfreunde! Und aus den bisherigen Wirtschaftsverbänden der verschiedenen Arbeiterklassen sind plötzlich politische Verbände geworden, die dann, anstatt das Vaterland und somit sich selbst zu stützen, alles hinwegzufegen suchen und Unfrieden, Haß und Rachsucht großziehen. So entstehen die schlimmsten Feinde, und wenn eine Regierung dies nicht erkennt, so trägt sie allein die Schuld an den zerfahrenen Zuständen im Vaterlande!

Will sie also den Ruhm haben, selbst am patriotischsten zu sein, dann darf sie nicht zögern, am richtigen Punkte mit neuen, brauchbaren Mitteln hervorzutreten, um dem Lande zu helfen. Es ist anzunehmen, daß diese Gesichtspunkte den zuständigen Ressorts und Behörden nicht fremd sind, aber damit ist noch nicht gesagt, daß sie auch sofort Maßnahmen ergreift, die Übelstände, wenn möglich, schon im Keime zu ersticken, und die breite Masse, das Publikum, muß darauf hingewiesen werden, um Abhilfe zu fordern! — Ich erinnere nur an die Situation zur Zeit des großen Bergarbeiterstreiks im Ruhrrevier. Hätte die Regierung nicht so viel Zeit zwecks Anstellung von Recherchen gebraucht, so wäre ihr mehr Weizen aus jener gewaltigen Bewegung erblüht, als es ihr umgekehrt ergangen ist, denn die sozialdemokratischen Verbände haben, anstatt abzunehmen, soweit wie mir bekannt ist, etwa 30 pCt. an Leuten gewonnen, und durch all die halben Maßnahmen ist die Erbitterung gestiegen, und ein unter der Decke schwälendes Feuer ist weit gefährlicher, als ein heller

Digitized by Google

Brand, den man sofort löschen kann. Es soll hier nicht auf Einzelheiten obiger Bewegung eingegangen werden, aber aufklärend zu wirken und zwar im Sinne nationalen Fühlens, Denkens und Handelns, das soll die Regierung, die Herr im Hause bleiben will und muß, und übt sie Gerechtigkeit nach allen Seiten, so wird sie schon den Dank in Gestalt des Vertrauens des Volkes ernten.

Noch weiter auf diesen wichtigen Punkt einzugehen, das verbietet uns der Raum, wenn aber einst die deutsche, freie Reichspartei mächtig wirkend eingreift in die Geschicke des deutschen Vaterlandes, dann soll sie sich aller derer annehmen, die sich nach Gleichheit im Recht und der Behandlung sehnen und die von Herzen gern und mit ihrem Herzen treue deutsche Bürger sind und sein wollen.

Diejenigen, die mit ihrem Herzen ehrliche, freie Deutsche sind und bleiben werden, das sind unsere alten Soldaten, die sich den verschiedenen Kriegervereinen angeschlossen haben, aber auch ihnen werden so viel Schwierigkeiten gemacht, daß gar mancher dieser braven Männer sich wieder von der Bewegung zurückzieht und so dem Vaterlande verloren geht. Ich will heute nicht auf diese hochwichtige Frage eingehen, sondern bewahre mir dieselbe für später auf und möchte nur zum Schluß meiner Betrachtung darauf zurückkommen, daß es von höchster Bedeutung ist, unsere Jugend im nationalen Sinne, ungekünstelt zu erziehen! Über diese Tätigkeit selbst ließen sich, wie über alle nationalen Fragen, Bände schreiben; aber an den Fehlern lernen wir am meisten, und die Geschichte lehrt es am besten. Mit einigen wenigen Worten ist es gesagt:

„Die deutsche Jugend muß mit jener spartanischen Einfachheit und zu der Vaterlandsliebe erzogen werden, wie die aus den Jahren der Knechtschaft von 1807 bis 1812, dann wird sie jederzeit bereit sein, später ihr „Alles" als Männer einsetzen zu können. Lernt sie dann, sich in das Einfache des modernen Lebens zu schicken, so werden wir bald eine Generation herangezogen haben, der jene zersetzenden Parteien weit weniger anhaben können, wie bisher. Die Quintessenz aber ist, daß Deutschland eine unabhängig von Kirche und Sozialdemokratie geistig hochstehende Lehrerschaft besitzt, die eine Bildung aufweist, die es ihr ermöglicht, Erzieher des Volkes, der deutschen Jugend zu sein, und die selbst wiederum eine auskömmliche Existenz hat, um ihre volle Kraft

Digitized by Google

dem Berufe zu widmen, der nach meinem Dafürhalten der höchste und schönste ist.

Aber auch ihn können nur Männer ausfüllen, die von dem Werte ihrer Aufgabe durchdrungen sind, die in freier, deutscher Art zu leben verstehen, und deren Gerechtigkeitssinn unantastbar und unabhängig von Religion und Politik ihren Schülern nur nächst ihren Berufsaufgaben nur Liebe zum Vaterlande einimpfen. — Macht sich erst die Kirche in der Schule breit, dann ade, deutsche Geistesfreiheit, dann ist die Jugend von Hause aus geknechtet und ein wahres Wort der Bibel sagt:

„Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott was Gottes ist", aber beides getrennt, sonst stehen die Römlinge bereit und schlagen uns in Fesseln, unter denen wir nun schon seit Jahrhunderten schmachten und die wir nicht abstreifen können!

Wenn wir auch auf Einzelheiten verschiedener Dinge hier nicht haben eingehen können, so sind doch diese Zeilen geeignet, das anstreben zu helfen, was uns Deutsche jenen Höhen der Kultur zuführen soll und muß, wenn auch die fernsten Weltenziele eines ewigen, beglückenden Friedens hierbei nicht berücksichtigt worden sind, so sollen diese Zeilen aufklärend wirken, auf daß wir wieder einen Schritt vorwärts kommen auf dem Wege zur Größe und geistigen Befreiung unseres deutschen Vaterlandes.

Je höher die Bildung und je einfacher die Ansprüche und Sitten des Volkes sind, um so näher kommt es den Aufgaben der modernen Kultur und einem gesunden Leben, das sich kräftig zu entwickeln vermag.

Digitized by Google

Der Held von Weißenburg.

Von Moritz von Kaisenberg.

Es war Anfang März. Wie lang ist es her! 35 Jahre sind seitdem vergangen, deutlich aber steht mir alles an der Hand meines Tagebuches wieder vor Augen! Wie schön war damals der Frühling und wie schön auch die Zeit! Hatten wir doch nach den langen Wochen des Krieges endlich den Waffenstillstand. Ich lag in Vrely, einem reichen Dorf in der Umgegend von Nesles, bei einem reichen Bauer in Quartier, da meinte mein Leutnant, Baron Twickel: „Herr Rittmeister, sollen wir nicht diese schönen Tage benutzen und uns die Parade vor dem Kaiser in Longchamps und womöglich Paris ansehen?“

Die Frage kam mir recht à propos, mein lustiger Premierleutnant von Ramin war gerade von Versailles zurückgekehrt und hatte uns Wunderdinge davon erzählt.

„Von, fahren wir,“ sagte ich. „Da es sich aber in Gesellschaft besser reist, so sagen Sie Bruder August, er könnte mitfahren, und ich würde es auch Rappard sagen.“

Nun, wir holten uns denn Urlaub von dem Kommandeur und gondelten mit unserer Leibequipage nach Amiens und von dort mit der Eisenbahn über Chantilly nach St. Denis, von wo uns ein kleiner, mit einem Esel bespannter Wagen nach Versailles brachte. Wir konnten auf unserem Eselskarren bei dem Einzug in die Königsstadt nicht geradezu stolz sein. Solche Fahrt in einem zweirädrigen Karren schafft aber Hunger, und wir begaben uns daher, nachdem wir wirklich im Hotel de Bourgogne noch ein gemeinschaftliches Zimmer gefunden hatten, schleunigst in das Hotel Reservoir, das damals in Versailles ein Rendezvous für alle Offiziere bildete.

Wir sahen uns anfangs vergeblich nach Plätzen um, da rief mich einer an: „Kaisenberg — Kaisenberg — kommt doch her, hier ist gerade noch Platz für Euch!“

Freudig drehte ich mich um und sah einen Bekannten aus Münster, den Grafen Itzen mit anderen Offizieren und einigen Herren in Zivil an einer langen Tafel, gleich rechts vom Eingang sitzen. Es war das ein gemütliches Plätzchen, von dem man den ganzen weiten Saal übersehen konnte. Eigentliche Stammgäste dieses Tisches waren besonders die Offiziere der Leibwache Seiner Majestät. Allmählich hatten sich aber auch noch andere hinzugefunden, Herren von der Gesandtschaft, Prinzen- und andere höhere Adjutanten, lauter Leute, die viel in der Welt herumgekommen waren und viel gesehen hatten. Man sah und hörte dort oft in einer Stunde mehr des Interessanten, als da oben in unseren Kantonnements in vier Wochen. — Die Gesellschaft an dem Tische hatte für jeden der den Saal betrat, etwas Bedenkliches. Eine scharfe Kritik wurde da geübt, auch manche etwas pointierte Geschichte erzählt, so daß der Tisch von den Versaillern die „scharfe Ecke“ genannt wurde. Die dort gefällte Kritik reichte aber nie an das „Verdienst“ der einzelnen Persönlichkeiten heran. So erinnere ich mich z. B., daß die verschiedenen, sich damals in dem Stabe des

Digitized by Google

Kaisers aufhaltenden Prinzlichkeiten nicht besonders beachtet wurden, betrat aber z. B. der Graf Moltke, unser großer Schlachtenlenker, den Saal, dann raffelte die ganze Gesellschaft in die Höhe und alles blieb so lange stehen, bis der Marschall, freundlich lächelnd, abwinkte.

Wir nahmen denn also mit in der „scharfen Ecke" Platz und ließen uns etwas zu essen geben. Neben mir saß ein mich interessierender Herr, ein Korrespondent der Times, Mr. Campbell, ein Mann, der schon viele Schlachtfelder gesehen hatte und auch von Anfang des Krieges in dem Stabe unseres Kronprinzen gewesen war. — Nachdem wir uns begrüßt hatten, sagte er: „Ich hörte vorhin Ihren Namen „Herr von Kaisenberg" sind Sie vielleicht ein Bruder des heldenmütigen Majors von den Königsgrenadieren, der bei Weißenburg fiel?" „Nein, Mister, mein Bruder war der Major nicht," erwiderte ich, „aber mein nächster Vetter, unsere Väter waren Brüder." „Was war das für ein Held," fuhr der Herr fort, „ich war Augenzeuge seiner tödlichen Verwundung, darf ich Ihnen und den Herren einmal von dem Tage erzählen?" „Gewiß" erwiderte ich, „es wird mir sehr interessant sein, ich kenne zwar, wie Sie sich denken können, die Details genau, aber Schilderungen aus dem Gefecht sind stets verschieden, und wir hören gewiß alle gern von Ihnen, was sie uns von dem Akt, in dem mein teurer Vetter fiel, berichten können."

„Nun, meine Herren," begann Mr. Campbell, „der Tag von Weißenburg bildet so recht eine Illustration zu meinen Worten von vorhin, daß nämlich die deutschen Truppen die ersten der Welt sind und ein Widerstand gegen sie unmöglich ist. Weißenburg ist, den Putsch von Saarbrücken abgerechnet, das erste siegreiche Gefecht, das ich mit angesehen habe. Es war überhaupt das erstemal, daß ich deutsche Truppen im Kampfe sah, aber ihre Bravour hat mich begeistert.

Das ganze deutsche Heer kämpfte vom ersten bis zum letzten Mann mit Bewußtsein, mit persönlicher Entschlossenheit und mit persönlichem Wagemut. Die Massen Ihres Heeres waren vom ersten Tage bis zum letzten bewunderungswürdig.

Ich sagte mir schon damals, als ich den ersten Kampf mit ansah: ‚Die Franzosen sind verloren' und schrieb an meine Zeitung: ‚Das sind keine Bataillone, das sind Mauern, die mit unwiderstehlicher Macht vordringen. Man sieht nicht, daß sie von den Geschossen der Kanonen, Mitrailleusen und Gewehre getroffen wurden; jede Lücke schließt sich augenblicklich; nur hinter ihren Reihen merkt man, daß sie gelichtet werden. Jeder Mann, vom ersten bis zum letzten, ist ein Held. Frankreich ist verloren, und um so mehr verloren, je länger der Krieg dauert.'

Sehen Sie, das war der Eindruck von Ihrer Armee von der ersten Schlacht an, die ich mit ansah, bei Weißenburg. Ich merkte dabei zuerst, daß es das deutsche Volk war, das da kämpfte. Es war das zum Heldentum erwachte deutsche Volksbewußtsein, das sich später während des ganzen Feldzuges bewährt hat, das sich vom ersten Anfang bis zum Schluß sagte: ‚Hier kommt niemand durch, unsere Reihen sind undurchdringlich'. Ich will Ihnen in kurzen Worten die Situation des Gefechtstages von Weißenburg zu schildern versuchen.

Weißenburg war, wie Sie wissen, eine französische Festung. Zwar hätte sie nach den Bedingungen des Friedensschlusses von 1816 geschleift

Digitized by Google

werden müssen, dieser Paragraph wurde aber von Frankreich umgangen, sie blieb Festung.

War sie auch als solche nicht von großer Bedeutung, so hatten ihr die Franzosen doch durch die sogenannten Weißenburger Linien Bedeutung gegeben. Das sind nämlich eine Reihe von Schanzen, die sich westlich an Weißenburg anschließen, und sich längs der Lauter bis nach Lauterburg hinziehen. Der General Douay war vom Marschall Mac Mahon mit seiner Division von ca. 15000 Mann nach der Festung gesandt worden, um die Linie zu besetzen und die Verbindung mit dem Korps Failly bis zu Mac Mahons Eintreffen zu sichern. Die Einzelbesetzung der Werke will ich hier übergehen und nur von dem Gaisberg sprechen, auf den es uns hier ankommt. Auf seiner Höhe sowie auf den Hügeln südwestlich Weißenburgs standen am Morgen des 4. August 18 Geschütze, 6 Mitrailleusen und 8 Bataillone Infanterie.

Die Besetzung der ganzen Stellung war seitens Douays eine sehr geschickte, trotzdem wurde er vollständig geschlagen, indem die Bayern und Preußen zuerst um 11 Uhr die Stadt eroberten und um 11 1/2 der Gaisberg und die benachbarten Höhen erstürmt und genommen wurden. Die Franzosen unternahmen zwar um 1 1/2 Uhr einen Gegenangriff, wurden aber abermals total geschlagen und auf Wörth zurückgeworfen.

Von dem ganzen Sturm auf diese Weißenburger Linien war die Erstürmung des Gaisberges der schwierigste Teil. Sie wurde aber seitens der Truppen, besonders des Königsgrenadierregiments mit einer Bravour ausgeführt, welche diesen Tag, nebst der Erstürmung der Spicherer Höhen, zu der glänzendsten Waffentat des Krieges machte.

Der Gaisberg fällt nach Süden steil ab, seine Böschungen betragen bisweilen bis zu 15, ja 20 Grad, und auf dem ganzen Abhang bot sich keine Deckung. Von dem Gipfel aber konnte der ganze Anmarsch direkt beschossen werden. Das Jägerbataillon Nr. 5 hatte sich teils in den östlich gelegenen Anpflanzungen, teils in Hohlwegen und Terrainfalten gedeckt eingenistet und eröffnete von dort sein Feuer gegen die auf dem Gipfel des Gaisberges befindlichen Franzosen. Ich befand mich in diesem Gefechtsmoment bei dem Stabe des Generals v. Kirchbach, welcher auf einer Höhe südöstlich Steinfelz Aufstellung genommen hatte, und konnte mittelst meines vorzüglichen Fernglases eine jede Einzelheit des Ansturmes genau beobachten. Das Königsgrenadierregiment trat, mit drei Bataillonen im ersten Treffen, den Ansturm an. Auf dem rechten Flügel befand sich das Bataillon des Majors von Kaisenberg, und war mir seine Person sowie eine jede Bewegung seines ihm folgenden Bataillons deutlich sichtbar.

Die drei Bataillone hatten ungefähr 1000 Schritt vollständig freies Terrain zu durchschreiten. Sie waren in diesem Moment fortwährend dem Geschütz- und Mitrailleusenfeuer ausgesetzt. Sowie sie auf 1800 Schritt herangekommen waren, wurden sie von der Höhe herab durch Salven der Chassepotgewehre empfangen. Trotzdem gingen die Bataillone unentwegt vor. Wie das Schicksal kamen sie daher — unaufhaltsam — großartig!

Vor dem Bataillon befanden sich die Tirailleurs zweier Bataillone in aufgelöster Ordnung, hinter ihnen folgten im zweiten Treffen die 47er und zwei Bataillone vom 80. Regiment.

Digitized by Google

Der Major von Kaisenberg führte sein Bataillon, ihm weit voran, gegen den Feind; Tambour battant folgte das von uns am besten sichtbare Bataillon geschlossen in Halbbataillonen seinem Führer. Während die Schützenschwärme ein fortwährendes Feuer unterhielten, fiel aus dem Bataillon kein Schuß; lautlos drang es vor, unwiderstehlich.

Mit jedem Schritt vorwärts mehrten sich die Verluste. Wir sahen, wie die Geschosse in das Bataillon einschlugen, wie die Chassepotkugeln die Reihen lichteten, wie die Offiziere fielen. Ruhig schlossen sich die Helden wieder zusammen, kleiner und kleiner wurde das Bataillon. — Da sank die Fahne, der tapfere Träger war gefallen, die Fahnenstange selbst durchschossen. Der Major, dieses sehend, stürzte zurück, ergriff die Fahne und schwang, mit einigen Sprüngen wieder weit voraus, das Feldzeichen in der Luft. Laut klang sein Ruf zu uns herüber: ‚Vorwärts, Kinder, bald sind wir oben!‘ Noch einige Schritte, da sank sein, die Fahne hoch haltender Arm zerschossen nieder. Er nahm den Stumpf in die andere Hand, noch immer führte er sein Bataillon gegen den Feind und die Fahne flatterte im Winde.

‚Seht diesen Helden,‘ rief der ganze um den General von Kirchbach versammelte Stab. — Wieder eine Kugel, abermals sank die Fahne, der tapfere Führer lag durchschossen am Boden. Zwei Offiziere griffen nach dem Palladium des Regiments, auch sie fielen. Ein Unteroffizier ergriff die Fahne, wieder wehte sie in den Lüften. Und vorwärts ging es, weiter die Höhe hinauf. Immer näher kamen die Stürmenden dem letzten steilen Abhang, da flog es wie ein Blitz über die Reihen. Die auf der linken Schulter getragenen Gewehre wurden zum Sturm an die rechte Hüfte genommen.

Die Elitebataillone der Turcos und Suaven da oben feuerten mit ihren, neun Schüsse in der Minute abgebenden Gewehren, daß die Läufe zu glühen begannen, die Mitrailleusen knarrten und knatterten, alles war vergebens. — Wie das Fatum rückten die blauen Linien den Franzosen näher und näher.

Der Takt des Sturmmarsches wurde schneller und schneller, die Trommeln wurden geschlagen, als ob sie bersten sollten, da — hurra — hurra, die Bajonette senkten sich zum Stoße, die obere Kante des Abhanges war gewonnen. Vorwärts stürzten die tapferen Füsiliere in die schwarze Schar vor ihnen hinein. Sie jagten die zurück, welche nicht unter ihren Streichen fielen, und stürzten sich auf die Mitrailleusen und Geschützbatterien, die Besatzung wurde niedergemacht. Wie eine Sturmflut ging es unaufhaltsam vorwärts. Die Fliehenden konnten sich nicht wieder festsetzen, die Preußen waren hinter ihnen her, die Gehöfte genommen. Endlich fiel auch das alte Schloß auf dem Gaisberg. Das letzte Bollwerk der Franzosen war genommen. — Das Bajonett hatte es den Feinden angetan, wie ein drohendes Gespenst war es hinter ihnen her. Ihr moralischer Halt, ihr Elan war dahin — der Gaisberg erobert. — Die Salven der Sieger prasselten den Fliehenden nach — die Schlacht war entschieden. — Groß war der Sieg, — groß aber auch — der Verlust. — Alle drei Bataillonskommandeure waren gefallen, außerdem 10 Offiziere.

Zwar lebte der tapfere Major von Kaisenberg noch, aber seine drei Verwundungen gaben keine Hoffnung zu einer Genesung. Ich spornte mein

Digitized by Google

Pferd und sprengte dahin, wo er gefallen war. Von den Armen zweier Unteroffiziere gehalten, lag er am Boden, seine Augen waren geschlossen. Plötzlich aber ging es wie ein Aufleuchten durch seine bleichen Züge. Ob ihn das brausende Hurra dort oben auf den Höhen erweckt hatte, ob der Schmerz seiner Wunden, wer kann das wissen? —

Seine lichtblauen Augen öffneten sich: „Wie steht die Schlacht?“ flüsterten seine Lippen.

Dann aber rief er, sich in den Armen der ihn Haltenden aufrichtend, mit lauter Stimme:

‚Die Fahne, wo ist die Fahne?‘

‚Sie ist geborgen, Herr Major, sehen Sie, da oben flattert sie im Winde, die Höhe ist genommen, der Feind geschlagen.“

Mit einem seligen Lächeln auf den Lippen murmelte er: ‚Viktoria — Heil unserem Könige‘ und sank zurück.

Wir Umstehenden hatten nur des sterbenden Helden geachtet, — da — ein donnerndes Hurra, das Geräusch galoppierender Pferde — „Hoch, unser Kronprinz, hurra — hurra!“

‚Wo ist der Major von Kaisenberg?‘ rief eine helle Stimme. Es war der Kronprinz von Preußen, der plötzlich in den sich vor ihm öffnenden Kreis trat.

Ich sah die Tränen in den Augen des ritterlichen hohen Herrn glänzen, ich hörte den Wehruf von den königlichen Lippen:

‚Mein armer, armer Freund!‘

Der Prinz sprang vom Pferde, und beugte sich zu dem Helden nieder.

Seine Arme umschlangen ihn, und er küßte ihn auf die bärtigen Lippen.

Noch einmal ging ein seliges Lächeln über die Züge des Schwerverwundeten, als er den Kuß seines königlichen Herrn empfand, noch einmal öffneten sich seine Augen, dann sank er, von des Kronprinzen Armen gehalten, in tiefer Ohnmacht zurück.

Erschüttert stand der Kronprinz auf. Mit den Worten: ‚Sorgt für den Helden, er war der besten einer,‘ bestieg er sein Pferd, und noch einen langen Blick zurückwerfend, ritt er von dannen, dem Feinde nach.

Zwar wurde alles, was Menschenkunst vermochte, für den Verwundeten getan, aber die drei erhaltenen Verwundungen waren zu schwer, nach vier Wochen starb er im Lazarett zu Weißenburg.

Sein König, seine junge Frau und das tapfere Königsgrenadierregiment trauerten an seinem Sarge.

‚Sehen Sie, meine Herren, das war die Erstürmung des Gaisberges. Ich kann Ihnen den Eindruck nicht schildern, den ich als Zuschauer dieses heldenmütigen Angriffs empfand. Es war, als ob ich den ehernen Schritt der Weltgeschichte hörte, die mit gewaltigem Tritt in den tapferen unaufhaltsamen Reihen der preußischen Krieger daherkam, und mit der Wucht des Rechtsbewußtseins all den theatralischen Plunder des französischen Unglaubens sowie die Prahlerei, die Lüge und den Schwindel vernichtete.

Digitized by Google

Ihren Herrn Vetter*), mein Herr Rittmeister, und die Erinnerung an seine unerschütterliche Tapferkeit werde ich nie vergessen, immer noch stehen mir seine energischen Züge in dem von blondem Bart umgebenen Antlitz vor Augen. Ich sehe noch seine schwärmerisch blickenden blauen Augen und die Verklärung, die daraus leuchtete, als er hörte, die Schlacht sei gewonnen.

Fürwahr, er war das Ideal eines Helden im Kampfe, als er die Fahne ergriff. Der Helm war ihm vom Kopfe gerissen, so schritt er im Kugelregen dahin und über ihm flatterte das Panier des Regiments. — Er fiel im Kampfe für seinen König, für sein Vaterland und für dessen höchste Güter."

Mit diesen Worten stand Mr. Campbell auf und drückte mir die Hand.

Ein Raunen der Bewunderung über das Gehörte glitt über die Lippen der Anwesenden.

Dulce et decorum est pro patria mori!

Streiflichter.

Die konfessionelle Schule ist im Staate Preußen zur gesetzlichen Tatsache geworden!

Es ist an dieser Stelle so oft und so ausführlich von der Konfessions- und Simultanschule die Rede gewesen, daß ich jetzt verhältnismäßig kurz sein kann.

Wer weiß, welche Verheerungen der Konfessionalismus in der Kultur

---

*) Wie hoch der gefallene Major von Kaisenberg von seinem Könige Wilhelm I. und von dem damaligen Kronprinzen geehrt wurde, das zeigte sich bereits nach dem Feldzuge gegen Österreich, wo der damalige Hauptmann von Kaisenberg sich bei Skalitz durch seine hervorragende Tapferkeit den Orden pour le mérite erwarb, bei jeder Gelegenheit. Der König zeichnete ihn aus, wo er ihn sah. Aber auch unser jetziger Kaiser hat den Tag von Weißenburg und die tapferen Eroberer des Gaisberges nicht vergessen. In der Rede, die Seine Majestät im Jahre 1891 bei dem Paradediner den Offizieren des Armeekorps hielt, waren die Worte enthalten:

„Wenn ich nur den einen Tag hervorhebe, den Tag von Weißenburg, wo es dem Regiment vergönnt war, gegen einen braven, sich verzweifelt wehrenden Feind einen übermenschlichen Sturm zu unternehmen und zu einem guten Ende zu führen, wo das Regiment unter den Augen Meines hochseligen Herrn Vaters seine erste großartige Feuertaufe empfing, und wo die Freude Meines Vaters noch darin gipfelte, den sterbenden Major von Kaisenberg in seinen Armen aufzufangen und seiner Seele vor dem Tode noch den Kuß aufzudrücken, das sind Momente, die in unserer Geschichte unauslöschlich eingetragen stehen und speziell in der Geschichte dieses Regiments und Korps usw. Ich hoffe, daß die Gesinnung, Disziplin und Hingabe, durch welche das Korps in dem letzten Kriege glänzte, auch in späterer Zeit, in Krieg und Frieden sich bewähren werde."

Digitized by Google

angerichtet hat, wie kulturell hemmend er wirkt und wirken muß, wie er die geistige und damit die kulturelle Zerklüftung des Volkes notwendig in sich birgt, der kann nur Worte tiefsten Bedauerns dafür finden, daß der größte Kulturstaat Deutschlands, Preußen, den Konfessionalismus in den Staatsschulen zum Gesetz gemacht hat. Staatsschulen? Eine Konfessionsschule ist keine Staatsschule mehr, denn nicht der Staat, sondern die betreffende Konfession ist in ihr der Herr. Die Leser von „Deutschland" wissen, daß für mich konfessionslose (simultane) Schule nicht gleichbedeutend ist mit religionsloser Schule, sie wissen ferner, daß ich nicht der Verteidiger einer in den Schulen zu lehrenden gewissen allgemeinen Religion bin, etwa nach dem Sprüchlein:

Jude, Christ und Hottentott,
Glauben all' an einen Gott,

sondern, daß ich stets dafür eingetreten bin, daß auch in den staatlichen Simultanschulen den Kindern jeder Konfession (evangelisch, jüdisch, katholisch) die vom Staate gebotene Möglichkeit (Stunden und Schulräume) gewährt werden soll, durch die Geistlichen (Prediger, Rabbiner, Priester) der verschiedenen Konfessionen konfessionellen Religionsunterricht zu erhalten. Damit ist dem Rechte der Eltern und Kinder auf konfessionellen Religionsunterricht vollauf Genüge geschehen, und der Staat tut sogar ein Übriges, indem er einen Teil seiner Schulstunden und seine Schulräume zum Religionsunterricht hergibt, der eigentlich nur zu Hause und in der Kirche erteilt werden sollte, dessen Erteilung aber an diesen beiden Orten durch die sozialen Verhältnisse meistens zur Unmöglichkeit geworden ist. Durch das neue Schulgesetz ist aber dem Gesamtunterricht, also auch den Profanfächern, der Religions- und Konfessionsstempel aufgedrückt, und der Staat hat seine mächtige Hand dazu hergegeben, den konfessionellen Hader in den Kinderseelen großzuziehen, eine einheitliche Kultur unmöglich zu machen und Dinge, die nichts mit Religion zu tun haben — den Schulunterricht in den verschiedenen Fächern — zum Schaden ihrer Entwicklung mit Konfessionalismus, d. h. mit Einseitigkeit und Rückständigkeit zu verquicken.

Die Schwierigkeit der Durchführung der Simultanschule habe ich nie verkannt, aber in grundsätzlichen Kulturfragen dürfen Schwierigkeiten, und seien sie noch so groß, niemals der Anlaß sein, Grundsätze preiszugeben oder gar gegen richtige Grundsätze vorzugehen. Die Schulfrage ist aber die Kulturfrage; und diese Frage hat man jetzt im Sinne der Antikultur „gelöst". Nur gut, daß solche „Lösungen" den Auflösungskeim in sich tragen. Das kulturfeindliche Gesetz, das soeben nach fast zweijährigen Kompromißversuchen — schon allein dies fortwährende Kompromißschließen zeigt die innere Haltlosigkeit des Gesetzes — zustande gekommen ist, wird in nicht zu ferner Zeit wieder beseitigt werden, von einer Volksvertretung und einer Regierung, die den Unverstand und die Unkultur der gegenwärtigen Volksvertretung und Regierung wett machen. Dann werden die „Väter" des Gesetzes, die Zedlitz, Schiffer, Hackenberg, Friedberg, Heydebrand usw. als das erscheinen, was sie sind: Kulturschädlinge. Damit taste ich die kulturelle bona fides dieser „Väter" nicht an, aber gerade ihre bona fides ist in diesem Falle eine besonders beschämende Tatsache für die Parteien, deren „Führer" diese Herren leider sind.

Und nun noch ein Wort über das Verhalten der Regierung in der Schulfrage.

Digitized by Google

Während in Baden der Kultusminister erklärt, die Regierung halte fest an der Simultanschule, weil sie die guten kulturellen Wirkungen dieser Schule kennen gelernt habe, während der katholische (!) Kultusminister Ungarns, Graf Apponyi, im Abgeordnetenhause des „marianischen" (!) Königreiches, die Versicherung abgibt, der Staat denke nicht daran, den Konfessionalismus in seine Schulen einziehen zu lassen, weil dadurch die Lösung der kulturellen Aufgabe der Schule unmöglich gemacht werde. Während die beiden großen Kulturstaaten England und Frankreich die Befreiung der Schule von der Konfession teils anstreben, teils schon durchgesetzt haben, führt das preußische Kultusministerium die Konfessionsschule gesetzlich ein! Wir haben hier allerdings die Tat eines Kultusministers, aber nicht die eines Kulturministers. Es muß dem gegenwärtigen Unterrichtsminister, Herrn Studt, gesagt werden, daß er Bedeutung und Aufgabe seiner Stellung nicht einmal begreift, geschweige denn ihnen gerecht zu werden versucht. Daß seine Befähigung während der Verhandlungen über das unselige Gesetz sich als gänzlich unzureichend erwies, daß er vor und hinter den Kulissen des Abgeordnetenhauses eine traurige Figur spielte, deren Auftreten vielfach „schallende Heiterkeit" auslöste, dafür ist er schließlich nicht zu tadeln, weil persönliche Fähigkeit oder Unfähigkeit unverschuldete Eigenschaften sind, wohl aber ist er aufs schärfste zu tadeln dafür, daß er als Mensch des 20. Jahrhunderts nicht einmal ahnt, daß die interkonfessionelle Schule eigentlich das Richtige ist. Mit vielen Verteidigern der Konfessionsschule habe ich gesprochen, aber, weil es intelligente Kulturmenschen waren, gestanden alle, daß eigentlich, grundsätzlich und theoretisch genommen, die Simultanschule als Kulturanstalt den Vorzug verdiene, und daß nur die große Schwierigkeit ihrer Durchführung sie zu Anhängern der Konfessionsschule mache. Ganz anders Herr Studt. Er weiß, daß es in Preußen Katholiken und Protestanten gibt — daß es auch Juden und Dissidenten gibt, scheint er nicht zu wissen —, also muß es auch katholische und protestantische Schulen geben. Das ist das in hundert Wendungen wiederholte „Schulprogramm" des preußischen Unterrichtsministers! Nichts schimmert durch in seinen wahrhaft hölzernen Ausführungen von der Kulturaufgabe der Schule, nichts von ihrem Zwecke, vermittelnd, aufklärend, ausgleichend zu wirken, nichts auch nur von einem Wunsche, die Schule der Zukunft, die interkonfessionelle Schule zum Segen der Kultur und der einheitlichen vaterländischen Gesinnung entstehen zu sehen. Konfessionalität und nochmals Konfessionalität und nochmals Konfessionalität, das ist seiner Reden Anfang, Mitte und Ende. Preußen hat schon mancherlei Art von Kultusministern gehabt, einen, der in für Preußens Kulturhöhe bloßstellenderer Weise sein Bildungs- und Unterrichtswesen vertritt als Herr Studt, hat es bis jetzt nicht gehabt.

Der König hat Herrn Studt für seine ministeriellen Taten im Abgeordnetenhause den schwarzen Adlerorden verliehen und ihn dadurch zu Herrn von Studt gemacht. Diese Auszeichnung ist unter folgenden Gesichtspunkten zu werten: derselbe König hat im Jahre 1892 einen Vorgänger Studts entlassen, weil er ein dem jetzigen Volksschulgesetze inhaltlich fast gleiches Gesetz durchbringen wollte; derselbe König hat Caprivi zum Grafen gemacht und ihn bald darauf in größter Ungnade entlassen; derselbe König hat einem General Stössel den höchsten

Digitized by Google

preußischen Militärorden verliehen; derselbe König hat einem Bildhauer den schwarzen Adlerorden verliehen wegen eines Bildwerkes (Coligny), das keinen Platz in der Kunstgeschichte einnehmen wird; derselbe König hat den Begründer des Deutschen Reiches und den Schmied der deutschen Kaiserkrone, den Fürsten Bismarck, entlassen. Ordensverleihungen sind Vorrechte der Krone, aber die Ausübung dieses Vorrechtes ist schon lange nicht mehr Gradmesser für den inneren Wert von Menschen und ihren Leistungen.

Mit besonders herzlicher Freude hat die überwältigende Mehrheit des deutschen Volkes den ersten Sproßen des Kronprinzenpaares begrüßt, und die erlauchten Eltern haben auf die Freudenbezeugungen mit freundlichen Dankesworten geantwortet. Der junge Prinz ist der erste Enkelsohn des Kaisers, sein mutmaßlicher einstiger Nachfolger. Mit Spannung wartete man auf den Gegendank des kaiserlichen Großvaters. Für soviel Treue und Liebe des Volkes erwartete man, und zwar mit Recht, eine entsprechende Tat des Kaisers. Und was geschah? Seine Majestät verleiht allerhöchstihrer Jacht „Hohenzollern" einen neuen Präsentiermarsch! Herbe, bittere Worte drängen sich auf die Lippen; sie mögen ungesprochen bleiben. Nur das eine sei gesagt: einen deutlicheren und zugleich betrübenderen Beweis für die Entfremdung zwischen Kaiser und Volk, für die Kluft, die sich allmählich vertieft zwischen kaiserlichem und gesundem Volksempfinden, kann es kaum geben. Die Töne dieses neuen Präsentiermarsches haben für den königstreuen und vaterländisch Gesinnten keinen freudigen Klang.

Zwei große Prozesse haben die Aufmerksamkeit in hohem Maße auf sich gelenkt: Der Muttermordprozeß Jordy und der Betrugsprozeß Zander. In beiden Prozessen ist eine leider alte Erscheinung wieder einmal besonders schroff hervorgetreten: das Bestreben der Staatsanwälte, die Angeklagten um jeden Preis zur schweren und schwersten Verurteilung zu bringen. Immer mehr greift, zum Schaden der Justiz, die berechtigte Anschauung Platz, daß den Staatsanwälten Objektivität vollständig mangelt, und die Niederlagen, die sie sich trotz ihrer fulminanten Reden bei Berufsrichtern und Geschworenen fast beständig holen, dienen gewiß nicht zur Hebung des Ansehens unserer Rechtseinrichtungen. Ein großes Verdienst würde der neue Justizminister sich erwerben, wenn er durch einen Runderlaß den unheilvollen Übereifer der Staatsanwälte eindämmte und die durch den Übereifer verdunkelte Aufgabe eines Staatsanwaltes in klaren, grundsätzlichen Strichen wieder feststellte. Das ne quid nimis hat wohl kaum irgendwo mehr Berechtigung, als in der justitia.

Die schweren Schäden, die sich im Prozeß Zander in der Art der Voruntersuchung gezeigt haben, finden hoffentlich ihre endgültige Beseitigung in der neuen Strafprozeßordnung. Früher leider wohl nicht.

3. 3. Nordseebad Fanö, 20. 7. 06. Graf Hoensbroech.

Verantwortlicher Redakteur: Graf Paul von Hoensbroech, Groß-Lichterfelde.
Verantwortlich für die Anzeigen: Emil Kopitz, Berlin.
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn, Berlin W., Schöneberger Ufer 43.
Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.

Digitized by Google

Der Evangelische Bund.*)

Eine Kritik.

Von Graf von Hoensbroech.

Seit 20 Jahren besteht der Evangelische Bund; seine Mitgliederzahl beträgt rund 300000; in einer Auflagehöhe von 78 000 geht sein Organ „Die Monatskorrespondenz für die Mitglieder des Evangelischen Bundes" ins Land.

So bedeutende Zahlen hat kaum eine zweite Vereinigung für ideelle Zwecke aufzuweisen, ja, selbst unter den Organisationen materiellen, wirtschaftlichen Charakters, die doch erfahrungsgemäß weit stärkere Anziehungskraft ausüben, als geistig-kulturell oder religiös-konfessionell gerichtete Vereine, können nur sehr wenige in bezug auf Alter, ziffernmäßige Größe und Umfang publizistischer Tätigkeit sich mit dem Evangelischen Bunde messen.

Entspricht nun der äußeren Größe des Evangelischen Bundes seine innere Bedeutung; steht seine Einwirkung auf die Entwickelung der innerdeutschen Verhältnisse im Einklange mit den genannten Zahlen; hat der Evangelische Bund in den zwanzig Jahren seines Daseins erreicht, was er erreichen wollte; ist er seinen Zielen wenigstens beträchtlich nahe gekommen; hat er mit seinen bedeutenden Mitteln Großes, Bleibendes geschaffen?

Ich stehe nicht an, die Fragen zu verneinen. Das Können des E. B. bleibt hinter seinem Wollen und Sollen unverhältnismäßig weit zurück, seine Leistungen befinden sich im Mißverhältnisse zu den ihm nach Alter, Mitgliederzahl usw. zur Verfügung stehenden Mitteln.

---

*) Die folgenden Ausführungen haben keinen besonderen Anlaß. Sie sind die Zusammenfassung meiner in zehnjähriger Zugehörigkeit zum E. B. gesammelten Eindrücke. Freunde und Bekannte, mit denen ich mich öfter über Ziele und Wege des E. B. unterhalten habe, wissen, daß das, was ich hier niederschreibe, schon seit Jahren von mir ausgesprochen wird.

Digitized by Google

Man beachte, was ich sage. Nicht, daß der E. B. sich überhaupt keine Verdienste erworben, überhaupt keine Erfolge erzielt, überhaupt nichts Gutes gewirkt hat, sage ich, sondern mein Urteil geht dahin: die erworbenen Verdienste, die erreichten Erfolge, das gewirkte Gute entsprechen auch nicht entfernt dem äußeren Auftreten des E. B., und zwar dem Auftreten, wie es berechtigt erscheint, wenn man seine schon hervorgehobenen, in die Augen fallenden äußeren Eigenschaften — Länge des Bestehens, Zahl der Mitglieder, Geldmittel, Umfang der Pressetätigkeit — in Anschlag bringt. Und dieser Anschlag muß bei Beurteilung von Erfolgen, wie des einzelnen Menschen, so einer Vielheit von Menschen, eines Vereins, gemacht werden. Je größer ein Verein, je größer also seine geistigen und materiellen Kräfte, um so stärker, eindrucksvoller, nachhaltiger müssen an und für sich auch seine Erfolge sein. Sind sie es nicht, so ist das der Beweis dafür, daß trotz äußerer, machtvoller Erscheinung Schwächen und Hemmnisse im Innern des Vereins vorhanden sind, die, was er an Macht besitzt, nicht zur vollen Wirkung kommen lassen.

An jeder öffentlichen Organisation darf, ja muß Kritik geübt werden. Und wer sachlich, nach bestem Wissen und Gewissen kritisiert, tut ein gutes Werk, ein um so besseres, je bedeutungsvoller die betreffende Organisation ist, an der Kritik geübt wird.

Von dieser Wahrheit aus möchte ich das folgende beurteilt sehen. Sinn meiner Kritik ist auch nicht, überall das Richtige im ganzen Umfange getroffen, überall ein: nur so und nicht anders aufgestellt zu haben; wohl aber schreibe ich meine Kritik in der Überzeugung, überall zum mindesten ein gut Teil Richtiges und ernster Prüfung Wertes vorzubringen.

* * *

Der Evangelische Bund nennt sich, nach seinen alten (festgestellt 1887 und 1893), wie nach seinen neuen (festgestellt 1905) Satzungen „Bund zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen"; er verfolgt satzungsmäßig „den Zweck, gegenüber den äußeren und inneren Gefahren, welche den deutschen Protestantismus bedrohen, dazu mitzuwirken, daß dem deutschen Volke die Segnungen der Reformation erhalten und immer weiter erschlossen werden. Seine Aufgabe ist eine zweiseitige: er will im Kampfe gegen die wachsende Macht Roms die evangelischen Interessen auf allen Gebieten

Digitized by Google

wahren, der Beeinträchtigung derselben durch Wort und Schrift entgegentreten; dagegen allen Bestrebungen wahrer Katholizität und christlicher Freiheit im Schoße der katholischen Kirche die Hand reichen. Er will anderseits gegenüber dem Indifferentismus und Materialismus der Zeit das christlich-evangelische Gemeinbewußtsein stärken, gegenüber dem lähmenden Parteitreiben den innerkirchlichen Frieden pflegen, gegenüber der landeskirchlichen Geteiltheit des evangelischen Deutschland die Wechselbeziehungen zwischen den Angehörigen der einzelnen Landeskirchen beleben und mehren."

Hat nun der E. B. durch sein Leben und Wirken im „Kampfe wider Rom" und in der „Vertiefung innerkirchlichen Friedens" etwas erreicht, d. h. „Etwas", das von Bedeutung, das von bleibender Wirkung ist?

Was zunächst den „Kampf gegen Rom" betrifft, so ist von keiner widerrömischen Vereinigung mit heißerem Bemühen, mit lauterer Stimme, mit Anwendung zahlreicherer Mittel dieser Kampf seit 20 Jahren geführt worden, als vom E. B., aber ohne nennenswerten und vor allem ohne in die Tiefe gehenden Erfolg.

Das stetige und allgemeine Vordringen des Ultramontanismus hat der E. B. auch nicht um die Breite eines Fußes zurückgedämmt, auch nicht um die Dauer einer Stunde verzögert. Trotz seiner 300 000 Mitglieder, trotz seiner über ganz Deutschland ausgebreiteten Organisation besitzt der E. B. so gut wie keinen Einfluß in der politischen Welt, weder bei Regierungen, noch bei Parteien. Trotz seiner bedeutenden Geldmittel, trotz seiner zwei Jahrzehnte langen, ins Kolossale ausgebreiteten Pressetätigkeit (ich verstehe darunter Presse im weitesten Sinne des Wortes) ist die Wirkung des E. B. auf die große Tagespresse so gut wie Null; er findet in diesem wichtigsten Faktor des öffentlichen Lebens nur geringen Widerhall. Große Zeitungen, die den Kampf des E. B. gegen Rom durchweg unterstützen, gibt es so gut wie nicht. Die antirömischen Kundgebungen des E. B., so überaus zahlreich sie auch sind, so sehr auch dafür gesorgt wird, daß sie fast jeder Redaktion ins Haus geschickt werden, finden von seiten dieser Redaktionen meistens keine, zum Teil nur geringe Beachtung; das gleiche ist zu sagen von den Generalversammlungen des E. B., d. h. von den bis ins kleinste vorbereiteten Kundgebungen eines Vereins, der ziffernmäßig mit zu den allergrößten von ganz Deutsch-

Digitized by Google

land gehört. Die Berichterstattung über sie in der Tagespresse ist eine mehr als dürftige; nur ganz vereinzelt zeigt sich bei ihr inneres Interesse; nichts aber ist bemerkbar von mächtiger Resonanz, die das auf den Generalversammlungen Verhandelte mit unwiderstehlicher Kraft hinaus- und hineinträgt in die Massen des Volkes.

Dieser starke Mißerfolg bei der großen Tagespresse ist aber ganz besonders bedeutsam, denn: volle 20 Jahre steht der E. V. in der Öffentlichkeit, ein Zeitraum, der für Erzwingung größter Beachtung durch die Presse mehr als hinreichend ist; kein anderer Verein arbeitet so massenhaft mit Broschüren, Flugschriften, Eingaben, Resolutionen, Reden, Versammlungen, Kundgebungen, also in und mit Formen, die unmittelbar auf die Presse zugeschnitten sind; und endlich, mit alleiniger Ausnahme der kryptoultramontanen Kreuzzeitung (die Regierungspresse nehme ich selbstverständlich aus), ist die gesamte nicht-ultramontane Tagespresse in steigendem Maße antirömisch, also eins mit dem E. V. in seinem Ziele — und dennoch vielfach die Mißachtung oder, was noch schlimmer ist, die andauernde Gleichgültigkeit der Presse ihm gegenüber.

Auch in den Volksvertretungen spielt der E. V. nicht eine Rolle, die auch nur annähernd der Größe seiner äußeren Gestalt entspräche. Die Frage der direkten Beteiligung des E. V. an Politik soll an dieser Stelle (weiter unten ist davon die Rede) nicht erörtert werden. Allein von vornherein muß klar sein, daß eine so große Vereinigung, wie der E. V., die den Kampf wider den gefährlichsten Gegner der religiösen, bürgerlichen und politischen Freiheit des deutschen Volkes an erster Stelle auf ihre Fahne geschrieben hat und diesen Kampf seit 20 Jahren in breitester Öffentlichkeit führt, mächtigen Einfluß in den Volksvertretungen erlangt haben müßte, ganz abgesehen davon, ob sie sich direkt und mit ihrer Organisation in die Politik mischt oder nicht. Ihr Geist, ihr Wollen, ihre Kampfart müßte in den Volksvertretungen schon seit langem bestimmend hervortreten. Nicht der Name des Evangelischen Bundes braucht einen Platz in den Parlamenten einzunehmen, ganz gewiß aber hätte die Sache des Evangelischen Bundes dort, wo über die Stellung des deutschen Volkes zu Rom entscheidend verhandelt wird, diesen Platz sich längst erobert haben müssen.

Das sind die Mißerfolge des E. V. im Kampfe wider Rom in allgemeinen und großen Zügen gezeichnet — auf einzelnes

Digitized by Google

komme ich später. Das hier Gesagte deckt sich so ziemlich mit dem, was schon vor längerer Zeit zwei dem E. B. sehr wohlwollend gegenüberstehende Blätter geäußert haben.

Die „Tägliche Rundschau" schrieb am 24. September 1904 als Antwort auf einen an sie gerichteten offenen Brief des Schriftführers des E. B.:

„Was haben alle die Kundgebungen, Erlasse, Proteste des Bundes denn genützt? Ist dadurch dem Vordringen des Ultramontanismus Abbruch geschehen, hat die Regierung oder die Gesetzgebung auf sie gehört? Sind nach dieser Kundgebung Abgeordnete in den Reichstag oder Landtag gewählt worden, welche dort das Programm des Evangelischen Bundes vertreten? Oder ist es verhindert worden, daß aus rein protestantischen Wahlkreisen Abgeordnete nach Berlin geschickt wurden, die in Nachgiebigkeit und Liebedienerei gegenüber dem Zentrum die letzte Weisheit ihrer politischen Betätigung sehen? . . . Hat je eine Gruppe oder Partei, der es mit der Erfüllung ihres Programms bitterer Ernst war und die sich oder ihre Ziele durchzusetzen verstand, sich mit solchen Kundgebungen begnügt? Wenn heute der § 1 des Jesuitengesetzes auch fällt, so haben wir abermals eine Kundgebung und einen Protest zu erwarten; aber ist damit irgend jemandem etwas geholfen? Wird dadurch die Stellungnahme der Regierung oder der Mehrheit der Abgeordneten auch nur einen Augenblick beeinflußt? Nach bisherigen Erfahrungen nicht."

Noch viel schärfer ist das Urteil der „Deutschen Zeitung" vom 18. Oktober 1905 gelegentlich der Generalversammlung des E. B. zu Hamburg:

„Wo blieb die allgemeine, wo blieb die politische Bedeutung der Tagung? So weit wir auch spähen und blicken — wir sehen keine prägnante Zusammenfassung, wie es sonst wohl als relatives Verdienst zu buchen war. Wir hörten keine Werte schaffende Kritik der Dinge im großen Stile. Wir fanden keinerlei Kampfprogramme, keinerlei Richtziele aufgestellt . . . Nirgendwo — abgesehen von einer mehr persönlichen Ausnahme — hat sich denn auch die politische Presse nachträglich noch mit der Bundestagung befaßt. Sie bleibt im öffentlichen Sinne so gut wie wertlos . . . Man kann vielleicht das Paradox wagen: nur infolge der Angriffe aus dem Lager des Ultramontanismus kann es noch auf größere Entfernung so scheinen, als ob diese ausgestopfte Puppe oder antiultramontane Vogelscheuche lebte."

Die gleiche Erfolglosigkeit zeigt sich in Lösung der zweiten großen Aufgabe des E. B.: innerkirchliche Friedensarbeit. Zu dieser Friedensarbeit rechne ich auch den Programmsatz des E. B.: „allen Bestrebungen wahrer Katholizität und christlicher Freiheit im Schoße der katholischen Kirche die Hand zu reichen", d. h. Förderung des konfessionellen Friedens.

Digitized by Google

Gerade in dieser Beziehung ist die Unterbilanz des Evangelischen Bundes ungeheuer. Auch nicht den kleinsten Steg — Weg wäre schon ein zu großes Wort — hat er zu katholischen Kreisen gefunden, nicht das kleinste Brückchen inneren Verstehens von hüben nach drüben geschlagen; nichts von Aufklärung ist durch ihn in katholische Kreise getragen worden, wohl aber hat in den 20 Jahren seines Wirkens die Verschärfung und zwar die erbitterte Verschärfung des konfessionellen Gegensatzes erheblich zugenommen. Die Schuld an diesem großen Übelstande lege ich nun gewiß nicht dem E. V. allein zur Last. Hauptschuld trägt zweifellos die vom Ultramontanismus (ultramontane Presse) systematisch betriebene Verhetzung der Konfessionen. Aber ein Bund, so ausgedehnt und mit so großen Mitteln arbeitend, sollte nach 20jährigem Wirken denn doch wenigstens einige Erfolge seiner „Friedensarbeit" aufweisen können, wenigstens einigemal sollte die seit 20 Jahren ausgestreckte Hand von Vertretern „wahrer Katholizität" und „aus dem Schoße der katholischen Kirche heraus" kräftig erfaßt worden sein.

Und wenn wir den Ton legen auf das Innerkirchliche der programmatischen Friedensarbeit des E. V., d. h. auf sein Wirken innerhalb evangelischer Kreise, sind da Erfolge erzielt worden?

Wohl zählt der E. V., zumal unter seinen leitenden Persönlichkeiten, Vertreter der verschiedenen evangelischen Richtungen als Mitglieder, wohl ist schon allein dadurch die Möglichkeit leichteren Sich-Verstehens, gemeinsamer Tätigkeit gegeben, und der Möglichkeit ist gewiß auch manchmal die Tat gefolgt, aber wo ist in nennenswerter Weise der seit 20 Jahren vom E. V. geförderte „Frieden" gegenüber „dem lähmenden Parteitreiben", wo ist gegenüber „der landeskirchlichen Geteiltheit des evangelischen Deutschland" die seit 20 Jahren programmatisch angestrebte, zur inneren Geschlossenheit führende „Wechselbeziehung zwischen den Angehörigen der einzelnen Landeskirchen?" Wo sind dieser „Frieden" und diese „Wechselbeziehung", so daß man von ihnen als segensreichen Faktoren des öffentlich-religiösen Lebens sprechen und sich an ihnen als großen Errungenschaften freuen könnte??

Man braucht nur die Namen der Organe der verschiedenen evangelisch-kirchlichen Richtungen zu nennen und sich ihre Stellung zum E. V. zu vergegenwärtigen, um das Versagen des E. V. auch in dieser Beziehung mit Händen zu greifen: „Kreuzzeitung", „Volk", „Reichsbote", „Reich", „Alter Glaube", „Christ-

Digitized by Google

liche Welt", „Evangelisch-lutherische Kirchenzeitung", „Reformation", „Protestantenblatt", „Licht und Leben" usw. usw. Viele dieser Blätter stehen dem E. B. schroff ablehnend gegenüber, kein einziges von ihnen ist sein überzeugter, unentwegter Anhänger. Und dabei sind alle (bei der „Kreuzzeitung" mache ich allerdings ein großes Fragezeichen) evangelisch, romfeindlich!! Diese Vereinsamung des E. B. innerhalb der kirchlich-evangelischen Presse spricht über seine Mißerfolge im öffentlichen Leben und in bezug auf die Erreichung seiner Programmaufgaben eine noch viel deutlichere Sprache, als seine oben erwähnte Vereinsamung innerhalb der politischen, antiultramontanen Presse.

Die zusammenfassende und gedrängte Übersicht einiger charakteristischer Mißerfolge des E. B. — weiter unten gehe ich auf einzelnes näher ein — führt nun zu der wichtigen Frage: Weshalb die Erfolglosigkeit? Meine Antwort wird, wie ich hoffe, Förderndes, Aufbauendes enthalten.

Vier Ursachen sind es hauptsächlich,*) die m. E. dem Versagen des E. B. gegenüber der Öffentlichkeit und gegenüber seinen eigenen Anfgaben zugrunde liegen:

1. Die Aufnahme des sogenannten Bekenntnisparagraphen in die Satzungen des E. B.;
2. das Übergewicht der Theologen und Pastoren im E. B.;
3. die unklare und widerspruchsvolle Haltung des E. B. gegenüber der Politik;
4. die trotz ihres großen Umfanges völlige Unzulänglichkeit und vielfach innere Wertlosigkeit der publizistischen Arbeit des E. B.

I. Die Aufnahme des Bekenntnisparagraphen in die Satzungen des E. B.

Der Bekenntnisparagraph lautet: „Der E. B. bekennt sich zu Jesu Christo, dem eingeborenen Sohn Gottes, als dem alleinigen Mittler des Heils, und zu den Grundsätzen der Reformation."

---

*) Hindernisse für gedeihliche Wirksamkeit, die in Fehlern der äußeren Organisation des E. B. ihren Grund haben, so zahlreich und einschneidend sie teilweise auch sind, lasse ich beiseite; nur Kern und Wesen, Geist und Seele sollen hier erörtert werden.

Digitized by Google

Dieser Satz enthält ein theologisch formuliertes Glaubensbekenntnis. Glaubensbekenntnisse aber sind unnötig für nicht-kirchliche Vereine, theologisch formulierte Glaubensbekenntnisse sind für sie geradezu schädlich.

Wie Entstehung, Geschichte und Satzungen des E. V. beweisen, ist sein Hauptzweck die Abwehr „der wachsenden Macht Roms". „Rom" bedeutet hier aber nicht die katholische Religion. Das geht klar aus den folgenden Worten der Satzungen hervor, nach denen der E. V. „allen Bestrebungen wahrer Katholizität und christlicher Freiheit im Schoße der katholischen Kirche die Hand reichen" will. Unter „wahrer Katholizität" und „christlicher Freiheit im Schoße der katholischen Kirche" kann aber nur das Religiöse im Katholizismus gemeint sein.

Was hier der E. V. in seinen Satzungen zum Ausdrucke gebracht hat, ist die richtige und wichtige Unterscheidung zwischen religiösem Katholizismus und weltlich-politischem, antikulturellem Ultramontanismus. Nicht ersterer, nur letzterer ist der Feind. Religiöser Kampf Evangelischer gegen Katholische ist also nicht geplant. Warum dann aber das religiöse Moment in einem nicht-religiösen Kampfe so sehr in den Vordergrund schieben? Etwa weil der E. V. religiösen Katholiken „die Hand reichen" will, oder weil der Bund sich evangelischer Bund nennt? Beides hätte von der Aufnahme des Bekenntnisparagraphen sogar abhalten müssen. Für den religiösen Katholiken ist dieser Bekenntnisparagraph als Verständigungsbrücke, als „Hand" zu wenig, für den Evangelischen ist er zu viel.

Das Zuwenig für den Katholiken lasse ich als selbstverständlich und zugleich als praktisch bedeutungslos unerörtert; nur dem Zuviel für den Evangelischen wende ich mich zu.

Das Bestehen verschiedener Richtungen innerhalb der evangelischen Gemeinschaft in bezug auf religiöse Auffassungen, in bezug auf Zahl und Deutung von „Heilswahrheiten" ist eine Tatsache. Eine bedauerliche, sagen die einen, eine erfreuliche, sagen, und ich mit ihnen, die anderen. Aber eine Tatsache ist die Verschiedenheit, und zugleich ist Tatsache, daß die Verschiedenheit zunimmt. Keine geläufigeren Schlagworte gibt es ja als „orthodox", „liberal", „mittelparteilich".

Zu den Verschiedenheiten gehört an erster Stelle die Auffassung, die Ausdeutung von der „Gottessohnschaft" Jesu Christi. Und gerade diese so vielfach gedeutete „Gottessohnschaft",

Digitized by Google

deren bloßes Aussprechen beim Orthodoxen, beim Mittelparteiler, beim Liberalen grundverschiedene theologisch-wissenschaftliche und gläubig-religiöse Begriffe und Empfindungen weckt, setzt der E. B. als „Bekenntnisparagraphen" in seine Satzungen! Unter Aufpflanzen eines der heißestumstrittenen religiösen Streitzeichen an seiner Eingangspforte fordert der E. B. die Evangelischen zu einmütigem Eintritte in seine Hallen auf!

Die natürliche, notwendige Folge dieses „Einigungsversuches" ist denn auch nicht ausgeblieben: durch die 20jährige Geschichte des E. B. zieht sich der äußere, wie der innere Kampf um den „Bekenntnisparagraphen". Immer und immer wieder taucht er als „Erisapfel" auf, immer und immer wieder bildet er für die verschiedenen evangelischen Richtungen den gegebenen, vom E. B. selbst dargebotenen Anlaß, zweifelnde, bekrittelnde, gegnerische Stellung zum E. B. zu nehmen.

Wenn man die von Nippold in seiner Schrift: „Die Anfänge des Evangelischen Bundes" (Berlin, C. A. Schwetschke und Sohn) veröffentlichten Mitteilungen liest, wenn man aus ihnen ersieht, wie gerade der „Bekenntnisparagraph" die Geburtswehen des E. B. zu so schweren gemacht hat, wie gerade der „Bekenntnisparagraph" und seine Formulierung die größten Anforderungen an die religiös-theologische Selbstverleugnung der Bundesbegründer stellte, wie gerade der „Bekenntnisparagraph" zu diplomatischen Mitteln und Wegen, zu langen und erregten Sitzungen zwang, um nicht das ganze Werk aufgeben zu müssen: wenn man dies alles an der Hand der Nippoldschen Darstellung sich vergegenwärtigt, dann erscheint es geradezu unbegreiflich, daß die Begründer des E. B., trotz der Erfahrungen, die sie selbst in ihrem kleinen Kreise mit dem „Bekenntnisparagraphen" und seiner „einigenden" Wirkung machten, ihn dennoch und zwar als Grund- und Eckstein dem aufzuführenden Baue einfügten.

Nur wenige Belege aus der Nippoldschen Schrift:

„Die Hemmnisse sind nämlich viel größer gewesen, als Freund und Feind zu ahnen vermochten. Wenn nicht die Sache selbst jenen ‚überwindenden' Zug in sich getragen hätte, so würden die Schwierigkeiten, welche aus der Verbindung von Theologen so verschiedener Richtung hervorgingen, auch zuletzt noch kaum zu überwinden gewesen sein" (S. 47). „Dies [Wortlaut des § 2 des Satzungsentwurfes] ist eben der vielgenannte ‚Bekenntnisparagraph' gewesen, über dessen Inhalt schon in Erfurt [vorbereitende Sitzung vom 5. Oktober 1886], wenn auch unausgesprochen, die Geister sich schieden" (S. 50). „Mit Bezug auf die Stellung

Digitized by Google

des Bundes zur Bekenntnisfrage erklärte das Schreiben [des Oberschulrates Dr. von Bamberg aus Gotha]: ‚Der E. B. legt den größten Wert darauf, neben den Theologen auch Nichttheologen in weitester Umfassung der Stände und Berufsarten und Vertreter aller deutschen Landeskirchen zu Mitgliedern zu gewinnen, und glaubt gerade die höchsten seiner Ziele nur dann erreichen zu können, wenn er von Haus aus .... das Recht seiner Mitgliedschaft von der Stellung zu den schwebenden Fragen auf dem Gebiete der Lehre und der Verfassung unabhängig hält" (S. 51 f.). Aus Briefen des Hallenser Theologieprofessors Riehm (bei Nippold, a. a. O. S. 54): „In der Sitzung vom 21. Oktober hatten, nachdem unter anderen auch ich erklärt hatte, von der Beibehaltung des Bekenntnisses zu dem ‚eingeborenen Sohne Gottes' meine fernere Mitwirkung abhängig machen zu müssen, sämtliche anwesende Vorstandsmitglieder einmütig beschlossen, zunächst in dem Aufruf, der zugleich als Programm gelten soll, jenen Zusatz zu Jesus Christus stehen zu lassen .... Mit einer Stimme Majorität wurde die Beibehaltung des § 2 mit den Worten ‚dem eingeborenen Sohne Gottes' in den Statuten beschlossen. Da erklärte auch Nippold, wenn dieser Beschluß beibehalten werde, so scheide er aus." „Als dann in Frankfurt noch einmal die Bekenntnisfrage zum Zankapfel zu werden drohte" usw. (S. 55). „Es war obenan D. Warneck gewesen, der die Beibehaltung des Majoritätsbeschlusses [über den Bekenntnisparagraphen] als die für ihn unumgängliche Vorbedingung der Teilnahme bezeichnet hatte und andernfalls zurücktreten zu müssen erklärte. Ihm hatte dann Nippold die gleiche Erklärung entgegen halten müssen, daß die Beibehaltung des § 2 in den Statuten seinen Rücktritt bedinge .... Graf Winzingerode hat seinen tiefen Schmerz nicht verhehlt, daß die dogmatischen Gegensätze sich sogar in einem derart gefährlichen Zeitpunkt noch immer bei den Theologen einem jeden innigen Zusammenarbeiten in den Weg stellten" (S. 56).

Ich wiederhole: angesichts der Schwierigkeiten, die der „Zankapfel" des Bekenntnisparagraphen — wie Nippold sich ausdrückt — schon beim Entstehen des E. B. dem engen Kreise seiner Begründer bereitete, ist es unverständlich, daß die Begründer den „Zankapfel" in den auf große Verhältnisse angelegten Garten des E. B. hineinverpflanzten; sie mußten wissen, daß der Paragraph seine Zankapfelnatur stets behalten und mit dem Wachstum nur vermehren werde.

Fundamentalsätze eines Vereins müssen derartig sein, daß die Vereinsmitglieder einhellig in der Auffassung dieser Sätze und einhellig in der Zustimmung zu ihnen sind. Niemals dürfen Fundamentalsätze zu den „heikeln" Punkten gehören, bei deren Erörterung „die Geister sich scheiden". Und der Fundamentalsatz des E. B. von der „eingeborenen

Digitized by Google

Gottessohnschaft Jesu Christi"?? Man stelle in irgend einer größeren Bundesversammlung diesen Fundamentalsatz zur Erörterung, und „die Scheidung der Geister" ist da.

Und welche Frage wird von seinen evangelischen Gegnern am häufigsten an den E. B. gerichtet? Die religiös-theologische Streitfrage: wie verstehst du die „eingeborene Gottessohnschaft" deines „Bekenntnisparagraphen", wie verstehst du das mit ihr eng verknüpfte „Apostolikum"? Und noch niemals hat der E. B. auf diese Fragen eine festumrissene Anwort gegeben; er kann sie nicht geben, denn die Antwort müßte notwendig entweder die positiven oder die liberalen oder die mittelparteilichen Bundesglieder verletzen; sie würde somit die Zwietracht im eigenen Hause bis in die Reihen des Zentralvorstandes — und dort nicht am schwächsten — hinein entfachen.

Nicht bloß ein „Rühr-mich-nicht-an", nein, ein Spreng- und Zersetzungsstoff ist also der Fundamentalsatz des E. B. vom Bekenntnisse zum „eingeborenen Sohne Gottes".

Unermüdlich sind die evangelischen Gegner des E. B. an der Arbeit, ihm aus „Gottessohnschaft" Christi und „Apostolikum" Schwierigkeiten zu bereiten, ihm vorzuwerfen, daß er gerade wegen seines religiös-theologischen Bekenntnisses zur Verschärfung der innerevangelischen Gegensätze beitrage. In einem vier große Spalten langen Leitartikel vom 29. Dezember 1903 schreibt z. B. die „Kreuzzeitung":

> „Die jetzige Fassung [des Bekenntnisparagraphen] bedeutet also ein wesentliches Zugeständnis an die Linke, und die kühle Zurückhaltung, welche die positiven Kreise den Bunde gegenüber ursprünglich beobachtet haben, ist durchaus verständlich. Wie sehr die Bundesleitung bemüht war, eine klare Stellungnahme zum Bekenntnisse zu vermeiden, zeigt ihr Verhalten, das sie im Jahre 1892 in der Frage des Apostolikums beobachtete. Als diese Frage durch den Fall des Pfarrers Schrempf und die bekannte Erwiderung Harnacks auf eine Anfrage seiner akademischen Zuhörer brennend geworden war, richtete der Zentralvorstand an seine Haupt- und Zweigvereine die Bitte, die Geltung des Apostolikums womöglich nicht in Versammlungen des Bundes zu erörtern, jedenfalls nicht im Namen des Bundes über sie Beschlüsse zu fassen. Auf diese Weise wurde der Gegensatz zu positiven Richtungen doch wohl scharf genug bekundet .... Bis jetzt hat der E. B. in der Hauptsache nur eine Verschärfung der konfessionellen Gegensätze erreicht. Ja, noch mehr, er hat auch gerade in positiven Kreisen den inneren Frieden gefährdet."

Bis in die Gegenwart hinein fühlt der E. B. den theologischen „Pfahl" im eigenen Fleische. Deutliche Kunde gibt davon folgende,

Digitized by Google

vom Zentralvorstand des E. B. ausgehende Mitteilung in der Täglichen Rundschau vom 6. Februar 1906:

„Theologische Streitfragen und E. B. Beim Zentralvorstande des Evangelischen Bundes ist aus Bundeskreisen Klage darüber geführt worden, daß in zweien oder dreien der 1300 Zweigvereine des Bundes unter anderem auch Vorträge gehalten worden sind, welche theologische Parteianschauungen vortrugen und daher den Widerspruch anderer Richtungen innerhalb der evangelischen Kirche hervorrufen mußten. Daraufhin hat sich der Zentral- und auch der Gesamtvorstand wiederholt mit der Frage der Vermeidung solcher Unzuträglichkeiten beschäftigt. Auf Antrag des Prof. Nippold beschloß der Gesamtvorstand bereits am 2. Mai 1905 laut Protokoll folgendes:

‚Der Gesamtvorstand erklärt es im Sinne des Referats für geboten, die Behandlung aller Fragen, die Uneinigkeit und Streit in den Reihen der Bundesmitglieder selbst hervorzurufen geeignet erscheinen, in Bundesversammlungen zu vermeiden.'

Jetzt veröffentlicht auch das offizielle Bundesorgan einen Aufsatz, der die Beschlüsse des Gesamtvorstandes allen Bundesmitgliedern bekannt gibt und dringend davor warnt, dogmatische Streitfragen in Versammlungen des Bundes zur Sprache zu bringen, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, das allen Evangelischen Gemeinsame in den Vordergrund zu stellen."

Lag denn irgend welche Nötigung vor, ein religiös-theologisches Bekenntnis, ein Streitthema, einen „Zankapfel" in die Satzungen des E. B. aufzunehmen? Nichts sprach dafür, alles dagegen. Daß ein solches Bekenntnis seiner inneren Struktur nur schädlich sein konnte und schädlich geworden ist, haben wir gesehen. Ganz das gleiche ist zu sagen, wenn wir die äußeren Aufgaben des E. B. ins Auge fassen.

Der E. B. ist gerichtet gegen den ultramontanen, nicht gegen den religiösen Katholizismus. Es gilt also nicht, die Evangelischen unter eine religiös-theologische, gewissermaßen kirchliche Fahne zu einigen, sondern es gilt, Alle, gleichviel welcher theologisch-religiösen Richtung, gegen den Ultramontanismus zu führen, und der Ultramontanismus ist in erster Linie ein Feind des Protestantismus, der protestantischen Kultur.

Reformation und Protestantismus sind neben ihrem religiös-konfessionellem Gehalte Kulturtaten. Luther war wie ein religiöser Reformator, so auch ein Kulturbahnbrecher. Auf dem vom abgefallenen — ein Ehrentitel! — Wittenberger Mönche grundgelegten religiösen Boden steht die protestantische Welt in ihrer übergroßen Mehrheit schon lange nicht mehr, auf den von Luther vor-

Digitized by Google

gezeichneten Kulturwegen wandelt sie aber noch immer, und wird auf ihnen wandeln, so lange Geistesfreiheit Grundbedingung des Kulturfortschrittes bleibt. So ist der eigentliche Gegensatz zum antikulturellen Ultramontanismus nicht das Evangelium, sondern der Protestantismus, der Protest gegen das kulturfeindliche Rom. Und zu diesem Protest, zum Zusammenschlusse um diese Protestfahne bedarf es keiner theologisch-religiösen Bekenntnissatzungen, sie sind für diesen Zweck sogar vom Übel.

Hätte der Evangelische Bund sich doch überhaupt Protestantenbund genannt; seine Wirksamkeit, gerade in der Jetztzeit, wäre eine ganz andere geworden! Der protestantische Name entspräche obendrein vollständig dem Inhalte und sogar dem Wortlaute des § 1 der Satzungen des E. B. Da heißt es: „Der E. B. zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen verfolgt den Zweck, gegenüber den äußeren und inneren Gefahren, welche den deutschen Protestantismus bedrohen, dazu mitzuwirken, daß dem deutschen Volke die Segnungen der Reformation erhalten und immer weiter erschlossen werden." Die „Segnungen der Reformation", die gegenwärtig und wohl immer durch Rom am meisten bedroht werden, sind aber nicht die religiös-kirchlichen Segnungen — religiös-katholisch wird das deutsche Volk in seiner Mehrheit niemals wieder — sondern es sind die sozial-kulturellen Segnungen der Reformation. Das antikulturelle Rom, in der politischen Macht des Zentrums verkörpert, macht Fortschritte, nicht das kirchlich-konfessionelle Rom. Und gegen diese römische Gefahr hilft kein religiöser Bekenntnisparagraph, weder als Waffe, noch als Sammelfahne; gegen sie kann nicht der evangelische Luther, sondern gegen sie muß der protestantische Luther zusammen mit Hutten, dem humanistischen Romgegner und „Kulturkämpfer" par excellence, Führer sein. Nur so ist eine antiultramontane Einigung aller Protestanten, sie mögen kirchlich- und theologisch-religiös stehen wie sie wollen, nur so ihre ungebrochene Frontstellung gegen Rom überhaupt denkbar. Tausende, und nicht die Schlechtesten und nicht die Einflußlosesten können sich dem E. B. nur deshalb nicht anschließen, weil der religiös-theologische „Bekenntnisparagraph" als unübersteigliche Schranke sie hindert. Sie stehen eben auf dem evangelisch allein richtigen Standpunkte: religiöse Glaubensbekenntnisse gehören nicht in nicht-kirchliche Kampforganisationen.

Digitized by Google

II. Das Überwiegen der Theologen und Pastoren im Evangelischen Bunde.

Das theologisch-pastorale Übergewicht im E. B. ist Tatsache.

Wie schon bei der Geburt des werdenden Bundes (vgl. die erwähnte Nippoldsche Schrift), so tritt diese Tatsache auch in der Geschichte des gewordenen Bundes sehr deutlich hervor. In der Zusammensetzung des Zentralvorstandes, des Gesamtvorstandes, der Vorstände der Haupt- und Zweigvereine; bei Besetzung der wichtigsten Ämter; in den Bundesversammlungen; in der rednerischen wie schriftstellerischen Tätigkeit des E. B.: kurz allüberall steht der Theologe, der Pastor im Vordergrunde. Nicht zum Nutzen des Bundes und seiner zu lösenden Aufgaben.*)

Zunächst ist der Mißgriff der Aufnahme des „Bekenntnisparagraphen" in die Satzungen des E. B. mit all seinen ungünstigen Folgen wesentlich das Werk der geistlichen Begründer des E. B.

Nur zwei Laien standen bei der Gründung des E. B. dreizehn Theologen gegenüber; und diese zwei Laienbegründer waren Gegner der Aufnahme des Bekenntnisparagraphen in die Satzungen. Der eine — Oberschulrat Dr. von Bamberg — grundsätzlicher Gegner des Paragraphen selbst; der andere — Graf von Wintzingerode — opportunistischer Gegner seiner Aufnahme in die Satzungen. Wir lesen darüber bei Nippold (a. a. O. S. 54 u. 56): „Aus formellen Gründen wünschte dagegen Wintzingerode, daß der § 2 [der Bekenntnisparagraph] überhaupt aus dem Statut, das er eben nur als Geschäfts- oder Organisationsstatut gestaltet wissen wollte, wegbleibe;" und: „Gewiß kann es ihm [von Bamberg] nur zur Ehre gereichen, daß er .... den den dogmatischen Passus enthaltenden Aufruf nicht mit seinem Namen decken wollte, sondern lieber aus dem Zentralvorstand schied."

Daß Theologen theologisch, daß Pastoren konfessionell gerichtet sind und daß bei ihnen gerade bei Gründung eines Vereins, der gegen ihren theologischen und konfessionellen Erbfeind sich wendet,

---

*) Es bedarf wohl nicht der Versicherung, daß ich mich nicht gegen Theologen und Pastoren als solche und noch weniger gegen den Theologen- und Pastorenstand wende. Nur die Frage, inwieweit ein Überwiegen von Theologen und Pastoren in einem für ganz bestimmte Zwecke gegründeten Vereine — dem E. B. — nützlich oder schädlich ist, soll hier erwogen werden.

Digitized by Google

das Theologisch-Konfessionelle besonders stark hervortritt, ist menschlich begreiflich, aber darum nicht weniger schädlich. Denn erstens sollte der zu gründende Verein statutenmäßig nicht die konfessionelle, sondern die antikulturelle Seite des Gegners bekämpfen, und zweitens übt ein Verein, in dem der Theologe und der Pastor die erste Rolle spielen, keine Anziehungskraft auf die Menge aus.

Ein Pastorenbund — mit diesem Worte wird in weiten Kreisen der E. B. bezeichnet — gilt für die große Mehrzahl der Laien, und nicht mit Unrecht, als ein Bund kirchlich-religiöser, frommer Natur, ja, sogar als eine Art fachmännisch-theologischer Verein. Der Nichttheologe, auch der religiös interessierte, steht ihm fremd gegenüber. Dem kirchlich indifferenten, wenn auch religiösen Laien aber erscheint es geradezu unmöglich, einem solchen Bunde beizutreten.

Niemand kann die Wahrheit verkennen, daß Tausende, ich darf wohl sagen Millionen Evangelischer dem spezifisch Konfessionellen und zumal dem konfessionellen Streite abgeneigt sind, während zu gleicher Zeit eine stark protestantisch-antiultramontane Gesinnung in ihnen lebendig ist. Diese alle nun sind für den E. B., eben wegen seines ausgeprägt theologisch-pastoralen Charakters, nicht zu haben. Sie sagen — diese Einwendung habe ich oft und oft gehört —: Pastoren und Theologen sind auf Konfessionelles und auf konfessionellen Streit gleichsam geeicht, das ist ihr Beruf; der E. B., als Pastorenbund, kann also kaum etwas anderes als ein konfessioneller Kampfbund sein; einem solchen mag ich mich aber nicht anschließen.

Zu dem gleichen Ergebnisse führt eine etwas anders geartete Betrachtungsweise.

Immer mehr bricht sich die richtige Ansicht Bahn, daß im kirchenpolitischen Kampfe wider Rom das konfessionelle Moment möglichst, ja ganz auszuscheiden habe, d. h. daß nicht die religiöse, sondern die politisch-kulturelle Seite des Romanismus die Angriffsfläche bilden müsse. Für diesen politischen und kulturellen Kampf — Kulturkampf — wachsen Verständnis und Bereitwilligkeit. In die Reihen eines Bundes mit solchen Kampfzielen und Kampfmitteln würden Scharen willig sich einreihen, die dem Konfessionellen abhold sind. Diese Kampfziele sind nun aber auch — wie wir gesehen haben — die eigentlichen Kampfziele des E. B. Gleichsam um sie herum, sie verdunkelnd oder in eine falsche Beleuchtung rückend, steht der im E. B.

Digitized by Google

vorherrschende und maßgebende Theologe. Das Religiös-Konfessionelle haftet ihm untrennbar, weil begrifflich und beruflich, an, so daß, wo er organisiert auftritt, zugleich mit ihm die Konfession organisiert auftritt. Damit erscheint aber der E. B., und nicht nur im oberflächlichen Urteile der Massen, wesentlich und begrifflich als konfessioneller Bund.

Will der E. B. werden, was er sein soll, so muß er Laienbund werden. Der Theologe und Pastor muß im E. B. dem Laien bewußt und grundsätzlich Platz machen, er selbst muß aus Rücksicht auf die große, gemeinsame Sache bewußt und grundsätzlich darauf hinarbeiten, daß Laien die führenden Stellungen im E. B. einnehmen. Ich bin überzeugt, und diese Überzeugung gründet sich auf eingehende Aussprachen mit Theologen und Pastoren in den verschiedensten Teilen Deutschlands, daß die Theologen und Pastoren selbst die Laisierung des E. B. und ihr eigenes Zurücktreten in ihm als das Richtige, ja als das Notwendige erkennen. Die berufliche Arbeit des Theologen und Pastors ist nun einmal nicht die politisch-kulturelle, sondern die religiöse, die kirchliche, die konfessionelle. Wo aber, und das kann nicht genug betont werden, der Theologe und Pastor dem Einflusse nach den Ausschlag gibt, da ist auch die theologisch-pastorale Berufsarbeit ausschlaggebend, und ein in solcher Weise von Pastoren und Theologen geleiteter Verein wird, und zwar mit Recht, von der übrigen Welt als theologisch-pastoraler Berufsverein eingeschätzt; um so mehr und um so richtiger, als obendrein sein Name Evangelischer Bund lautet, also konfessionelle Führerschaft in einem konfessionell etikettierten Vereine.*)

Im E. B. fehlen führende politische und journalistische Persönlichkeiten. Ohne Zweifel ist dies Fehlen zurückzuführen auf das durch Überwiegen von Theologen und Pastoren dem E. B. gegebene konfessionelle Gepräge.

Politiker und also auch Journalisten wollen als solche mit Konfession nichts zu tun haben, und noch weniger wollen sie im politischen und kulturellen Kampfe religiös-konfessionelle Einschläge. Wo Religion und Konfession sich in Politik mischen, da tun

*) Diese theologisch-pastorale Einschätzung des E. B. tritt besonders auffällig in der Tatsache hervor, daß dem Mitbegründer und langjährigen Vorsitzenden des E. B., Grafen Wintzingerode, zum 70. Geburtstage im Jahre 1903 die theologische Doktorwürde durch die Fakultät in Halle verliehen wurde.

Digitized by Google

Politiker und Journalisten nicht mit. Als oberster Grundsatz gilt ihnen und muß ihnen gelten: deutliche Scheidung zwischen Politik und Religion. Konfessionspolitik, sie mag evangelisch oder katholisch heißen, ist stets zu verurteilen. Da nun der E. B. einerseits politische Betätigung anstrebt (wie er es tut, im folgenden Punkte), anderseits durch Name, Vormacht und Kampfart scharf konfessionell erscheint, so halten sich Politiker und Journalisten von ihm mit Recht fern. Braucht es ausgesprochen zu werden, daß gerade ein Beiseitestehen der Politiker, Journalisten und führenden Persönlichkeiten für den E. B. einer der schwersten Nachteile, ein Hemmnis für seine Wirksamkeit, eine Unterbindung seines Einflusses bedeutet, wie sie schädigender kaum gedacht werden können?

III. Die unklare und widerspruchsvolle Haltung des E. B. gegenüber der Politik.*)

Für einen Verein ist Zielstrebigkeit, d. h. klare Erkenntnis der Ziele und energische Anwendung der geeigneten Mittel, um sie zu erreichen, alles.

An dieser Zielstrebigkeit fehlt es dem E. B. in bezug auf sein antirömisches Ziel so gut wie ganz. Seine Haltung muß geradezu als Halbheit bezeichnet werden. Freilich werden wir sehen, daß die Halbheit im Wesen des E. B. begründet ist.

Wer den Ultramontanismus wirksam bekämpfen will, ohne in die politische Arena steigen zu wollen, will Unmögliches. Denn der Ultramontanismus ist durch und durch politisch, sein gesamtes Streben ist gerichtet auf Erlangung politischer Macht. Also begibt sich ein Verein, dessen Hauptziel der antiultramontane Kampf ist, durch Ablehnung politischer Tätigkeit der besten Waffe gegen den erklärten Feind. Seit seinem Bestehen bis in die jüngste Zeit hinein hat der E. B. eine der Politik gegenüber ablehnende Haltung grundsätzlich eingenommen, und dieser Haltung sind seine Mißerfolge gegenüber dem Ultramontanismus wesentlich zuzuschreiben.

Berechtigt, ja verpflichtet zu unpolitischer Haltung glaubte sich der E. B. hauptsächlich deshalb, weil er in politischer Betätigung Gefahren für seine innere Einheit erblickte. Politik ohne Parteipolitik, so sagt man, ist nicht möglich; da aber die Mitglieder des E. B. den verschiedensten politischen Parteien an-

*) Nur die öffentlich sich kundgebende Haltung des E. B. gegenüber der Politik wird hier besprochen.

Digitized by Google

gehören, so würde das politische, d. h. das parteipolitische Auftreten des E. V. notwendig verneinigend auf seine Mitglieder wirken.

Ich halte den Einwand nicht für stichhaltig, weil ein antiultramontan-politisches Eingreifen nicht zu parteipolitischer Stellungnahme führt. Von näherer Erörterung des Einwandes sehe ich jedoch ab, sowohl weil der Bund selbst in seinem praktischen Verhalten von seiner unpolitischen Theorie abgeht, als auch, weil ich zu der Überzeugung gekommen bin, daß der E. V. in der Tat in seiner gegenwärtigen Gestalt für politisches Wirken unfähig ist.

Entgegen der grundsätzlich verkündeten Ablehnung politischer Betätigung ist die Geschichte des E. V. durchzogen von politischen Akten. Der Kürze halber muß ich mich auf Hervorhebung weniger beschränken.

1. Am 14. Februar 1898 richtete der Zentralvorstand des E. V. eine Eingabe an den Reichskanzler Fürsten Hohenlohe, worin Beschwerde geführt wird über die Art und Weise, wie der königlich preußische Gesandte beim Papste an der Kaisergeburtstagsfeier der deutschen Katholiken zu Rom teilgenommen hatte. In der Beschwerde, welche diplomatische Maßnahmen gegen ein diplomatisches Verhalten verlangt, wird sogar das politische Bündnis zwischen Deutschland und Italien herangezogen: „Unsere Aufgabe mag es nicht sein, gleich einem italienischen Blatte etwaigen Besorgnissen um die Beziehungen Deutschlands zu dem verbündeten Italien Ausdruck zu geben.“ Der Schlußsatz des Aktenstückes lautet: „Ew. Durchlaucht bitten wir in Ehrerbietung, die geeigneten Maßnahmen treffen zu wollen, um für die Zukunft einer Haltung des königlichen Gesandten am päpstlichen Stuhle vorzubeugen, welche unseren evangelischen Volksgenossen zu schwerem Ärgernis gereicht.“

Wie sehr dieser Schritt des E. V. im Reichskanzleramt als ein politischer aufgefaßt wurde, geht aus der Antwort hervor, die der damalige Staatssekretär von Bülow, der jetzige Reichskanzler Fürst Bülow, dem Zentralvorstande auf Befehl des Kaisers erteilte:

> „Wenn Euer Hochgeboren die Befürchtung aussprechen, daß die dem diplomatischen Usus entsprechende Haltung des Gesandten Sr. Majestät des Königs beim Päpstlichen Stuhle eine Trübung in unseren Beziehungen zu dem verbündeten

Digitized by Google

Italien herbeiführen würde, so kann ich Euer Hochgeboren in dieser Beziehung vollkommen beruhigen. Bei den maßgebenden italienischen Stellen ist der in Rede stehende Vorgang nicht einen Augenblick einer falschen Beurteilung begegnet. Die dank der Loyalität der Politik Sr. Majestät des Kaisers so wohl begründete Überzeugung, daß wir an dem Bündnis mit Italien in deutscher Treue festhalten, ist in allen entscheidenden Kreisen der italienischen Bevölkerung viel zu tief gewurzelt, als daß dieselbe durch irrige Auffassung in Rom wohl bekannter und wohl verstandener Verhältnisse erschüttert werden könnte."*)

2. So oft die Aufhebung des Jesuitengesetzes im Reichstage zur Verhandlung stand, hat der E. B. sich in amtlichen Eingaben an Bundesrat und Reichstag gewandt, um die Aufhebung dieses Reichsgesetzes zu verhindern.

3. Ähnliche Schritte des E. B. richten sich gegen den Toleranzantrag.**)

4. Vor den Wahlen zum Reichstage und zum preußischen Landtage im Jahre 1903 hat der Zentralvorstand des E. B. am 25. Februar 1903 einen Aufruf „an die evangelischen Volksgenossen" gerichtet, in dem es heißt:

„Rom, eine politische Macht erster Größe, mit dem furchtbaren Machtmittel der Religion in seiner Hand, drängt jeden ernsten Christen wie mit Gewalt auf seine gegenwärtigen Pflichten im modernen Staatsleben hin. Der Ultramontanismus hat sich in Deutschland durch die politischen Wahlen seine ausschlaggebende Stellung erworben. Die Regierungen müssen sich auf die politischen Vertretungen des Volkes stützen, ihre Ohnmacht gegen Rom beruht auf der Macht Roms im deutschen Parlament. Da mache denn jeder überzeugte evangelische Christ als Wähler von seinem christlichen und evangelischen Rechte Gebrauch und fordere, ehe er einem Bewerber seine Stimme gibt, eine klare Aussprache von ihm über seine Stellung gegenüber den Anforderungen des Ultramontanismus."

So wenig glücklich in diesem „Aufrufe" die Verquickung von Religion und Politik ist: daß er auf politische Kraftentfaltung der Mitglieder des E. B., und darüber hinaus der Evangelischen überhaupt abzielte, kann niemand leugnen. Der „Aufruf"

*) Vgl. meine Schrift: Staatssekretär von Bülow und Evangelischer Bund (Berlin, H. Walther 1898), wo die schon damals schwächliche Haltung Bülows einer scharfen Kritik unterzogen wird.

**) Selbstverständlich mache ich dem E. B. aus solchen Eingaben keinen Vorwurf; ich führe seine Schritte bei den höchsten politischen Körperschaften (Reichstag und Bundesrat) nur an als Kundgebungen unzweifelhaft politischen Charakters.

Digitized by Google

des Zentralvorstandes des E. V. steht in dieser Hinsicht den politischen „Hirtenbriefen" römischer Bischöfe nicht nach. Erinnert sei z. B. an die „Fastenhirtenbriefe" des Bischofs von Mainz, Dr. Haffner, und des Bischofs von Straßburg, Dr. Fritzen, aus den Jahren 1897 und 1906, in denen es heißt:

„Alle katholischen Männer müssen an den Wahlen sich beteiligen und diese in entsprechender Weise vorbereiten. Man sage nicht, die politischen Angelegenheiten hätten nichts mit der Religion zu tun."*)

5. Im Jahre 1903 versendet der Zentralvorstand des E. V. an die Reichs- und preußischen Landtagsabgeordneten den Syllabus, ein Akt, der, was Charakter des versandten Schriftstückes, Stellung der Adressaten und Absicht der Versendung angeht, durchaus politisch war.

6. Im November 1903 beschloß der Vorstand des rheinischen Hauptvereins des E. V.:

„... seine schmerzliche Entrüstung darüber auszusprechen, daß bei den letzten Landtagswahlen in dem heiß umstrittenen Wahlkreise Altenkirchen-Neuwied der evangelische Pfarrer Heckenroth ein Wahlbündnis mit den Ultramontanen geschlossen habe, durch das er sich selbst ein Mandat sicherte und ein zweites dem Zentrum auslieferte."

7. Auf der Generalversammlung zu Hamburg im Jahre 1905 erließ der E. V. folgende „Kundgebung":

„In Österreich ist seit 1899 17 evangelischen Geistlichen, die von den protestantischen Gemeinden gewählt waren, die Genehmigung und die Aufnahme in den Staatsverband versagt und damit das verfassungsmäßig verbürgte Recht der evangelischen Kirche Österreichs, Ausländern ein geistliches Amt zu übertragen, mißachtet, sowie vielen Gemeinden ihre kirchliche Versorgung erschwert worden. Wir halten es für unsere Pflicht, das deutsche evangelische Volk auf diese Lage der österreichischen Kirche aufmerksam zu machen, zum erneuten Beweise dafür, wie ultramontaner Einfluß überall Unduldsamkeit übt und andere christliche Kirchen, vor allem die evangelische, hemmt und drückt."

Daß hier der Versuch einer Einwirkung auf staatsrechtliche Verhältnisse eines fremden Staates vorliegt, daß also durch die „Kundgebung" Politik und zwar auswärtige Politik getrieben wird, ist unbestreitbar.

---

*) Vgl. mein Werk: Moderner Staat und römische Kirche (Berlin E. A. Schwetschke & Sohn, 1906, 1. bis 5. Tausend) S. 217 f.

Digitized by Google

8. Der E. B. hat unter dem Titel: „Deutsch-evangelische Korrespondenz, Parlamentskorrespondenz" eine Zeitungskorrespondenz ins Leben gerufen, die schon im Namen: „Parlamentskorrespondenz" ihre politische Natur kundgibt, ganz abgesehen davon, daß sie, für politische Tageszeitungen bestimmt, ins politische Getriebe eingreifen sollte und eingegriffen hat.

In diesen acht Fällen — sie lassen sich leicht vermehren — und besonders im letzten treten politische Tätigkeitsäußerungen des E. B. und zwar seiner amtlichen Stellen deutlich hervor.

Mit seinen nicht-politischen Grundsätzen ist also der E. B. tatsächlich schon oft in Widerspruch geraten. Er ist politisch tätig gewesen, daran läßt sich nicht drehen noch deuteln; seine eigene „Parlamentskorrespondenz" macht jeden Umdeutungsversuch unmöglich.

Aber seine politische Tätigkeit war eine unklare und deshalb und aus anderen Gründen eine erfolglose und eine in sich verfehlte.

Die unklare Haltung des E. B. in bezug auf Politik erhellt schon allein aus seinem Sträuben, sich offen zur Politik zu bekennen. Er glaubt, in Anbetracht seiner Aufgabe, „die kirchlichen, innerkonfessionellen Gegensätze auszugleichen",*) die politische Tätigkeit, die er tatsächlich entfaltet, nicht als politische bezeichnen zu müssen und es nicht zu dürfen. Er spielt in unklar-schwächlicher Weise sich selbst gegenüber Vogelstraußpolitik.**) Wie gern möchte er politischen Einfluß besitzen: Einfluß auf Regierungen, Einfluß auf Volksvertretungen, Einfluß auf die Tagespresse! Nichts fast läßt er unversucht, solchen Einfluß zu erlangen. Kundgebung folgt bei politischen Anlässen auf Kundgebung, große Geldopfer werden gebracht, um auf die politische Presse einzuwirken, bei Wahlen werden Erklärungen gegen oder für Wahlkandidaten erlassen: aber das klare Wort: ich will Politik treiben, weil ich sie meines Gegners, des Ultramontanismus wegen treiben muß, wird nicht gesprochen.

*) Vgl. darüber die Ausführungen des langjährigen Vorsitzenden und Mitbegründers des E. B., des Grafen von Winzingerode, in den „Deutsch-evangelischen Blättern" (August 1904).

**) Besonders deutlich tritt die Vogelstraußpolitik hervor in der Geschichte der „Parlamentskorrespondenz" des E. B., die sich in bezug auf Politik oder Nichtpolitik aus Ja und Nein, aus Wollen und Nichtwollen zusammensetzt.

Digitized by Google

Welche Unklarheit und Halbheit in bezug auf die Stellung des E. V. zur Politik liegt nicht z. B. in der Erklärung des Zentralvorstandes vom Januar 1904:

„Die Natur des zweiten der genannten Gegner [des Ultramontanismus] bringt es mit sich, daß die Wahrung dieser [der deutsch-protestantischen] Interessen sich nicht auf das ausschließlich kirchliche Gebiet beschränken kann . . . Da erwuchs denn dem E. V. die Aufgabe, über die Größe der Gefahr, die der Nation und dem Reiche seitens des Ultramontanismus droht, unermüdlich sein Zeugnis abzulegen . . . . . Er hat es getan gegenüber Maßnahmen der Staats- und Reichsregierung, gegenüber einzelnen und Parteien, gegenüber Liberalen und Konservativen, nicht um selbst auf politischen oder parteipolitischen Boden zu treten, sondern um dem Ziele treu zu bleiben, das er sich gesteckt hat, unverdrossen auf die ultramontane Gefahr zu weisen" usw.

Müssen nicht solche Erklärungen zu Ausdeutungen führen, wie wir sie in der „Kreuzzeitung" (unten S. 651f.) lesen?

Dies unklare Verhalten bewirkt, wie alle Halbheit, zunächst Verwirrung im eigenen Lager, und, was fast noch schlimmer ist, es verursacht ein Suchen nach allerlei Mitteln und Wegen, politisch einflußreich zu werden, „ohne Politik zu treiben", wobei selbstverständlich von Erfolgen nicht die Rede sein kann.

Ferner gibt die unklare Halbheit des E. V. seinen Gegnern willkommenen Anlaß, und zwar nicht unberechtigten, ihn trotz seiner die Politik ablehnenden Theorie immer und immer wieder auf sein der Theorie widersprechendes Verhalten festzunageln. Eine Festnagelung, die dem Ansehen des E. V., als einer in sich gefestigten, in bezug auf Ziele und Mittel sich selbst klar sein sollenden Vereinigung bei Freund und Feind sehr schädlich ist.

Als typische Festnagelungen dieser Art lasse ich Äußerungen des Führers der konservativen Partei, des Freiherrn von Manteuffel-Krossen, und der Parteiorgane der konservativen Partei, der „Konservativen Korrespondenz" und der „Kreuzzeitung" folgen:

Freiherr von Manteuffel („Evangelische Kirchenzeitung", Februar 1904):

„Das tapfere Auftreten der ‚Evangelischen Kirchenzeitung' gegen die Ausschreitungen gewisser Wortführer und Organe des Evangelischen Bundes habe ich mit großer Befriedigung verfolgt . . . . Insonderheit halte ich die satzungswidrigen Übergriffe des Evan-

Digitized by Google

gelischen Bundes auf das politische Gebiet für verhängnisvoll. Das Preßorgan des Bundes, die ‚Deutsch-evangelische Korrespondenz', stellt sich geradezu als ein Kampforgan in den Dienst des kirchlichen und politischen Liberalismus gegen die konservative Partei, deren Führer und Presse. So lange aber der Evangelische Bund derartige ausgesprochen liberale Wege wandelt, so lange er ein Organ wie die ‚Deutsch-evangelische Korrespondenz' unterhält und deren gehässigen Angriffen gegen die konservative Partei keine Schranken setzt — so lange kann ich nur meine kirchlichen und politischen Freunde dringend bitten, den Kampf gegen den Bund, der seiner wirklichen Aufgaben uneingedenk geworden ist, mit aller Entschiedenheit aufzunehmen."

Die „Konservative Korrespondenz" (Dezember 1903):

„Seit einiger Zeit gibt das Wirken des E. B. in weiten Kreisen der deutschen konservativen Partei berechtigten Anlaß zur Klage. Nur sehr ungern wird man sich entschließen, dieser Klage öffentlich scharfen Ausdruck zu geben, weil die Ziele des E. B., der satzungsgemäß eine parteipolitische Organisation nicht sein soll, von allen evangelischen Christen gebilligt werden müssen. Aber seit diese Ziele verdunkelt und für liberale Parteizwecke gemißbraucht werden, mußte auch die Zurückhaltung, namentlich der deutschen konservativen Partei, aufhören. Es war nicht nur konservative, sondern evangelische Pflicht, zu dem parteipolitischen Kurse des E. B. Stellung zu nehmen" usw.

Die „Kreuzzeitung":

„Die neueste Erklärung [des Zentralvorstandes des E. B.] zeigt, wie recht wir hatten, als wir neuerdings bemerkten, daß der E. B. durch seine Taktik und seine allgemeinen Ziele gedrängt werde, sich auf das politische Gebiet zu begeben, und daß er, wenn er versucht, die Synoden in allen ihren Stufen sich und seinen Absichten dienstbar zu machen, die kirchlichen Körperschaften bei ihren Verhandlungen zu Übergriffen auf das politische Gebiet geradezu verführt. In Wirklichkeit läuft die Erklärung auf die Bildung eines evangelischen Zentrums hinaus" (10. Januar 1904).

„Die ‚Deutsch-evangelische Korrespondenz' nennt sich Parlamentskorrespondenz. Dem Charakter einer solchen entspricht es ohne Zweifel, wenn sie die erwähnte Meldung wiedergibt [die Meldung betraf die Besetzung der 2. Vizepräsidentenstelle im Preußischen Abgeordnetenhause]. Allerdings trägt sie dadurch diesem Charakter auch insofern Rechnung, als sie hier zu einer politischen Frage Stellung nimmt. Und da müssen die immer von neuem wiederholten feierlichen Erklärungen des E. B., daß er keine Politik treibe, im Hinblick auf die erhebliche finanzielle Unterstützung, die er eingestandenermaßen der ‚Deutsch-evangelischen Korrespondenz' gewährt, doch einen ganz eigenartigen Eindruck machen" (9. Januar 1905).

„Der Fall Heckenroth, der im Jahre 1903 bei den Landtagswahlen in der dem E. B. nahestehenden Presse zu ausgiebigen Er-

Digitized by Google

örterungen Anlaß gegeben hat, erlebt jetzt eine neue Auflage. Seine Bedeutung bestand damals bekanntlich darin, daß infolge einer Vereinbarung der Konservativen mit dem Zentrum an Stelle des bisherigen mittelparteilichen Vertreters des Wahlkreises Neuwied-Altenkirchen der konservative Pfarrer Heckenroth und der zum Zentrum gehörige Amtsgerichtsrat Knie in das Abgeordnetenhaus entsandt wurden. Durch den Tod des Abg. Knie ist neuerdings eine Ersatzwahl notwendig geworden, und bei dieser ist jener Vereinbarung gemäß wiederum ein Zentrumsmann gewählt worden. Infolgedessen hat eine Versammlung des Evangelischen Bundes in Neuwied folgenden Beschluß gefaßt: ‚Die Versammlung spricht ihr Bedauern darüber aus, daß Pfarrer Heckenroth in Altenkirchen durch sein politisches Verhalten das evangelische Bewußtsein weiter Kreise tief verletzt hat.‘ Aber die konservativen Wähler des Kreises haben erfreulicherweise ihren Abgeordneten nicht im Stiche gelassen. Sie haben, wie die ‚Dierdörfer Nachrichten für den Westerwald‘ mitteilen, dem Evangelischen Bunde folgende Erklärung zugehen lassen: ‚Wir weisen es als unerhörte Anmaßung zurück, daß der Evangelische Bund sich herausnimmt, das politische Verhalten eines Abgeordneten zu richten, um so mehr, da der E. B. nach seinen Satzungen und nach Beschlüssen der beiden letzten Hauptversammlungen es entschieden abgelehnt hat, politisch tätig sein zu wollen. Wir müssen es als eine bedauernswerte Heuchelei erklären, wenn der E. B. unter dem Deckmantel eines evangelischen kirchlichen Vereins in dieser Weise als Schleppenträger der nationalliberalen Partei auftritt. Nur Beschränktheit und Bosheit kann doch darüber im Zweifel sein, wie die konservative Partei und der Bund der Landwirte im Kreise Altenkirchen-Neuwied zu einem Kompromiß mit dem Zentrum gekommen ist. Wollte der E. B. doch einmal gegen seine Satzungen Politik treiben, dann war 1903 der gegebene Moment vorhanden, als die Nationalliberalen den von uns wiederholt angebotenen Kompromiß in schnödester Weise zurückwiesen. Im übrigen wird unser Abgeordneter, Pfarrer Heckenroth, was die Resolution angeht, sich wohl zu trösten wissen; teilt er doch das Schicksal des E. B. selbst, der durch sein den eigenen Satzungen widersprechendes politisches Verhalten das evangelische Bewußtsein weiter Kreise andauernd verletzt.‘

„Diese Worte sind allerdings nichts weniger als zart gehalten. Aber wir begreifen es, wenn die Wähler des Abgeordneten Heckenroth jetzt eine deutliche Sprache führen. Die Leitung des Evangelischen Bundes hat oft genug, und zwar am feierlichsten durch den Mund des Schriftführers seines Zentralvorstandes in der Generalsynode, erklären lassen, daß er keine Politik treibe und keine Politik treiben wolle. Wenn man aber wahrnehmen muß, daß der von dem nämlichen Schriftführer kurze Zeit vorher erstattete Bericht die Erfolge des Bundes bei der Reichstagswahl in Erfurt — gegen den konservativen Abg. Jacobskötter — mit unverkennbarer Genugtuung erwähnt, so darf man sich nicht wundern, daß seine Zweig-

Digitized by Google

vereine kräftig in Politik, und zwar in mittelparteilicher Politik machen.“*) (29. Nov. 1905.)

Über die Erfolglosigkeit der „nicht“-politischen Tätigkeit des E. B. genügen wenige Worte. Vergleicht man seine massenhaften „Kundgebungen“, „Erlasse“, „Aufrufe“, „Zusendungen“, „Erklärungen“ mit ihren Ergebnissen, so stellt sich das Wort: Papierkorbpolitik von selbst ein.

Erfolglosigkeit haftet, wie schon gesagt, jeder Halbheit an. Halbheit allein erklärt die große Erfolglosigkeit der „Nicht“-Politik des E. B. aber nur zum Teile. Ein wichtiges Moment tritt hinzu.

Politische Tätigkeit eines evangelischen Vereins wird mit innerer Notwendigkeit zur konfessionell-politischen Tätigkeit; konfessionell-politische Tätigkeit trägt aber, weil in sich verfehlt, abgesehen von anderen großen Schädlichkeiten, Unfruchtbarkeit in sich.

Schon oben habe ich auf die Schädlichkeit des Beiwortes „evangelisch“ für die antiultramontane Richtung des E. B. hingewiesen und betont, daß dies Beiwort, wegen seines ausgesprochen religiös-konfessionellen Charakters, den religiös-konfessionellen Kampf, und damit etwas Unheilvolles und Unfruchtbares zugleich, fast notwendig bedingt. Hier ist dasselbe zu wiederholen, nur mit der Verschärfung, daß, wenn für einen Bund, der vorzugsweise den Ultramontanismus bekämpft, das Religiös-Konfessionelle schon im allgemeinen nicht angebracht ist, es um noch viel weniger angebracht ist bei seiner politischen Tätigkeit.

Es kommt hinzu das ebenfalls schon oben besprochene Vorherrschen von Theologen und Pastoren im E. B. Dies Vorherrschen drückt ihm in religiöser wie in politischer Beziehung den Konfessionsstempel weithin sichtbar auf und kennzeichnet ihn damit als einen Verein, der von Politikern — gemieden wird. Ein Meiden, das dem E. B. gegenüber so gut wie allgemein ist.

Ferner, Theologen und Pastoren sind nun einmal keine Politiker. Im Gegenteile, ihrem Berufe, ihrer Berufs-

*) Ich stehe weder auf seiten des ex cathedra redenden Herrn von Manteuffel, noch auf seiten der „Konservativen Korrespondenz“ und der „Kreuzzeitung“, sondern auf seiten des E. B. Aber als Beispiele, wie Gegner des E. B. sein unpolitisch-politisches Verhalten beurteilen und verwerten, sind die Auslassungen lehrreich.

Digitized by Google

arbeit nach sollen sie begrifflich außerhalb der Politik stehen. Deshalb nimmt es nicht wunder, daß Theologen und Pastoren, wenn sie dennoch in Politik sich mischen, im allgemeinen keine glückliche Hand dabei haben.*)

Diese unglückliche Hand zeigt sich nun auch deutlich bei der „Nicht"-Politik des E. V. Zum Beweise dafür brauche ich nur hinzuweisen auf den oben mitgeteilten Aufruf des Zentralvorstandes des E. V. vor den Reichstagswahlen 1903. Die dort zum Ausdrucke gelangte Verquickung von Politik mit evangelischem Christentume ist das unheilvolle Kennzeichen aller übrigen unpolitisch-politischen Handlungen des E. V.

Gesunde und sachliche Politik darf nie geleitet sein durch bestimmte, von vornherein festgelegte Interessen. Evangelische Politik ist aber von vornherein festgelegt und bestimmt durch religiös-konfessionelle Interessen. Theologen und Pastoren müßten keine Menschen sein, wenn bei ihrer politischen Tätigkeit, besonders wo sie in einem Verein organisiert geübt wird, das religiös-konfessionelle Moment nicht die entscheidende Rolle spielte.

Dieser Erfolglosigkeit der unpolitisch-politischen Tätigkeit des E. V. widerspricht nicht die Tatsache, daß er so viel genannt wird.

Das Aufsehen, das der E. V. erregt, ist ein Scheinerfolg, der zugleich die Richtigkeit meiner Kritik über ihn aufs neue und von einer andern Seite bestätigt. Die Bedeutung, die der E. V. in der Öffentlichkeit zu haben scheint, wird ihm verliehen, und zwar in wohl berechneter Absicht, durch die ultramontane Presse.

Dem Ultramontanismus ist der auf theologisch-konfessioneller Grundlage ruhende E. V., ist sein konfessionell gerichtetes Wirken in politischer und publizistischer Richtung der sehr willkommene Anlaß, über konfessionellen Hader, konfessionelle Verhetzung, konfessionelle Politik fortwährend zu klagen und so seinen Massen die Gefahr der Religionsbedrückung ständig vorzuspiegeln. Er kann dies um so leichter und wirkungsvoller, als der Konfessionalismus im Wesen und im Wirken des E. V. tatsächlich sehr ausgeprägt vorhanden ist. Der E. V., so wie er ist, ist dem Ultramontanismus und dem Zentrum so

*) Über das wichtige Kapitel Politik und Pastor vgl. mein Werk: Moderner Staat und römische Kirche. S. 223—228. (Berlin, E. A. Schwetschke und Sohn.)

Digitized by Google

sehr willkommen, daß, wäre er nicht vorhanden, ein mächtiges Agitationsmittel ihnen fehlen würde. So ruhen die „Erfolge“ des E. B. — ich spreche nur von seinem politisch-publizistischen, nicht von seinem sonstigen Wirken — zum großen Teile auf ultramontanen Schultern. Das Aufsehen, das der E. B. erregt, dankt er nicht zum mindesten den Posaunen des Ultramontanismus.

IV. Die trotz ihres großen Umfanges völlige Unzulänglichkeit und vielfach innere Wertlosigkeit der publizistischen Arbeit des E. B.

Alle Mittel im Kampfe wider den Ultramontanismus verschwinden gegenüber dem einen Mittel: Verbreitung von Aufklärung über den Ultramontanismus, d. h. publizistischer Kampf gegen ihn.

Nur der wird zum antiultramontanen Kämpfer, der die Überzeugung gewinnt, daß und warum das ultramontane System schädlich ist. Je vertiefter, je umfassender diese Überzeugung Platz greift, je sicherer sie ruht auf genauer, ins einzelne gehender Kenntnis des Ultramontanismus, um so energischer und geschickter wird der Kampf gegen ihn geführt werden können.

Solche Überzeugung und solche Kenntnis des großen Gegners werden aber nur durch gediegene, systematische Aufklärungsarbeit über ihn erlangt und verbreitet.

Zwei lange Jahrzehnte standen dem E. B. für diese Arbeit zur Verfügung, und neben der Zeit standen ihm in Fülle Kräfte und Geld zur Verfügung: verwertet hat er aber Zeit, Kraft und Geld in ganz unzulänglicher Weise.

Weniges, aber Bezeichnendes hebe ich hervor.

1. Schon oben ist die Rede gewesen von der verhältnismäßigen, ja, ich möchte sagen völligen Bedeutungslosigkeit des E. B. in bezug auf die große Tagespresse. Diese Bedeutungslosigkeit stellt, wenn man Alter, Mitgliederzahl, Organisation usw. des E. B. erwägt, einen publizistischen Fehlbetrag bedenklichster Art dar.

Endlich nach 17 Jahren sah der E. B. ein, daß die Einwirkung auf die große politische Tagespresse notwendig sei.*) Er gründete und unterhielt mit großen Geldopfern die „Deutsch-evangelische Korrespondenz“. Allein die Geschichte dieser

*) Die gleich in der ersten Zeit des E. B. hervorgerufene und noch bestehende „Kirchliche Korrespondenz“ kommt hier nicht in Betracht, weil sie auf die große Tagespresse keinen irgendwie nennenswerten Einfluß ausübt.

Digitized by Google

„Parlamentskorrespondenz“ ist so voll der Irrnisse und Wirrnisse, so voll publizistisch-politischer Ungeschicklichkeiten, daß sie höchstens als Beispiel dafür dienen kann, wie eine Zeitungskorrespondenz nicht beschaffen und nicht geleitet sein soll.*) Und seitdem die „Deutsch-evangelische Korrespondenz“ von Berlin nach Halle — dem Zentralsitze des E. V. — verlegt worden ist, schwindet, was sie an Einfluß etwa besaß, so gut wie ganz, da ihr Inhalt mehr und mehr auf konfessionell-religiösen Kampf zugeschnitten wird. Sie ist also im großen und ganzen für politische Blätter unbrauchbar geworden.

2. Was hätte der E. V. mit seinen reichen Geldmitteln, mit seinen zahlreichen Verbindungen zu akademischen Kreisen im Laufe der Zeit nicht leisten können in Hervorbringung wissenschaftlicher Werke gegen den Ultramontanismus, deren zuverlässiger Inhalt dann um- und ausgemünzt worden wäre in Flugschriften usw.! Was sage ich: „können“? Er hätte es leisten müssen.

Er mußte auf die verschiedenen Seiten des Ultramontanismus, auf seine Verderblichkeit in religiöser, sozialer, politischer, wissenschaftlicher und allgemein kultureller Hinsicht das Licht wissenschaftlicher Aufklärung fallen lassen. Nichts davon ist geschehen!

Weshalb herrscht der Ultramontanismus so unumschränkt über seine Massen, weshalb sind auch die meisten gebildeten Katholiken in seinem Banne, weshalb gelingt es ihm, selbst bei Nichtkatholiken Gehör und Anerkennung zu finden? Nur weil er es versteht, sein System im Gewande der Scheinwissenschaft den Massen, den Gebildeten, den Nichtkatholiken annehmbar zu machen. Fort und fort erzeugt er pseudo-wissenschaftliche, tendenziöse Werke: sie sind sein Hauptbollwerk, das nicht nur Licht und Wahrheit von katholischen Kreisen fernhält, sondern von dem aus auch Vorstöße, und leider nicht erfolglose, gemacht werden in nichtkatholische Kreise. Die Namen Hefele, Janssen, Pastor, Knöpfler, Grisar, Michael, Baumgartner, Majunke, Cathrein, Pesch, Lehmkuhl mit ihren Werken; Veröffent-

*) Da diese „Geschichte“ sich hauptsächlich nicht in der Öffentlichkeit abgespielt hat, glaube ich auf sie nicht näher eingehen zu dürfen. Die Irrnisse, Wirrnisse und Ungeschicklichkeiten durfte ich aber erwähnen, weil sie an die Öffentlichkeit traten und längere Zeit hindurch in der Tagespresse besprochen wurden.

Digitized by Google

lichungen wie das Kirchen- und Staatslexikon sind solche Bollwerke und Vorstöße.

Hier galt es, Gegenmittel, Gegenwirkungen mächtigster Art zu schaffen: die wissenschaftliche Wahrheit mußte die scheinwissenschaftliche Lüge zerschlagen. Hätte der E. B. in seinem 20jährigen Bestehen publizistisch nichts anderes getan, als Fundgruben in Gestalt von wissenschaftlichen Werken gegen den Ultramontanismus zu schaffen, er hätte genug getan, er hätte Großes geleistet, kommende Geschlechter würden ihn dankbar nennen.

Aber die 20 Jahre sind verstrichen, und dies Notwendige des Notwendigen blieb ungetan. Publizistisch tätig gegen den Ultramontanismus ist der E. B. gewesen, sogar in so ausgedehntem Maße, wie wohl kaum ein anderer Verein — ich komme gleich darauf —, aber Bleibendes, Wertvolles hat er bis jetzt nicht hervorgebracht.

Erst im Jahre 1905 ist ein Versuch dazu gemacht worden. Im Auftrage des Vorstandes des E. B. wurde ein „Protestantisches Taschenbuch" herausgegeben, das in wissenschaftlicher Form, mit Belegen, Literaturangaben usw. „der in der klerikalen Tagespresse wie in umfänglichen Geschichtswerken immer kühner auftretenden Umwertung von historischen Tatsachen" (Vorwort) entgegentreten soll. Der Versuch ist nicht geglückt: das „Taschenbuch" wird keinen hervorragenden Platz weder in der wissenschaftlichen, noch in der publizistischen Literatur einnehmen.

Ein bedeutender Fehler, weil ein großes Hemmnis für seine Verbreitung, ist zunächst seine konfessionelle Anlage: „Hilfsbuch in konfessionellen Streitfragen" lautet der Untertitel. Für viele Tausende ist es dadurch ein interesseloses Buch geworden. Tausende scharf antiultramontan Gerichteter wollen mit „konfessionellen Streitfragen" nichts zu tun haben. Auch verrät es ein bedauerliches und unbegreifliches Verkennen des Ultramontanismus, ihn unter „konfessionelle Streitfragen" einzureihen und damit seine politische und antikulturelle Bedeutung gleichsam auszuschalten.

Unter 106 namentlich aufgeführten Mitarbeitern finden sich nur 13 Laien; alle übrigen 93 sind Theologen, die meisten von ihnen Pastoren. Wiederum ist also das theologisch-pastorale Übergewicht zu verzeichnen. Wollte oder konnte man nicht Laiengelehrte für das „Taschenbuch" interessieren? Das Nicht-Wollen wäre ein bedauerliches Zeichen von Kurzsichtigkeit, von Nicht-

Digitized by Google

Verstehen dessen, was nottut; das Nicht-Können ein ebenso bedauerliches Zeichen für die Teilnahmlosigkeit, die der E. B., nicht zum mindesten wegen seiner konfessionellen Zuspitzung, in Laienkreisen erfährt.

Ja selbst auf Teilnahmlosigkeit der theologisch-wissenschaftlichen Welt läßt das Mitgliederverzeichnis einen Schluß zu. Von den 93 theologischen Mitarbeitern sind nur zwölf Universitätsprofessoren (einschließlich eines Privatdozenten), 73 sind Pfarrer. Nun will ich gewiß nicht sagen, daß nur Universitätsprofessoren wissenschaftliche Leistungen hervorbringen können und Pfarrer es nicht können; nichts liegt mir ferner. Aber im allgemeinen ist doch der akademische Lehrer der berufene wissenschaftliche Arbeiter, und nicht der in der Seelsorge stehende Pfarrer.

Das erstmalige wissenschaftliche Auftreten des E. B., nach so langen Jahren des Zuwartens hätte ausgezeichnet sein müssen durch umfassende Mitarbeit der Berufswissenschaft. Was immer das protestantische Deutschland an theologisch-wissenschaftlichen Größen besitzt, mußte in dem „Protestantischen Taschenbuch" vertreten sein, aber gerade so manche Größe fehlt. Dies Fehlen beweist, daß es dem E. B. innerhalb von zwei Jahrzehnten nicht gelungen ist, die wissenschaftliche Welt Deutschlands für seine Aufklärungsarbeit zu interessieren, daß er, nach dem Urteile dieser Welt, trotz so langer Tätigkeit den Befähigungsnachweis nicht erbracht hat, ein vertrauenswerter Führer im Aufklärungskampfe zu sein.

Alle Artikel des „Taschenbuches" sind namenlos (anonym). Ein schwerer Fehler! Zumal bei wissenschaftlichen Arbeiten gibt der Name des Verfassers, d. h. seine im Namen erkennbare wissenschaftliche Bedeutung der Arbeit ihren Wert. Auch wird durch die Unterzeichnung eines Artikels das Verantwortlichkeitsgefühl für den Inhalt beim Verfasser wesentlich erhöht. Sammelwerke ohne Namenszeichnung der einzelnen Artikel stehen auf der Stufe der Konversationslexika, deren Nützlichkeit ich gewiß nicht leugne; aber Klang und Geltung in der wissenschaftlichen Welt haben Konversationslexika nicht; als durchschlagende Beweismittel können sie nicht angeführt werden.

Für Nicht-Zeichnung der Artikel gibt es keinen stichhaltigen Grund. Die redaktionelle Bemerkung: Einigen Herren sei es aus verschiedenen Gründen nicht erwünscht gewesen, ihre Namen hier genannt zu sehen (S. 2519), kann doch wohl

Digitized by Google

nicht als „Grund“ gelten. Zudem ist diese Bemerkung für ein wissenschaftliches Werk so eigenartig, daß sie die sonderbarsten Gedanken über diese „Herren“ und über den Charakter des „Taschenbuches“ wachruft. Was kann vernünftigerweise jemand abhalten, seinen Namen als Mitarbeiter an einem wissenschaftlichen Werke zu nennen??

Als ich wiederholt und dringend, mündlich wie schriftlich zur Mitarbeit am „Taschenbuche“ aufgefordert wurde, habe ich auf alle diese Bedenken aufmerksam gemacht. Weil sie nicht berücksichtigt wurden, lehnte ich die Mitarbeiterschaft ab.

Zu diesen, wenn man will, formalen Mängeln, die aber sehr stark die Sache berühren, kommen Mängel der materiellen Ausführung. In folgenden Artikeln, besonders in den gesperrt gedruckten, finden sich erhebliche Irrtümer:

> Abendmahlsbulle. Ablaß. Adoration. Agnus dei. Allein durch den Glauben. Alexander VI. Exkommunikation. Beichte. Brevier. Ecclesia non sitit sanguinem. Ex cathedra. Freimaurer. Friedhofskandale. Galilei. Gehorsam. Gelübde. Hexenprozesse. Jesuitenorden. Kulturkampf. Mentalreservation. Messe. Mönchtum. Monita secreta. Opus operatum. Ordination. Papalsystem. Papsttum. Portiunkulaablaß. Reue. Sakramentalien. Sakramente. Thomismus. Todsünde. Tyrannenmord. Bulle Unam sanctam. Winkelmesse. Wunder.

Ausführungen wie:

> „Das Votum solemne, feierliches Gelübde, wird abgelegt beim Eintritt in einen Orden und beim Empfang der höheren Weihen“ (S. 792); „Hochamt heißt die Messe, wenn die Verrichtungen der Ministranten durch Leviten versehen werden, d. h. durch Priester, welche als Diakonen und Subdiakonen dabei fungieren, wenn die Hostie in der Monstranz ausgestellt wird“ (S. 1442); „die [katholischen] Laien können nur durch Vermittelung der Geistlichen die Seligkeit erlangen .... Ob schon jene [die niederen Weihen] oder nur diese [die höheren Weihen] sakramentalen Charakter haben und übernatürliche Befähigung mitteilen, ist unter den katholischen Theologen streitig“ (S. 1593); „ihre [der sieben katholischen Sakramente] Wirkung geschieht ex opere operato, also wesentlich ohne Rücksicht auf Glauben und Willen des Empfängers, wenn nur bei dem Spendenden die richtige Absicht und der richtige Vollzug gesichert ist“ (S. 1919); „in Wirklichkeit ist nicht er [der Papst], sondern der Jesuitengeneral unfehlbar“ (S. 2217); „Privatmessen sind diejenigen Messen, welche an einem Seitenaltare von dem Priester und dessen Gehilfen allein, ohne Anwesenheit der Gemeinde gefeiert werden“ (S. 1401),

solche Ausführungen dürfen in einem wissenschaftlichen Werke nicht vorkommen; sie gehören in das Kapitel der weiter unten

Digitized by Google

zu besprechenden großen Unkenntnis über Katholisches und Ultramontanes.

3. Was schon oft hervorgehoben worden ist, gilt auch für die publizistische Tätigkeit des E. V., und zwar für sie ganz besonders: *Das Konfessionelle nimmt in ihr, sehr zum Schaden der Sache, viel zu großen, fast den ganzen Raum ein.* Es hängt das mit dem auch schon erwähnten Übelstande zusammen, daß Theologen und Geistliche Führung und Übergewicht im Bunde haben. Damit ist die konfessionelle Richtung der publizistischen Tätigkeit des E. V. wie von selbst gegeben. Diese Richtung ist aber weder erfolg- noch segensreich. Der Gegner, gegen den der E. V. sich wendet, der Ultramontanismus, ist nun einmal *nicht* vom konfessionellen, sondern, *unter Ausscheidung des Konfessionellen*, vom kulturellpolitischen Standpunkte aus zu bekämpfen. Mißt man die publizistischen Leistungen des E. V., *einschließlich seiner rednerischen*, an diesem Maßstabe, so bleiben sie weit unter dem Erforderlichen. Ja, sie sind, ich scheue mich nicht, es auszusprechen, zum nicht geringen Teile wegen ihrer schneidenden konfessionellen Schärfe mehr schädlich als nützlich, *weil sie erbitternd wirken.*

Nun weiß ich wohl, daß es im Streite um die Wahrheit eine Schärfe gibt, die da sein muß; nämlich *die Schärfe der Tatsachen.* Auch sie wirkt erbitternd, aber nur vorübergehend und nur bei jenen, die *nicht sehen wollen*; auf die Dauer aber und bei Wahrheitssuchern wirkt sie *heilend, aufklärend.* Träte *diese* Schärfe in der publizistischen Tätigkeit des E. V. nur mehr hervor! Sie fehlt leider sehr, denn die Kenntnis über solche „Tatsachen", d. h. über Ultramontanes und vor allem über Katholisches ist in den publizistisch tätigen Kreisen des E. V., wie überhaupt in der evangelischen Welt, bedauernswert gering, wie ich gleich an einigen bezeichnenden Beispielen nachweisen werde. Dafür ist die andere Schärfe, ich nenne sie *Schärfe der Gesinnung verbunden mit verletzendem Ausdrucke*, leider nur zu sehr vorhanden. Und *diese* Schärfe, zumal wenn sie begleitet ist von Unwissenheit über den Gegner, wirkt *nur* verletzend.

4. In der gesamten publizistischen Tätigkeit des E. V. macht sich als einer ihrer bedeutendsten Schäden große *Unkenntnis über Katholizismus und Ultramontanismus* geltend.

Eine allgemeine Bemerkung ist voraus zu schicken.

Digitized by Google

Die Unkenntnis über katholische Dinge ist ein weitverbreitetes Übel. In meiner jetzt mehr als 13jährigen Zugehörigkeit zum Protestantismus habe ich in dieser Beziehung Erfahrungen gemacht, die ich nicht für möglich gehalten hätte; und zwar habe ich die Erfahrungen gesammelt im Verkehre mit hochstehenden, akademisch gebildeten Protestanten, mit Geistlichen aller Rangstufen, mit Universitätsprofessoren, mit Dozenten der evangelischen Theologie. In diesen Kreisen bekam ich Ausführungen zu hören über Katholisches, die jeder katholische Gymnasiast widerlegen konnte. Fragen wurden an mich gestellt, die beschämend waren für den Fragesteller. Zahlreiche Briefe besitze ich, worin Auskunft über katholisch-ultramontane Dinge erbeten wird, die man wissen muß, und die Briefschreiber sind ausnahmslos akademisch gebildete Leute, zum großen Teil Männer, die als Parlamentarier, Journalisten, hohe Staatsbeamte, Hochschullehrer, Theologen führende Stellen einnehmen. Die katholische Literatur wird oft gerade von denjenigen nicht gekannt, deren wissenschaftlicher Beruf ihre genaue Kenntnis unbedingt verlangt. Nicht selten hatte ich nach Gesprächen mit wissenschaftlichen protestantischen Größen den Eindruck, daß sie in einem Examen über Grundlehren des Katholizismus glatt durchfallen würden.

Ich rühre hier an einen Punkt, der von allergrößter Bedeutung ist. Nicht nur, weil, wie schon hervorgehoben, gründliche Kenntnis über Katholizismus und Ultramontanismus das beste, ja fast das einzig wirksame Kampfmittel gegen sie ist, sondern fast noch mehr, weil Unkenntnis, soweit sie in Wort und Schrift hervortritt, dem Gegner eine der besten Verteidigungs- und Angriffswaffen in die Hand liefert. Er kann sagen: Du kennst mich nicht, du behauptest Dinge, die nicht wahr sind, du verleumdest mich usw. Und von dieser Waffe können, dank der großen Unkenntnis im antiultramontanen und antikatholischen Lager, Katholizismus und Ultramontanismus leider sehr ausgiebigen Gebrauch machen und machen ihn auch. Dank der Unkenntnis und der durch sie verbreiteten Irrtümer stellen Ultramontanismus und Katholizismus sich als Verkannte, als Verleumdete hin und erzielen damit wenigstens den nachhaltigen Erfolg, daß ihre Anhänger nur um so fester zu ihnen stehen, und daß deshalb in ihre Reihen die Aufklärung nicht dringt.

Gerade weil der E. V. satzungsgemäß den geistigen Kampf

Digitized by Google

gegen Rom führt, weil die Verbreitung von Licht und Wahrheit sein sich selbst gestellter Beruf ist, müßte seine Aufklärungsarbeit durchweg einwandfrei sein; genaue Kenntnis des von ihm programmatisch bekämpften Gegners müßte gerade seine publizistische Tätigkeit hervorragend auszeichnen. Diese einwandfreie Kenntnis ist nun aber leider nicht vorhanden. Erhebliche Unkenntnis über Katholisches und Ultramontanes tritt in den für die Menge bestimmten Veröffentlichungen des E. V. stark und andauernd hervor.

Aus der Fülle des mir vorliegenden Materials nur einige der letzten Zeit entnommene Beispiele.

Zunächst aus der „Monatskorrespondenz für die Mitglieder des E. V.", deren verantwortlicher Leiter der Schriftführer E. V. ist.

Die Mainummer 1905 enthält einen Artikel: „Die Jesuiten über Revolution und Fürstenmord", der ohne Übertreibung das Äußerste an Unwissenheit bietet. Zweimal wird hervorgehoben, der Jesuit Mariana, „der das Recht zu Revolution und Fürstenmord gepredigt habe", sei „Taufpate" der „marianischen Kongregationen", d. h. von ihm hätten sie ihren Namen! Es werden Stellen aus Marianas bekannter Schrift De rege et regis institutione „zitiert", die gar nicht bei Mariana stehen. Viermal wird als Verteidiger des Tyrannenmordes der „Jesuit" Wilhelm Rosseus angeführt, der niemals Jesuit war. Mit wahrhaft souveräner Unkenntnis der mittelalterlichen Scholastik wird gesagt, „die Jesuiten verkündeten nach der Reformation zuerst die Rechts- und Staatstheorie: Gott habe in unmittelbarer Gründung des Papsttums dem heiligen Petrus und seinen Nachfolgern die Regierung der Kirche übergeben, den Fürsten die weltlichen Dinge aber nur mittelbar durch das Volk" usw. Mit der gleichen Unkenntnis wird der in der Scholastik genau bestimmte Begriff: „Tyrann" dem Begriffe: „Ketzerischer Fürst" gleichgestellt. Kurz der ganze Artikel ist eine Unwissenheit. Sie erschien mir so bedauerlich, daß ich die Schriftleitung auf sie aufmerksam machte mit dem Hinweis, daß solche Artikel nur zur Diskreditierung des E. V. dienen können. Nach einer ersten Antwort (29. 6. 05), worin die Schriftleitung ihr Bedauern über die „falsa" ausspricht, erhielt ich am 4. Juli 1905 eine zweite, die in einer Abschrift der „Rechtfertigung" des Verfassers bestand. In dieser, mit

Digitized by Google

einigen Ausfällen auf mich*) verbrämten und vom wissenschaftlichen Standpunkte aus schülerhaften „Rechtfertigung“ wird alles einschließlich der „Taufpatenschaft“ Marianas bei den marianischen Kongregationen aufrecht erhalten, hauptsächlich mit der Begründung, die Angaben stammten aus dem Werke „eines der hervorragendsten unter den deutschen Professoren der Theologie“ (sein Name war leider nicht angegeben)! Meine Erwiderung war: Es käme doch wohl nicht darauf an, wer etwas gesagt habe, sondern ob das Gesagte wahr sei, besonders bei so wichtigen Punkten; die Aufrechthaltung der schweren Irrtümer sei ein solcher Fehler, daß die Schriftleitung gut täte, sie als solche einzugestehen und zurückzunehmen. Das geschah aber nicht. So ließ die Schriftleitung der „Monatskorrespondenz“ schwere Irrtümer und geradezu blamable Unwissenheit (Mariana, der Tyrannenmordlehrer, Taufpate der marianischen Kongregationen!) sich innerhalb des E. B. festsetzen, obwohl sie auf Irrtümer und Unwissenheit aufmerksam gemacht wurde und obwohl sie die falsa selbst anerkannte.

Daß die ultramontane Presse diesen Artikel sofort gegen den E. B. ausbeutete, war selbstverständlich. Schon am 22. Mai 1905 wies die „Kölnische Volkszeitung“ höhnisch auf ihn hin als „köstlichen Beitrag zur Geschichte der marianischen Kongregationen“. Und so oft fürderhin der E. B. gegen die marianischen Kongregationen auftreten wird, taucht in der ultramontanen Presse gewiß der Satz auf, mit dem die „Kölnische Volkszeitung“ ihre Verspottung der „Monatskorrespondenz“ schließt: „Interessant ist es, zu wissen, daß Leute vom E. B. zwar gegen die marianischen Kongregationen hetzen, aber noch nicht einmal wissen, was der Name besagen will“.

Ein Artikel der Septembernummer 1905: „Die römische Frage von Leo XIII. zu Pius X.“ steht auf dem gleichen Niveau. Er gibt die Anschauungen Pius' X. in bezug auf die Fragen über Beteiligung der italienischen Katholiken an den Wahlen und über den päpstlichen Anspruch auf den Kirchenstaat so falsch wieder, daß ich beim ersten Lesen den Eindruck hatte:

*) Ich hatte die vom Verfasser des Artikels mir angebotene Mitarbeiterschaft für die von mir geleitete Zeitschrift „Deutschland“ abgelehnt, weil ich aus den eingesandten Probeartikeln — es waren Jesuitenartikel, vielleicht dieselben, die dann in der „Monatskorrespondenz“ des E. B. erschienen — erkannte, daß dem Verfasser die Kenntnis des Gegenstandes völlig mangle

Digitized by Google

hier ist sogar in die „Monatskorrespondenz" des E. B. ein ultramontanes Kuckucksei gelegt worden. Die Quintessenz des Artikels ist: Pius X. habe über Wahlbeteiligung und Kirchenstaat völlig verschiedene Ansichten von denen Pius' IX. und Leos XIII., es werde in ultramontanen Kreisen „unumwunden die Tatsache eingeräumt, daß Pius X. mit dem System seiner Vorgänger vollständig gebrochen habe"!!

Der horrende Satz findet sich in dem Artikel: „Diese von Pius IX. in Übereinstimmung mit der gesamten lehrenden Kirche bereits definierte (!) Lehre [von der Notwendigkeit des Kirchenstaates] hat nun Pius X. preisgegeben!" Auch nicht die schwächste Kenntnis vom Begriffe einer „von der gesamten lehrenden Kirche definierten Lehre" hat den Schreiber dieses Satzes beschwert.

In der Oktobernummer 1905 (S. 236) stehen die Sätze:

> „Die richtige Materie [bei der römisch-katholischen Taufe] ist natürliches Wasser, und die richtige Form besteht in der richtigen Anwendung desselben. Diese Anwendung kann auf dreifache Weise geschehen: durch Untertauchen des Täuflings, wie es ursprünglich und bis ins späte Mittelalter üblich war, das Gießen von Wasser auf den Kopf des Täuflings, und die einfache Besprengung .... Es steht der römischen Kirche wenig an, die evangelische Taufe wegen etwaigen geringeren Gebrauches von Wasser anzufechten."

Jeder leidlich gute katholische Primaner würde die Schriftleitung der „Monatskorrespondenz" darüber unterrichten, daß nach katholischer Lehre die „Form" der Taufe weder im „Untertauchen", noch im „Begießen", noch im „Besprengen" besteht, sondern in der Verbindung der bei der Taufe zu sprechenden Worte: „Ich taufe dich im Namen des Vaters" usw. mit dem Akte des Taufens. Derselbe Primaner würde ferner sagen, daß es der katholischen Kirche niemals in den Sinn gekommen ist, evangelische Taufen anzufechten „wegen etwaigen geringeren Gebrauchs von Wasser", da sie selbst lehrt, auch die geringste Wassermenge — wenige Tropfen — genüge zur gültigen Taufe.

Zwei arge Irrtümer finden sich in den Mai- und Juninummern 1906 der „Mitteilungen des E. B. für die Provinz Brandenburg, herausgegeben vom Brandenburgischen Hauptverein."*)

*) Der Herr Herausgeber der „Mitteilungen" hat die Irrtümer, auf sie aufmerksam gemacht, in ebenso loyaler wie kluger Weise berichtigt und dadurch der ultramontanen Presse es unmöglich gemacht, sie gegen den E. B. weiter auszunutzen.

Digitized by Google

In einem Artikel: „Fürstliche Übertritte zur katholischen Kirche“ wird das längst als Fälschung erwiesene berüchtigte „Glaubensbekenntnis“ Friedrich Augusts von Sachsen (auch „Fluchformular“ genannt) als echt verwertet. In einem Artikel: „Karfreitag in Amalfi“, der die Gleichgültigkeit der Katholiken diesem Gedenktage gegenüber schildert, heißt es: „Wahrscheinlich besuchen sie (die Bewohner von Amalfi) auch einmal irgend eine Messe während des Tages.“ Der Katholik, der dies liest, wird verächtlich sagen: „Sind die Leute aber unwissend über uns!“ Der Karfreitag ist nämlich gerade der einzige Tag unter allen Tagen des Jahres, an dem überhaupt keine Messe gelesen wird und nicht gelesen werden darf!

Ein hochoffizielles Aktenstück des E. B., unterzeichnet vom „Zentralvorstand“, vom „erweiterten Vorstand des Hamburger Hauptvereins“, vom „Vorstand des Lübecker Hauptvereins“, der „Aufruf“ für die Generalversammlung des E. B. zu Hamburg 1905 enthält den Satz: „Trotz der Auflösung des (Jesuiten-) Ordens durch einen unfehlbaren Papst“ usw. Die Unfehlbarkeit des Papstes hat mit der Auflösung eines kirchlichen Ordens nichts zu tun; sie ist ein Akt der nicht-unfehlbaren päpstlichen Disziplinargewalt, während „unfehlbare“ Akte stets Ausflüsse der Lehrgewalt des Papstes sind.

Mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln verbreitet der E. B. einen Roman von Fritz Peter (wohl ein Pseudonym) „Das Priestererbe“, der den vor 18 Jahren großes Aufsehen erregenden Übergang freiherrlich von Dyherrnschen Millionenbesitzes und Vermögens in die Hände der Breslauer katholischen Priester Gyrdt und Franz schildert.

Das Tatsächliche, so weit es die Erbschleicherei betrifft, vermag ich nicht zu beurteilen. Im übrigen ist der Roman literarisch und religionsgeschichtlich völlig wertlos und mit Irrtümern angefüllt. Die in ihm geschilderten Gepflogenheiten der Jesuiten in bezug auf äußeres Auftreten, geheime Erkennungszeichen usw. sind aus der Luft gegriffen; stellenweise wirken diese mit großer Wichtigkeit vorgetragenen Dinge auf den Kenner erheiternd. Auf S. 138f. wird geschildert, wie ein Jesuit, „Pater Aloysius“, in das schlesische Freiherrnschloß kommt und sich beim erbschleichenden Pfarrer Franziskus durch einen Diener anmeldet:

„Als der Diener gegangen war, las er, wie um sich zu vergewissern, den Namen noch einmal. Es war recht so. Da stand in einfachen (so!)

Digitized by Google

Buchstaben: Pater Aloysius, und darunter F. S. J., die, wie wir dem uneingeweihten Leser gleich mitteilen wollen, nichts Geringeres bezeichneten, als: Frater Societatis Jesu, auf gut (so!) deutsch: Bruder der Gesellschaft Jesu."

Nicht der Leser, wohl aber der Schreiber ist sehr „uneingeweiht"; sonst hätte er das nicht geschrieben. Niemals nennt sich ein Jesuit mit seinem Vornamen (Aloysius); niemals setzt er unter seinen Namen die „einfachen Buchstaben" F. S. J., niemals wird einem „Frater", „Bruder der Gesellschaft Jesu" eine so wichtige Sendung vom Orden aufgetragen, wie hier dem „Pater Aloysius". Denn „Frater Societatis Jesu", „Bruder der Gesellschaft Jesu", bedeutet „nichts Geringeres", als entweder einen jungen Scholastikerjesuiten, d. h. einen noch in der Vorbereitung stehenden Jesuiten, oder einen Laienbruder des Ordens, d. h. ein für häusliche Dienste (Kochen, Backen, Schneidern, Schustern, Fegen, Putzen usw.) bestimmtes Glied des Ordens, das die allerunterste Stufe in der Ordenshierarchie einnimmt und nicht einmal irgendwelche geistliche Weihe besitzt.

Auf S. 165 und 166 wird die famose Rede des Bischofs Stroßmayr auf dem vatikanischen Konzil, deren Unechtheit eine so und so oft bewiesene Tatsache ist, aufs neue verwertet.

An mehreren Stellen findet sich die Versicherung, Pius IX. habe im Syllabus erklärt, er sei der Oberherrscher aller Fürsten, der katholischen, wie der nichtkatholischen, wovon aber im Syllabus nichts steht.

Weit schlimmer als die Vertreibung dieses Romans durch den E. B. ist seine Empfehlung der kürzlich erschienenen Schrift: „Rom und die Deutschen von H. Zahn" (auch ein Pseudonym).

Die vom Zentralvorstand des E. B. gezeichnete Empfehlung lautet:

„Halle a. S., den 13. März 1906. Wir empfehlen die genannte Schrift unseren Zweigvereinen zur Massenverbreitung aufs wärmste. Sie gibt, was wir schon lange brauchen: eine übersichtliche und gemeinverständliche Zusammenfassung dessen, was jedermann über ‚Rom und die Deutschen' wissen sollte, und was doch die wenigsten wissen. Die außerordentlich günstigen Bezugsbedingungen ermöglichen den Vereinen, in weitestem Umfange unser Volk mit dem Tatsachenmaterial, das dies Schriftchen enthält, bekannt zu machen; wir bitten die Gelegenheit recht ausgiebig im Interesse unserer Sache auszunutzen."

Digitized by Google

Es werden dann „die außerordentlich günstigen Bezugsbedingungen“ angegeben: 3000 Exemplare à 7 Pfg., 10 000 à 6 Pf., 30 000 à 4,5 Pf., 100 000 à 3,5 Pf., 1 000 000 à 3 Pf.!

Muß nicht dies Vorgehen der Zentralstelle des E. B. den Eindruck erwecken, daß es sich um etwas Vorzügliches, geradezu Einziges handelt?! Und in Wirklichkeit ist die so empfohlene Schrift literarisch, geschichtlich und konfessionell ein Machwerk von bejammernswerter Minderwertigkeit, eine Waffe, so unvornehm und stumpf zugleich, daß „jedermann“ sich ängstlich hüten sollte, sie auch nur in die Hand zu nehmen.

Einige Sätze, die von der bodenlosen Unwissenheit des Verfassers zeugen, setze ich her:

„Trotz der offenbaren sittlichen Verworfenheit zahlreicher Päpste wird seitens der Papstkirche für alle Päpste der Anspruch auf persönliche Heiligkeit und Unfehlbarkeit erhoben!“ Als Beweis wird Ennodius zitiert! (S. 4). „Nach den von Gregor VII. festgestellten offizielle Lehren der römischen Kirche“ usw. und als Beweis für „die festgestellte offizielle Lehre der römischen Kirche“ wird eine Stelle aus dem — Dictatus Papae zitiert (S. 4)! „Der alte (!) römische Katechismus allerdings (!) nimmt die Unfehlbarkeit noch (!!) für die gesamte Kirche in Anspruch“ (S. 4). „Thomas von Aquino, der im 13. Jahrhundert das Lehrsystem der Papstkirche aufstellte“ (S. 7). „Die Kirche räumt dem Papst das Recht ein (!), die Ehe in jedem [dies Wort ist fettgedruckt] Verwandtschaftsverhältnis, in dem sie sonst nach der Kirchenlehre verboten ist, zuzulassen“ (S. 8). „Kommutation heißt der Loskauf von geleisteten Gelübden“ (S. 8). „In den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gab ein römischer Agent ein Verzeichnis der noch käuflichen ‚Gnaden‘ [gemeint sind Ablässe] heraus, das sehr reichhaltig ist“ (S. 9). Welche Kenntnis der gegenwärtigen ultramontanen Literatur!! „Am berühmtesten wurde die einen klaren Beweis der päpstlichen Unfehlbarkeit bildende Verleihung der Tugendrose an die spanische Königin Isabella“ (S. 9). Unüberbietbarer Unsinn! „Noch in der neuesten amtlichen Ausgabe des Jesuitenlehrbuchs“ usw. Der Ausdruck „Jesuitenlehrbuch“ zeigt, daß der Verfasser von dem, worüber er schreibt, auch nicht die leiseste Ahnung hat! „Papst Leo, von der Kirche der ‚Große‘ genannt, verlangte den Feuertod der Ketzer“ (S. 11). „Die Kardinäle Kopp, Fürstbischof von Breslau, und Fischer, Erzbischof von Köln . . . müssen nach der von ihnen vertretenen Kirchenlehre überzeugt sein, daß der Kaiser, die Kaiserin, deren Kinder, Enkel usw. der ewigen Verdammnis unrettbar verfallen sind“ (S. 13). „Geweiht werden aber auch Kerzen, Palmen . . . . Asche, am Aschermittwoch zum Bestreuen der Felder“!! (S. 18). „Erst im Jahre 431 wurde Maria auf der Kirchenversammlung zu Ephesus zur Anbetung empfohlen, die

Digitized by Google

dann allmählich immer weiter gesteigert wurde" (S. 19). „Im ganzen sind fünf Monate des Jahres Maria gewidmet" (S. 19). „Die Hauptzuchtmittel der Ordensoberen sind Geißelung und Stockschläge. Der Jesuitengeneral und die ‚barmherzigen Brüder' wenden als Disziplinarstrafen ewige Kerkerhaft an" (S. 23). „Der Jesuitengeneral Oliva bezeichnet es als Todsünde, wenn der Papst seine Verwandten nicht nach Rom ziehen und reich machen wollte" (S. 25), usw. usw.

Ich muß mit der Zusammenstellung Raummangels wegen abbrechen. Was der Hintertreppenroman in der Belletristik, ist diese Schrift in der konfessionellen Polemik.

Glücklicherweise sind auch große Tageszeitungen gegen dies Pamphlet aufgetreten; so schreibt z. B. die „Frankfurter Zeitung" vom 5. August 1906: „Die kleine Broschüre gehört zu den konfessionellen Radauschriften .... ihr wissenschaftlicher Wert ist mehr wie gering; in praxi dient sie der Verhetzung usw."

Daß die größte antiultramontane Vereinigung Deutschlands, der Evangelische Bund, in seinem Zentralvorstande, zu dem Männer gehören, die das stolze D. vor ihren Namen setzen, mit diesem Pamphlet sich identifiziert hat, ist nicht genug zu beklagen. Von dieser Schrift aus muß für jeden, der den E. B. sonst nicht kennt, das eindeutigste Licht auf ihn fallen.

Das Gesamturteil über die publizistische Tätigkeit des E. B. liegt in der offenkundigen Tatsache: Außerhalb der Bundeskreise sind seine literarischen Erzeugnisse so gut wie unbekannt; man, d. h. das große Publikum liest sie nicht.

In 20jähriger Wirksamkeit hat also der E. B. nicht vermocht, bleibende literarische Werte zu schaffen. Weder literarische im engeren Sinne, noch politische, noch kulturgeschichtliche, noch wissenschaftliche; ja nicht einmal Werte konfessionell-polemischen und religions-geschichtlichen Inhaltes. Einen Berg von Schriften hat der E. B. mit großen Kosten aufgehäuft, aber es ist kein Berg, in dem literarische Schätze zu schürfen sind. Trotz ihrer Masse nimmt die schriftstellerische Leistung des E. B. keinen Platz in der Literatur ein. Sie ist im konfessionellen Kleinkriege stecken geblieben und versandet. Keine einzige literarische Tat von Wucht und Bedeutung hat der E. B. aufzuweisen.

Digitized by Google

Dies literarisch-publizistische Versagen ist in der 20jährigen Geschichte des E. B. mit die bedauerlichste und zugleich mit die bezeichnendste Tatsache. Sie beweist, daß der E. B. die großen Aufgaben, die vor ihm lagen, weder voll erfaßt, noch an ihre Lösung in der richtigen Weise herangetreten ist. Allerdings sind, um dies noch einmal hervorzuheben, Nicht-Erfassen und Nicht-Lösen m. E. begründet in dem verfehlten inneren Aufbau des E. B., wie ich dies nachzuweisen versucht habe.

* * *

Ich bin am Ende und fasse mich dahin zusammen:

Wenn aus dem Evangelischen Bunde unter theologisch-pastoraler Führung nicht ein Protestantenbund unter Laienführung wird; wenn er sein religiös-konfessionelles Gepräge nicht ablegt; wenn er nicht offen auf den politischen Kampfplatz tritt; wenn er nicht in umfassender Weise für gediegene Aufklärung in wissenschaftlicher und volkstümlicher Form Sorge trägt; wenn in seiner Kampfart großzügige Initiative nicht mehr als bisher hervortritt, so bleibt er für den antirömischen Kampf im großen, trotz aller Bemühungen, trotz allen Kampfstaubes und Kampflärmes, die sein Wirken begleiten, dennoch ein verhältnismäßig nur stumpfes Kampfmittel, und die nächsten 20 Jahre seiner Geschichte werden ebensowenig von großen antiultramontanen Erfolgen zu berichten haben, wie die jetzt verflossenen.

Aber dann wird ja der E. B. ein anderer, als er bisher war?! Ohne Zweifel! Doch die Umwandlung wäre zu Deutschlands und zu seinem eigenen Heile.*)

---

*) Dieser Aufsatz erscheint Ende September als Sonder-Broschüre im Verlage von C. A. Schwetschke und Sohn in Berlin; Preis 50 Pf.

Digitized by Google

Das Menschliche in Rembrandts Kunst.

Von Konrat Weymann.

Wer Rembrandt nicht als den größten Beherrscher der Ausdrucksmittel Licht und Farbe anerkennen will, wird ihn doch ohne weiteres als einen der Allergrößten gelten lassen. In der Tat sind seine Palette und Nadel so reich, so schön, so unglaublich beweglich und vor allem so unvergeßlich eigenartig, daß sie auch den entzücken, der sich nur dem Genusse der künstlerischen Ausdrucksmittel hingibt.

Das ist wohl die Seite, von der unsere Zeit den Künstler hauptsächlich auffaßt und bewundert. Unsere Zeit ist in den herrschenden Strömungen des Kunstschaffens und der Kunstbetrachtung so sehr auf die Ausdrucksmittel und deren Vervollkommnung gerichtet, daß ihr der dargestellte Inhalt nichts bedeutet; sie lehnt es vielfach bewußt ab, sich mit ihm zu beschäftigen, weil sie solche Beschäftigung für unkünstlerisch hält.

Aber auch der ehrlichste Bekenner des l'art pour l'art legt diesen Maßstab beiseite, stillschweigend und unbewußt, wenn das ganz Große vor ihn hintritt, sofern er Ohren hat, das Rauschen des Geistes zu hören. Meunier kann man nicht nur als Formkünstler bewundern, wenn man seine Tiefe zu verstehen fähig ist. Die große Kunst kann nicht nur Formkunst sein.

Auch Rembrandt, unbeschreiblich groß als Meister der malerischen Ausdrucksmittel, ist das, was er ist, weil er in seiner Kunst eine große und tiefe Seele ausspricht. Das weiß jeder, dem das Hundertguldenblatt (Klassiker der Kunst II, 68)*) unvergeßlich geworden ist. Und doch wird man zweifeln dürfen, ob diese Einsicht als eine lebendige Anschauung Allgemeinbesitz der Gebildeten ist. Um den Zweifel als berechtigt zu erkennen, braucht man sich nur die Frage vorzulegen, wie häufig — nein, wie selten — man Abbildungen von Werken Rembrandts an den Wänden des deutschen Hauses findet, obwohl eine reiche Auswahl zu geringen Preisen zur Verfügung steht. Das von der Reichs-

*) Ich bezeichne die Bilder für den, der sie nachzuschlagen wünscht, nach den beiden, bei der Deutschen Verlagsanstalt als Bd. II und VIII der „Klassiker der Kunst" erschienenen Bänden, von denen I die Gemälde, II die Radierungen Rembrandts vollständig enthält. (Preis je 8 Mk.)

Digitized by Google

druckerei vollendet nachgebildete Hundertguldenblatt habe ich m. W. niemals in einem fremden Hause erblickt.

Es wird also nicht überflüssig sein, sich in den Grundzügen zu vergegenwärtigen, was uns Rembrandts Kunst an seelisch-menschlichem Gehalt bietet. Überflüssig auch um deswillen nicht, weil der Gewinnung eines Gesamteindrucks gewisse, nicht ganz leicht zu überwindende Schwierigkeiten entgegenstehen.

Es ist bekannt, daß Rembrandt unzählig oft sich selbst gemalt und gezeichnet hat. Natürlich sucht man in den Zügen die Seele des großen Künstlers. Ich gestehe, daß ich sie in den Bildnissen seiner jüngeren Zeit nicht gefunden habe. Sie hinterlassen ein Gefühl der Unbefriedigung, das auch nicht beseitigt wird durch die Erwägung, der Künstler habe seine Züge in der Mehrzahl der Fälle nur benutzt, um Beleuchtungs- und sonstige malerische Studien zu machen, und von Bildnisähnlichkeit bewußt abgesehen. Das hat er gewiß getan. Aber ein tiefes, durchgeistigtes Angesicht kann man nicht zu solchen Studien verwerten, ohne daß ein Abglanz der Seele in sie übergeht. Er findet sich nicht darin. Zuweilen ein intelligentes, zuweilen ein männliches, von tüchtigem Selbstvertrauen erfülltes, vereinzelt ein weich-träumerisches, nicht selten aber auch ein ziemlich inhaltloses, unerfreuliches Gesicht. Das bekannte Dresdener Doppelbildnis, das den Künstler mit Saskia auf den Knien an der Prunktafel darstellt, habe ich nie ansehen können ohne die Empfindung von etwas Oberflächlichem und nicht ganz Feinem in den Zügen beider Personen. Erst um das Ende der fünfziger Jahre tritt in die Selbstbildnisse der Zug von innerlich Erlebtem, Erkämpftem, Erarbeitetem, der Ehrfurcht weckt und in die Seele des Meisters hineinführt. Alles in allem wird das Urteil berechtigt sein, daß in den früheren Selbstbildnissen etwas fehlt, was der Künstler nicht geben konnte, weil er es noch nicht besaß.

Ferner ist da eine Anzahl von Bildern, auch größeren, ausgeführten Werken, in denen seelisches Leben gegeben werden soll, aber schwächlich und schwunglos gegeben wird. So von den Werken der Berliner Galerie der Moses, der die Gesetzestafeln zertrümmert; Jakob mit dem Engel ringend; der seinen Schwiegervater bedrohende Simson; Joseph von Potiphars Weib verklagt. (K. I 220, 94, 196). Will man ohne Rücksicht auf die Benennung das wiedergeben, was diese Bilder wirklich ausdrücken, so muß man den handelnden Personen Plattheiten in den Mund legen. In dem letztgenannten Werke kann es sich etwa um das

Digitized by Google

Ziel der nächsten Badereise oder die Kosten eines neuen Kleides handeln; von den haßerfüllten Verleumdungen eines tödlich verletzten Weibes klingt nichts hindurch. Andere mögen anders empfinden; ich habe immer denselben Eindruck gewonnen.

Und dennoch ist gar kein Zweifel möglich, daß Rembrandt von Anbeginn eine seelisch reiche und tiefe Natur in ungewöhnlichem Maße war, und daß diese Seite seines Wesens schon seinen ersten Arbeiten, ebenso wie der ganzen gewaltigen Weite seines Lebenswerkes ihren Stempel aufgedrückt und eigenen Wert verliehen hat. Als Einundzwanzigjähriger hat er die Stuttgarter Darstellung von „Paulus im Gefängnis" (K. I 2), als Dreiundzwanzigjähriger die im Germanischen Museum befindliche Bearbeitung desselben Gegenstandes (K. I 3) gemalt, und in beiden Bildern eine merkwürdige Reife und Kraft der psychologischen Auffassung bekundet. In seinen Erstlingswerken beschäftigt sich der jugendliche Künstler mit den Spuren, die Leid, Freude und Kampf eines langen Lebens in den Zügen alter Gesichter hinterlassen haben. Solcher Anfang wird nicht häufig sein; noch weniger häufig wird sein, daß aus solchen Erstlingswerken eine Zartheit und Wärme des innerlichen Verstehens spricht, wie sie sonst nur reifen Männern als Frucht eigenen Erlebens und Arbeitens eigen zu sein pflegt. Für Rembrandt sind nicht nur diese Erstlingswerke kennzeichnend, sondern noch mehr die Energie, mit der diese Seite des seelischen Lebens ihn immer von neuem beschäftigt und zur Durcharbeitung verlockt hat. Durch seine ganze Künstlerlaufbahn hindurch zieht sich eine lange Reihe von wundervollen Greisen- und Greisinnenköpfen, alle mit hingebender Liebe, einige mit einer solchen ergreifenden Ehrfurcht gemalt, daß sie wie eine Art Gottesdienst wirken. Wer kann die alte Frau, die, auf dem Schoße das geschlossene Buch, in Nachdenken versunken ist (K. I 173), den Alten, der ganz nach innen gewendet im Buche seines Lebens liest (K. I 184 oben), den Studienkopf von 1661 (K. I 238 oben) und viele andere ohne Bewegung ansehen? Rembrandt muß von dem Edelsten, was der Mensch und der Künstler besitzen kann, Ehrfurcht, einen großen Schatz besessen haben.

Es liegt nahe, ihn mit Meunier zu vergleichen. Beide sind ausgesprochene Darsteller und Verherrlicher der menschlichen Arbeit. Nur daß bei Meunier die Darstellung der körperlichen Arbeit in den Vordergrund tritt — aber wie tief hat er, im verlorenen Sohn und sonst, auch seelisches Ringen geschildert —, bei Rembrandt die seelische Arbeit; bei beiden die Arbeit als

Digitized by Google

Bürde, mit den tiefen Spuren, die sie in Antlitz und Körper hinterläßt, aber auch in ihrer Würde und erhebenden Kraft. Dieser Gegenstand nimmt einen viel breiteren Raum in des Künstlers Tätigkeit ein, als man zumeist annimmt. Auch seine Bildnisse stehen zum großen Teil unter diesem Zeichen. Für die bloße Schönheit der schönen Linie hat er offenbar einen merkwürdig geringen Sinn gehabt, fast so wenig wie sein großer Zeitgenosse Frans Hals. Er hat wenige schöne Frauen gemalt — die wenigen allerdings auch mit allem Liebreiz —; die Schönheit des Frauenleibes hat er nicht oft, und häufig in einer gewissen rauhen Art behandelt (rauh — nicht so sehr in Licht und Farbe als in der Formgebung) —; die grobe, in ihrer dumpfen Art ans Tierische erinnernde Eva auf der Radierung von 1638 (K. II 153) ist kaum anzusehen; Freude am Gegenstand ist, immer vom Studium der Licht- und Farbenwirkung abgesehen, in dieser und der Mehrzahl der verwandten, in der Regel kahl-sachlichen Darstellungen nicht zu spüren. Das seelische Leben und sein Ausdruck in Antlitz, Händen und Haltung sind unverkennbar der Hauptgegenstand des Interesses; und zwar das seelische Leben in Personen, die ein gesteigertes, stark individualisiertes Innenleben führen. Daraus ergibt sich ohne weiteres, da dies Interesse in einem Genie lebte, daß Rembrandt zu den größten Bildnismalern aller Zeiten gehört. Ich würde weder Dürer und Holbein, noch Velasquez, noch Rubens, van Dyk oder Frans Hals höher stellen. Rembrandts Bildnisse zeigen ein Eindringen in das seelische Leben der Dargestellten, eine Beweglichkeit in der Auffassung der verschiedensten Individualitäten, eine Feinheit in der Auffassung der flüchtigsten und zartesten Andeutungen des Innenlebens in den Zügen, daß man immer von neuem staunen muß. Eine Wanderung durch Rembrandts Bildnissammlung gehört zu den erlesensten Genüssen, die die Bildniskunst bietet. Man muß einmal, um einige Beispiele herauszugreifen, von den Radierungen den älteren Lutma, Tholinx, den jüngeren Haaring und den großen Coppenol (K. II 112, 113, 177, 237) vergleichen, um die blühende Fülle der Ausdrucksmöglichkeiten zu empfinden. So auch bei den gemalten Bildnissen. Wo gibt es etwas Feinfühligeres als die Darstellung stillen Leides in der Frau des Predigers Anslo auf dem großen Berliner Bilde? Man meint, der müsse die edle Kunst, zu trösten, in der Vollendung besessen haben, der mit so leiser Hand die Weihe des Schmerzes zu malen verstand. Von Rembrandt stammt das schönste Bildnis, das ich überhaupt kenne, die Dame

Digitized by Google

mit dem Fächer im Buckingham-Palast (K. I 119). Das ist natürlich ein ganz subjektives Urteil; aber in den anderthalb Jahrzehnten, die ich mich mit diesem Bilde beschäftigt habe, habe ich nie anders empfunden. In den stillen Augen dieses nicht schönen Mädchens liegt für mich ein stärkerer Zauber als in den Märchenaugen der Mona Lisa.

Und nun die Bilder religiösen Inhalts. Auch das ist ohne weiteres selbstverständlich, daß ein so leidenschaftlich durch die Arbeit der Seele und ihren charakteristischen Ausdruck gefesselter Künstler durch die religiösen Stoffe angezogen werden und sie mit der Freiheit und Kraft einer eigenartig lebensvollen Persönlichkeit behandeln mußte. Daraus ergibt sich für manchen eine Schwierigkeit; wer z. B. an den klassizistischen — auch innerlichen und gehaltvollen, aber in der Formgebung durch die Überlieferung einer gewissen schönen Form gebundenen Werken eines Heinrich Hofmann und verwandter Künstler geschult ist, wird leicht zunächst etwas von weihevoller Ruhe und Haltung vermissen. Wer aber tiefer eindringt, wird finden, daß eine Natur wie die Rembrandts die Darstellung religiöser Vorgänge nicht anders auffassen konnte. Er konnte nicht pathetisch in dem überlieferten Sinne sein, er konnte nicht mit den Ausdrucksmitteln eines vorhandenen Stiles reden, weil er nur allerpersönlichste Erlebnisse seiner Seele mit den ihr gemäßen, ihr entquellenden Mitteln zu gestalten vermochte. Ich weiß nicht, ob Rembrandt ein religiös empfindender Mensch im engeren Sinne war; aber das sehe ich seinen Werken an, daß er der Not, äußerer und seelischer, ins Herz geschaut, daß er den Schrei der Sehnsucht nach innerer Befreiung vernommen hatte, und daß ihm tiefes Bedürfnis war, Not, Sehnsucht und Hoffnung in den Bildern der Christusgeschichte auszudrücken. Das aber ist ihm in vollendeter Weise gelungen. Wer sich in diesem Sinne in Rembrandts religiöse Kunst vertieft, wird sich reich belohnt finden. Man lasse den tiefen Ernst auf sich wirken, der im Hundertguldenblatt, die tiefe Frömmigkeit, die im Opfer Manoahs, (K. I 121), in der köstlichen Himmelfahrt der Münchener Pinakothek (K. I 55) und, man kann wohl sagen, in nahezu allen religiösen Bildern Rembrandts ausgesprochen ist. Man muß sich die Mühe nicht verdrießen lassen, in diese Werke forschend einzudringen, sie ruhig auf sich wirken lassen, die Figurenreihen aufmerksam zu durchwandern, von einem Angesicht zum andern schreitend, bei kleinen Abbildungen das Vergrößerungsglas zur Hilfe nehmend. Mit flüchtigem Durchblättern, wie es unserer in allen Beziehungen

Digitized by Google

schnellebigen, an raschen Wechsel massenhafter Eindrücke gewöhnten Zeit natürlich ist, dringt man nicht in die Tiefen eines so erlauchten Geistes wie Rembrandt ein. Gerade er fordert, so sehr wie wenige, hingebende Versenkung. Man hat Rembrandts großen dramatischen Zug gepriesen, und mit Recht; aber es muß dazu bemerkt werden, daß das dramatische Leben sich bei ihm häufig nicht in der stark bewegten Handlung, sondern im Innern der beteiligten Personen auswirkt. Das Hundertguldenblatt ist gewaltig lebensvoll, aber es geht dort still her; flehende Augen sprechen ihre heiße, aber stumme Sprache.

Darum noch einmal, man vertiefe sich in Rembrandt. Nur so, aber so auch sicher, kann man inne werden, wie tief er ist, und daß man die Seele mit ihm austauschen kann. Dann blickt man, so wenig viele seiner Selbstbildnisse über den malerischen Wert hinaus befriedigen, in ein übermächtig Angesicht, dessen edle Züge mit Ehrfurcht und Dankbarkeit erfüllen.

Im Schmollwinkel der Weltgeschichte.

Von Ch. Freiherr von Fabrice.

Die Veränderungen in allen öffentlichen und privaten Einrichtungen, den Sitten, der ganzen materiellen und geistigen Kultur, wie sie sich seit dem großen Entscheidungsjahrzehnt 1860/70 bis zur Gegenwart vollzogen haben, sind so tief einschneidend und gewaltig gewesen, haben das gesamte Weltbild so völlig erneuert, daß allein die furchtbare Umwälzung, die die alte Gesellschaftsordnung von vor 1789 zertrümmerte und von der neuen am Ende des ersten napoleonischen Kaiserreiches schied, damit zu vergleichen ist. Denn wenn jemals eine Zeitdauer, während der Knaben aus der Wiege zu Männern heranwuchsen, das Äußere und Innere der Menschen vollständig umgeprägt hat, war es damals geschehen. Ebenso bezeichnet das große Schicksalsjahr 1870 einen zwei Generationen scheidenden Durchriß, an dessen

Digitized by Google

jenseitigem und diesseitigem Rande eine veränderte Menschheit stand. Wie selbst die Moden, Formen und Bräuche jener Periode des zweiten französischen Kaisertums uns jetzt unerträglich und lächerlich erscheinen, so sind auch die meisten der Ideen und Prinzipien, für die sich das damalige Menschengeschlecht begeisterte, der Welt, wie sie uns heute umgibt, gleichgültig oder fast unbegreiflich geworden. Obgleich nur wenige Jahrzehnte seitdem vorübergerauscht sind, scheinen sie einer fernen Vergangenheit anzugehören, ihre Wertschätzung und Verehrung so absonderlich, wie die Anbetung einbalsamierter Katzen und goldener Kälber. Alles hat sich so von Grund auf verwandelt, daß es selbst Höherbetagten schwer fällt, sich in die Gedankenwelt dieser ihrer Jugendzeit zurückzuversetzen, in der der Neujahrsempfang in den Tuilerien das Schicksal Europas vorzeichnete; wo heller Ruhmesglanz Louis Napoleon als den gefeierten „Bändiger der Revolution" umstrahlte; Preußen noch als Macht zweiten Ranges galt; das deutsche und italienische Volk, von jahrhundertealten buntumflitterten Banden gefesselt, in jämmerlicher Ohnmacht kaum den Namen nach existierten; wo landflüchtige Potentaten zu den Seltenheiten zählten; in den meisten Staaten ein patriarchalisches, jede freie Meinungsäußerung perhorreszierendes Polizeiregiment viel Mißvergnügen erregte; die Liberalen aller Länder von Völkerverbrüderung träumten und auf Schützenfesten für Freischärler und Garibaldi schwärmten. Wie noch jetzt, so fehlte es auch damals nicht an Leuten, die unfehlbare Heilmittel für alle sozialen und politischen Gebrechen der Gesellschaft zu haben behaupteten. Aber Sozialisten und Anarchisten predigten ihre Theorien in Kellern und Hinterzimmern, denn ihnen, wie den von ihnen angefeindeten Regierungen galt überhaupt als oberste Regel, alle ihre Planungen und Bestrebungen in tiefstes Geheimnis zu hüllen. Noch ahnte man nichts von überseeischen Gefahren — das politische Interesse beschränkte sich auf Europa —, die große amerikanische Republik war durch den Bürgerkrieg an den Rand des Verderbens gebracht. Der Suezkanal hatte noch nicht den Weltverkehr umgestaltet, kein erdumspannendes Schienen- und Kabelnetz die Entfernungen aufgehoben. Die alten gemütlichen Postkutschen rollten noch auf den Chausseen und wurden vielerorts als „Eilposten" angestaunt und gebührend respektiert.

Großartige politische und kulturelle Veränderungen vollziehen sich nicht ohne Zerstörung von viel Menschenglück und fordern schwere Opfer auch von jedem einzelnen, der in solchen Zeiten,

Digitized by Google

„when the spirit moves," wie die Quäker sagen, so viel liebgewonnenes Altes im Strom der Entwickelung auf immer versinken sieht. Dabei ist es nicht jedem gegeben, sich vor dem Unsympathischen zu bescheiden, weil es ein Notwendiges ist, das Alte in Ehren zu halten und ihm doch zu entsagen wissen, wenn das höhere Interesse des Vaterlandes oder der allgemeine Kulturfortschritt solches gebietet, endlich anzuerkennen, daß die Intransigenz enger Kreise niemals auf die Dauer von einem ganzen Volke geteilt werden kann: die lebendige Gegenwart fordert jederzeit gebieterisch ihr gutes Recht. Es liegt in deutscher Art, in Freude und Fährnis ewige Treue zu halten, und möge diese Art stets unserem Volke zu eigen bleiben. Viele unserer Volksgenossen lieben freilich damit auch eine bequeme, pedantische, geistlose Prinzipienreiterei zu begründen und zu entschuldigen, die sie unfähig macht, dem Gemeinwohl nur ein Jota ihrer „Ideale" zu opfern. Zwar ist das deutsche, über die ganze Erde verbreitete Volk sich endlich seiner Macht durch die Einigkeit und seiner nationalen Aufgaben immer mehr bewußt geworden. Seine Erfolge erregen den Neid und das Übelwollen der Nachbarn, und muß es sich daher mit Entschlossenheit gegen die ringsum drohenden Gefahren wappnen, im übrigen sich des alten Spruchs getrösten: „Viel Feind', viel Ehr'!" So weit ist aber der Fluch der Kleinstaaterei, der so nachteilig auf den ganzen Volkscharakter eingewirkt hat, noch nicht verschwunden, daß nicht als traurige Erbschaft aus der Zeit völkischer Zerrissenheit weiten Bevölkerungskreisen — und leider nicht nur in den unteren Gesellschaftsschichten — noch immer, wenigstens zeitweilig, das rechte Verständnis und der hohe, stolze Sinn für die Aufgaben des großen, freien Vaterlandes mangelte; daß sie nicht in einer bei anderen politisch reiferen und geschulteren Völkern undenklichen Weise über die vermehrten Lasten und staatsbürgerlichen Pflichten seufzten und gelegentlich der „gemütlichen guten alten Zeit" der Kleinstaaterei wehmutsvoll gedächten. Auch schüttelt man die Gewohnheit, auf Schritt und Tritt beherrscht und gegängelt zu werden, nicht so leicht ab. Wie Heinrich Heine drollig klagte: „Ich kann nicht schreiben ohne die Zensur! Bis jetzt schrieb ich immer frisch drauflos; ich verließ mich darauf, wenn ich es schlecht mache, so verbessert es der Zensor. Aber jetzt!"

Das Schönste in einer wahrhaft edlen Natur ist die harmonische Verbindung von Verstand und Gefühl, der Treue zum Alten mit freudiger Anerkennung der berechtigten Zeiterfordernisse.

Digitized by Google

Starre Unwandelbarkeit des Menschen kann nicht zu Recht bestehen in einer Welt, deren Grundprinzip das der fortschreitenden Entwickelung ist und die schon der alte griechische Weltweise mit den Worten kennzeichnete: „Alles fließt!“ Den Mut seiner Meinung haben ist besser als das trotzige Festhalten an den Traditionen einer unwiederbringlichen Vergangenheit oder den Anschauungen, unter deren Einfluß man geboren und erzogen worden ist. Denn die hochmütige Prinzipientreue ist oft nur die grüne Decke über einem abgrundtiefen Sumpf von Selbstsucht, rückschrittlicher Roheit, geistiger Verkommenheit und wüsten Aberglaubens. Oder sie entspringt der Abneigung gegen kraftvolles Entschließen, dem feigen Zögern und Warten, weil man in der Brandung der Ideen und Gefühle den Weg nicht zu finden weiß. Nicht selten auch kleinlichem Neid, der sich sträubt, der geistigen Überlegenheit der gottbegnadeten Männer und Pfadfinder sich zu beugen, die durch scharfe Erkenntnis des Notwendigen und die Macht der Überzeugung die Massen aufrütteln und in neue zeitgemäße Formen zwingen. Mit den verblichenen Überresten einer dem Gedächtnis der jüngeren Generationen fast entschwundenen Vergangenheit stolz drapiert, lassen diese „Lobpreiser der Zeiten, die gewesen“, wie aus der Welt verloren, wie in sich eingesponnen und verzaubert, die größten Ereignisse stumpf und verständnislos an sich vorübergehen. Zwielichtsmenschen, unfähig, das Tageslicht zu sehen, erregen sie zuletzt bei dem auf neuen Bahnen wandelnden jüngeren Geschlecht das gleiche wehmütig komische Befremden wie bei unseren Großeltern die französischen Emigranten, als sie nach dem Sturze des großen Korsen aus allen verborgenen Winkeln Europas nach Frankreich zurückkehrten, um ohne jedes Verständnis für die inzwischen so völlig veränderte Kultur und Weltlage, mit denselben kleinen Mitteln, ebenfalls ganz wie ihre moderneren Geistesverwandten, eifrig, wenn auch natürlich vergeblich, an der Wiederherstellung der nicht mehr lebensfähigen Vergangenheit zu arbeiten, Kindern gleich, die am Strande Gräben ziehen, um das Weltmeer abzuleiten! Wohl treibt ein edler Instinkt den Mann, im Kampfe zu beharren, wenn auch schon alles verloren ist. In politischen Dingen ist aber die Fortführung jedes Kampfes der Vernunft unterworfen. Treue gegen ein Prinzip oder eine Dynastie muß sich dem höheren Interesse der Allgemeinheit unterzuordnen wissen. Der einzelne, der die nach einem Bibelwort „von Gott gesetzte Obrigkeit“ als „nicht von Gott“ zu erklären müssen glaubt, sich dabei gegen

Digitized by Google

wohlbegründete Bestrebungen seines Volkes, gegen das Gesetz des politischen Fortschrittes einer ganzen Kulturperiode auflehnt, wird dies selten oder nie ohne sittlichen Schaden für sich selbst tun. Noch ungleich schärfer aber werden die verderblichen Folgen jeder solchen Abneigung gegen die Wahrheit der Erscheinungen und Verhältnisse bei seinen Nachkommen hervortreten. Zwar liegt etwas Verführerisches darin, sich dem Wandelbaren als ein Unwandelbares, als ein Fels in der Brandung des Meeres gegenüberzustellen. Die Verkennung des realen Lebens, das unaufhaltsam mit Veraltetem aufräumt und zu immer neuen Gestaltungen schreitet, wie sie eben das Bedürfnis der Menschheit erfordert, stürzt aber alle in tragische Konflikte, die sich, in phantastischen Hoffnungen versunken, einem der Wirklichkeit abgewandten Traumleben ergeben, bis sie an diesem trügerisch falschen Bilde der Welt, wie sie sich in ihren Köpfen wiederspiegelt, moralisch und materiell zugrunde gehen. Nur zu häufig findet man auch, daß edle, hochgesinnte Männer durch urteilloses Festhalten an Prinzipien, nachdem alle Verhältnisse sich verändert hatten, unter denen diese einst berechtigt erscheinen konnten, ihren ehemaligen Freunden sowie der eigenen Vergangenheit gänzlich entfremdet, in Gemeinschaften sich hineingezogen sehen, mit denen sie im Tiefsten ihres Wesens nichts Gemeinsames haben können. So war es z. B. nicht leicht für manche der italienischen Patrioten, die die nationale Wiedergeburt ihres unglücklichen Vaterlandes durch eine Republik herbeigesehnt und für dieses Ideal jahrzehntelang gekämpft und gelitten hatten, später anzuerkennen, daß die Verwirklichung ihrer Pläne endlich nur durch den Anschluß an das Haus Savoyen, an das militärisch-feudale, aristokratische Piemont möglich sei. Aber alle, die jenes Opfer ihrer ersten Ideale dem Vaterlande brachten, handelten, wie es sich bald zeigte, wirklich zu seinem Besten und vermochten daraufhin tatkräftigen, ehrenvollen Anteil an der ungeheuren Kulturarbeit zu nehmen, wie sie die „Auferstehung“ (il risorgimento della patria, sagen die Italiener) — des neuen Italiens erforderte. Ihre einstigen Gesinnungsgenossen aber, die starr bei den republikanischen Prinzipien verharrten, sahen sich im Laufe der Zeit zum Anschluß an sozialistische und anarchistische Parteien getrieben oder wenigstens genötigt, mit diesen zu sympathisieren, obgleich deren jetzige Bestrebungen ihren Jugendidealen gänzlich fremd, ja direkt feindlich sind. So ging auch bei uns es vielen guten Patrioten sehr wider den Strich, als der preußische „Junker“

Digitized by Google

Bismarck die deutsche nationale Einheit verwirklichte, daß dabei der schöne Traum eines „Großdeutschlands“ unter der alten habsburgischen Kaisermacht in alle Winde zerstob. Noch findet man in Süddeutschland allerlei politisch recht verschieden geartete Vertreter dieser längst überwundenen Periode unseres nationalen Seins. Wie fremd sind sie, die einst in schwerer Zeit die Bannerträger und Vorkämpfer des Deutschtums waren, den neuen nationalen Aufgaben, Zielen und Bestrebungen des unter dem glorreichen Hohenzollernaar geeinten deutschen Volkes geworden! Und liegen nicht auch die eigentlichen Gründe des für eine gesunde Entwickelung unseres öffentlichen Lebens in mancherlei Hinsicht so bedauerlichen Niedergangs eines gemäßigten bürgerlichen Liberalismus — wohl eine der Hauptursachen des übermäßigen, schmarotzerhaften Anwachsens der vaterlandsfeindlichen Sozialdemokratie — vor allem darin, daß dessen Führer, von dem schnellen Wandel aller Verhältnisse überflügelt, sich an überlebte Prinzipien und Doktrinen klammerten, sich damit den praktischen Tagesinteressen und der Masse des Volkes entfremdeten und so nicht verstanden, den Aufgaben einer neuen Zeit in volkstümlicher Weise gerecht zu werden?

Für einen Feldherrn hat es jederzeit als ein militärisches Verbrechen gegolten, völlig zwecklos seine Leute zu opfern und eine ehrenvolle Kapitulation abzulehnen. Wohl ist es auf dem Felde der Politik ungleich schwerer, zu einer unbefangenen, gerechten Abschätzung der Weltlage zu gelangen. Unerläßlich ist dies jedoch für jeden Parteiführer, im besonderen für jeden Kronprätendenten. Denn auch ein Fürst hat weder Pflicht noch Recht, in einseitiger Überschätzung seiner dynastischen Interessen, Leben, Glück und soziale Existenz seiner Anhänger für eine gänzlich verlorene Sache aufs Spiel zu setzen. Auch für ihn kann der Zeitpunkt kommen, wo eine höhere Pflicht ihn zu kapitulieren zwingt und wo er mit Dante anerkennen muß: „Wisset, daß auch, was durch das Gottesurteil der Waffen gewonnen wird, ehrlich und von Rechts wegen gewonnen ist.“ Anders wird er zum Volksverführer, wie sonstige niedriggeborene Demagogen und Revolutionäre. Denn, wie z. B. die Geschichte des Karlismus in Spanien beweist, kann kein an sich noch so wohlbegründetes fürstliches Erb- und Familienrecht mit Ehren aufrecht erhalten werden, wenn es im Wandel der Zeiten in Gegensatz zu dem Allgemeinwohl des Volkes und der Größe des Vaterlandes tritt. In diesem Sinne scheint der s. Z. viel geschmähte Entschluß des

Digitized by Google

Grafen von Chambord — (Heinrich V.) — hochherzig und wohlbegründet, als er die ihm von der royalistischen Kammermehrheit zu Versailles so leicht gemachte Wiederherstellung des legitimen Königtums ablehnte, nicht um einiger Äußerlichkeiten willen — wie die Ersetzung seines weißen Familienbanners durch die Trikolore —, sondern weil er instinktiv richtig erkannte, daß die Prinzipien, deren Vertreter er war und die er weder aufgeben konnte noch wollte — das altfranzösische Königtum von Gottes Gnaden — ihn bald in einen schroffen Gegensatz zu der ganzen modernen Entwickelung des französischen Volkes bringen mußten, wie dies schon für die Mehrheit seiner ergebensten Anhänger geschehen war.

In vielen Gegenden Frankreichs, besonders im Süden und Südwesten, gibt es auch jetzt noch zahlreiche, meist dem alten Militär- und Beamten-Kleinadel angehörende Familien, die trotz getreulicher Bewahrung ihrer royalistischen Traditionen sich nicht vom Volke absonderten. In meist ziemlich beschränkten Verhältnissen auf der heimischen Scholle lebend, harrten sie auch während der Revolution im Lande aus oder suchten Sicherheit durch Eintritt in die Armeen der Republik. Gleich den Vorfahren stellten sie ihre Söhne als Offiziere und Beamte stets in den Dienst des Vaterlandes und wußten sich dadurch die Achtung selbst der Gegner zu erringen, die ihr royalistisches Glaubensbekenntnis gleichsam als eine berechtigte Familientradition zu respektieren geneigt sind. Unter dem alten Regime stellte sie der sich in Versailles mit bedientenhafter Unterwürfigkeit um die Person des Königs drängende Hofadel in den Schatten. Jederzeit aber haben diese Landedelleute, wie die englische Gentry und die preußischen Junker, mit denen sie manche Ähnlichkeiten aufweisen, im Kriege wie im Frieden viel zur Größe und Wohlfahrt ihres Vaterlandes beigetragen. Diesen Familien, die in ständiger Interessen- und Ideengemeinschaft mit allen Klassen der Bevölkerung blieben, verdankt es der französische Legitimismus allein, heute noch Vertreter in den Kammern zu zählen und politisch weiterzuleben. Anders der einstmals so stolze Hochadel, der sich nach der Julirevolution von 1830 im Faubourg St. Germain vergrub und die Türen seiner Salons gegen alle modernen Ideen absperrte. Noch unter dem zweiten Kaiserreich galten diese streng legitimistischen Kreise als Bewahrer der besten Traditionen der französischen gesellschaftlichen Kultur, und die elegante, aber stets mit einem Strich ins abenteuerliche und exotische behaftete Gesellschaft des kaiserlichen Hofes erkannte

Digitized by Google

diese Suprematie völlig an. Jedoch vollzog sich bereits damals, eben durch die ihnen von ihren Traditionen auferlegte intransigente Absonderung, ein unaufhaltsamer Niedergang der einzelnen Familien. Die Lücken konnten nicht mehr geschlossen werden. Heute befindet sich der legitimistische hochadelige Faubourg in voller Auflösung oder existiert eigentlich nur noch dem Namen nach. Zunächst ist die französische hohe Aristokratie gleich dem Adel ganz Europas finanziell, wenn auch natürlich oft nur relativ, ruiniert, d. h. selbst die Reichsten sind arm im Vergleich zu ihren Vorfahren. Nach Aufhebung der Majorate wurde es ihnen immer schwieriger, ihre Stellung zu behaupten. Mit der noch im Hof- und Staatsdienst geschulten älteren Generation entschwanden auch mehr und mehr die ritterlichen, feinen Traditionen, die ehemals diese Salons auszeichneten, und deren ideale Repräsentanten die Helden der nicht nur literarisch, sondern auch kulturgeschichtlich so bedeutsamen Balzacschen Romane waren. Die royalistische Jugend, die Staats- und Heeresdienst verschmähte, verfiel entweder einem schwelgerischen Genußleben und konzentrierte sich auf die Klubs, die Modebäder und Sportplätze, oder lebte, der Wirklichkeit entfremdet, in geistiger Öde, unter ängstlich kleinlicher Leitung ebenfalls meist recht weltfremder Beichtväter, in völliger Abgeschlossenheit. Romantiker, die in immer größerem Gegensatz zur vorwärtsdringenden modernen Kultur und Wissenschaft von der unmöglichen Wiederkehr vergangener staatlicher und gesellschaftlicher Zustände träumten, denen ihre Phantasie einen Glanz verlieh, wie sie ihn in Wahrheit nie besessen hatten, während ihre sehr realen tiefen Schatten und furchtbaren Mißstände geflissentlich vergessen wurden. Für die Erfordernisse des Tages waren diese Kreise so wenig vorbereitet, daß, als sich nach 1871 die Möglichkeit der Wiederherstellung der Monarchie bot, fast das ganze für eine solche legitimistische Restauration zur Verfügung stehende Material an praktisch geschulten Politikern und Beamten eine orleanistische oder bonapartistische Vergangenheit hatte. Damals wurde, wie für das ganze Volk, so auch für die besseren, kräftigeren Elemente unter der royalistischen Jugend die Einführung der allgemeinen militärischen Dienstpflicht zu einer vortrefflichen Schule und ließ viele den Weg aus der geisttötenden Zauberwelt einer romantischen Vergangenheit zurückfinden zu den praktischen Idealen und Aufgaben, wie sie die kulturfrohe, auf allen Gebieten frei und rüstig schaffende Neuzeit allen Arbeitswilligen vorzeichnet. Da der Staatsdienst unter der Republik

Digitized by Google

keine Aussichten bot, wandten sich viele dieser jungen Royalisten den Kolonien oder früher verschmähter Kulturarbeit im Inlande zu — z. B. in dem Sumpflande der Camargue, den Einöden der Landes usw. —. Andere versuchten sich eine Stellung in der Großindustrie zu erringen und damit Vermögen wieder herzustellen, die durch den Rückgang der Erträgnisse der Landwirtschaft, die zahlreichen finanziellen Krisen der letzten Jahrzehnte gefährdet worden waren. Die Mehrheit des royalistischen hohen Adels erwies sich freilich unfähig eines solchen tatkräftigen Beginnens. Für sie gilt nach wie vor Emile Augiers, des Dramatikers, höhnisches Wort: der französische Adel verstehe sich nur auf eine Erwerbstätigkeit, Heiraten. Anfangs hatten die stolzen Damen des Faubourgs schon jede Verbindung mit dem neuen bonapartistischen Kriegsadel entschieden mißfällig aufgenommen. Dies verhinderte aber nicht, daß den ersten Eindringlingen bald genug die Töchter millionengeschwollener Spekulanten und Börsenmänner, amerikanische Erbinnen usw. folgten. Heute nimmt man die reiche Schwiegertochter — bzw. -sohn — wo man sie eben bekommen kann, auch wenn sie erst kürzlich oder gar nicht getauft wurden. Solange diese fremden Elemente noch vereinzelt auftraten, blieben sie ohne wesentlichen Einfluß auf ihre legitimistische, streng kirchliche Umgebung. Das Ende einer Welt ist immer melancholisch, und manche junge Menschenblüte ist in dieser höchst ehrenwerten, aber klösterlich kalten, der Vergangenheit lebenden Gesellschaft traurig verwelkt. Mit der Zunahme solcher „Erbinnen" hat sich dies später mehr und mehr geändert. Denn die meisten waren um eines erheirateten Adeltitels willen keineswegs geneigt, in unnahbarer Abgeschlossenheit freiem, frohem Lebensgenuß zu entsagen und für eine Vorzeit zu schwärmen, deren verstaubte Ideale ihnen ehrwürdig, vornehm und respektabel, aber im Grunde persönlich recht gleichgültig schienen. So mußten auch die stolzesten Familien den veränderten Zeitverhältnissen mancherlei Konzessionen machen. Längst politisch und gesellschaftlich ohne größeren Einfluß, suchen die Überreste des ehemaligen Faubourg vergeblich die letzten noch bewahrten Familientraditionen zu wahren und dem Eindringen des Zeitgeistes in ihre Gesellschaftskreise entgegenzutreten.

Von jeher waren Paris, Rom und London die Zufluchtsstätten zahlreicher vertriebener Fürstlichkeiten und politischer Flüchtlinge jeder Art. Meisterhaft schildert A. Daudet in seinem Roman: „Könige im Exil" — den tragischen Niedergang einer

Digitized by Google

landflüchtigen Fürstenfamilie in der Prosa des Alltagslebens, unter den zerrüttenden Einflüssen der fremden Umgebung und den verführerischen Lockungen des genußsüchtigen, ungebundenen Treibens der Weltstadt, die zur Mißachtung der stolzen Traditionen verleiten und endlich zum völligen materiellen und moralischen Zusammenbruch führen oder zu einem blöden Verkommen in tatenlosem Müßiggang und engherziger, geistloser Weltfremdheit. Auch in anderen Kreisen solcher Opfer politischer Umwälzungen wiederholt sich der gleiche Vorgang nur zu häufig. — Unzählige Existenzen sind so in der Fremde, in die sie die hehre Treue zu ihren Prinzipien trieb, elend verkommen. In allen drei Weltstädten sind Männer zahlreich vertreten, die vielleicht einstmals in hochsinniger, edelster Begeisterung für eine Idee, ein religiöses, legitimistisches, revolutionäres oder patriotisches Ideal die ganze Existenz, Lebensglück, Heimat und Familie geopfert haben, die vielleicht auch anfangs ungebeugten Mutes das entsagungsreiche Flüchtlingsleben führten. Aber nach mancherlei gescheiterten Versuchen, im fremden Lande Wurzel zu fassen und in ungewohnter Berufstätigkeit Erfolge zu erzielen, sahen sie sich unter dem Druck der materiellen Not und der Einsamkeit ihrer verkümmerten Existenz später dennoch zu mancherlei kleinen Konzessionen ihres Mannesstolzes gezwungen, um dann bald von Stufe zu Stufe zu sinken, bis sie als völlige Großstadtzigeuner meist auf Kosten besser situierter Landsleute ein problematisches Parasitendasein führen. Moralisch so immer mehr verkommend, enden sie nur zu oft in schmutzigen Gerichtsverhandlungen ein anfangs von den hehrsten Idealen getragenes Leben. Man beklagt das Seltenwerden von Charakteren in unserer alles nivellierenden Zeit. Daß sie nicht gänzlich fehlen, beweisen mancherlei absonderliche Erscheinungen gerade in diesen Kreisen der von dem Gange der Ereignisse auf der Weltbühne mattgesetzten Verbannten und politischen Märtyrer. Denn neben vielen Entgleisten, so manchen abstoßenden, finsteren, zerlumpten, heuchlerischen und fanatischen Gestalten finden sich da vereinzelt auch Persönlichkeiten, denen selbst die überzeugtesten Gegner ihrer Ideen und Bestrebungen eine rein menschliche, aufrichtige Bewunderung und sympathische Hochschätzung nicht verweigern können. Männer, die im abgetragenen, dürftigen Rock, dem man die Sorgfalt ansieht, mit der sein Besitzer ihn gebürstet und zurechtgestutzt hat, niemals Rang und Bildung verkennen lassen. Während sie, die in der Heimat oft-

Digitized by Google

mals in Wohlstand lebten, nun in der Fremde in mühseliger, aber anständiger Tätigkeit sich den meist nur armseligen Lebensunterhalt zu verdienen suchen, als Sprachlehrer, Übersetzer, Stadtreisende, Lokalreporter oder durch eine der mannigfaltigen Erwerbsspezialitäten, wie sie nur auf dem Boden der Weltstädte gedeihen, dabei in einer Dachkammer leben und im Hospital sterben, verstehen sie es dennoch, auch in der beschränktesten Lebenslage, stets und in allem vollendete Gentlemen zu bleiben und sich mit hohem moralischen Mut einen unzerstörbaren, opferfreudigen Idealismus bis zur letzten Stunde zu bewahren. Inmitten des nüchternen, nur nach Gelderwerb und Sinneslust hastenden Großstadtgetriebes erscheinen sie wie heroische Gesinnungsgenossen des edlen Ritters von La Mancha, des unsterblichen Repräsentanten aller Phantasten, die, voll des herrlichsten Enthusiasmus, an der rauhen Wirklichkeit scheitern, ohne jemals auf die Realität ihrer Hirngespinste und Wahnideen zu verzichten. Blind für alles, was die Zeit ihnen bietet, leben sie im Zauberbanne einer romantischen Traumwelt. Ihr Untergang aber findet seine tragische Rechtfertigung, weil sie, wie Don Quijote, die für alle Zeiten passenden Lehren nicht erfassen, daß Zustände, welche eine höhere Weisheit im Laufe der Geschichte zugrunde gehen läßt, nicht wieder heraufzubeschwören sind, so schmerzlich ihr Verschwinden einer wohlwollenden Begeisterung auch sein mag.

Der französische Graf J. de Maistre, im Beginn des 19. Jahrhunderts der hervorragendste philosophische Vertreter des absoluten Königtums und eines ultramontanen Katholizismus, warnte 1810 seinen zu liberaleren Anschauungen hinneigenden Freund, den Grafen J. Potocki: „L'irrélegion est canaille“. Und zwar vor allem auch der politische Unglaube. Ohne sich auf eine Prüfung ihrer Begründung und ihres Wertes einzulassen, müsse sich ein Mann von Stand vor jeder direkten oder indirekten Anzweiflung der nationalen Dogmen hüten. „In allen Ländern gibt es eine Anzahl Familien, auf denen der Staat beruht: sie sind es, die man die Aristokratie oder den Adel nennt. Solange diese rein und von nationalem Geiste durchdrungen bleiben, ist der Staat unerschütterlich, trotz aller Laster seiner Souveräne; sobald sie verderbt sind, vor allem in religiöser Hinsicht, muß der Staat zusammenbrechen und würde er auch von lauter Karl dem Großen regiert. Der Patrizier ist ein Laienpriester: die vaterländische Religion ist sein erstes und heiligstes Besitztum, da sie sein Privilegium erhält, das immer mit ihr verfällt. Es gibt

Digitized by Google

kein größeres Verbrechen für einen Edelmann, als die Glaubenssätze anzweifeln."

Selbst für unsere Zeit der freien Forschung und des allgemeinen Stimmrechts enthält diese schroffe Erklärung des royalistischen Philosophen noch ein kostbares Körnlein Wahrheit. Denn jede Entfremdung der berufenen Wahrer der nationalen Traditionen von den wirklichen Bedürfnissen und zeitgemäßen Bestrebungen ihres Volkes, also eine Ausschaltung der bisher lebenskräftigsten und wichtigsten Elemente, hat zur unvermeidlichen Folge eine tiefe Schädigung des gesamten sozialen öffentlichen und privaten Lebens, wie sie sich z. B. in Frankreich und Italien in zahlreichen Skandalen und Zersetzungserscheinungen bemerkbar macht. Die Kehrseite dazu bildet anderseits die oftmals, wenigstens in den romanischen Ländern, so offenkundige, geistige Erstarrung, Rückständigkeit und Minderwertigkeit der frondierenden vornehmen, kirchlich-legitimistischen Welt, wie sie z. B. vielfach Gerichtsverhandlungen und Familienprozesse der Öffentlichkeit enthüllten. Das Leben hat sich nach und nach immer mehr aus diesen Kreisen zurückgezogen. Von der lebensfrohen Stärke der Vorfahren haben sie nichts bewahrt. Unfähig, den Anforderungen der Zeit zu genügen, verkümmern sie in der gewollten Abgeschlossenheit ihres engen, streng umfriedeten Gedankenkreises. Ruhm und Glanz der stolzen Geschlechter sinken dahin, weil sie in Dogmen und Prinzipien verknöcherten, die nur noch in der Vergangenheit ihre Existenzberechtigung haben. Auch der deutsche mediatisierte Hochadel entging dem ihm besonders in den Mittel- und Kleinstaaten drohenden Geschick, auf unfruchtbaren Protest gegen den „bösen Zeitgeist" beschränkt, immer mehr die Fühlung mit der lebendigen Umwelt zu verlieren und in der stillen Abgeschlossenheit seiner Herrensitze, trotz hervorragender Charaktervornehmheit, geistig zu verkümmern, erst, als sich ihm durch die Wiedererstehung des Reichs und eines großzügigen öffentlichen Lebens neue Ziele und Interessen boten, für die er, gleich dem englischen Hochadel, im politischen und sozialen Dienst der Gesamtheit seine vorher brachliegenden Talente und Kräfte einsetzen konnte. Behauptete doch bisher der englische Hochadel fast allein noch seine alte einflußreiche Stellung im Staate, weil er in lebendiger und weiser Kultur die ganze kraftstrotzende Gegenwart auf die alten von den Vorfahren überkommenen Traditionen zu begründen verstanden hatte und sich trotz seines hochkonservativen Sinnes niemals auf die Dauer zu einer dem politischen Werdegang seines Volkes

Digitized by Google

widersprechenden Haltung verleiten ließ, ihm im Gegenteil durch ein praktisches Erbrecht aus dem Bürgerstand stets neue Kräfte zuflossen.

Die verderblichen Folgen blinden Widerstrebens und völliger Verständnislosigkeit für die Anforderungen einer neuen Kulturepoche in Kirche, Staat und Familie zeigt dagegen in wahrhaft erschreckender Weise das unaufhaltsame trübselige Absterben des noch vor wenigen Jahrzehnten so gefestigten römischen Patriziats. Alle diese Familien lebten bis zur Neuzeit patriarchalisch in den imposanten, von stolzen Vorfahren ererbten Palästen, so daß diese mit Einschluß der zahlreichen Dienerschaft oft über hundert Personen beherbergten. Im Erdgeschoß waren die Ställe, Wagenremisen und Vorratsräume; im Zwischenstock wohnten die jungen, unverheirateten Söhne und Enkel mit dem Hauskaplan, dem Bibliothekar, den Lehrern und Wirtschaftsbeamten. In der ersten Etage, — piano nobile — befanden sich neben den Wohnräumen des Hausherrn und seiner Gemahlin die Empfangssalons mit dem „Thronsaal", in dem das Familienwappen unter einem Samtbaldachin prunkte. Im zweiten Stockwerk wohnten, oft nicht einmal über ein eigenes Wohnzimmer verfügend, die verheirateten Söhne mit Weib und Kind, und das Dienstpersonal unter dem Dache. Alle lebten friedfertig und gedankenlos unter der despotischen Oberleitung des Familienchefs, der bis zu den unbedeutendsten Einzelheiten des täglichen Lebens alles nach Gutdünken regelte, selbst Kleidung und Taschengeld aller Familienmitglieder bestimmte. In den Heiratskontrakten wurde deshalb z. B. genau festgesetzt, wie viele neue Toiletten die Schwiegertochter alljährlich zu fordern habe, auch daß sie ein eigenes Kammermädchen, Equipage zur Korsofahrt usw. beanspruchen dürfe, während die Verwaltung ihrer Mitgift nicht dem Ehemann, sondern dem Schwiegervater zufiel, der zu jeder Art Einkäufen erst die Ermächtigung geben mußte. Die ganze Lebensführung in einem solchen altaristokratischen Haushalt war feierlich pomphaft. Nie wurde anders als auf Silber gespeist. Bei vieler Verschwendung herrschte aber anderseits auch viel schmutzige Sparsamkeit. Mit der Umwandlung der „heiligen Stadt" in eine weltliche, moderne Haupt- und Residenzstadt — das Gegenstück zu jener Zeit, wo das heidnische Rom mit gleichem Eifer in das geistliche verwandelt wurde, — waren diese traditionellen Verhältnisse nicht mehr zu halten. Eine neue Welt entstieg den Ruinen: „novus rerum nascitur ordo". Es wurde still und düster in den stolzen Palästen

Digitized by Google

des „schwarzen“ d. h. päpstlichen Adels, deren geschlossene schwere Fensterläden und Gardinen dem Licht und dem Lärm des Tages den Eingang wehrten, bis in vielen Fällen die finanziell ruinierten Besitzer sich gezwungen sahen, sie an Fremde zu vermieten. Überraschen aber muß es, wie diese in ihrer altgewohnten Art so klugen, scharfblickenden Familienchefs so selten Söhne hinterließen, die imstande oder auch nur gewillt gewesen wären, die vererbte Stellung, alles, was die Ahnen als mächtige Feudalherren, Kirchenfürsten und Diplomaten gesammelt hatten und was jahrhundertelang den Glanz und den Stolz dieser Geschlechter bildete, in die neue Zeit überzuführen und den veränderten Verhältnissen anzupassen. Es wiederholte sich in Rom der gleiche soziale Zersetzungsprozeß, der in Paris bereits zur Auflösung der alt-legitimistischen Gesellschaft führte. Leichtlebig zufrieden, so lange sie den Wagen für die tägliche Korsofahrt erhalten können, vegetieren diese römischen Patrizier in einer Traumwelt, für die alles, was sich seit 1870 in ihrer Umgebung verändert hat, kaum existiert. Gefährlich für vollausgereifte, auf die Erfahrungen eines langen aktiven Lebens zurückblickende Persönlichkeiten erwies sich diese die Gegenwart trotzig verneinende Gesinnung geradezu verhängnisvoll für die nachfolgende Generation, der man die verstaubte Vergangenheit aufnötigte, während ihr für die Realität der Dinge jeder zuverlässige vergleichende Maßstab mangelte, weil man ihr alle Verhältnisse nur unter einer einseitigen, künstlichen Beleuchtung, meist auch nur die häßlichsten und trostlosesten Züge der Zeit zu sehen gestattet hatte. Die innere Unwahrheit führte zu sittlicher Haltlosigkeit, Verlotterung oder Engherzigkeit. Die seit Jahrzehnten auf den leeren Salonklatsch eines abgesonderten engen Kreises beschränkten, als ästhetisierende Genußmenschen aufgewachsenen Aristokraten vermochten die vererbte bevorrechtigte Familienstellung in keiner Weise zu verteidigen, obgleich das sich nicht mehr vermehrende Erbe der großen Vorfahren zu erhalten doch der einzige Grund und Zweck ihres Daseins war. Wenige sind noch reich. Die auf den nur eine geringe Rente bringenden Latifundien lastenden schweren Grundsteuern — mehr als $^1/_3$ des Ertrags — wie die Erbteilungen nach Aufhebung der Majorate treiben sie dem sicheren Ruin entgegen. Gerade die Hochadligen, die, gegen diese Entwicklung ankämpfend, sich auf geschäftliche Spekulationen einließen, wurden bei ihrer unzureichenden praktischen Vorbildung die ersten Opfer des modernen Börsengetriebes. Ebensowenig vermochten sie an der sozialen und kulturellen Arbeit des neuen

Digitized by Google

Italiens Anteil zu nehmen. Wie die alten Römer ihre Sklaven, sind die jetzigen römischen Patrizier — mit wenigen Ausnahmen — noch heute geneigt, das niedere Volk als eine tiefstehende Rasse zu betrachten, die weder dieselbe Seele noch die gleichen Gefühle hegt und zu deren Wohl in brüderlicher Liebe zu arbeiten, ihnen schier unfaßbar erscheint, wenn es nicht um des Verdienstes im Himmel wegen geschieht. Die herkömmliche Barmherzigkeit wird gepflegt, wie alles, was auf Tradition beruht, aber ohne wahre Sympathie für die Leiden des Volkes. Vielmehr gilt ihnen die Gesellschaftsordnung, mit allen ihren Mängeln, so völlig als von Gott gewollt, daß sie geneigt sind, alle durchgreifenden sozialen Reformen fast als Sünde zu betrachten, wie dringend nötig in Italien solche Reformen bei den entsetzlichen Mißständen, unter denen besonders die Landbewohner leiden, auch wären.

In seinem Ruin überläßt der römische frondierende Adel sogar die mäßig dotierten kirchlichen Würden und Ehrenstellen, die für sein Haus zu gewinnen einst sein Ehrgeiz war, neuen, bürgerlichen Elementen. Die römischen, aristokratischen Mitglieder des Kardinalkollegiums z. B. verloren gegen die bürgerlichen und auswärtigen immer mehr an Einfluß. In altgewohnter Frömmigkeit der Kirche getreu, hatte trotzdem gerade der Adel der ewigen Stadt den Vatikan vormals stets mit einer kalten, spöttischen Ironie betrachtet, die freilich eine gewisse familiäre Verehrung für den geistlichen Landesherrn keineswegs ausschloß. Dennoch verabscheuen nun diese letzten Repräsentanten der veralteten Zeit jede, selbst die geringste Konzession an die neue Staats- und Gesellschaftsordnung. Sichtlich bereits mit der Patina der Vergangenheit umzogen, harren sie doch trotzig und unentwegt nach wie vor der Rückgabe Roms durch das reuige Italien entgegen. Im Laufe vieler Jahrhunderte hat der päpstliche Stuhl niemals etwas von seinen einmal erhobenen kirchlichen und politischen Ansprüchen in der Theorie und offen aufgegeben. Aber es gibt keine andere Macht, die zur Behauptung ihrer Stellung sich in der Praxis stets eines so weitgehenden Opportunismus befleißigt hätte: fast die ganze neuere Geschichte des Papsttums verläuft in einer Reihe von Kompromissen jeder Art, auf kirchlichem wie auf politischem Gebiet. So hat es sich auch, trotz Aufrechterhaltung aller der die „Räuber" Roms verdammenden Beschlüsse, doch längst genötigt gesehen, gerade die intransigentesten Verteidiger seiner weltlichen Ansprüche, die noch jetzt geneigt sind, das dominium temporale geradezu für einen kanonischen Glaubens-

Digitized by Google

satz zu erklären, mehr und mehr den eigenen Kräften zu überlassen. Die natürliche Interessengemeinschaft des Papsttums mit der piemontesischen Dynastie gegenüber den ausgesprochen religionsfeindlichen Revolutionären führte zu immer neuen freundschaftlichen Annäherungen zwischen den beiden offiziell feindlichen Mächten. Nur pedantisch-schwerfällige Theoretiker im Norden der Alpen verschließen sich noch immer dieser dem Tagesbedürfnisse wie dem feinen diplomatischen Sinn der Italiener so entsprechenden Wandlung. Kann doch ernstlich niemand mehr daran zweifeln, daß der Kirchenstaat, ebenso wie die anderen früheren Kleinstaaten, nicht mehr existenzfähig wäre in unserer Zeit der Blitzzüge, des internationalen Verkehrs und der Weltpolitik. Wie kläglich und Mitleid erregend war nicht schon während der letzten zwei Jahrzehnte vor 1870 die Lage des Papstes im verräterischen Schutze Frankreichs, das ihn immer wieder hinhielt, immer wieder täuschte und demütigte! Was aber sollte der Papst jetzt inmitten der Großmächte mit dem sogenannten Patrimonium Petri oder nur dem leoninischen Stadtteil von Rom nebst einem Streifen Land bis zum Meere, einem isolierten Gebiet, das naturgemäß hinter dem kulturellen Fortschritt der italienischen Monarchie wieder zurückbleiben müßte, und auf dem der patriotische Haß eines ganzen jugendkräftig aufstrebenden, stolzen Volkes lasten würde? Ein weltlicher Thron würde verhängnisvoll für das Papsttum sein und seinen unvermeidlichen baldigen Untergang in Rom zur Folge haben.

Alle pathetischen Klagen der von dem Zeitenwandel in ihren Interessen schmerzlich geschädigten Kreise ändern eben nichts an der Tatsache, daß in dem berechtigten nationalen Selbstgefühl, in dem sie aufgewachsen sind, die jüngeren Geschlechter in Italien wie in Deutschland den Geschmack an den Resten der alten Staatsromantik, der Kantönliwirtschaft und den Idealen des Sonderbundgeistes ständig mehr und mehr verloren haben, vor allem durch das wachsende Verständnis für die großen Aufgaben, die beide Völker nach 1870 durch die Festigung und den Ausbau der schwer errungenen nationalen Einheit und Machtstellung zu bewältigen hatten. So findet denn gleichfalls der klägliche moralische und materielle Niedergang des römischen intransigenten Patriziats, dessen phantastische Hoffnungen auf der Vernichtung des neuen Italiens sich aufbauen, sein Gegenstück bei uns in den Welfen, den trotzig-kurzsichtigen Verteidigern einer Sache, deren Sieg nur durch die vernichtende Niederlage des neuen Deutschlands ermöglicht werden könnte! Noch immer wagen sie es, von

Digitized by Google

„einer blutenden Wunde am Körper des Reichs, der Notwendigkeit einer Wiederherstellung des gebrochenen Rechts“ usw. zu sprechen, ohne sich selbst dadurch beirren zu lassen, daß ihre Behauptungen Sympathien allein bei allen geschworenen Feinden unseres Vaterlands genießen. Glücklicherweise zeigt die Entwickelung der Provinz Hannover, daß die kernigen, patriotischen Niedersachsen zu gesunden Sinnes sind, um sich durch eine solche einseitige Auffassung der Geschehnisse die Freude am Reich und an den stolzen Errungenschaften seit 1866 verbittern zu lassen. Die überwältigende Mehrheit des deutschen Volkes aber empfindet sicherlich keinerlei Verlangen nach Neuerrichtung eines weiteren Bundesstaats! Gewiß war es für alle guten Hannoveraner schwer und schmerzvoll, dem angestammten Herrscherhause entsagen zu müssen. Den meisten sind aber inzwischen längst andere Erkenntnisse erwachsen. Vor allem, daß die Annexionen von 1866 kein willkürlicher Rechtsbruch, sondern im Gegenteil eine nationale Notwendigkeit, also im höchsten Sinne eine Wiederherstellung des Rechts, — das heilige Anrecht des armen niedergetretenen deutschen Volkes auf nationale Einheit — waren. Kann doch der einzelne Bundesstaat in seiner Stammessonderart nur insofern existenzberechtigt überhaupt sein, als dies mit dem Wohl des großen deutschen Vaterlandes vereinbar ist, dessen Unangreifbarkeit und Unantastbarkeit die Vorbedingung jeder freiheitlichen und jeder wirtschaftlichen Entwickelung bleibt. Ein Blick auf die Landkarte zeigt aber schon, daß zur Sicherung der Vormachtstellung Preußens, das allein mit Selbstverleugnung für die berechtigten deutschvölkischen Ziele eintrat, zur Abrundung und besseren Verschmelzung seines Besitzstandes die Einverleibungen von anno 1866 unumgänglich nötig waren. Wichtiger noch war es für Alldeutschland, da dessen schnell zunehmende Bevölkerung den Seeinteressen immer größere Aufmerksamkeit zuwenden muß, daß seine ohnehin so wenig günstigen Nordseeküsten und ihr direktes Hinterland unter die alleinige Herrschaft der deutschen Kaisermacht kamen. Am 3. Januar 1815 legte Talleyrand dem britischen Bevollmächtigten beim Wiener Kongreß, Castlereagh einen geheimen Vertrag zwischen England, Frankreich und Österreich zur Unterschrift vor, der die Einigung Deutschlands unter preußischer Führung zu verhindern bezweckte. Zu diesem Ende sollte es Preußen unmöglich gemacht werden, seinen Besitzstand in Norddeutschland „substantielle et solide“ zu gestalten. Bereits auf der Rückkehr von Gent nach der Schlacht bei Waterloo konnte dann Talleyrand

Digitized by Google

seinem Souverän melden: „Preußen bestehe aus zwei unzusammenhängenden Stücken“. Doch nimmt er das Verdienst, es um Ostfriesland gebracht und von der Nordsee abgedrängt zu haben, nicht für sich in Anspruch: es gebührt dem hannöverisch-englischen Gesandten Münster.

Cavour soll einst im engen Kreise der piemontesischen Vertrauten geäußert haben: „Wenn wir für uns das täten, was wir für Italien tun, würden wir entsetzliche Schurken sein“. Bismarck dagegen verkündete offen seine Absicht, das deutsche nationale Elend „mit Blut und Eisen“ zu kurieren. Aber wie ein gewissenhafter Chirurg nur das unbedingt Erforderliche an Eingriffen wagt, so ließ sich der eiserne Kanzler auch durch die größten Erfolge nicht verleiten, von dem stammverwandten Österreich und seinen Bundesgenossen mehr zu beanspruchen, als zur Durchführung seines Werkes unerläßlich und notwendig war. Als Vertreter eines zeitgemäßen wahren Legitimismus bestrebt, Volksrecht und Fürstenrecht zu vereinigen, wurde er schon damals der Beschützer der eben besiegten Mittel- und Kleinstaaten. Das deutsche Volk kann sich nur mit Zusammenfassung aller seiner Kräfte in dem immer schärferen Konkurrenzkampf der Weltreiche behaupten. Der einfachste, nackteste Selbsterhaltungstrieb muß es daher abhalten von einem Welfenreich im Norden, das Preußen teilt und seinen Anteil an der See verringert.

Weil der in den Welfen repräsentierte vergrämte Sonderbundsgeist und sentimentale, doktrinäre Idealismus auf unwahren, unzeitgemäßen Voraussetzungen beruht, machen sie das ganze Denken und Wollen, Urteil und Anschauung dieser Kreise, ganz wie bei ihren Gesinnungsgenossen im Ausland, verlogen durch und durch. So ist es möglich, daß durchaus edle, ehrenwerte Männer von lauterstem Charakter in peinlichsten Widerspruch mit ihrer Vaterlandsliebe geraten, endlich ihnen selbst das Empfinden für das Verabscheuungswürdige und Schimpfliche einer politischen Parteistellung verloren geht, die sie zu einer, wenn auch unbeabsichtigten, Verbindung verführt mit allem, was antinational ist und auf eine Niederwerfung Deutschlands baut. Wohl betonen auch die Welfenführer, um die letzten ihrer Anhänger zusammenzuhalten, ihre deutsche Vaterlandsliebe. Da sie sich aber bewußt sind, wie unsympathisch ihre Planungen dem Nationalgefühl unseres Volkes erscheinen müssen, sind sie seit Jahrzehnten auf das Anspinnen von allerlei kleinlichen Intrigen und den ganzen, etwas vergilbten Apparat der Hof- und Salon-

Digitized by Google

kabalen angewiesen. Oft wohl fanden ihre Ausstreuungen in Wien, Kopenhagen und London in gewissen, unter hoher Protektion erscheinenden, aber wenig verbreiteten Hof- und Adelsblättern sympathischen Widerhall, gelegentlich auch eine recht unverdiente Beachtung in weiteren Kreisen. Praktische Resultate sind aber mit derartigen kleinen Mitteln in unserer ernsten Zeit für die Vertreter des Welfentums oder einer sonstigen zentrifugalen Sonderpolitik nicht zu erzielen, da Bundesfürsten, die sich auf ein solches gefährliches Beginnen überhaupt einlassen wollten, sofort die eigene Stellung gefährden würden.

Welche urteilslose Verblendung und abstruse Weltanschauung gehören aber nicht dazu, um z. B. ernstlich zu glauben und andere glauben zu machen, wie dies welfischerseits schon verschiedentlich versucht wurde, ein so hochgesinnter, modern empfindender, pflichtgetreuer Monarch wie Se. Maj. unser Kaiser könnte durch sein einem edlen, echt menschlichen Mitgefühl entsprungenes Bedauern über den Sturz des alten Welfengeschlechts je bestimmt werden, die zum Heil ganz Deutschlands von den Gründern des Reichs erzielten Erfolge der preußischen Politik auch nur um eine Linie breit aufzugeben, einen Grundstein aus dem Bau des Reiches herauszubrechen und Hannovers Angliederung an seine Krone rückgängig zu machen! Und wie wäre ein Ministerium, ein Abgeordnetenhaus oder ein Reichstag denkbar, die zu einem ähnlichen, zwischen den Höfen geschlossenen Abkommen die verfassungsmäßige Zustimmung geben könnten? Einst konnte es habsburgischer Politik gelingen, den Großen Kurfürsten durch Hofintrigen so zu umspinnen, daß der vom Alter Geschwächte auf dem Sterbebett testamentarische Bestimmungen zugunsten der Kinder seiner zweiten Gemahlin traf, deren Durchführung die Zerstückelung Brandenburgs, die Zerstörung seines eigenen Lebens- und Ruhmeswerkes bedeutet hätte. Wie damals Minister und Offiziere, von vaterländischem Geist erfüllt, im Einverständnis mit dem Kurprinzen und Nachfolger des edlen Fürsten diese dem Sterbenden abgelisteten Anordnungen wirkungslos machten, so würde es auch in aller Zukunft den Hohenzollern gewiß nie an getreuen Dienern fehlen, das Werk aller Intriganten zu zerstören.

Man muß schon in einer ganz verschrobenen Ideenwelt sich eingesponnen haben oder das deutsche Volk tief verachten, um nicht den Fluch der Lächerlichkeit zu empfinden, der auf die Verbreiter aller solcher Gerüchte fällt, wie sie von welfischen, dänischen und englischen Hofblättern mit so großer Beharrlichkeit gelegent-

Digitized by Google

lich immer wieder einmal ausgestreut werden. War doch während der Zeit des zwiefachen deutschen Thronwechsels — wie eine damals dem Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha zugeschriebene Broschüre bestätigt („Auch ein Programm aus den 99 Tagen") von hoher englischer Seite sogar alles Ernstes auch die „Rückgabe" Elsaß-Lothringens an Frankreich als eine „unerläßliche Vorbedingung des europäischen Friedens" bezeichnet worden! Die Antwort erteilte Kaiser Wilhelm II. bereits bei der Enthüllung des Prinz Friedrich Karl-Denkmals in Frankfurt a. O. am 18. August 1888, indem er feierlich aussprach, selbst mit den größten Opfern verteidigen zu wollen, was sein Großvater und sein Vater für Deutschland gewonnen hätten.

Wenn aber die Welfen noch immer von einem „verletzten Recht" zu sprechen sich unterfangen, warum gerade diese letzten preußischen Annexionen, die zweifelsohne im Interesse ganz Deutschlands lagen, als unmoralisch erklären und bei dem vom Wiener Kongreß anerkannten Besitzstand stehen bleiben, wenn man damit also zugleich die früheren, unter dem Einfluß des korsischen Eroberers vollzogenen Einverleibungen der Besitzungen zahlreicher weltlicher und geistlicher Reichsstände unbeanstandet und als zu Recht bestehend gelten läßt? Waren sie nicht ebensogut wie die Welfen „legitim" und „von Gottes Gnaden"? Die einseitigen Vertreter solcher Rechte sollten doch nicht vergessen, daß die aus dem römischen Recht abgeleitete, den ursprünglichen germanischen Rechtsanschauungen fremde, völlige Souveränität der Reichsstände nur ein Zersetzungsprodukt des alten Reichskörpers war, eine unselige Folge der deutschen politischen und konfessionellen Zerrissenheit, durch die das Reich, das jahrhundertelang als das erste der Christenheit galt, zum Spott der Nationen herabsank. Luther sah diese Souveränitätsgelüste mit Schrecken und mahnte vergeblich zur Treue gegen Kaiser und Reich, ebenso wie viele hochgesinnte Fürsten, die über ihre Hausinteressen nicht die des ganzen Vaterlandes vergaßen. Nur zu bald wurden die dem Kaiser abgetrotzten Rechte von den Reichsständen zu landesverräterischen Bündnissen mit dem Ausland mißbraucht. Die schimpflichen Eselshäute von Münster und Osnabrück bestätigten diese vielgepriesene „Libertät" und damit auch dauernd die politische Ohnmacht Deutschlands, wie der edle Logau klagte:

„Wir mußten alle Völker zu Totengräbern haben,
Bevor sie konnten Deutschland in sich selbst vergraben.
Jetzt sind sie doppelt sorgsam, den Körper zu verwahren,
Damit nicht neue Geister in solchen etwa fahren."

Digitized by Google

Unsere deutschen Dynastien sind als Stammesfürsten durch eine vielhundertjährige Tradition so eng und innig mit ihren Untertanen unlösbar verbunden, wie kaum irgendwelche anderen europäischen Regentenhäuser. Die Geschichte ihrer vollen Souveränität unter Loslösung von Kaiser und Reich aber bildet ein dunkles Blatt in den Annalen unseres Volkes. Trotzdem wirkt auf die Welfen das „Prinzip der Legitimität" noch immer wie eine magische Zauberformel im Märchen, obschon es als oberster Rechtsgrundsatz eigentlich erst von dem arglistigen Talleyrand zu seinen antideutschen Zwecken aufgestellt und zur Grundlage der vom Wiener Kongreß erlassenen „Bundesakte" gemacht wurde — „die unwürdigste Verfassung, die je einem großen Kulturvolke von einzelnen Herrschern auferlegt worden ist" — wie Treitschke in seiner „Geschichte des 19. Jahrhunderts" urteilte. Die Bewegung von 1848/49 zeigte, wie gefährlich die trotz aller Polizeikünste mächtig anschwellende Einheitsbewegung den Fürsten zu werden drohte. Die edelsten, hervorragendsten Männer, die von der Zukunft ein einheitliches Reich erhofften, auch solche, die dabei ihren Landesfürsten in aufrichtiger Treue zugetan blieben, sahen keine Möglichkeit, den die Gewissen der Regierenden wie der Untertanen bedrückenden Zwiespalt zwischen dynastischem und völkischem Recht zu versöhnen. Erst dem großen Kanzler war es vorbehalten, diesen Ausgleich in genialer Weise zu verwirklichen. Indem er die Fürsten in den Dienst der Reichssache stellte, gab er ihnen, gegen Aufgabe eines geringen Bruchteils ihrer nur durch eine unerfreuliche historische Entwickelung erlangten Souveränitätsrechte, in dem föderativen Gefüge des Reiches eine allen kulturellen, politischen und gemütlichen Anforderungen entsprechende Existenzberechtigung und damit eine Volkstümlichkeit zurück, wie sie sie nicht mehr erhoffen konnten, solange sie nur als Vertreter ihrer Hausinteressen den Forderungen der nationalen Einheitspartei widerstrebten.

Als das Deutsche Reich 1871 jugendkräftig in die Reihe der Nationen trat, hegten viele seiner auswärtigen Feinde, und mit ihnen die Welfen, die Hoffnung, daß diese Schöpfung die Begründer nicht überleben würde. Sie wollten in Deutschlands Wiedergeburt nur zufällige Waffenerfolge sehen und absichtlich nicht erkennen, wie feste Wurzeln das neue Reich in den Herzen des Volkes hatte, wie sehr es dem tiefsten Streben der deutschen Volksseele entsprach. Denn nicht Fürsten und Staatsmänner allein haben es geschaffen, sondern vor allem auch die Volks-

Digitized by Google

helden, die von Stein und Arndts Zeiten an ein halbes Jahrhundert kämpften und litten, treu diese Ideale ihres Volkes und den Glauben an seine Zukunft auch in trüber Zeit mutig bewahrten, bis der Kanonendonner von Königgrätz das Nahen der Auferstehungsstunde verkündete. Wie kleinlich erscheinen gegen diese Scharen unserer vaterländischen Märtyrer und Bekenner jene mißgünstigen Vertreter eines antinationalen Fürstenrechts, die, auf ein „Gottesgnadentum" pochend, den von Bismarck Fürsten und Volk gebotenen Ausgleich verschmähten, der allein diesem Rechte eine feste Basis auch für die neue Zeit zu geben vermochte.

Es war ein erschütterndes Schauspiel, voll unendlicher Tragik, als in Paris, um die Mittagsstunde eines schönen Junitages 1878, der prunkhafte Leichenzug des letzten Welfenkönigs unter dem Geleit tausender französischer Soldaten über die großen Boulevards hinweg zum protestantischen „Tempel" und zum Bahnhof sich bewegte. Den Sarg bedeckte ein mächtiger rotsamtener, hermelinverbrämter Königsmantel, das Abzeichen einer Souveränität, zu deren Verteidigung er sich von Deutschland losgesagt und in das Interesse des Auslandes gestellt hatte, lieber als nur einen Bruchteil davon dem großen Vaterland zum Opfer darzubringen. Das pariser Volk, das in langen Reihen längs der Straßen stand, verhielt sich kalt und schweigend. Bei aller Sympathie für diesen geschworenen Feind Preußens, den letzten deutschen Bundesgenossen Frankreichs, besaß es doch selbst zu viel wahren Patriotismus, um ganz ohne ein instinktives Widerstreben oder ein verächtlich-mitleidiges Befremden auf diesen Leichenzug blicken zu können. Das wiedererstandene, politisch gereifte deutsche Volk aber darf erwarten, daß der unglückliche blinde Welfenkönig der letzte deutsche Fürst gewesen ist, der, vom Ausland subventioniert, seine Hausinteressen mit dessen Hilfe durchzusetzen erhoffte. Von solchen Verfehlungen hat sich der Herzog von Cumberland frei gehalten. Jedoch mit dem alten, verhängnisvollen Trotz seines Geschlechtes glaubte auch er, in kleinlicher Überschätzung seiner monarchischen Selbstherrlichkeit, einen Rechtszustand zurückweisen zu dürfen, der auf die schöne Übereinstimmung deutscher Fürsten und Völker in großer Heldenzeit ruhmvoll begründet wurde.

Gerade die deutschen Welfen aber könnten in der Geschichte des erfolgreichsten Zweiges ihrer Familie, dem englischen Herrscherhaus, ein Vorbild finden, das sie hätte verhindern sollen, dynastische gegen volkstümlich-nationale Interessen einzusetzen. Die Welfen,

Digitized by Google

deren Zurückführung auf den Thron ihre deutschen Parteigänger auf Grund eines angeblich verletzten legitimistischen Prinzips fordern, sind in England selbst die Erben der Revolution von 1688, und wurden stets sehr energisch daran erinnert, wenn sie gegen die Bill of Rights, den 1689 geschlossenen Pakt des Volkes mit den neuen Herrschern, fehlten oder Änderungen versuchten. Selten berichtet die Geschichte von einem durch so viele anziehende, blendende Eigenschaften ausgezeichneten Königsgeschlechte wie dem der Stuarts. Aber im Vollbewußtsein ihres Gottesgnadentums entfremdeten sie sich die Masse ihres Volkes, indem sie seine vorwärtsstrebende politische Entwicklung bekämpften und schädigten, um sich endlich, ganz wie die deutschen Welfen, gegen das nationale Interesse mit dem Auslande zu verbünden und zur Wahrung ihrer dynastischen Ansprüche ihre letzten Hoffnungen auf Irländer, Franzosen und alle Feinde ihres Vaterlandes zu setzen. Da wendeten sich die besten ihrer, ehemals begeistert mit Hab und Blut für das angestammte Königshaus eintretenden Anhänger ab, und das hochbegnadete Geschlecht ging mit seinem Trotz in Vergessenheit und Elend unter.

Die ersten Herrscher aus dem Hause Hannover waren die denkbar schlechtesten, die England je gehabt hat, und völlig ungeeignet, Popularität zu gewinnen. Trotzdem hielt das Volk getreulich zu ihnen, weil es sich bewußt blieb, daß sie den englischen modernen Staatsgedanken, die protestantische Staatskirche und die nationalen parlamentarischen Grundsätze repräsentierten.

Dem Wirken der dem Menschen innewohnenden lebendigen Kräfte entgegentreten zu wollen, ist ein aussichtsloses Beginnen. Je kräftiger sich der Reichsgedanke in unserem Volke entwickelt, desto weniger Verständnis wird es auch für alle noch abseitsstehenden Vertreter von Prinzipien haben, in denen nichts Zukunftvolles mehr lebt.

Die politischen Umwälzungen, aus denen das moderne europäische Staatenbild hervorgegangen ist, haben allerorten agonisierende Gesellschaftselemente hinterlassen, die, innerlich bereits abgestorben, dennoch das Gesellschaftsleben der höheren Kreise noch vielfach bestimmend beeinflussen. Trotzdem verfallen sie durch ihre Entfremdung von der natürlichen lebendigen Kulturentwicklung immer mehr dem moralischen, kulturellen und wirtschaftlichen Niedergang, der unvermeidlich allen droht, die es unternehmen, sich gegen das Gesetz des Fortschrittes und des organischen Wachstums der Völker dauernd aufzulehnen. Denn jede Kultur-

Digitized by Google

epoche hat Anschauungen und Ideale, die schon die ihr nachfolgende Generation nicht mehr versteht: was nicht verhindert, daß solche für ihre Zeit einmal voll berechtigt und begründet gewesen sein können.

Goethes Kindergestalten.

Von August Hackemann.

[Teil II.]

II.

Nachdem wir also Goethes Glaubwürdigkeit außer Frage gestellt haben, gehen wir einen Schritt weiter und fügen die Urteile über das Kind, die durch seine Werke verstreut sind, aneinander, sie wie Perlen an einer Schnur aufreihend, vielleicht, daß es uns gelingt, eine gedrängte Theorie der Kindesnatur nach Goethes Anschauung zustande zu bringen.

Nicht nur der Entwicklungsgang der ganzen Menschheit, sondern auch der des Individuums stellt eine fortlaufende Emanzipation vom Tierischen zu höheren Daseinsformen dar. Eine Schar sich tummelnder Kinder aus der Ferne betrachtet, sieht nicht wesentlich anders aus als eine Schar spielender Fische im Teiche oder ein Schwarm tanzender Mücken: das sucht und flieht sich, das faßt sich und läßt sich los und strebt auseinander, das quirlt und wirbelt durcheinander, das purzelt und wälzt sich und zerstiebt plötzlich, wie von einem Windstoß auseinandergeblasen. Ebenso deutlich tritt das Tierische in der Natur des einzelnen Kindes hervor. Es wird hier konstituiert durch das Überwiegen der Sinnestätigkeit, das Vorherrschen der reinen Triebbewegung und des sinnlichen Begehrens.

Wir finden daher die Worte Goethes zutreffend, wenn er sagt:*) „Die Kinder haben in wohleingerichteten Häusern die

*) Wilhelm Meisters Lehrjahre. 1. Buch, 5. Heft.

Digitized by Google

Empfindung, wie sie Ratten und Mäuse haben mögen; sie sind aufmerksam auf alle Ritzen und Löcher, wo sie zu einem verbotenen Naschwerk gelangen können, sie genießen es mit einer solchen verstohlenen, wollüstigen Furcht, die einen großen Teil des kindlichen Glückes ausmacht." Wir erinnern uns hier auch an Felix, der im Garten umherspringt und lüstern nach den Kirschen blickt; Werther sieht mit Vergnügen, wie sich Lottens Geschwister herumtummeln, und gesellt sich bald, ungeachtet des Kopfschüttelns sogenannter „verständiger Leute", zu der tobenden Brut. An anderer Stelle erfahren wir, wie ein Bube sich mit Gänsen auf der Wiese herumjagt. Dem heimlichen Begehren von allerlei lieblichen Gaumenreizen leiht Werther Ausdruck, wenn er sagt,*) daß „die Kinder mit großem Respekt um die Schubladen umherschleichen, wo Mama das Zuckerbrot hineingeschlossen hat, und wenn sie das Gewünschte erhaschen, es mit vollen Backen verzehren und rufen ‚Mehr'!" Wir erinnern uns auch des gebratenen Apfels, auf den alle Gedanken des kleinen Berlichingen gerichtet sind.

Das Unvermögen kleinerer Tiere, wie junger Hunde und Katzen, Fliegen, Mücken, Fischchen, dauernd in ruhiger Haltung zu verharren, dieses unmittelbare Hervortreten des Bewegungstriebes als Lust an reiner Bewegung wird als Spiel bezeichnet. Diese Art des Spieles herrscht beim Kinde bis zum dritten Jahre hin vor. Doch will man den spezifisch menschlichen Begriff des Spieles erst später gelten lassen, wenn den Bewegungen eine allgemeine Vorstellung zugrunde liegt, wenn das Kind aus der Illusion einer gedachten Situation heraus handelt, so wenn sich z. B. ein Kind einbildet, es sei ein Fuhrmann oder es sei die Mutter. Zu dieser Art des Spieles wächst sich der Bewegungstrieb unmerklich aus, indem sich noch zwei Faktoren hinzugesellen: der Nachahmungstrieb und die Phantasie. Goethe hat dem Spiele des Kindes vielfache Beachtung geschenkt: den kleinen Felix sehen wir wiederholt mit Spielwerk beschäftigt. Werther hat seine Freude daran, wenn die kleinen Mädchen ihre Puppen herumschleppen oder wohl gar auf seinen Knieen anputzen. Auf die Bedeutung des Nachahmungstriebes weist Goethe in folgenden Worten hin:**) „Sieh nur die Knaben an, wie sie jedesmal, sooft Seiltänzer in der Stadt gewesen, auf allen Planken und Balken hin und wieder gehen und balanzieren, bis ein anderer

*) Werther, Brief vom 22. Mai.
**) Lehrjahre II, 2.

Digitized by Google

Reiz zu einem ähnlichen Spiele hinzieht." Der Nachahmungstrieb ist immer rege. „Jede Art von Tätigkeit möchte das Kind ergreifen, weil alles leicht aussieht, was vortrefflich ausgeübt wird."*)

Die Spiele der beiden Geschlechter sind wesentlich verschieden. Die Knaben bevorzugen solche, welche Mut, Körperkraft und Gewandtheit erfordern. „Sie sind," sagt Goethe,**) „geborene Soldaten, man sehe sich nur ihre Kampf- und Streitspiele, ihr Erstürmen und Erklettern an". Sie üben sich in der Ertragung von Qualen. „Sehr viele Scherze der Jugend beruhen auf einem Wettstreit solcher Ertragungen, z. B. wenn man mit zwei Fingern oder der ganzen Hand sich wechselweise bis zur Betäubung der Glieder schlägt."***) Dem Puppenspiele, welches sowohl der Knabe Goethe als auch der junge Wilhelm Meister pflegte, müssen wir eine höhere Stellung unter den Knabenspielen zugestehen, es ist so geistbildend, daß wir es als Übergang zu den rein nützlichen Beschäftigungen betrachten können.

Die Spiele der Mädchen sind weniger vielfältig, als die der Knaben. Sie befassen sich in der Hauptsache mit Tätigkeiten einer Mutter oder Hausfrau. Es waltet hier vor allem die Puppe ihres gewichtigen Amtes. Ihrer Bedeutung ist sich auch Goethe voll bewußt. Denn nicht nur im „Werther", wie schon angedeutet, sondern auch in den „Wahlverwandtschaften" erscheinen die kleinen Mädchen mit diesem ihrem unablöslichen Attribut vor uns. In den „Wahlverwandtschaften"†) erzählt uns Goethe, daß Ottilie eine Schar Mädchen um sich versammelt hatte, von denen die kleineren sich mit Puppen herumtrugen und Läppchen für sie zusammenflickten, während die älteren in der Aufsicht und Fürsorge für die jüngeren sich betätigten. Goethe hat hier eines sehr wichtigen Umstandes Erwähnung getan. Es weiß jeder Kinderfreund, daß ältere Mädchen die Puppen nach und nach beiseite lassen und ihre Liebe auf kleine Geschwister oder Nachbarkinder übertragen. So dämmern leise Anfänge des künftigen Mutterberufes auf. Wie weise doch die Natur verfährt! Sie hat uns den Weg für die Erziehung zur Arbeit vorgezeichnet. Tausend Übergänge hat sie geschaffen, wo das tändelnde Spiel zu ernster Arbeit übergeführt werden kann. Freilich muß man die Winke

*) Wanderjahre I, 4.
**) Wahlverwandtschaften II, 7.
***) Wahrheit u. Dichtung I, 2.
†) II, 7.

Digitized by Google

der großen Erzieherin zu benutzen verstehen. Auf Ottilie, in der schon der Schulgehilfe große erzieherische Anlagen entdeckt hatte, scheint das zuzutreffen. „Über ein kleines Mädchen wurde geklagt, daß sie ohne Geschick sei und im Hause ein für allemal nichts tun wolle.“*) Sie kommt unter die geschickte Leitung Ottiliens, und siehe, da war sie tätig, munter, unermüdet. Goethe spricht die Meinung aus:**) „Alles ist gewonnen, wenn die Kinder das, was sie tun, mit Munterkeit und Selbstgefühl zu leisten angeregt werden.“ Ferner ist Goethe überzeugt, daß die Kinder nützlicher Arbeit nicht abgeneigt seien. „Bemerken wir nicht,“ sagt er,***) daß die Kinder gleich tätig sind, sobald es was zu tun gibt? Kaum entfaltet die Natur ihre freundlichen Schätze, so sind die Kinder dahinter her, um ein Gewerbe zu eröffnen; keins bettelt mehr, jedes reicht dir einen Strauß, es hat ihn gepflückt, ehe du vom Schlaf erwachtest, und das bittende sieht dich so freundlich an wie die Gabe.“

Wir kommen nunmehr zum dritten Verbündeten bei der kindlichen Spieltätigkeit. Das ist die Phantasie. Meister sagt:†) „Kinder wissen beim Spiele aus allem alles zu machen: ein Stab wird zur Flinte, ein Stückchen Holz zum Degen, jedes Bündelchen zur Puppe und jeder Winkel zur Hütte.“ Was diese „Schönfärbereien“ vollzieht, ist die Phantasie. Doch kommt dieselbe nicht bloß für das Spiel in Betracht. Sie ist auch das Hauptingredienz der Lust an Geschichten und der Gespensterfurcht. Sie ist überhaupt nicht mehr und nicht weniger als der ganze Himmel und — die ganze Hölle der Jugend. Der Knabe Goethe z. B. hat ihre Macht an sich erfahren, ihn hat sie in die tiefsten Abgründe der Seelenqual gestürzt, ihm ist sie aber auch höchste Freudenspenderin gewesen, wenn alles sich von ihm zurückzog. Auf letzteren Umstand bezieht sich das Gedicht:††)

„Als ich noch ein Knabe war,
Sperrte man mich ein;
Und so saß ich manches Jahr
Über mir allein
Wie im Mutterleib.

*) Wahlverwandtschaften I, 17.
**) Ebenda II, 7.
***) Ebenda II, 9.
†) Lehrjahre I, 8.
††) Der neue Amadis.

Digitized by Google

Doch du warst mein Zeitvertreib,
Goldene Phantasie,
Und ich ward ein warmer Held,
Wie der Prinz Pipi,
Und durchzog die Welt."

Die Phantasie trägt uns über Wochen und Monde vorwärts und versetzt den Alten um Jahrzehnte zurück. Sie ist es, welche die jugendliche Erwartung froher Feste bis zur schmerzlichsten Ungeduld steigert. Die freudige Unruhe von Lottens Geschwistern vor Weihnachten will zu Werthers Gram nicht recht passen. Doch „die Kleinen ließen ihn nicht lange in Ruhe, sie verfolgten ihn, sprangen an ihm hinauf, erzählten ihm, daß, wenn morgen und wieder morgen und noch ein Tag wäre, sie die Christgeschenke bei Lotten holten, und erzählten ihm Wunder, die sich ihre kleine Einbildungskraft versprach".*) In dem gemütskranken Werther erweckt solcher Jubel nur wehmütige Erinnerungen an die eigene Kindheit, „da einen die unerwartete Öffnung der Tür und Erscheinung eines aufgeputzten Baumes mit Wachslichtern, Zuckerwerk und Äpfeln in paradiesisches Entzücken versetzte." In gewissem Gegensatze hierzu steht es, wenn Faust durch den Klang der Osterglocken dem Leben wiedergegeben wird, und er nun mit herrlichen Worten des beglückenden Wirkens der Jugendphantasie gedenkt:

„Da klang so ahnungsvoll des Glockentones Fülle,
Und ein Gebet war brünstiger Genuß.
Ein unbegreiflich holdes Sehnen
Trieb mich, durch Wald und Wiesen hinzugehn.
Und unter tausend heißen Tränen
Fühlt ich mir eine Welt erstehn."

Getragen von den Schwingen der Phantasie, fliegen wir über Länder und Meere. Hierbei erscheint die Phantasie gepaart mit dem Gefühl der Sehnsucht. Für die Jugend aber hat dieses Hinauf- und Hinausstreben des Geistes nicht immer etwas rein Beglückendes. Goethe gibt uns in seiner Lebensbeschreibung ein anschauliches Bild dieses Seelenzustandes. Die Stelle lautet:**) „Im zweiten Stock befand sich ein Zimmer, welches man das Gartenzimmer nannte, weil man sich daselbst durch wenige Gewächse vor dem Fenster den Mangel eines Gartens zu ersetzen versucht hatte. Dort war, wie ich heranwuchs, mein liebster, zwar nicht

*) Werther II. Der Herausgeber an den Leser.
**) Wahrheit und Dichtung I 1.

Digitized by Google

trauriger, aber doch sehnsüchtiger Aufenthalt. Über jene Gärten hinaus, über Stadtmauern und Wälle sah man in eine schöne fruchtbare Ebene, es ist die, welche sich nach Höchst hinzieht. Dort lernte ich Sommerzeit gewöhnlich meine Lektionen, wartete die Gewitter ab und konnte mich an der untergehenden Sonne, gegen welche die Fenster gerichtet waren, nicht satt genug sehen. Da ich aber zu gleicher Zeit die Nachbarn in ihren Gärten wandeln und ihre Blumen besorgen, die Kinder spielen, die Gesellschaften sich ergötzen sah, die Kegelkugeln rollen und die Kegel fallen hörte, so regte sich frühzeitig in mir ein Gefühl der Einsamkeit und einer daraus entspringenden Sehnsucht." Also Goethe kannte sie wohl, die unbestimmte, schmerzliche Sehnsucht. Er hat ihr später in der Gestalt der Mignon einen ergreifenden Ausdruck verliehen. Als Werther in angehendem Trübsinn seine Heimat noch einmal besucht, da vergißt er vor allem die Linde nicht, in deren Schatten er als Knabe so gern geweilt. „Damals sehnte ich mich in glücklicher Unwissenheit hinaus in die unbekannte Welt, wo ich für mein Herz so viele Nahrung, so vielen Genuß hoffte, meinen strebenden, sehnenden Busen auszufüllen und zu befriedigen. . . . . Ich sah das Gebirge vor mir liegen, das so tausendmal der Gegenstand meiner Wünsche gewesen war. Stundenlang konnte ich hier sitzen und mich hinübersehnen, mit inniger Seele mich in den Wäldern, den Tälern verlieren, die sich meinen Augen so freundlich dämmernd darstellten."*)

Wenn man es nicht aus Erfahrung wüßte, so könnte man es sich aus dem Gesagten entnehmen, wie lieblich es dem kindlichen Ohre klingt, wenn gesagt wird: du darfst mitreisen, du sollst die Welt kennen lernen, die hinter jenen Bergen liegt! „Ganz außer sich war Nany über das Glück, mitzureisen, fremde Gegenden zu sehen, da sie noch niemals außer ihrem Geburtsort gewesen, und rannte vom Schlosse ins Dorf, zu ihren Eltern, Verwandten, um ihr Glück zu verkünden und Abschied zu nehmen."**)

Auf dem Vorherrschen der Phantasie unter den Seelenfunktionen des Kindes beruht auch die jenem Alter in hohem Maße eigene Lust am Erzählen. Die Tante muß dem kleinen Berlichingen eine Geschichte erzählen. Werther hat die Zuneigung von Lottens Geschwistern nicht zum wenigsten seinem Talente zum Geschichtenerzählen zu verdanken. Anfangs wollte es ihm

*) Werther, Brief vom 9. Mai.
**) Wahlverwandtschaften II 15.

Digitized by Google

freilich nicht gleich gelingen, und es ist interessant; was er darüber berichtet:*) „Weil ich manchmal einen Incidenzpunkt erfinden muß, den ich beim zweiten Male vergesse, sagen sie gleich, das vorige Mal wäre es anders gewesen, so daß ich mich jetzt übe, sie unverändert, in einem singenden Silbenfalle an einem Schnürchen weg zu rezitieren."

Die Kinder selbst erzählen gern, sei es, daß sie eine gehörte Geschichte in ihrer Weise wiedergeben, wie der kleine Karl im „Götz", sei es, daß sie über eigene Erlebnisse, Hoffnungen und Entwürfe plaudern, was im „Werther" und im „Wilhelm Meister" wiederholt geschieht. Dieses kindliche Geplauder ist lebendige Poesie, es klingt zu dem Erwachsenen hinüber wie das träumerische, trauliche Murmeln eines entfernten Wiesenbaches. Aber nicht jedem gelingt es, den heitern Strom kindlichen Mitteilens hervorzulocken. Nur wer das Vertrauen der Kinder besitzt, dem öffnen sie ihre Herzen, und das ist derjenige, der ihnen mit wahrem Wohlwollen und Verständnis entgegenkommt. Wir haben gesehen, daß Felix sich immer weiter von der lieblosen Aurelie entfernt, und bei dem Ereignis der vermeintlichen Vergiftung hat er nicht einmal gegenüber dem geliebten Vater, sondern einzig und allein gegenüber der milden Natalie Vertrauen und Mut, den wahren Sachverhalt zu offenbaren. Werther muß bei Lottens Geschwistern erst eine Zeit der Quarantäne absolvieren. „Die Kleinen sehen mich in einiger Entfernung so von der Seite an."**) Er besteht die Probe glänzend, und nun ist er so sehr persona grata bei ihnen, daß sie ihm siebenfach versiegelte Geheimnisse preisgeben. Mit welcher Liebe hängen die Kleinen an ihrer Lotte, die ihnen die unvergeßliche Mutter ersetzen muß! Es ist ein liebliches Bild, zu sehen, wenn sie ihnen Brot schneidet:***) „Jedes rufte so ungekünstelt sein Danke! indem es mit den kleinen Händchen lange in die Höhe gereicht hatte, ehe es noch abgeschnitten war, und nun mit seinem Abendbrote vergnügt entweder wegsprang oder nach seinem stilleren Charakter gelassen wegging."

Nachdem wir so viele Einzelzüge der Kindesnatur in Goethescher Beleuchtung aufgeführt haben, drängt sich uns die Frage auf: Fände sich nicht bei Goethe eine Formel, eine Kardinalansicht, durch die man das innerste Wesen der Kindesnatur in

*) Brief vom 15. August.
**) Brief vom 16. Juni.
***) Ebenda.

Digitized by Google

prägnanter Weise charakterisieren könnte? Und da müssen wir antworten: Ja, es gibt so etwas. Es ist die Behauptung, daß das Kind Realist sei. So spricht Goethe einmal von den Kindern als den „entschiedensten, unbestechbarsten Realisten.“*) Dann wieder hören wir von ihm:**) „Jedem Alter des Menschen antwortet eine gewisse Philosophie. Das Kind erscheint als Realist, denn es findet sich so überzeugt von dem Dasein der Birnen und Äpfel als von dem seinigen.“ Die realistische Lebensauffassung von seiten des Kindes bildet den Grundton noch vieler anderer Betrachtungen und Apercus des Meisters. Was heißt, das Kind ist Realist? Es ist Wirklichkeitsmensch. Es kommt ihm gar kein Zweifel bei an dem eigenen Dasein wie an dem der uns umgebenden Sinnenwelt. Ohne künstliche Beeinflussung ist es mit seinem Lebenskreise vollständig zufrieden. In dem Sinne spricht Goethe:***) „Glückliche Beschränkung der Jugend, ja der Menschen überhaupt, daß sie sich in jedem Augenblicke ihres Daseins für vollendet halten können und weder nach Wahrem, noch nach Falschem, weder nach Hohem noch nach Tiefem fragen, sondern bloß nach dem, was ihnen gemäß ist.“ Die Reflexion hat noch nicht die Nabelschnur des Naturgefühls durchschnitten. Dieser naive Realismus ist auch der tiefste Grund für die enge Verwandtschaft zwischen Kindern und Tieren.

Die unverfälschte Natur des Kindes ist es auch, was Werther mit magischer Gewalt immer wieder zu den Kindern hinzieht.

„Wenn meine Sinne gar nicht mehr halten wollen, so lindert all den Tumult der Anblick eines solchen Geschöpfs, das in glücklicher Gelassenheit den engen Kreis seines Daseins hingeht, von einem Tag zum andern sich durchhilft, die Blätter abfallen sieht, und nichts dabei denkt; als daß der Winter kommt.“†) Nicht als unter uns stehende minderwertige Geschöpfe, sondern als die unverfälschten Vorbilder wahren Menschentums seien sie zu betrachten. „Ja, lieber Wilhelm,“ schreibt Werther,††) „meinem Herzen sind die Kinder am nächsten auf der Erde. Wenn ich ihnen zusehe und in dem kleinen Dinge die Keime aller Tugenden, aller Kräfte sehe, die sie einmal so nötig brauchen werden, wenn

*) Wahrheit und Dichtung.
**) Sprüche in Prosa, 7. Abt.
***) Wahrheit und Dichtung II. 6.
†) Werther Brief v. 27. Mai.
††) Brief v. 27. Juni.

Digitized by Google

ich in dem Eigensinn künftige Standhaftigkeit und Festigkeit des Charakters, in dem Mutwillen den guten Humor und Leichtigkeit, über die Gefahren der Welt hinzuschlüpfen, erblicke, alles so unverdorben, so ganz! immer, immer wiederhole ich die goldenen Worte des Lehrers der Menschen: Wenn ihr nicht werdet wie eines von diesen! Und nun mein Bester, sie, die unseres gleichen sind, die wir als unsere Meister ansehen sollten, behandeln wir als Untertanen. Sie sollen keinen Willen haben! — Haben wir denn keinen? Und wo liegt das Vorrecht? — Weil wir älter sind und gescheiter! — Guter Gott von deinem Himmel, alte Kinder siehst du und junge Kinder und nichts weiter; und an welchem du mehr Freude hast, das hat dein Sohn schon lange verkündigt." In späterer Zeit stellte Goethe noch einmal eine ähnliche Betrachtung an. Doch hat hier die Trunkenheit eines Werther der kühlen Bedürftigkeit und Resignation eines Weisen Platz gemacht. Wir meinen die Worte:*) „Denn wer wäre imstande, von der Fülle der Kindheit würdig zu sprechen! Wir können die kleinen Geschöpfe, die vor uns herumwandeln, nicht anders als mit Vergnügen, ja mit Verwunderung ansehen, denn meist versprechen sie mehr, als sie halten, und es scheint, als wenn die Natur unter anderen schelmischen Streichen, die sie uns spielt, auch hier sich ganz besonders vorgesetzt habe, uns zum besten zu haben. — Die ersten Organe, die sie Kindern mit auf die Welt gibt, sind dem nächsten unmittelbaren Zustand des Geschöpfs gemäß; es bedient sich derselben kunst- und anspruchslos auf die geschickteste Weise zu den nächsten Zwecken. — Das Kind an und für sich betrachtet, mit seinesgleichen und in Beziehungen, die seinen Kräften angemessen sind, scheint so verständig, so vernünftig, daß nichts darüber geht, und zugleich so bequem, heiter und gewandt, daß man keine weiteren Bedingungen für dasselbe wünschen möchte. Wüchsen die Kinder in der Art fort, wie sie sich andeuten, so hätten wir lauter Genies; aber Wachstum ist nicht bloß Entwicklung" usw.: es folgen nun die Worte, welche wir oben anführten.

Mit dem gefühlsmäßigen Realismus, den wir bis jetzt in den Vordergrund rückten, steht beim Kinde ein intellektueller Realismus in Wechselbeziehung. Man könnte ihn erkenntnistheoretischen Realismus nennen, nur muß man dabei im Auge behalten, daß dieser nicht durch philosophische Denkprozesse künstlich

*) Wahrheit und Dichtung I. 2.

Digitized by Google

gezüchtet, sondern als ganz notwendiges Produkt der geistigen Entwicklung hervorgewachsen ist. Der Mann aus dem Volke, der Bauer, der Handwerker, sie haben zumeist diesen Realismus. Beim Kinde ist eine andere Denkweise erst recht nicht möglich. Dieser Meinung verleiht auch Goethe Ausdruck, wenn er spricht:*) Wir sind Sensualisten, solange wir jung sind, und weiter:**) „Wer sich mit reiner Erfahrung begnügt und danach handelt, der hat Wahres genug. Das heranwachsende Kind ist weise in diesem Sinne."

Das Kind ist ganz Auge und Ohr. Die Außenwelt spielt auf seiner Seele wie auf einem Instrumente. Die Empfindung zeigt sich bei dem Kinde noch in ihrer psychischen Urform als Empfindungsbewegung. „Wer viel mit Kindern lebt, wird finden, daß keine äußere Einwirkung auf sie ohne Gegenwirkung bleibt."***) Die inneren geistigen Prozesse stehen noch vorherrschend im Banne der Assoziation. „Deshalb leben die Kinder in Schnellurteilen, um nicht zu sagen in Vorurteilen; denn bis das schnell, aber einseitig Gefaßte sich auslöscht, um einem Allgemeinen Platz zu machen, erfordert es Zeit."†) — An dieser Stelle verdient auch der Ausspruch Goethes Erwähnung, daß „alle Kinder moralische Rigoristen"††) seien. In bezug auf ihr eigenes Handeln sind sie es gewiß nicht, wie wir es ja auch an Felix gesehen, der mit größter Seelenruhe Schmetterlinge zerpflückt. Aber in bezug auf das Verhalten anderer, namentlich erwachsener Personen, sind sie sofort bereit, den strengen sittlichen Maßstab, der ihnen durch die Erziehung eingeprägt ist, anzulegen, da es ihnen noch nicht möglich ist, sich denkend über den einzelnen Fall zu erheben. Wie der kindliche Geist angeregt wird, sich aus besonderen Wahrnehmungen allgemeine Erfahrungen zu bilden, davon gibt Goethe ein anschauliches Bild:†††) „Ein zweijähriger Knabe hatte die Geburtstagsfeier begriffen, an der seinigen die bescherten Gaben mit Dank und Freude sich zugeeignet, nicht weniger dem Bruder die seinigen bei dem Feste vergönnt. Hierdurch veranlaßt, fragte er am Weihnachtsabend, wo so viele

*) Bei Eckermann.
**) Sprüche in Prosa, I. Abt.
***) Sprüche in Prosa, IV. Abt.
†) Ebenda.
††) Wahrheit u. Dichtung, II. 6.
†††) Sprüche in Prosa, IV. Abt.

Digitized by Google

Geschenke vorlagen, wann denn sein Weihnachten komme. Dies allgemeine Fest zu begreifen, war noch ein ganzes Jahr nötig."

Das psychische Leben des Kindes trägt noch das Merkmal einer gewissen Zerfahrenheit an sich. Es fehlt ihm noch der kräftige, alles beherrschende und straff zusammenfassende Wille. Das, was Wundt die aktive Apperzeption nennt, ist noch wenig in Wirksamkeit getreten. Das Wollen folgt beim Kinde weniger innerer Nötigung, als äußerer Reizung. Deshalb spricht auch Werther mit Recht:*) „Daß die Kinder nicht wissen, warum sie wollen, darin sind alle hochgelehrten Schul- und Hofmeister einig." Und er ruft über sich selbst einmal übers andere aus: „Was ich ein Kind bin!" weil es ihm nicht möglich ist, seinen Willen mit seiner Einsicht in Einklang zu bringen. — Wendet sich die aktive Apperzeption dem Vorstellungsleben zu, so bewirkt sie die Entstehung von apperzeptiven Verbindungen, d. h. es werden aus dem Assoziationsmaterial Begriffe gebildet. An klarer Begriffsgliederung fehlt es der Jugend noch gar sehr. Deshalb findet auch Kants Satz, daß Anschauungen ohne Begriffe blind seien, auf sie mehrfache Anwendungen. Aus dieser Blindheit resultiert vor allem der glückliche Realismus, der Optimismus der Jugend, den wir schon erwähnten. Wenn der Optimismus im Handeln zutage tritt, so gewinnt er sehr oft die Gestalt des Leichtsinns, „mit welchem besonders die Jugend von Tag zu Tag lebt, wenn es nur einigermaßen gehen will." Goethe kannte diesen Leichtsinn aus eigener Erfahrung:

„Als Knabe nahm ich mir's zur Lehre,
Welt sei ein allerliebster Spaß,
Als wenn es Vater und Mutter wäre,
Dann — etwas anders fand ich das."**)

Die Schwestern des Leichtsinns sind Zerstreutheit und Vergeßlichkeit. Auch sie beruhen auf einem Mangel an innerer Zusammenfassung. Den Fehler der Vergeßlichkeit hat die Jugend mit dem Alter gemein, wenn auch die Ursachen verschieden sind, wie wir aus Goethes Wort ersehen:

„Die Jugend ist vergessen —
Aus geteilten Interessen;
Das Alter ist vergessen —
Aus Mangel an Interessen."***)

*) Brief vom 22. Mai.
**) Zahme Xenien, IV. Abt.
***) Zahme Xenien, V. Abt.

Digitized by Google

Das geistige Auge der Jugend ist noch wenig geschärft. Darum macht ihr Montan, den wir schon erwähnten, den Vorwurf der Oberflächlichkeit. Als er dem wissensdurstigen Felix Aufklärungen über die Entstehung des Gebirges gibt, wundert sich Wilhelm darüber, daß jener offenbar mancherlei verschwiegen habe. Aber Montan erwidert, man könne mit den Kindern, „da sie die Gegenstände nur oberflächlich sehen," auch nur oberflächlich vom Werden und Zweck reden.*) Die Ausbildung des Geistes ist eine Hauptarbeit der Schule. Freilich will der Jugend diese Prozedur nicht immer gefallen. „Kinder deucht es gar behaglich, von genauen Lehrstunden und strenger Zucht entbunden zu sein."

Der Leitfaden, an dem wir uns bis hierher bewegten, war die Behauptung Goethes, daß die Kinder Realisten seien. Aber wie, widerspricht dem nicht mancherlei, was die Kinderforschung bisher zutage gefördert? Wenn sich Goethe Stiedenroths Ausspruch: „Das Kind idealisiert nicht," anschließt und erklärend hinzufügt: „d. h. es zeugt nicht," so ist das doch gewiß der diametrale Gegensatz zu den angeführten Worten, daß die Kinder aus allem alles zu machen verstünden. Im Kinde ist ein idealisierendes Vermögen vorhanden, das ist die Phantasie. Wie ist nun der Zwiespalt zu heilen, in den wir mit Goethe geraten sind? Das Kind baut noch keine idealen Welten auf, aber einzelne Winkelchen und Lebenslagen verklärt es durch seine Phantasie. Wir müssen etwas hinzufügen, was zwar auch schon in Goethes Worten enthalten, aber nicht besonders hervorgehoben ist, nämlich, daß das Kind ein Proteus ist, der bald als kühler Beobachter, als „unbestechbarer Realist", bald als Träumer auftritt, nur in sich gekehrt und seinen Illusionen lebend. Sully drückt dies mit den Worten aus:**) „Vielleicht wird die Wahrheit auf das Paradoxon hinauslaufen, daß die meisten Kinder sowohl nüchterne Beobachter als auch Träumer sind, welche nach der Stimmung von dem einen zum anderen übergehen und zwar mit einer Leichtigkeit, um die sie Erwachsene wohl beneiden dürfen."

III.

Wir kommen nun zum letzten Teile unserer Ausführungen. Wir wollen darin untersuchen, wie es möglich war, daß Goethe

*) Wanderjahre, I. 3.

**) Sully, Untersuchungen über die Kindheit, übers. v. Stimpfl. S. 24.

Digitized by Google

zu so trefflichen Urteilen über die Psyche des Kindes gelangen konnte. Es ist dieser Teil in gewisser Hinsicht als der wichtigste zu betrachten, denn wir dürfen erwarten, daß darin einige Lichtstrahlen mit auf das noch ziemlich dunkle Gebiet der Methode der Kinderforschung geworfen werden.

Das Sine qua non der Kinderforschung ist ein ausreichendes Maß allgemeiner psychologischer Kenntnisse. Hat Goethe diese Vorkenntnisse besessen? Diese Frage eingehend zu beantworten, halten wir für ein unnützes Beginnen, wenigstens gegenüber solchen Lesern, die mit dem Wachsen und Werden deutscher Geisteskultur vertraut sind. Der Name Goethe ist so eng mit der Be- und Erkundung deutschen Geistes- und Gemütslebens verwachsen, daß Carus recht behält, wenn er sagt, man könne aus Goethes Werken mehr Psychologie lernen als aus den Handbüchern Herbarts oder eines anderen Philosophen. Hat doch Goethe den Deutschen erst gelehrt, die intimsten Regungen seiner Seele zu verstehen und in seiner Sprache treffend und sinnig zum Ausdruck zu bringen. Es hieße einfach den ganzen Goethe zu rekapitulieren, wollte man seine Werke auf ihren psychologischen Gehalt hin untersuchen. Ihm ist es wie kaum einem zweiten gelungen, die Schwierigkeit psychologischer Reflexion zu überwinden, welche nach seinen Worten darin besteht, „daß man das Innere und Äußere parallel oder vielmehr verflochten betrachten muß.“ *)

Bei diesem Punkte halten wir uns also nicht auf. Eindringlicher ist nun die weitere Frage, wie Goethe zu seinen psychologischen Kenntnissen gelangte. Um dies zu beantworten, müssen wir auf seine seelische Eigenart etwas näher eingehen. Er spricht einmal von dem „inneren Ernst, mit dem er schon früh sich und die Welt betrachtet“ habe.**) Es ist bekannt, daß Goethe in eminentester Weise sein eigener Erzieher gewesen ist. Wie wäre aber das möglich gewesen, wenn er nicht schon frühzeitig und fortgesetzt den Vorgängen seines Innern die größte Aufmerksamkeit geschenkt hätte? „Wahrheit und Dichtung“ ist das Buch von der Selbsterziehung Goethes. Das herrliche Werk bezeugt nicht nur, daß Goethe bis ins hohe Alter lebendige Erinnerungen an die Eindrücke seiner Jugend, zurückreichend bis zum Aufdämmern des Bewußtseins, bewahrt hat, es bezeugt auch,

*) Sprüche in Prosa, IV. Abteilung.
**) Wahrheit u. Dichtung, 1. 2.

Digitized by Google

daß der Knabe in seltener Frühreife die Wirkungen der Außenwelt auf sein Ich beobachtete und mit großer Selbständigkeit auf sie reagierte. Wir erfahren, wie er seine „Vaterstadt zuerst gewahr" wird, wie die Schatten großer historischer Erinnerungen in seine Seele fallen, wie das bunte Leben einer Großstadt dauernde Spuren in seinem Geiste zurückläßt, welche Beiträge für den Aufbau seiner Bildung die Personen seiner Umgebung liefern, wie das Erdbeben von Lissabon die erste große Revolution in seinem religiösen Empfinden hervorruft, wie der Siebenjährige Krieg den Knaben in mannigfache seelische Mitleidenschaft zieht usw. Und überall der Parallelismus der äußeren Ereignisse und des psychischen Gegenbildes! Alles das erweckt in uns die Meinung, daß Goethe schon aus seiner Jugendzeit einen unermeßlichen Schatz psychologischer Kenntnisse in Gestalt von Beobachtungen eines reichen Innenlebens mit hinübergebracht hat ins spätere Alter. Die in der Knabenzeit gemachten inneren Erfahrungen sind namentlich das Medium, vermöge dessen ihm ein so sicherer Blick in die Seele des Kindes vergönnt war.

Die Natur hatte Goethe für den Beruf eines Seelenkundigen bestimmt und den Trieb hierzu zeitig in seiner Brust geweckt. Seine späteren Lebensschicksale dienen dazu, die ihm verliehenen Gaben zu bestätigen und bis zur Vollkommenheit auszubilden. Alles, was für seine universale Ausbildung von Einfluß war, kommt natürlich für die Förderung seiner psychologischen Einsicht in Betracht. Wir erinnern an das Studium der Bibel und anderer Schriften, an die Berührung mit hervorragenden Geistern beiderlei Geschlechts. Namentlich ist für seine Virtuosität, in seelischen Dingen sich auszudrücken, der Umgang mit den sogenannten Stillen im Lande von größtem Einfluße gewesen, denen er selbst das Lob spendet, daß „sie beredt und fähig waren, über alle Herzensangelegenheiten, die zartesten und tüchtigsten, sich gehörig und gefällig auszudrücken."*)

Dürfen wir uns also über die theoretischen Vorbedingungen zu Goethes kinderforschender Tätigkeit beruhigen, so erwächst uns nunmehr die Aufgabe, zu betrachten, wie er im Verlaufe seiner weiteren, universalen Entwicklung doch immer auch mit zum Kinde hingeführt wird.

In der ersten Periode seines künstlerischen Schaffens, in der Zeit des „Götz" und „Werther", huldigt Goethe dem Naturalis-

*) Wahrheit und Dichtung, I. 9.

Digitized by Google

mus. Das Naturevangelium Rousseaus hatte in der Seele des kulturſatten und doch ſo bildungburſtigen Jünglings gewaltig gezündet. Und wie er nun im Vereine mit gleichgeſtimmten Seelen ein ungebundenes Naturburſchentum zur Schau trug, ſo war auch der Tenor ſeiner ganzen damaligen Weltanſchauung Rouſſeaus Forderung: Zurück zur Natur! Wenn er ſich in der menſchlichen Geſellſchaft umſah, wo fand er noch reine, ungebrochene Natur? Einzig und allein beim Kinde. Daher die begeiſterte Anbetung der Kindheit, die uns im „Werther" entgegentritt. Wir dürfen es ebenſo als ein Bekenntnis des jungen Goethe betrachten, wenn Werther ausruft:*) „Meinem Herzen ſind die Kinder am nächſten auf der Erde."

Als der naturaliſtiſche Sturm verbrauſt war, ſetzte ein anderes Bauelement in Goethes Werden ein, das ebenfalls wieder die Tendenz zum Kinderleben in ſich trug. Das war die Beſchäftigung mit den Naturwiſſenſchaften. Es dürfte nicht unbekannt ſein, wie er ſich dadurch einen Ehrenplatz in der modernen Wiſſenſchaft ſicherte, daß er zum erſtenmal, noch vor Darwin, den Entwicklungsgedanken in voller Evidenz hinſtellte. Dieſer Gedanke drängte ſich ihm zunächſt bei ſeinen botaniſchen Studien auf, doch trat er ihm bald auf allen Gebieten der Natur und des Menſchenlebens entgegen. Es konnte nicht ausbleiben, daß er auch das künſtleriſche Schaffen Goethes beeinflußte und ihm neue Lebenselemente zuführte. So erwuchs ihm, beide Seiten ſeines univerſalen Wirkens, die künſtleriſche und die wiſſenſchaftliche, verknotend, das Prinzip: „Das eigentliche Studium der Menſchheit iſt der Menſch."**) Dieſer Wahlſpruch iſt ihm Richtlinie geweſen bis an das Ende ſeiner Tage. Der Menſch auf allen Lebensgebieten, der Menſch auf allen Entwicklungsſtufen hat ſtets die lebhafte Anteilnahme des Meiſters erregt. Sollte aber dabei das Kind, dem er ſich ſchon bisher ſo ſehr verbunden fühlte, leer ausgegangen ſein?

Die dargelegte innere Entwicklung wurde durch den äußern Lebensgang unterſtützt. Wie es bei einem Kinderfreunde, sit venia verbo, nicht anders ſein kann, ſehen wir Goethe auf ſeinem Lebenswege fortwährend von einer Schar Kinder umgeben. Bei ſeinem Aufenthalt in Wetzlar ſchloß er Freundſchaft mit den

*) Brief vom 29. Juni.

**) Wahlverwandtſchaften, Ottiliens Tagebuch. Vgl. auch Rich. M. Meyer, Goethe, Berl. 1895, S. 150.

Digitized by Google

Kindern des Amtmanns Buff, wie uns in „Werther“ wahrheitsgetreu berichtet wird. In Weimar erwählte er sich Charlotte v. Steins Kinder, namentlich deren Sohn Fritz zu vertrautem Umgange.*) Als das Verhältnis zu der Frau v. Stein in die Brüche ging, kam Goethe selbst in die glückliche Lage, sich Vater nennen zu können. Sein Sohn August hat ihm wesentliche Züge für die Gestalt des Felix geliefert. Später erwuchsen ihm muntere Enkel, die ständig um den Großvater waren. Neben diesen förmlichen Lebensgemeinschaften tauchen noch eine Menge flüchtiger Erscheinungen von jugendlichen Köpfen auf, die zum Teil auch noch dem Kindesalter angehören, zum Teil nicht weit darüber hinaus sind, worauf wir nicht näher eingehen wollen.

Die aufgeführten Tatsachen müssen jeden Zweifel an dem Werte, an dem empirischen Charakter der Goetheschen Urteile über das Kind beseitigen. Muß also nach den bisherigen Ausführungen die Kinderforschung Goethe gelten lassen, so wollen wir des weiteren zeigen, daß er dem Kinderforscher, insbesondere dem Lehrer, geradezu als Vorbild und Wegweiser dienen kann.

Man kann oft lesen, die Darstellung von Frauen- und Kindergestalten seien Goethes eigentliche Domäne, sie seien ihm am besten gelungen, sie wirkten auf uns wie „Urzeugungen“. Wenn man zur Probe die bekanntesten Frauengestalten im Geiste vorüberziehen läßt, so wird man diesen Worten recht geben.

Wie Minerva, fertig und gerüstet, aus dem Haupte Jupiters, so vollkommen und lebensvoll entsprangen die Frauen- und Kindergestalten dem Haupte unsers Olympiers. Können wir dieses Geheimnis erklären? In bezug auf die Kindergestalten ist uns ein Anhalt gegeben. Für sie wohnte ein Typus, ein untrüglicher Maßstab in seinem Geiste, das war die lebhafte Erinnerung an die eigene Jugend. Aber woher die a priori vorhandene Anschauung des Weiblichen? Es ist kaum anders zu begreifen, als daß Goethe in den Tiefen seines Innern physische Analogien mit der Wesenheit des Weiblichen und implicite des Kindlichen, welches beides sich sehr nahe steht, vorgefunden haben muß. In dem Vorherrschen der Gemütsseite ist diese Wesensverwandtschaft zu suchen. Wenn man von der Persönlichkeit Goethes alle durch Zeit und Umstände darum gelegten Hüllen, namentlich die steife Geheimratswürde, herunterzieht, so sieht man in ein

*) Siehe auch Goedeke, Goethes Leben, Cotta S. 118: Goethe im Verkehr mit den kleinen Herdern und Wielanden.

Digitized by Google

von glühendster, tiefster Empfindung und zartester Empfänglichkeit erfülltes Herz. Dort aber, wo alle Kräfte zusammenströmen, wo sie ineinandergreifen und „sich die goldnen Eimer reichen", da thront die Liebe, zunächst die Liebe als Personengefühl, in welchem Sinne Vischer vom alten Goethe sagt:

„Geht der Dichter nieder in dir,
Der Weise steigt und zu seiner Rechten,
Inniger stets und milde schauend,
Freundlicher, nachsichtsvoller lächelnd,
Herzliche Güte, Menschenliebe."

Doch erweitert sich bei ihm die Liebe ins Unendliche, sie schwillt zu einer alles umfassenden, zur Liebe zum Objekt. Als solche versenkt sie sich mit Innigkeit in die vorüberziehende Welle, umfaßt Baum und Strauch und alle Dinge. Faustens großartiger Hymnus an den Erdgeist illustriert sie uns:

„Nicht
Kalt staunenden Besuch erlaubst du nur,
Vergönnest mir, in ihre (der Natur) tiefe Brust
Wie in den Busen eines Freunds zu schauen.
Du führst die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei, und lehrst mich meine Brüder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen."

Diese Liebe leuchtet ihm aus dem Auge, steht an den Pforten seines Gehörs, lebt ihm in den Organen des Tastens, kurz, sie durchdringt sein ganzes Anschauen und Denken. Daraus resultiert eine Art, erkennend an die Dinge heranzutreten, in ihr Innerstes einzudringen, für die uns Goethe zum ewigen Vorbilde geworden ist. Vischer hat dafür das bezeichnende Wort „Einfühlung" gefunden.*) Es ist Einfühlung, wenn sich Goethe die Empfindung vergegenwärtigt, die uns ergreift, „wenn die berührte Mimosa ihre gefiederten Blätter paarweise zusammenfaltet." Einfühlung kommt in Goethes Worten zum Ausdruck, daß der Stengel „rund oder von innen heraus für rund zu achten" sei. Im Anschluß an letzteren Ausdruck charakterisiert Hildebrand Goethes spezifische Erkenntnistätigkeit so:**) „Sein Anschauen ist schon mehr ein Empfinden, so daß er sich in den Stengel gleichsam vorübergehend hineinlebt und diesen in sich herein." Goethe

*) Siehe Vischers Aufsatz über „Das Symbol" in den Aufsätzen zu Zillers 50jährigem Doktorjubiläum. Leipzig 1887.

**) Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen, Leipzig 1896, S. 81.

Digitized by Google

selbst aber faßt es in die kurzen und doch so tiefen Worte: „Es gibt eine zarte Empirie, die sich mit dem Gegenstande innigst identisch macht." Und wir sagen es noch einmal: Dieses Sichidentischmachen ist die Einfühlung.

Und die Einfühlung soll die Kinderforschung von Goethe lernen.

Die bayerische Jubiläumsausstellung in Nürnberg.

Von Ludwig Deinhard (München).

Am 15. September des Jahres 1806 wurde die Stadt Nürnberg durch die Rheinbundsakte dem kurz zuvor zum Königreich erhobenen Kurfürstentum Bayern einverleibt. Damals zählte sie etwa 25000 Einwohner, war durch die Drangsale der Franzosenkriege stark heimgesucht worden und allmählich in gänzlichen finanziellen Ruin geraten. Heute ist sie die bedeutendste Industriestadt Bayerns und zählt 295 000 Einwohner. Die Einwohnerzahl hat sich also in dem seit dem Anschluß an Bayern nun verflossenen Jahrhundert mehr als verzehnfacht.

Aus der alten Reichsstadt, deren Blütezeit in das 15. und 16. Jahrhundert fällt, als dort fast gleichzeitig Männer wie Albrecht Dürer, Adam Krafft, Peter Vischer, Hans Sachs, Wilibald Pirkheimer, Hieronymus Paumgärtner, Wenzel Jamnitzer u. a. wirkten, ist nach langer Verfallzeit unter dem Szepter des edlen Fürstengeschlechts der Wittelsbacher eine von modernem Großstadtleben erfüllte Handels- und Fabrikstadt erstanden, die längst über die altehrwürdigen Mauern und Tore der ehemaligen Altstadt hinausgewachsen ist. Nürnberg befindet sich also gegenwärtig in einer zweiten Blüteperiode, einer Periode abermaligen mächtigen Aufschwungs. Nur ist es diesmal vorwiegend die Industrie, der industrielle Unternehmungsgeist seiner heutigen Bevölkerung, dem es diesem Aufschwung zu verdanken

Digitized by Google

hat. Es sind die großen Industriegesellschaften, die sich an die bekannten Namen Schuckert, Faber, Kramer-Klett usw. knüpfen, denen Nürnberg seinen heutigen Weltruf als Industriestadt schuldet. Daneben ist es freilich auch der ebenso tüchtige, wie rührige Nürnberger Kleingewerbsmann und Handwerker, dem ein guter Teil dieses Rufes zufällt.

Dank solcher Entfaltung seiner reichen, in ihm schlummernden Kräfte vermochte es Nürnberg im Jahr 1882 die Aufgabe der Veranstaltung einer bayerischen Landesausstellung zu übernehmen und glänzend durchzuführen. Dieselbe Aufgabe führte es im Jahr 1896 durch. Und zum drittenmal hat es sich nun im laufenden Jahr der ebenso verdienst- wie mühevollen Aufgabe unterzogen, eine Ausstellung der bayerischen Landeserzeugnisse in Szene zu setzen. Nach dem, was wir oben gehört haben, ist diese heurige Ausstellung zugleich eine Jubiläumsausstellung.

„Das Nürnberg des zwanzigsten Jahrhunderts — so lesen wir in dem Geleitswort, das der bekannte Historiker Professor Dr. Karl Theodor von Heigel in München der ersten Nummer der Ausstellungszeitung beigegeben hat — hat den Vergleich mit der Vergangenheit nicht zu scheuen. Das Erbe der Vorfahren wurde, soweit es künstlerischen Wert und romantischen Reiz hat, pietätvoll gewahrt. Doch rings um den altertümlichen Mauerkranz mit seinem unvergleichlichen historischen Zauber dehnt sich in weitem Umfang eine neue Stadt. Wo noch vor kurzem Garten- und Heideland gewesen war, erheben sich Jahr für Jahr neue Häuserzeilen, die zwar an Anmut und Würde den älteren Stadtteilen nachstehen, aber mit allen für Gesundheit und Gemächlichkeit ersprießlichen Einrichtungen der modernen Großstadt ausgestattet sind. Darüber hinaus zeugen viele hundert rauchende Fabrikschlote von der Betriebsamkeit und dem rührigen Fleiß der Bewohner."

Die erwähnte diesjährige bayerische Landesausstellung zu inszenieren, diese Arbeit war wiederum, wie früher dem bayerischen Gewerbemuseum in Nürnberg zugefallen, einer zur Förderung des Gewerbes, der Industrie und des Kunsthandwerks in Bayern anno 1871 errichteten Anstalt. Bezüglich der Platzfrage traf der für die diesjährige Ausstellung gewählte Hauptausschuß, an dessen Spitze Nürnbergs erster Bürgermeister, der Geheime Hofrat Dr. von Schuh, der geistige Vater dieser Jubiläumsausstellung, steht, eine von der bisherigen Gepflogenheit etwas abweichende Anordnung. Während nämlich die beiden früheren Ausstellungen auf dem prächtigen Stadtpark des im Norden der Stadt gelegenen Maxfeld veranstaltet worden waren, entschied man sich diesmal für den sogenannten Luitpoldhain, einen an der Südgrenze der Stadt gelegener Föhrenhain, der zu dem dortigen großen Reichswald

Digitized by Google

gehört und mit dem sogenannten Dutzendteich abschließt. Sicherlich eine glückliche Wahl, nicht bloß wegen des bedeutend viel größeren Raumes, der hier für die Errichtung mächtiger Ausstellungshallen zur Verfügung stand, sondern auch wegen des eigenartigen landschaftlichen Reizes, der sich über diese alten Föhrenwaldungen mit ihren niedlichen Teichanlagen ausbreitet.

Der Entwurf der ganzen Bebauung des heurigen Ausstellungsplatzes, der etwa eine Größe von einer halben Million Quadratmeter besitzt, stammt vom Direktor des obengenannten bayerischen Gewerbemuseums Oberbaurat von Kramer, dem Leiter des ganzen Ausstellungsunternehmens. Eine sehr wichtige Rolle spielt ebenfalls bei demselben der Bibliothekar und Sekretär des Gewerbemuseums Professor Dr. P. J. Rée. Er ist Vorstand des literarischen Bureaus und Schriftleiter der Ausstellungszeitung, deren erste Nummer schon im Mai 1905 herausgekommen ist. Prof. Rée hat während des verflossenen Winters in den größeren Städten Bayerns Vorträge gehalten, die nicht bloß den Zweck hatten, für die kommende Ausstellung Propaganda zu machen, sondern auch von ihrer äußeren Erscheinung ein anschauliches Bild zu liefern. Wir möchten aus diesen Vorträgen folgende, zur Orientierung des Lesers über das Gesamtbild dieser Ausstellung besonders geeignete Stellen entnehmen:

„Eine große Hauptachse — die genau einen Kilometer lang ist — hält alles zusammen. In ihrer Richtung liegt der weiträumige, langgestreckte Platz, an dessen einer Seite sich die breite Front des Hauptgebäudes der Handwerks- und Industrieausstellung hinzieht, während auf dem ansteigenden Terrain gegenüber mit seinen Terrassen das Hauptrestaurant liegt und dazwischen sich das große Brunnenbecken ausbreitet, dessen gärtnerische Umgebung die königliche Hofgärtnerei in München schaffen wird. Allabendlich werden die hochaufschießenden Strahlen dieses Brunnens in wechselndem Farbenspiel erglänzen, während die Front des Hauptgebäudes dahinter im Schein von 20 000 Glühlämpchen strahlt. Den Zugang zu diesem Platze bildet ein Propyläon, das von zwei Obelisken und den Gebäuden für die Presse und die Verwaltung gebildet wird. Dem Ganzen ist ein duftiger Birkenhain vorgelagert, den in der Mitte eine am Haupteingange des Ausstellungsgebäudes beginnende breite Ulmenallee durchschneidet. Hinter dem Preßgebäude auf einer Anhöhe liegt das Gebäude der staatlichen Forstausstellung, die sich aus dem Gebäude heraus noch weit ins Freie hinausziehen wird. Der Hauptachse folgend sehen wir links vom Wege die zugleich die Sanitätsausstellung enthaltende Sanitätswache, dahinter den großen Platz zur Ausstellung der für das Freie bestimmten Gegenstände des Verkehrsministeriums und anschließend daran das Gebäude der königlichen Staatsministerien, das im stumpfen Winkel umbiegt und mit seiner zweiten Front an dem zum Dutzendteich führenden Wege liegt. Rechts von der

Digitized by Google

Hauptachse unmittelbar neben der westlichen Terrasse des Hauptrestaurants liegt mit seinem großen Pumpen-Kessel- und Generatorenhaus und seinem mächtigen Schornstein und dessen Kühler die 180 Meter lange Maschinenhalle. Daneben lagert mit ihrem für das Kunstgewerbe bestimmten Annex die Kunsthalle. Den Platz zwischen dem Staatsgebäude und diesen Bauten hier werden reiche gärtnerische Anlagen zieren, in deren Ausführung sich die städtische Gärtnerei Nürnbergs und der Nürnberger Gartenbauverein zu teilen gedenken. In die Böschung, mit der dieses höher gelegene Plateau gegen den Platz davor abfällt, schneidet ein pavillonartiger Bau hinein, der die zur Speisung der Leuchtfontänen nötigen Pumpen bergen wird. Den Schluß der großen Achse bildet mit seinen beiden Teilen das Haus der Stadt Nürnberg. Ein Gang verbindet das der Gegenwart geweihte große Vorderhaus mit dem kleinen Gebäude der historischen Ausstellung. Dahinter beginnt mit seinen stimmungsvollen Föhren der Dutzendteicher Wald. In ihm eingebettet finden wir die große Festhalle, ein die Ausstellung der Nürnberger Bäcker enthaltendes Café, die Münchener Bierhalle, von deren Terrasse aus der Blick auf die kleinen Nebenweiher des Dutzendteiches fällt, den mancherlei zur Ergötzung der Jugend bietenden Kinderspielplatz und das Gebäude der vereinigten Nürnberger Fleischermeister. In der Nähe davon liegt das große Rondell des Panoramengebäudes und von hier zum Hauptweg zurückgehend, kommen wir an dem Weinhause vorbei, das wie mit Fangarmen die Besucher zu sich hineinzuziehen sucht. Von hier aus uns rechts wendend und an der Seitenfront des Staatsgebäudes entlang gehend sehen wir vor uns das vom Verkehrsministerium ausgestellte Arbeiterwohnhaus und eine sehr originelle Bleistiftgruppe. Eine ganze Reihe von Einzelausstellungen folgt, darunter ein Algäuer und ein Inntaler Haus, und den Schluß bildet die Teichrestauration mit der Landungsstelle und dem eine schöne Rundsicht gewährenden, in den Dutzendteich hineingebauten Leuchtturm."

* * *

Dieses vielversprechende Zukunftsgemälde, das Prof. Rée hier in kurzen, prägnanten Sätzen entworfen hat, ist nun in der Zwischenzeit zur Wirklichkeit geworden. Am 12. Mai a. c. konnte die Jubiläumsausstellung durch S. K. H. den Prinzen Ludwig von Bayern in Vertretung S. K. H. des Prinzregenten, ihres eigentlichen Protektors, eröffnet werden, zwar noch etwas unfertig, wie es ja bei Ausstellungen immer geht, aber trotzdem bereit, die harrende Menge der Besucher zu empfangen. Der erfahrene Ausstellungsbesucher läßt sich freilich durch die einfache Tatsache der vollzogenen Eröffnung einer solch weitverzweigten Veranstaltung nicht dazu verlocken, ihr eine Visite abzustatten, namentlich dann nicht, wenn dazu eine längere Reise erforderlich ist. Er weiß, daß sich ein Ausstellungsbetrieb ebenso wie jeder Fabrikbetrieb, ja, wie jede größere Maschine erst sozusagen einlaufen muß, ehe er in wirklich geordneten Gang kommt, wozu oft Wochen, ja,

Digitized by Google

meistenteils sogar Monate erforderlich sind. Dies trifft natürlich im allgemeinen auch auf diese bayerische Landesausstellung zu. Aber in einem Punkt bildet sie doch gerade in dieser Hinsicht der rechtzeitigen Besuchsbereitschaft vor allen bisherigen deutschen Landesausstellungen eine rühmliche Ausnahme. Sie war wenigstens in ihrem wichtigsten, weitaus lehrreichsten und eines gründlichen Studiums würdigsten Teil am Tage ihrer Eröffnung tatsächlich fertig. Wir meinen hier die umfangreiche Ausstellung der bayerischen Staatsregierung. Von der Existenz eines Gebäudes der königlichen Staatsministerien haben wir ja bereits oben gelesen. Mit diesem Gebäude und dem, was sein geräumiges Innere birgt, wollen wir uns nun etwas näher befassen:

„Überaus glücklich — so lesen wir in Heft 8 der Ausstellungszeitung — ist dieser stumpfwinklig gebrochene Bau disponiert, und monumental wie es sein repräsentativer Charakter verlangt, ist seine Gestaltung. Zu einem breit hingelagerten wuchtigen Massiv schließen sich seine Hallen zusammen, und mächtig tritt mit schrägem Flächenanstieg aus der Mitte der Anlage die gedrungene quadratische Kuppel hervor. Sie erhebt sich über der Eingangshalle, zu der ein weiter Rundbogen den Zugang vermittelt und der außerordentlich wirkungsvoll ein Hof vorgelagert ist . . . . . Trotz größter Einfachheit der Formen, die jenen Primitivismus zeigen, der unserm selbständigen künstlerischen Können entspricht, ist der Bau doch überall eindrucksvoll und voll von künstlerischem Leben."

In diesem Bau finden wir nun sozusagen die ganze königlich bayerische Regierungsmaschine, zum Studium einladend, zur Schau gestellt: das Ministerium des königlichen Hauses und des Äußern führt die zahlreichen, heute bestehenden staatlichen Einrichtungen für Arbeiterwohlfahrt vor, in der Hoffnung jedenfalls, daß diese namentlich von denen, für die sie geschaffen sind, recht eingehend besichtigt werden möchten; das Ministerium für Verkehrsangelegenheiten macht den Besucher durch eine beinahe unübersehbare Menge von Plänen, Modellen, Apparaten usw. mit dem bayerischen Eisenbahn-, Post-, Telegraphen- und Telephonwesen bekannt; das Ministerium der Finanzen bringt Ausstellungen des königlichen Hauptmünzamtes, der königlichen Salinenverwaltung und des königlichen Katasterbureaus; das Kriegsministerium ist durch eine große, historisch interessante Sammlung von Waffen und Heeresgerätschaften aller Art sowie durch eine Vorführung der Betriebs- und Wohlfahrtseinrichtungen der zur Heeresverwaltung gehörigen technischen Institute vertreten; das Ministerium des Innern hat eine kleine Kunstausstellung von prächtig ausgeführten Plänen und Modellen der obersten Baubehörde

Digitized by Google

arrangiert und gewährt uns außerdem in liberalster Weise einen Einblick in sämtliche, ihm unterstehenden wissenschaftlichen und technischen Anstalten, Laboratorien, Kommissionen, Bureaus usw., die hier alle aufzuzählen den Leser ermüden würde. Die weitaus anziehendste und interessanteste Abteilung der in diesem großen Bau untergebrachten Separatausstellungen aber dürfte wohl die des bayerischen Kultusministeriums sein, welches hier das ganze ihm unterstellte Unterrichtswesen vorführt, den ganzen Apparat der bayerischen Fortbildungs- und Handwerkerschulen, der Real- und Industrieschulen, der Gymnasien und Realgymnasien, der technischen und landwirtschaftlichen Hochschulen, dargestellt in Hunderten von Zeichnungen, Modellen, Apparaten und Sammlungen von Unterrichtsgegenständen. Wahrlich, eine gewaltig imponierende Schaustellung, die auf jeden Besucher, der sie mit dem nötigen Verständnis durchwandelt, den denkbar besten und erfreulichsten Eindruck machen wird.

Die großartige Beteiligung der bayerischen Staatsregierung an dieser Jubiläumsausstellung bildet denn auch, wenigstens nach den Erfahrungen wirklicher Ausstellungsexperten, in der Geschichte des modernen Ausstellungswesens geradezu ein Unikum. Wohl niemals zuvor hat die Regierung eines modernen Kulturstaates ihren ganzen Regierungsapparat so vollständig öffentlich zur Schau gestellt, wie dies in diesem Sommer durch die bayerische Staatsregierung in Nürnberg geschehen ist. Jeder Bayer, nein, jeder Deutsche muß sich wahrhaft gehoben fühlen, wenn er diese so äußerst instruktiven und gleichzeitig so äußerst geschmackvoll ausgestatteten Räume mit hellem, empfänglichem Blick durchschreitet.

Nun aber weiter. Wir haben bei unserm kurzen Rundblick über das auf dieser Ausstellung gebotene massenhafte Studienmaterial noch so vieles zu erwähnen. Da wäre zunächst das Gebäude der Stadt Nürnberg hervorzuheben, in dem die ganze Verwaltungstätigkeit dieser modernen Handels- und Industriestadt dargestellt ist, mit ihren Einrichtungen für Gesundheit und Wohlfahrt, für Schul- und Polizeiwesen, für Kunst und Volksbildung. Auch vielerlei historische Erinnerungen treten uns entgegen. So zeigt uns ein großes, mit Geist und Humor ausgeführtes Freskogemälde die im Jahre 1835 stattgefundene Eröffnung der ersten in Deutschland gebauten Eisenbahn von Nürnberg nach Fürth. In dem sich hinten anschließenden Annex finden wir eine Menge Kunstgegenstände, die einer längst vergangenen Zeit angehören und die uns eine Vorstellung geben von dem künstlerischen Reich-

Digitized by Google

tum und dem Können der ehemaligen Bewohner der alten Noris. Und wer versenkte sich nicht gern in jene Glanzzeit einer früheren Blüteperiode! Welcher Deutsche liebte sie nicht, die herrliche alte Reichsstadt!

Doch weiter, hinüber nach den Gebäuden für das, was die Gegenwart geschaffen hat, für das moderne Kunstgewerbe und die moderne Kunst. Ich glaube, man darf wohl sagen, daß das bayerische, speziell das Münchner Kunstgewerbe hier hervorragend gut „abgeschnitten" hat, wenn dieser beliebte schneidige Ausdruck auf ein so friedliches Gewerbe überhaupt angewandt werden darf. Die Kunsthalle birgt eine Fülle von Werken der Malerei, Plastik und Architektur, unter denen sich mancher berühmte Münchner Künstlername findet. Auch die heutigen Nürnberger Künstler, namentlich einige hervorragende Architekten, sind recht würdig vertreten.

Es erübrigt noch über die Ausstellung des bayerischen Handwerks und der bayerischen Industrie, besonders der Maschinenindustrie, ein paar Worte zu sagen. Die Industrie tritt im Königreich Bayern am regsamsten in den Regierungsbezirken Mittelfranken, Schwaben und der Pfalz auf. Hauptindustriestädte sind Nürnberg, Fürth, München, Augsburg, Würzburg, Schweinfurt, Zweibrücken, Ludwigshafen, Bayreuth und Hof. Hervorragendes leisten namentlich die bayerischen Maschinenfabriken. Die Erzeugnisse der Lokomotivfabriken von Krauß & Cie. und J. A. Maffei in München erfreuen sich, wie bekannt, eines wohlverdienten Weltrufs; ebenso die der Vereinigten Maschinenfabriken Augsburg-Nürnberg. Von den gewaltigen Schuckertschen Scheinwerfern, den Augsburger Diesel-Motoren, den Lindeschen Eismaschinen weiß heutzutage jeder Realschüler etwas zu erzählen. Es ist deshalb kein Wunder, wenn die 180 Meter lange und 49 Meter breite Maschinenhalle der Nürnberger Ausstellung, in deren dreischiffigem Innern alle diese Meisterwerke moderner Technik zum großen Teil in vollem Betrieb zu sehen sind, auf die meisten Besucher eine so starke Anziehungskraft ausüben, daß diese Räume trotz des darin herrschenden Getöses von früh bis abends stets überfüllt sind. Daneben findet natürlich derjenige, welcher sich über die konstruktiven Details dieser komplizierten Mechanismen näher unterrichten will, hierzu ebenfalls Gelegenheit, wenn er sich in den oberen Stock des Vorbaus hinaufbegibt, wo sich eine Auskunftsstelle des Vereins deutscher Ingenieure befindet, die ihm jede gewünschte Erklärung verschaffen wird.

Digitized by Google

Der weitaus umfangreichste Bau des ganzen Ausstellungsplatzes ist das von Oberbaurat von Kramer entworfene Hauptindustriegebäude. An dieses schließt sich die Sonderausstellung der Handwerker unmittelbar an. Die Erzeugnisse der Industrie sind also hier von denen des Handwerks räumlich getrennt, eine Neuerung, die sich im Interesse der Übersicht zweifellos empfiehlt. Von den 22 Gruppen, in die die ganze Ausstellung eingeteilt ist, sind nicht weniger als 18 im Hauptindustriegebäude untergebracht. Die im zugehörigen Annex untergebrachte Handwerksausstellung zerfällt ihrerseits wiederum in 18 Untergruppen.

In der schier unermeßlichen „Wüste" der im Hauptindustriegebäude ausgestellten Industrieerzeugnisse aller Art bilden die ebenso geschmackvollen wie instruktiv angeordneten Sonderausstellungen des bayerischen Gewerbemuseums in Nürnberg und des pfälzischen Gewerbemuseums in Kaiserslautern eine sehr erfreuliche Oase. An den wohltuenden Farbentönen dieser vornehm ausgestatteten Räume kann sich das Auge des müden Wanderers von dem erdrückenden Wirrwarr von Eindrücken erholen, denen es in diesen endlosen Hallen fortwährend ausgesetzt ist. Eine noch erwünschtere Oase wird für die meisten Besucher allerdings die als Enklave in einen Hof eingebaute Kosthalle der Münchner Hackerbrauerei bilden.

Neben der kapitalkräftigen Industrie zeigt das, hier räumlich weislich geschiedene, bescheidene Handwerk, was es kann. Man ist ja heutzutage wohl gern geneigt, es für ganz ausgemacht anzusehen, daß die Zeiten, in denen das Handwerk einen goldenen Boden hatte, längst vorüber sind und niemals wiederkehren werden. Aber man betrachte doch einmal aufmerksam diese 525 Einzel- und 57 Kollektivausstellungen des bayerischen Handwerks. Reden sie nicht eine deutliche Sprache? Beweisen sie nicht, daß auch im Zeitalter des Elektromotors das schlichte Handwerk noch immer seinen Mann nährt, wenn man nur etwas Tüchtiges leisten kann. Rühren muß man sich allerdings dabei, und die Zeiten eines Hans Sachs sind für immer dahin. Damals konnte dieser unvergleichliche Schuster auch noch andere Dinge treiben, konnte 6000 Dichtungen, 1000 Schwänke und Fabeln und mehr als 200 dramatische Werke schreiben. Das freilich macht ihm heute keiner mehr nach.

Es war ein glücklicher Gedanke der Ausstellungsleitung, in einer stillen Ecke des Ausstellungsplatzes ein Hans Sachs-Theater zu errichten, ein Theater, in dem nur dramatische Schwänke dieses

Digitized by Google

talentvollen Repräsentanten des Schustergewerbes aufgeführt werden. Allerdings nicht von lebenden Mimen, sondern nur von Marionetten, aber von Marionetten, die Künstlerhänden ihr Dasein verdanken. Die Hans Sachs-Bühne soll außerdem eine Art Musterbühne darstellen. Sie besitzt nämlich eine Drehvorrichtung allerneuester Konstruktion, die letzte Schöpfung auf dem Gebiet der Bühnentechnik, die der leider kürzlich verstorbene geniale Münchner Theatermaschinendirektor Karl Lautenschläger der Nachwelt hinterlassen hat. Dorthin, nach diesem Hans Sachs-Theater möge der geneigte Leser des Abends seine Schritte lenken, um nach den Anstrengungen des Tages sich an den drolligen Einfällen eines Schusters zu ergötzen, der sozusagen im Nebengewerbe der fruchtbarste Dichter seiner Zeit war.

Es wäre über diese Nürnberger Jubiläumsausstellung natürlich noch sehr vieles zu sagen. Eine ganz besonders eingehende Besprechung verdiente namentlich die staatliche Forstausstellung. Allein wir mußten uns hier aus räumlichen Gründen auf diesen kurzen Rundblick beschränken. Vielleicht genügte aber auch dieser, um dem Leser den Entschluß zu erleichtern, sich mit eigenen Augen zu überzeugen, was die heutigen Bajuvaren, Franken und Pfälzer leisten können.

Unser Vetter, der Pfarrer.

Von George William Curtis.*)

Aus dem Amerikanischen übersetzt von Elise Berwig.

Prue und ich haben gar wenig Verwandte. Prue namentlich meint, sie habe nie welche gehabt außer ihren Eltern und habe heute keine anderen als ihre Kinder. Sie wünscht oft, sie hätte so eine behäbige Tante auf dem Lande, die mit Sack und Pack unerwartet hereinschneite und in unserem Häuschen den ganzen Winter über sich breitmachte.

*) In „Prue and I", dessen letztes Kapitel die vorliegende Skizze bildet, besitzt die amerikanische Literatur ein reizendes Kabinettstück aus der Biedermaierzeit. Sein Verfasser, George William Curtis (1824/1892), zu dessen Erstlingsarbeiten das anfangs der fünfziger Jahre veröffentlichte,

Digitized by Google

„Wohl weil du meiner überdrüssig bist, Frau Prue?“ erwidere ich würdevoll, wenn sie von der gedachten behäbigen Tante anfängt.

„Weißt du, du könntest Tante in die Oper führen und des Sonntags mit ihr spazierengehen,“ sagt Prue, ohne sich auf meine Bemerkung einzulassen, strickt dabei weiter und schaut mir ruhig ins Gesicht.

Dann erkläre ich Prue so unbefangen wie möglich, sollte ihre behäbige Tante zum Winteraufenthalt vom Lande kommen, so würde ich darauf bestehen, daß sie ihre älteste Tochter mitbringe; dieser würde ich so verwegen den Hof machen, daß die ganze Straße daran Anstoß nähme und selbst der Spezereiladen an der Ecke über die Schlechtigkeit zu klatschen hätte.

„Arme Prue, wie du mich dauern würdest,“ sag ich triumphierend zu meiner Frau.

„Arme älteste Tochter, wie sie mich dauern würde,“ erwidert Prue gelassen ihre Maschen zählend.

So vergeht der gemütliche Abend im munteren gegenseitigen Necken: wir wundern uns, wie alt die dicke Tante wohl sein könnte und wie viele Pakete sie mitbringen dürfte.

„Sie müßte mit dem letzten Zug um Mitternacht ankommen,“ sagt Prue, „und wenn sie zu Abend gegessen und ihr Zimmer aufgesucht, müßte sie die Entdeckung machen, daß sie ihr wertvollstes Paket, das ihr beim Zubettegehen und bei der Toilette unentbehrlich wäre, im Zug gelassen habe, und du müßtest dich auf die Suche danach begeben.“

Und die Nadeln klappern eifriger denn je.

„Ja, wenn ich dann des Morgens aufs Bureau gegangen und von wichtigen Geschäften in Anspruch genommen bin, — ja, Frau Prue, wichtigen Geschäften,“ betone ich, da meine Frau etwas ungläubig aufschaut, — „dann hätte unsere dicke Tante vom Lande Einkäufe zu machen und würde dich bitten, sie zu begleiten. In allen Geschäften hätte sie zu feilschen und selbst dem großen Stewart würde sie für die Handschuhe einen Groschen weniger bieten. Die feinen Verkäufer des großen Stewart würden dich daraufhin mit gehobenen Augenbrauen ansehen, als ob sie sagen wollten, Frau Prue, Ihre Tante sollte lieber auf dem Lande bleiben!“

Und die Nadeln klappern langsamer, als käme nun eine neue Melodie.

Ich weiß, die dicke Tante wird niemals kommen, nie werde ich der ältesten Tochter den Hof machen. Ich wäre geneigt, anzunehmen, daß unser Häuschen von Tanten und Cousinen wimmelte, wenn Prue und ich fort sind; aber wie kann ich, wohnt doch drei Häuser weiter eine Putzmacherin und in dem ehemaligen Speisezimmer meines Nachbars über die Straße

---

der Gattin Longfellows gewidmete Werk zählt, holte sich die ersten großen Anregungen bei den Transzendentalisten Neuenglands auf der Brook-Farm, jenem eigenartigen Experiment derer um Emerson. Nachmals lange Jahre Leiter und Hauptmitarbeiter der Harperschen Zeitschriften in New York hat er sich auch auf politischem Gebiet, als wortgewaltiger Gegner der Sklaverei und neben Karl Schurz als der hervorragendste Befürworter der Zivildienstreform, einen bleibenden Namen errungen. Zu der Figur des „Vetters“ in der obigen Skizze hat sein älterer Bruder Burrill Modell gestanden. (Aus Curtis' Lebensgang wäre für deutsche Leser vielleicht noch zu erwähnen, daß dieser den 48er Aufstand in Berlin miterlebt hat.)

Digitized by Google

kämmt ein Friseur seine Perücken. Die dicke Tante vom Lande ist eine Unmöglichkeit; Prue und ich merken es immer mehr, und es ist, als ob das Klappern der Nadeln zum Grablied für die eben verschiedene Dame geworden sei.

„Wir haben doch wenigstens einen Verwandten, Prue." Die Nadeln ruhen; nur die Uhr auf dem Kaminsims tickt und erinnert an das unaufhaltsame Dahinfließen des Zeitenstromes, der uns von unserem Vetter, dem Pfarrer, entfernt.

Wenn Prue und ich bester Stimmung sind und die Welt uns lacht, dann unterhalten wir uns über unsern Vetter, den Pfarrer. Erscheint die Welt ein wenig trüb und kommt uns der Gedanke, wir könnten, nachdem wir zusammen gelebt und geliebt, am Ende nicht zusammen sterben, dann kommen wir auf unsern Vetter, den Pfarrer, zu sprechen. Wenn wir kleine Pläne für die Knaben schmieden und Träume für die Mädchen träumen, dann kommt das Gespräch auf unsern Vetter, den Pfarrer. Erzähle ich Prue von Aurelia, deren Wesen jeden Tag lieblicher wird, dann kommt das Gespräch auf unsern Vetter, den Pfarrer. Es gibt keinen Gegenstand, der uns nicht anscheinend ganz von selbst auf unsern Vetter, den Pfarrer, brächte. Wie die milde Luft sich einstellt und alles in der Welt einhüllt, so daß Bäume und Berge und Flüsse und Städte, die Getreidefelder und das Meer durch ihre reinigende Taufe in die Ferne entrückt und zart und herrlich erscheinen, so breitet sich über alle die kleinen Ereignisse unseres Lebens sänftigend, veredelnd und erhebend, gleich einem Segen, die Erinnerung an unsern Vetter, den Pfarrer.

Er war mein einziger Jugendgespiele. Er hatte keinen Bruder, ich hatte keinen: so wurde einer des andern Bruder. Ihm war allezeit Schönheit eigen. Seine Gesichtszüge waren regelmäßig und zart, seine Gestalt schlank und geschmeidig. Er glich dem Bilde, das man sich von einem Königssohn macht; so war gewiß Philipp Sidney anzusehen, als er noch ein Knabe war. Seine Augen waren blau, und wenn man sie anschaute, war es, als ob man in einen Junihimmel blickte. Das Blut floß dicht unter der Haut, und so hatte sein Teint die prächtige Durchsichtigkeit des Lichtes. Es lag nichts Derbes oder Plumpes in seinem Benehmen oder seiner Art, seine Seele schien seinen Körper zu beherrschen. Aber er hatte starke Leidenschaften, denn seine Zartheit war positiv, nicht negativ, sie war nicht Schwäche, sondern Willensstärke.

Neben dem Hause lag ein Stück Land, das wir als Garten bearbeiteten. Ich war stolz auf meine Winden und Wicken, mein Vetter pflanzte Rosen. Eines Tages — wir waren wohl kaum mehr als sechs Jahre alt — gruben wir munter und plauderten. Auf einmal entstand irgend ein Zwist. Ich hänselte ihn, er erhob seinen Spaten und traf mich ans Bein. Für einen Knaben war der Schlag kräftig, und Blut sickerte aus der Wunde. Ich brach wütend in Tränen aus und humpelte dem Hause zu. Mein Vetter wurde blaß und sagte nichts; aber als ich die Tür öffnete, schoß er an mir vorbei und, ehe ich ihn unterbrechen konnte, hatte er sein Vergehen gestanden und um Strafe gebeten.

Von jenem Tag an bezwang er sich. Mit asketischer Energie unterdrückte er seinen eigenen Willen; ich kann mich keines anderen Ausbruchs entsinnen. Er büßte diese Selbstbeherrschung durch den Verlust seiner über-

Digitized by Google

strömenden Gefühlsäußerungen. Mein Vetter nahm ein ganz sanftes Wesen an; allein es fehlt das prickelnde Aufwallen, das den Charaktereigenschaften eine besondere Würze verleiht. Seine Ansichten waren gemäßigt und mild. Er ließ sich zu keinen jugendlichen Ausschreitungen hinreißen, und trotzdem ich oft wünschte, er möchte nur ein wenig sündigen, verehrte ich ihn dennoch als Heiligen. Daß ich so schlecht bin, behaupte ich Prue gegenüber, kommt überhaupt daher, daß ich für zwei zu sündigen habe, für mich selbst und für meinen Vetter, den Pfarrer. Oft, wenn ich atemlos und aufgeregt von irgend einem Streich zurückkehrte, der mich fast die ganze Nacht in Anspruch genommen, schlug mir das Gewissen, wenn ich das Zimmer des friedlich Schlummernden betrat. Es lag etwas Heiliges in dem tiefen Frieden seiner Schönheit, und wie oft, wenn ich ihn betrachtend dastand, rannen heiße Tränen aus meinen Augen auf sein Gesicht, und ich gelobte mir, eines solchen Gefährten mich würdig zu erweisen, denn ich fühlte, wie sehr ich im Innersten diesem starken, hoheitsvollen Wesen zugetan war.

Mein Vetter war der Liebling der Knaben, der Abgott der Mädchen. Seine umfassenden Geistesanlagen und sein feines Empfindungsvermögen machten ihn zum geborenen Beherrscher seiner Umgebung, diejenigen, die ihn nicht verstanden, wurden durch das Glänzende seines Wesens angezogen. Die Askese äußerte sich gelegentlich als eine Art Härte oder vielmehr Strenge in der Behandlung anderer. Er handelte so, wie er es für seine Pflicht hielt, vergaß aber, daß nur wenige das Gute so deutlich wie er zu sehen und dem leisesten Ruf des Gewissens so ruhig zu gehorchen vermochten. Ich muß gestehen, ich hatte ein wenig Angst vor ihm, denn ich glaube nicht, daß ich je streng sein könnte.

An den langen Winterabenden lese ich Prue oft die Geschichte eines alten Kirchenvaters oder ein wunderliches Gedicht von George Herbert vor. Jeden Weihnachtsabend lese ich Miltons Hymne von der Geburt Christi. Wenn dann der Heilige am heiligsten erscheint oder das Gedicht am ergreifendsten und erhabensten, ertappen wir uns bei der Unterhaltung über unsern Vetter, den Pfarrer. Ich habe ihn seit vielen Jahren nicht mehr gesehen; als er Abschied nahm, hatte sein Haupt das vergeistigte Ebenmaß Miltons, ohne die nach vorn geneigte Haltung des Puritaners, und mit der stattlichen Vornehmheit eines Edelmannes.

Ein derartiger Knabe besitzt frühreife Weisheit — er ist früh reif zum Leben und Leiden.

Prue hat es sehr gern, wenn ich seinen Lebensroman erzähle, was mich nicht wunder nimmt. Ich für meinen Teil finde im besten Roman nur die Geschichte meiner Liebe zu ihr. Oft, wenn ich ihr vorlese und an die Stelle komme, die Titbottom die „Heulpartie“ nennt, schaue ich plötzlich auf und sehe, wie Prues Augen in feuchtem Schimmer sanfter strahlend auf mich gerichtet sind.

Unser Vetter, der Pfarrer, liebte schon als Knabe Flora mit den sprühenden Augen und der hellklingenden Stimme. Er war ihr mit ganzer Seele zugetan. Flora fühlte sich geschmeichelt, da, wie gesagt, alle Mädchen ihn vergötterten. Sie war jedoch ein lebenslustiges, flatterhaftes Mädchen, das das Herz des Studenten mit seiner sprühenden Keckheit eingenommen hatte und fast mit Überraschung diese Eroberung gewahr wurde. Unser Vetter

Digitized by Google

— ich kann ihn mir nie als meinen Vetter allein vorstellen — verzehrte sich in der Glut seiner Leidenschaft. Sein Leben verdampfte vor ihr wie Weihrauch. Er richtete Gedichte an sie und brachte Ständchen unter ihrem Fenster im sommerlichen Mondlicht. Er brachte ihr Blumen und kostbare Geschenke. Wenn er nichts anderes zu schenken hatte, brachte er seine Liebe in so ausdrucksvoller und schöner Huldigung dar, daß seine Verehrung der Anbetung der Weisen glich. Die lustige Flora war ein stolzes, herrliches Mädchen, und der ritterlichste und beste Junge liebte sie. Sie war jung, und der gescheiteste und treueste Jüngling liebte sie. Sie lebten zusammen wie wir alle im glücklichen Tale der Kindheit. Wir sahen dem Mannesalter entgegen, wie Inseldichter über die See hinüberschauen, im Glauben, daß die ganze jenseitige Welt ein mit Gewürzen gesegnetes Arabien sei.

Monate vergingen, und die junge Liebe dauerte fort. Unser Vetter und Flora waren noch immer Kinder und eine Verlobung fand nicht statt, Die Älteren sahen in dem vertrauten Verkehr etwas Selbstverständliches und für beide Teile Vorteilhaftes. Es würde dazu beitragen, den Jungen zu sänftigen und das Mädchen zu festigen, man setzte ohne weiteres voraus, daß gerade Sanftmut und Festigkeit erforderlich wären. Es ist sehr zu bedauern, daß Männer und Frauen vergessen, daß sie einst Kinder gewesen sind. Es geschieht nur zu leicht, daß Eltern ihren Söhnen und Töchtern fremd werden. Die Reife ist das Tor des Paradieses, das sich hinter uns schließt; unsere Erinnerung wird Schritt für Schritt von den Herrlichkeiten entwöhnt, die unsere Jugendzeit ausfüllten.

Monate vergingen, die Kinder wurden älter und liebten sich immer noch. Prue lächelt zwar immer zu einer meiner Theorien, sie zweifelt gänzlich daran. Aber nichtsdestoweniger bin ich der Ansicht, daß Männer am leidenschaftlichsten und Frauen am beständigsten lieben. Männer lieben zuerst und am glühendsten. Frauen lieben zuletzt und am längsten. Das ist auch ganz natürlich; denn die Natur schafft Frauen, um gewonnen zu werden, und Männer, um zu gewinnen. Männer sind die handelnde, die positive Kraft, deshalb sind sie feuriger und geben ihren Gefühlen eher Ausdruck.

Weiter komme ich nie in meiner Philosophie, als bis dahin; dann sieht Prue mich an und bringt mich durch ihr Lächeln dazu, an meinen eigenen Lehren zu zweifeln. Aber sie sind nichtsdestoweniger richtig.

Meine Jahre eignen sich eigentlich nicht mehr zu solchen spekulativen Gedanken. Aber solange Aurelia nicht verheiratet ist, werde ich sie nicht aufgeben. Ich habe niemals große Fortschritte in der Philosophie der Liebe gemacht; in Wirklichkeit bin ich nur dieses einen Haupt- und Grundsatzes gewiß: Wenn man völlig überzeugt ist, daß zwei Menschen nicht ineinander verliebt sein können, weil auch nicht der geringste Grund dazu vorhanden ist, dann darf man versichert sein, daß man sich irrt, und daß sie verliebt sind, denn das Geheimnis der Liebe ist unergründlich. Es war schwer zu sagen, weshalb unser Vetter die lustige Flora so feurig lieben sollte; daß er es tat, hielt nicht schwer zu sehen.

Er kam fort auf die höhere Schule. Er schrieb die ausdrucksvollsten, leidenschaftlichsten Briefe, und wenn er in die Ferien zurückkehrte, hatte er keine Augen, keine Ohren und kein Herz für irgend etwas anderes. Ich

Digitized by Google

sah ihn selten, denn ich wohnte nicht mehr in unserer früheren Behausung und war in einem Laden beschäftigt, als angehender Buchhalter — aber ich erfuhr später von ihm die ganze Geschichte.

Eines Tages, als er zu den Feiertagen heimkam, fand er bei Flora einen jungen Ausländer, einen hübschen Jüngling, gewandt im Umgang und in der Unterhaltung. Ich habe schon tausendmal gefragt, warum Frauen eine solche Vorliebe für Soldaten und Ausländer haben. Sie meint, weil sie den Heldenmut lieben und romantisch veranlagt sind. Ein Soldat ist von Beruf ein Held, sagt Prue, und mit dem Begriff Ausländer verbindet man allerlei unbekannte, herrliche Himmelsstriche. Hoffentlich gibt es keinen schlimmeren Grund. Aber wenn die Entfernung das Romantische ausmacht, dann hat eben diesem Gesetz entsprechend der Berg, der uns am Horizont gesehen so lieblich vorkam, wenn man auf seiner kahlen Felswand steht, seine Romantik auf seinen entlegensten Nachbar übertragen. Ich kann nur die Phantasie der Mädchen bewundern, die Dichterinnen aus ihnen macht. Sie brauchen nur einen blödäugigen, unwissenden, verlebten Roué mit keckem Schnurrbart zu sehen und sie ergeben sich Italien, den Tropen, dem Glanz des Adels, des Hoflebens und —

„Halt ein," sagt Prue, „du bist nicht berechtigt, zu behaupten, Mädchen tun das, nur weil ein paar arme Opfer betört worden sind. Würde Aurelia sich mit einem stumpfsinnigen, schnurrbärtigen Ausländer einlassen?"

Prue hat so eine vernünftige Art, einem diese Dinge entgegenzuhalten.

Unser Vetter kam heim und fand Flora und den jungen Ausländer im Gespräch. Der junge Ausländer hatte große, empfindsame, schwarze Augen und den dunkeln Teint der Tropen. Sein Benehmen war schmachtend und bestrickend, höflich und zurückhaltend. Es lag darin eine natürliche Hoheit; man hätte glauben können, man habe mit einem jungen Fürsten zu tun, der auf Reisen weilt, ehe er seine Herrschaft antritt.

Eine alte Fabel lautet, die Liebe sei blind. Aber ich glaube, es gibt keine schärferen Augen, als die der Liebenden. Kein Wölkchen zeigt sich auf Prues Stirn, das ich nicht sofort bemerkte, keine Veränderung des Tonfalls in ihrer Stimme, die mir nicht ohne weiteres auffiele. Meinst du nicht, Aurelia würde das geringste Anzeichen einer Herzensablenkung ihres Liebhabers merken, wenn sie einen hätte? Liebe ist die kälteste aller Kritiken. Verliebt zu sein heißt in einer Krisis leben; das Ungewisse des kommenden Augenblicks verleiht dem Liebenden vollkommene Selbstbeherrschung. Sein Auge sucht beständig den Horizont ab. Kein Schritt, wenn auch noch so leise, der nicht wie Donner in seine Ohren klänge. Die Liebe wird vom Sturme gepeitscht, sobald eine handgroße Wolke aus dem Ozean emporsteigt. Sie prophezeit ihren eigenen Untergang, ihr Todeskampf ist längst vorüber, ehe noch ihr Leiden erkannt wird.

Kaum hatte unser Vetter, der Pfarrer, den Fremdling aus den Tropen erschaut und den Eindruck gemerkt, den er auf Flora machte, da fühlte er auch schon das Ende nahen. Als der Pfeil sein Herz getroffen, ward sein Lächeln liebevoller, seine Huldigung noch poetischer und ergebener. Ich zweifle, ob Flora ihn oder sich selbst verstand. Sie war sich nicht bewußt — was er instinktiv empfand —, daß sie ihn weniger liebte. Allein

Digitized by Google

in der Liebe gibt es keine Abstufungen: sofern sie nicht unumschränkt und allbeherrschend, ist sie nichts. Unser Vetter und Flora waren nicht in aller Form versprochen, aber ihr Verlöbnis wurde von uns allen als etwas Selbstverständliches angesehen. Er machte in bezug auf den Fremden keinerlei Bemerkungen, mit wahrer Seelenstärke war er Tag für Tag Zeuge dessen, was vorging. Schritt für Schritt — so zwar, daß sie es kaum merkte — zog sich unser Vetter von Flora zurück und überließ sie mehr und mehr dem schmachtenden Fremden, den sie ihm vorzog. Er benahm sich ihr gegenüber so taktvoll, er ging und sprach mit ihr noch so vertraut, daß sie keine Furcht anwandelte, er möchte sehen, was sie selbst kaum bemerkte. Deshalb hatte sie nicht nötig, etwas vor ihm oder vor sich selbst zu verbergen. Aber all die zärtlichen Regungen ihres Herzens strömten dem Westindier zu. Die Wange unseres Vetters ward bleicher, seine Seele verglühte und verzehrte sich. Seine ganze Zukunft, sein ganzer Lebenstraum war auf seine Liebe gegründet: ein ragender Palast auf Sand gebaut, und der Sand begann zu rutschen. Ich habe irgendwo gelesen, daß Liebe alles opfert, nur nicht sich selbst. Aber unser Vetter opferte sein Glück dem Glücke seiner Geliebten. Er hörte auf, sie als etwas ausschließlich ihm Angehöriges zu betrachten. Er machte in Wort und Benehmen keinen Anspruch, den nicht jeder hätte machen können. Er unterließ nicht, sie zu besuchen oder von ihr wie von allen seinen übrigen Bekannten zu sprechen, und zuletzt, ohne daß jemand hätte sagen können, wie oder wann die Veränderung vor sich ging, kam es an den Tag, daß er nicht mehr ihr Geliebter, daß aber beide die besten Freunde waren. Er schrieb immer noch ab und zu an sie von der Universität. Seine Briefe waren die eines Freundes, nicht die eines Liebenden. Er konnte ihr keinen Vorwurf machen. Ich glaube nicht, daß ein Mann im stillen überrascht ist, wenn ein Weib aufhört, ihn zu lieben. Ihre Liebe ist eine Gunst des Himmels, die ihm ohne Verdienst in seinen Schoß fällt. Wenn sie schwindet, hat er nicht mehr Grund zur Klage, als die Blume, wenn die Sonne von ihr weicht.

Noch ehe unser Vetter von der Universität abging, fand die Vermählung Floras mit dem Gast aus den Tropen statt. Es war der herrlichste Junitag: ein sommerlicher Himmel blaute der Braut. Sie trug Rosen in der Hand und Orangeblüten im Haar. Die Glocke der Dorfkirche klang hinaus auf die friedlichen Felder. Warmer Sonnenschein lag wie ein Gottessegen über der Landschaft. Prue und ich — wir waren damals noch nicht verheiratet — standen Hand in Hand am offenen Fenster im alten Kirchlein, als das junge Paar sein Gelöbnis ablegte. Prue meint, Bräute seien immer schön, und ich, der ich mich an ihren eigenen Hochzeitstag erinnere, — wie kann ich es bestreiten. Wahrlich, die lustige Flora war liebreizend an jenem Sommermorgen, und das Publikum war in fröhlicher Stimmung. Für mich hatte der Vorgang aber etwas sehr Trauriges, obwohl ich damals nur ahnte, was ich jetzt weiß. Ich habe bei meiner eigenen Hochzeit keine Tränen vergossen, wohl aber bei Floras, trotzdem ich wußte, daß sie einem zärtlichen Jüngling die Hand reichte, den sie innig liebte, und der ohne Zweifel ihre Gefühle erwiderte.

Unter der Schar ihrer nächsten Bekannten befand sich unser Vetter, der Pfarrer. Als die Feier zu Ende war, ging er auf sie zu, um ihr die Hand zu reichen, wie die übrigen. Er trug eine gelassene Miene zur

Digitized by Google

Schau, lächelte liebenswürdig und benahm sich ungezwungen. Flora errötete nicht — warum sollte sie? —, sondern gab ihm herzlich die Hand und dankte ihm für seine Glückwünsche. Darauf begab man sich gemeinschaftlich zur Kirche hinaus. Da und dort zeigten sich auf den lächelnden Gesichtern von Bekannten Tränen; unser Vetter geleitete die Braut zur Kutsche, drückte dem Bräutigam die Hand, schloß die Wagentür, und Flora fuhr davon.

Ich habe sie seitdem nicht wieder gesehen; ich weiß nicht einmal, ob sie noch lebt. Aber ich werde mich immer ihrer erinnern, wie ich sie an jenem Junimorgen vor mir sah, Rosen in der Hand und mit Orangeblüten geschmückt. Liebe Flora! — es war nicht ihre Schuld, daß sie den einen mehr liebte, als den andern, man konnte es ihr nicht übelnehmen, daß sie unsern Vetter nicht dem Westindier vorzog. Es ist nichts Inkorrektes an der Geschichte, es ist eben eine Tragödie.

Unser Vetter trug allerlei Auszeichnungen davon, ohne Eifersucht oder Neid zu erregen. Er überragte die anderen, und es war der sehnliche Wunsch seiner Kameraden, daß ihm das Zeichen seiner Überlegenheit zuteil werde. Er studierte eifrig, hatte eigene Gedanken und verstand sie zu Papier zu bringen. Es zeigte sich nirgends, daß sein Ehrgeiz oder sein Studienfortgang irgend welchen Schaden genommen habe. Allein nachdem er einige Zeit zurückgezogen auf dem Lande gelebt, begab er sich auf Reisen nach Europa. Zurückgekehrt, entschloß er sich, der Rechtswissenschaft sich zu widmen, gab aber seinen Plan sofort wieder auf. Dann sammelte er Material zu einer Geschichte, ließ es jedoch unbenützt liegen. Es fehlte offenbar die Triebfeder. Er brachte zuweilen Wochen bei Prue und mir zu. Die Kinder freuten sich, wenn er kam, denn er setzte sich zu ihnen, unterhielt sich und spielte mit ihnen den ganzen Tag, wie einer ihresgleichen. Es gab keine Streitigkeiten, wenn er ihr Spielkamerad war, und sein Lachen drang fast ebenso hell aus der Kinderstube wie das ihrige. Wenn dann Prue den Teetisch deckte und ich in Gedanken versunken am Kamin saß, hielt sie wohl inne, wenn wir diesen Laut hörten, und wandte sich mit Tränen in den Augen zu mir.

Alles, was andere interessierte, interessierte auch ihn. Sein feines Empfinden, sein klarer Verstand, seine edle Einbildungskraft vermochten jede Frage zu beleuchten. Seine Freunde wünschten, daß er sich der Politik widme, ein großes Werk verfasse, seinen Talenten entsprechend sich betätige. Das war es, wonach er selbst Verlangen trug, allein er ging hin und spielte mit den Kleinen in der Kinderstube. Die große Tat blieb unverrichtet. An langen Winterabenden sprachen wir oft von der Vergangenheit, wobei Titbottom schweigend zuhörte und Prue emsig strickte. Er erzählte uns die Einzelheiten seiner einstigen Leidenschaft, ohne jedoch moralische Betrachtungen anzustellen, zu seufzen oder verstimmt zu werden. Bisweilen wandte er sich leichthin scherzend an Prue; oft kam er auf ein altes Lied zurück — von George Withers ists, glaub ich:

„Wenn die Schönheit nicht mein,
Was kann sie mir sein?“

Aber seine Scherze entsprangen nicht der Redseligkeit; ihr milder Humor mutete mich an wie eine Blume auf einem Grab.

Digitized by Google

Ich bin überzeugt, Titbottom liebte unsern Vetter, den Pfarrer, denn sein Herz ist so gastfrei wie der sommerliche Himmel. Es war eine Freude, Zeuge seiner Aufmerksamkeiten gegen ihn zu sein, und es nimmt mich nicht wunder, daß Prue in dem Hilfsbuchhalter das Vorbild eines feingebildeten Herrn erblickt. Wenn man seine armseligen Kleider, sein dünnes, graues Haar, seinen schlendernden Gang und sein verträumtes Auge ansieht, kann es geschehen, daß man von ihm als einem bedeutungslosen Menschen weiter keine Notiz nimmt. Vernimmt man jedoch seine Stimme, wie er immer für das Gute und Edle eintritt oder in halb melancholischem Vortrag seine Jugenderinnerungen zum besten gibt, weiß man, wie sein Herz in seinen einfachen Regungen dem eines Knaben gleicht und sein Benehmen zartfühlend ist gleich einem Mädchen in seiner Bescheidenheit, so wird man verstehen, weshalb Prue erklärt, sie habe erst einen Menschen gesehen, der sie an unseren besonderen Liebling, Sir Philipp Sidney, erinnere, und sein Name sei Titbottom.

Zuletzt ging unser Vetter wieder nach Europa zurück. Es ist schon viele Jahre her, seit wir dem Schiffe nachsahen, mit dem er segelte, und als Titbottom, Prue und ich zum Essen nach Hause gingen, ward unser Tischgebet zu einem innigen Segenswunsch für unsern Vetter, den Pfarrer. Manchen Abend danach verlangten die Kinder nach ihm und weinten sich in Schlaf, indem sie seinen Namen riefen. Heute noch ebbt sich an manchem Abend unsere Unterhaltung vor dem Kamin zum Schweigen ab, Prue legt ihr Strickzeug beiseite und ergreift meine Hand, als habe sie meine Gedanken erraten, obwohl sein Name nicht genannt worden ist.

Auf seinen Weltwanderungen richtete er Briefe an uns. Es waren liebevolle Briefe, aus allerlei Erfahrungen, Gedanken und Schilderungen zusammengesetzt. Am längsten hielt ihn Italien, allein er schrieb, sein Gewissen mache ihm Vorwürfe, daß er von den Sirenen sich habe verlocken lassen, und er erklärte, sein Leben verrinne nutzlos. Endlich kam er nach England. Er war von allem entzückt, das Klima war ihm noch zuträglicher, als das italienische. Er besuchte alle berühmten Orte, lernte viele hervorragende Engländer kennen und schrieb, er fühle sich heimisch in England. Obwohl die besten Jahre hinter ihm lagen, vergrub er sich in das altmodische Duster einer Universitätsstadt und studierte wie ein strebsamer Knabe. Sein Leben, meinte er abermals, sei auf die Erde verschütteter Wein gewesen und ihn drücke das Bewußtsein einer Schuld. Und so wurde unser Vetter ein Pfarrer.

„Die Nachricht," schrieb er, „wird dich und Prue sicherlich freuen; mein Freund Titbottom kann sich nun nicht mehr länger brüsten, daß er der Welt nützlicher sei als ich . . ."

Das ist unser einziger Verwandter. Ist es ein Wunder, wenn wir, seien die Tage trüb oder hell, ganz von selbst auf unsern Vetter, den Pfarrer, zu sprechen kommen? Das Kinderzimmer ist verschwunden, denn die Kinder sind herangewachsen, doch ich habe gesehen, wie Prue die Türklinke in der Hand eine Stunde dastand und in das nunmehr traurigstille aufgeräumte Zimmer hineinschaute, liebevolle, fast heilig zu nennende Feierlichkeit in ihren Augen. Unsere Kinder haben ihren alten Spielgefährten vergessen; aber das weiß ich, wenn es in seiner Pfarrgemeinde drüben, jenseits des Meeres, Kinder gibt, so lieben sie unsern Vetter, den

Digitized by Google

Pfarrer, und warten mit Ungeduld auf sein Kommen. Ich möchte wissen, ob sein Gang noch so sicher ist; ist das lange, schöne Haar jetzt ergraut, ist das Lachen an diesen fernen Orten noch so wohllautend, wie es in unserer Kinderstube war? Hat England unter all seinen braven und großen Männern einen, der so hochherzig wie unser Vetter, der Pfarrer?

Das große Werk ist ungeschrieben geblieben, die großen Taten sind nicht vollbracht worden. In keinem biographischen Lexikon findet man den Namen unseres Vetters, des Pfarrers. Ist sein Leben darum ein verlorenes? Sind seine Talente vergeudet?

Kritikerjargon.

Von Franz Clement.

Das retardierende Element in der Entwicklung einer künstlerischen Prosa ist die Konvention. Schöpferische Naturen treten auf, sind durch die Überfülle dessen, was sie zu sagen haben, gezwungen, die alten Sprachschranken zu durchbrechen, wenn sie sich treu bleiben wollen. Von ihnen geht eine Spracherneuerung aus, die auch dem Kleinsten ihrer Sprachgenossen zugute kommt, da sie einen neuen Weg zeigt, in gleichem Abstande von Willkür und ertötender Schranke, in wahrer Freiheit die Ausdrucksmöglichkeit und die Ausdrucksmittel zu vervollkommnen. Die größten dieser Sprachschöpfer von Luther bis Goethe, von Lessing bis Nietzsche stehen nicht so einsam schaffend da, wie wir es uns in unserer Naivität träumen lassen. Sie vereinen in ihren machtvollen Individualitäten die Kultur oder eine Hauptseite der Kultur ihrer Zeit; wenn sie neue Werte schaffen, so war es eben der Gang der geistigen Entwicklung, der diese neuen Werte sanft oder stürmisch verlangte; wenn sie diese neuen Werte in neuen Worten künden, so tun sie das mit weiser, aber selbstherrlicher Benutzung der sprachlichen Gegebenheiten ihrer Zeit. Konvention wird das von ihnen Geschaffene dann, wenn die neuen Worte mit den neuen Inhalten selbst wieder zur Schranke geworden sind, die ein lebendigeres Verhältnis zu den Dingen ver-

Digitized by Google

hindern. An dem größten Sprachschöpfer der Neuzeit, an Goethe, sehen wir das! Man kann heute mit seinem Wortmaterial den veränderten Bedingungen unserer Zeit nicht mehr gerecht werden.

Keine Wissenschaft und geistig-kulturelle Betätigung spielt in der Entwicklung eines künstlerischen Prosastils eine so bedeutende Rolle als die Literaturkritik und Literaturwissenschaft. In Deutschland ebenso wie z. B. in Frankreich. Welche Errungenschaften knüpfen sich in dieser Beziehung an Namen wie Lessing, Herder, die beiden Schlegel, Hermann Grimm in Deutschland, Chateaubriand, Sainte-Beuve und Jules Lemaître in Frankreich. Aber nirgends ist die Gefahr des Klischee so groß als in der Literaturkritik. Und groß, sehr groß ist die Gefahr, weil man sie so schwer, oft fast gar nicht umgehen kann. Die besten Kritiker unserer Zeit, mögen sie sich noch so krampfhaft bemühen, ihr eigenes Verhältnis zu den Dichtwerken auf ihre und nur ihre Art auszudrücken, sind immer wieder gezwungen, an irgend einer Stelle ein Wort zu gebrauchen, das mindestens an die übliche Zensurengebung erinnert, oft so abgegriffen und eben wegen seiner Vieldeutigkeit so nichtssagend aussieht, daß man sich staunend fragt: Wie konnte er nur? Wenn ich in den folgenden Zeilen der Art, der Entstehung und der Überwindung dieses üblen Kritikerjargons nachgehe, so tue ich das aus der Überzeugung, daß eine Erneuerung unserer Literatursprache in diesem Punkte dringend not tut, soll die ganze Erziehung zum Kunstgenuß nicht illusorisch gemacht werden.

Ein erster Abschnitt zum Kapitel Kritikerjargon ist die üble Herrschaft der Schlagworte, gezeugt von der Presse, zum leichten Gebrauch oberflächlich zurechtgemacht, zum Rubrizieren scheinbar unumgänglich notwendig! Schlagworte sind die Mären von der „Höhenkunst“ und der „Heimatkunst“ und deren „Überwindung“, die zahllosen ismen, die noch viel undeutlicher sind als die verwirrenden deutschen Worte. Oder weiß einer der zahlreichen Vielschreiber, was er sich genau bei der Nennung des Wortes „Naturalismus“ zu denken hat? oder gar bei dem Terminus Impressionismus? Und endlich gar bei dem heute vielmißbrauchten Worte Neuromantik! Es nicht zu verwerfen, daß man sich Klischees zurecht gemacht hat, um in mancher kurzen Rezension die Qualitäten und Mängel eines Werkes erschöpfend und doch konzentriert zu behandeln. Aber es ist durchaus zu verwerfen, daß von den meisten Kritiken und Rezensionen eben wegen dieser vagen Termini kein klarzufassendes Worturteil bleibt. Man hat einen Dichter

Digitized by Google

nicht beurteilt, wenn man ihn einen Realisten nennt, und die eigentümliche Note eines Lyrikbuches nicht gezeichnet, wenn man von symbolischer Dichtung redet. Erst dann gewinnen die betreffenden inhaltsschweren Worte Geltung, wenn man gezeigt, wie sich die von ihnen benannten Doktrinen, Gefühls- und Gestaltungsrichtungen bei dem Dichter, vor dem man gerade steht, ausnehmen. Aber das ist ebenso schwer, als das Benamsen von ismen leicht ist, das erfordert ebensoviel Verständnis- und Genußfähigkeit als das andere Leichtfertigkeit. Erst die letzten 30 Jahre brachten eine Herrschaft und einen Kampf der Schlagworte. Das schlimme Spiel begann mit den ersten Schwertschlägen der Jüngsten. Damals hatte es Wert. Das Schlagwort war die bündige Bezeichnung für ein Programm, und hinter den Programmen stand die ganze junge, kräftig wollende Generation. Und heute? Ich glaube, wir haben die Schlagworte so verbraucht, daß sie dieselbe Rolle spielen wie in der Politik die Parteiphrase! Und vernünftige Menschen kämpfen doch gegen eine Herrschaft der Phrase.

Am konventionellsten wird der Kritiker, wenn er lobt: Schon daraus könnte man erkennen, wie wenig das Lob seine natürliche Aufgabe ist. Gegenüber vielen anderen bin ich geneigt, zu behaupten, daß der Kritiker fast nie loben soll. Mit dem guten, das ihm in die Finger gerät, wird er viel fruchtbarer fertig, für Publikum wie Dichter viel nützlicher, wenn er es einfach umschreibt und die Wirkungen festhält, die es auf ihn ausgeübt. Heute wird so viel gelobt, daß es für einen wahren Dichter zur Qual werden kann, mit den Phrasen verherrlicht zu werden, die aus derselben oder einer anderen Feder für ein Talentchen dritten oder vierten Ranges ebenso leicht und säuberlich fließen. Es wäre möglich, eine solche Tragik des Gelobtwerdens zu konstruieren: Dem starken Künstler ist es nicht genug, weil er durch den Zaun nicht hinaus kommt und sein innerstes Wesen erst dann erkannt wird, wenn blanker Widerspruch aufleuchtet; dem Kleinen ist es verderblich, weil er sich für einen Großen hält. Unsere junge Dichtergeneration ist so reizbar, weil so viel gelobt wird, weil auf diese Art kein Ziel vor ihnen steht, das der Kritiker in brennenden Farben malen müßte. Er soll Geburtshelfer sein, weil er selbst nicht gebären kann. Er soll Wegweiser sein in die Lande der Verheißung und sagt dem Irrenden und Fahrenden: „Wohlan, mein Freund, da stehst du gut. Bleibe nur ruhig!“ Ist das nicht Hohn?

Digitized by Google

Und wie gelobt wird? Zuerst „Gestaltungskraft", dann „gute Komposition", dann „Eigenart" und endlich „Neuland". Der Dichter ist ein „Neutöner", ein „starker Könner", weiß „Stimmung" zu erzeugen, zeigt im Roman eine gute „Führung der Handlung" usw. usw. Weshalb auch nicht? Die Worte sind da und sie klingen ja so schön. Daher kommt es, daß die Kritik so leicht geworden ist. Junge Dichter, denen ihre ungekauften Verse, ihre unaufgeführten Dramen, ihre unlesbaren Romane nichts einbringen und die sich vielleicht in einem anderen Redaktionsabteil als die unbrauchbaren Subjekte herausstellen, die sie wirklich sind, taugen immer noch zum kritischen Handwerk und warten als Essai-Zeilenschinder den künftigen Ruhm und die künftigen goldenen Berge ab. Es ist überhaupt sonderbar, daß in den Augen von Zeitungsverlegern und Redaktionen die Herausgabe eines noch so schlechten Versbuches oder eines anderen „dichterischen" Erzeugnisses eher zur kritischen Tätigkeit berechtigt, als ein einziger inhaltvoller und gut geschriebener Essai! Und daß das unvermeidliche Dichtwerk nur vom Dr. phil.-Titel des Germanisten, der durch sein Examen gar nicht, aber auch gar nicht den Ausweis führen kann, daß er ein tüchtigerer Kritiker sein wird als irgend ein anderer Europäer.

Was hat die Tätigkeit unserer besten Kritiker, eines Harden, eines Leo Berg, eines Alfred Kerr, Jacobsohn, Eloesser und Franz Servaes, mit Germanistik und philologischer Kleinarbeit zu tun. Und gar die Franzosen Sainte-Beuve, Anatole France u. a. Die germanistische Schulung muß sogar überwunden werden, denn ihre ästhetische Seite ist, wie sattsam zu erweisen, nichts anderes als Rubrizierung nach Schlagworten und allgemeinen Prädikaten; Kritik ist erstens angewandte Psychologie und angewandte Ästhetik; die holt man sich nicht im philologischen Seminar, sondern in Welt und Leben, in fleißigem Studium von Kunst und Kultur, in der eignen, für alles Schöne empfänglichen Brust. Es ist trotzdem recht gut, wenn der Kritiker auch philologisch geschult ist; ich verachte dieses Vorstudium keineswegs, aber es ist doch nichts anderes als Aneignung einer unter Umständen nützlichen Hilfswissenschaft. Und da es besser ist, der zukünftige Kritiker studiert an der Universität Philologie als Medizin, so mag es immerhin sein, obschon es ihn nicht verhindern darf, sich auch in anderen Wissensgebieten, besonders in dem zu stark vernachlässigten der Philosophie umzusehen. Wer auch in unserer Zeit das Aufeinanderprallen der Weltanschauungen sieht, der hat

Digitized by Google

in der Kritik mit soviel Problemen zu ringen, daß seine Sprache ohne Zweifel kräftiger wird; der ist vor der Tyrannei der Schlagworte und Gemeinplätze am sichersten bewahrt.

Ich bin bei der Nachsuche nach Gründen ein wenig von der Darlegung des status quo abgekommen. Neben dem Loben in Gemeinplätzen steht das Tadeln in Gemeinplätzen. Es wird nicht nur zuviel gelobt, es wird auch zuviel getadelt, zuviel verrissen. Ödem Dilettantismus — und wir haben dessen wahrlich genug — kann man ja nicht zu respektlos begegnen; aber es ist ebenso bedauerlich, wenn der kritische Dilettant sich zum Richter des ernst strebenden Dichters aufwirft, wenn irgend ein zwanzigjähriger Literaturjüngling, anstatt die Wirkungen eines Kunstwerks und die Genußmöglichkeiten, die es zeigt, genau zu umschreiben, nach Schema F den hoffenden Dichter aus irgend welchen Schulgesichtspunkten heraus herunterkanzeln darf. Die Tagespresse hat hier einen Snobismus erzeugt, der es verdiente, einmal gründlicher festgenagelt zu werden, als es bisher geschehen ist. Man staunt, wenn man die Urteile über einen neuen Hauptmann und über starke oder feine Werke aufkommender Talente, z. B. über Beer, Hofmann oder Graf Keyserling, liest. Was hilft es da, in spaltenlangen Erörterungen die offenliegenden Schwächen zu tadeln. Ein Wort genügt dem Dichter und dem Publikum, und dann sei dieses Wort nicht ein lächerlich vieldeutiges, wie „mangelhafte Charakterisierung", „unvollkommene Exposition", „Inkonsequenz in der Führung der Handlung", diese Worte sagen einem doch fast nichts mehr. Als ob es so schwer sei, nach den Bedingungen des Gewordenseins, nach den persönlichen Unterströmungen, nach den rein künstlerischen Qualitäten des Werkes zu forschen. Ach, hätten wir doch mehr Kritiker, die erleben können und fähig sind, ihre im Theater und bei der Lektüre gehabten seelischen Erlebnisse schlicht und doch differenziert vorzuführen. Die Dichtung ist doch nicht für den Kritiker, sondern für den Genießer da! Und darf nicht mehr sein wollen als Erhöhung des Genusses durch Erschließung neuer Genußpotenzen, durch Einstellung für die Aufnahme und durch Vertiefung der Eindrücke.

Was unsere blaß gewordene, im Konventionellen nur zu sehr stecken gebliebene Literaturkritik wieder erneuern kann, ist einerseits eine größere Einsicht in den literar-historischen Zusammenhang, anderseits eine ausgiebigere Bildung nach der psychologischen und ästhetischen Seite hin und in dritter Linie eine Wiederbelebung der durch die schöpferischen Kritiker der eigenen Nation und

Digitized by Google

fremder Nationen geschaffenen Kategorien. Und nicht zuletzt muß der Kritiker bedenken, daß sein Wortschatz nur dann etwas taugt, wenn er ihn selbst geschaffen.

Um die literar-historische Bildung ist es eine eigene Sache. Hervorragende Kritiker haben sie oft nicht. Alfred Kerr, dem man sicher Eigenes nicht absprechen kann, zählt z. B. zu diesen. Andere Kritiker haben davon zu viel; es lastet auf ihrem Schaffen zu sehr die schöne Vergangenheit und macht sie zu zurückhaltend gegenüber den Wirklichkeiten der Gegenwart und deren künstlerischer Fassung; ein solcher war ohne Zweifel Ludwig Speidel, diese herrliche Künstlernatur. Kritiker, die mit Kultur gesättigt sind, sind meist Skeptiker, und zu skeptisch darf der Mann des Feuilletons auch nicht sein. Ich kenne nur einen, der mir das Ideal eines gleichmäßig kulturell verfeinerten und den Realitäten gegenüber doch zugänglichen Richters repräsentiert; es ist der feine Franzose Jules Lemaître, der leider der Literatur den Rücken gekehrt hat und eine Politik treibt, die geeignet ist, ihn in den Augen aller guten Europäer zu diskreditieren.

Psychologie und wieder Psychologie! Aber daran fehlt es eben. Was einem heute nicht alles als „Mensch" angepriesen wird! Und führt doch nur ein papiernes Leben! Die elementarste Erfahrung genügt, um hinter die Maske zu sehen. Doch ich denke nicht nur an die praktische Virtuosität in der Menschenschätzung, die für den Kritiker so notwendig ist, und die die Stärke eines Scharfsehers wie Leo Berg ausmacht. Im Hinblick auf die rein sprachliche Neugestaltung unserer Kritik und auf die tiefere Erkenntnis des Prozesses der schöpferischen Tätigkeit schreibe ich auch der wissenschaftlichen Psychologie eine hervorragende Bedeutung zu. Die Kritik kann nur gewinnen, wenn sie sich, soweit es möglich ist, die Terminologie der analytischen Psychologie dienstbar macht. Hier sind Worte, die etwas Bestimmtes bedeuten, die mehr als Klangwert haben; das Begriffsnetz der Psychologie und psychologischen Ästhetik ist durch die Bemühung von Denkern wie Wundt, Lipps, James, Simmel u. a. so differenziert worden, daß es für keine seelische Tätigkeit mehr eines eindeutigen Begriffs mangelt. Oder sind Worte wie „Abstraktion", „Reaktion", „Wertung", „Assimilation" nicht weitaus besser als die alten Kategorien? Um zu sehen, wie hier gearbeitet werden kann, lese man einmal den Aufsatz Simmels über Stefan George in dem 12. Jahrgange der Neuen deutschen Rundschau. Neuen Menschen

Digitized by Google

wie Dehmel kommt man auf die alte Art nicht nahe und psychologischen Phänomenen erst recht nicht. Und wo nehmen unsere Kritiker gewöhnlich ihre Kenntnisse in der Psychopathologie her? Aus obskuren Werken, die der Gelehrte nicht einmal kennt. Doppelt bedauerlich, wo es eben hier so viele autoritative Werke gibt. Wird dann einmal ein Fachausdruck gebraucht, so ist er in neun von zehn Fällen falsch angewandt: ein Schmücken mit fremden Federn, das um so sinnloser ist, weil es den Leser verwirrt.

Zum Kritiker gehört Fleiß, gehört ausgedehnte Belesenheit, gehören sehr, sehr viele und gründliche Kenntnisse, gehört besonders eine genaue Bekanntschaft mit den Meistern der Vergangenheit. Von ihnen lernt man Methode. Es ist bezeichnend, daß für die Literaturjünglinge Lessing „schon längst tot" ist, Herder zum mindesten „veraltet", die Schlegel „unlesbar und unfruchtbar". Auch Sainte-Beuve — das konnte man vor einem Jahre zu seinem Zentenar in so und so vielen für den Tag geschriebenen Zeitungsartikeln lesen — zählt zu den Begrabenen. Und doch hat er einige Lundis, an denen man mehr lernen kann als an der ganzen kritischen Produktion von heute.*) Männer wie Wiegand freilich haben an ihm gelernt.

Ich glaube, diese Ausführungen genügen. Wenn wir der Kunst neue Wege zeigen wollen, müssen wir vorerst der Kritik aufhelfen; in Deutschland war es immer so, daß eines ohne das andere nicht möglich war. Sollen wir denn an der Vergangenheit nicht lernen können?

---

*) Es ist bedauerlich, daß man in Deutschland nicht mal eine Übersetzung ausgewählter Feuilletons des großen französischen Kulturanalytikers besitzt, von einer Gesamtausgabe ganz zu schweigen. Und dasselbe ist der Fall mit Taines Essais.

Digitized by Google

Erfüllung.

Skizze von Fritz Schott.

„Adieu, Fräulein Laukien!“ — „Adieu, Fräulein!“ — „Adieu!“ — „Adieu und recht vergnügte Ferien!“ —

Lächelnd stand die Lehrerin in der Tür ihres Klassenzimmers und drückte die sich ihr entgegen streckenden Kinderhände.

„Kommt gesund und mit Freuden wieder, Kinder, und genießt die herrliche Freiheit! Besonders du, Liesel Stein! Bist ganz schmal geworden! Warst wirklich ein bischen zu ehrgeizig! Denkst, andere Mädchen möchten nicht auch mal die Erste sein? — Nun leg Bücher und Hefte erst mal drei Wochen ganz zur Seite, tummle dich ordentlich aus, damit du rote Backen bekommst.“

Das Kind, dem der Lehrerin warme Worte galten, senkte den Kopf. „Ich darf ja nicht spielen, Fräulein! Vater will, daß ich auch in den Ferien alle Tage Schularbeiten mache oder nähe und lese.“

„Ich werde euch einmal in den Ferien besuchen, Liesel, ja?“

Des Kindes Augen leuchteten.

„Wirklich, Fräulein Laukien?“

„Ja, Liesel! Dann sag ich's deinem Vater, daß ihr gar keine Ferienarbeit aufhabt, und ihr die ersten drei Wochen alle Schulsorgen vergessen sollt. Die letzte Woche sollt ihr freilich ein bißchen wiederholen. Das tut aber auch wirklich, Kinder!“

„Ja, Fräulein,“ und „ja“, „ja“ scholl es der Lehrerin freudig entgegen.

Weiche, warme Hände streckten sich nach ihr aus, ein besonders zärtlich veranlagtes Kind hängte sich an ihren Arm, dann hob noch einmal das Abschiednehmen an, Stimmengesurr folgte, und endlich stand die Lehrerin allein im Klassenzimmer.

Einen Augenblick schloß sie die Augen, als brauchten diese treuesten Stützen des Berufes besondere Schonung, dann öffnete sie sie weit, strich das gescheitelte Haar aus der Stirn, ordnete ihr Kleid und verließ ebenfalls das Zimmer.

Auf dem breiten Flur, den Fräulein Laukien überschritt, standen einige Lehrer mit ihren Kolleginnen und plauderten lebhaft von ihren Reiseplänen und Ferienerwartungen. Grüßend ging das Fräulein an ihnen vorbei, klopfte an die Tür des Konferenzzimmers und trat ein.

„Na — Fräulein Laukien,“ fragte der Direktor, der eben im Begriff war, den Zylinder auf sein spärliches, graumeliertes Haupt zu setzen, „was bringen Sie noch?“

„Ich bitte noch um ein paar Minuten, Herr Direktor,“ erwiderte die Lehrerin mit sichtlicher Befangenheit.

„Muß es gleich sein, Fräulein? Ich bin in einer halben Stunde verabredet, und muß eilen. Ist es was aus Ihrer Klasse?“

„Nein, Herr Direktor, es betrifft mich selbst.“

„Sie? — Was denn?“

Digitized by Google

Fräulein Laukien wurde plötzlich sehr blaß und stockte; dann färbten sich schnell ihre Wangen, und etwas leiser, als sonst ihre Art, sagte sie: „Ich habe die Absicht, mich im Laufe der Ferien zu verheiraten."

Überrascht blickte der Vorgesetzte die Lehrerin an.

„Sie wollen wirklich — heiraten?"

„Ja, ich denke, es kommt dazu!"

Der Direktor hängte seinen Zylinder, den er so lange noch in der Hand gehalten, an den Haken, schlug die weißen, großen Hände übereinander und räusperte sich laut.

„Wirklich? — und — wenn ich fragen darf — mit — mit —?"

„Mein Bräutigam ist Doktor Friesen," fiel Fräulein Laukien dem Direktor ins Wort, „ich denke, Sie kennen ihn!"

„Hm, allerdings — Doktor Friesen ist mir bekannt."

„Daß ich seine Braut bin, weiß ja die ganze Stadt."

„Wohl möglich, Fräulein Laukien. Ja, ja, ich hörte davon. — Ihre Verlobung liegt wohl etwas zurück — ich erinnere mich nicht, daß Sie sie mir anzeigten. Es muß vor meiner Zeit hier gewesen sein — hm — so etwa neun, zehn Jahre her."

Der Lehrerin schmales Gesicht wurde noch blasser, und ihre Stimme klang umschleiert, als sie antwortete: „Schon zwölf, Herr Direktor! — Es reichte nicht früher zur Heirat!"

„So, so!" erwiderte der Schulvorsteher, kniff die bartlosen Lippen zusammen und ließ seine Augen über des Mädchens schmale Gestalt und ihr schlichtes, schwarzes Kleid gleiten.

„Haben Sie nicht kürzlich Ihre Mutter verloren, Fräulein Laukien?"

„Ja!"

„So — so! hm! Und nun wollen Sie heiraten! — den Doktor Friesen heiraten! — Schon zu Michaelis?"

„Schon jetzt, Herr Direktor, in diesen Ferien!"

Der Direktor fuhr erregt auf.

„Aber das geht doch nicht, Fräulein! Das ist doch nicht möglich! Ihr Kontrakt läuft von Ostern zu Ostern. Wenn Sie mir kündigen wollten, könnten Sie es Neujahr tun, und wenn diese Unterredung den Zweck haben sollte, Ihre frühere Entlassung zu erwirken, könnte das bei allem Entgegenkommen meinerseits doch nur zu Michaelis sein! Das werden Sie doch begreifen!"

Fräulein Laukien neigte ein wenig den Kopf, denn die Augen drohten feucht zu werden. Bald aber hatte sie sich wieder in der Gewalt, und mit ihrer klaren Ruhe sagte sie:

„Ich habe überhaupt nicht an Kündigung gedacht, Herr Direktor. Ich war der Meinung, es könne alles beim alten bleiben, ich könne nach wie vor meine dritte Klasse behalten. Meine Heirat ändert doch nicht meine Befähigung dazu!"

„Bitte, bitte sehr," eiferte der Direktor, „das ändert sehr viel! Ich habe Sie als Fräulein Laukien engagiert und wünsche, daß Sie Ihren Kontrakt innehalten. Das wäre ja ganz was Neues, meine Schülerinnen jungen Frauen zu überlassen! Heiraten Sie meinetwegen Michaelis, wenn Sie's durchaus wollen — da wird sich Ersatz für Sie gefunden haben."

Digitized by Google

„Das geht nicht, Herr Direktor," sagte das Mädchen, und blickte den Vorgesetzten dringend an, „wir müssen jetzt heiraten!"

„Müssen? Ich bitte Sie, was heißt müssen? Sie haben's ja plötzlich sehr eilig!"

Des Mädchens Gesicht flammte auf.

„Wenn man zwölf Jahre gewartet hat und sich dann endlich Aussicht bietet, festen Fuß zu fassen, dann muß man sie ergreifen. Mein Verlobter war lange Zeit Hauslehrer auf dem Lande. Jetzt endlich hat er hier an der Zeitung eine Anstellung als Redakteur bekommen. Lebte Mutter noch, wäre es ja anders, er könnte zu uns kommen, und mit der Heirat hätte es keine Eile. Nun, wo ich aber allein bin, treffen wir uns nur auf Spaziergängen. Das ist nicht das Rechte. Mein Bräutigam braucht mich — braucht geordnete Verhältnisse."

Sie hatte erregt und sehr schnell gesprochen. Nun bebten noch die schmalen Lippen, und ihre Hände hoben sich zu dem Vorgesetzten. Er aber schaute staunend auf das Mädchen. War das die stille, unscheinbare Lenka Laukien, deren Klassenergebnisse sich stets so glatt abwickelten? Die verschlossene, wortkarge, herbe, alte Jungfer? Wo hatte er nur seine Augen gehabt? Er blickte sie lange und voller Neugier an. Welch seltsamer Reiz lag über dem Mädchen! Und kein so ausgefallener Gedanke war's, daß sie heiraten wollte! — Schade, daß die Schule sie verlor — wirklich schade! Aber es ging nicht anders; Unregelmäßigkeiten, allerlei Zugeständnisse, Rücksichten — das wäre die Folge — es ging nicht — ging absolut nicht . . .

Aus diesen Gedanken heraus klang des Direktors Antwort barsch und erweckte in der Lehrerin ein Gefühl des Trotzes.

„Bis Michaelis bleibt also alles beim alten, Fräulein Laukien," sagte der Direktor. „Und nun: gute Ferien, Fräulein, ich bin eilig."

„Bitte, das Eine noch, Herr Direktor! Wir sind auf dem Standesamt angemeldet — in wenigen Tagen wollen wir heiraten. Daran ist nichts zu ändern!"

„Das nenne ich freilich ein sehr selbständiges Vorgehen! Wie kommen Sie bloß dazu? Sie müssen sich doch sagen, daß eine Heirat — Kontraktbruch ist."

„Das habe ich wirklich nicht gedacht, Herr Direktor!"

„Kontraktbruch, regelrechter Kontraktbruch," eiferte der Direktor heftig erregt, „da müssen Sie die Folgen tragen! — — Am 1. Juli erhielten Sie Ihr Gehalt, heute ist der siebente. Macht etwa 25 Mark. Der Betrag wird Ihnen zugehen. Betrachten Sie sich als entlassen, Fräulein Laukien."

Er knöpfte den etwas speckig gewordenen Gehrock zu, griff nach dem Zylinder und verließ mit kurzem Gruß das Zimmer.

Das war für die Lehrerin ein harter, unerwarteter Schlag! Der Atem ging ihr schneller, und die erregten heißen Wangen legte sie einen Augenblick an die kalten Steine des Ofens. Es lösten sich ein paar heiße Tropfen aus den brennenden Augen, ein leises Aufschluchzen folgte, dann kam langsam die alte, oft erprobte Ruhe über sie. — —

Lenka Laukien hatte es nicht eilig, nach Hause zu kommen. Niemand erwartete sie. Das frugale Mittagbrot pflegte sie sich erst nach ihren Schulstunden selbst zu bereiten, und so ging sie langsam über den Marktplatz durchs Stadttor der Vorstadt zu. In der Stromstraße lag die kleine

Digitized by Google

Giebelwohnung, die sie mit der Mutter fast 15 Jahre bewohnt, und die auch im neuen Lebensabschnitt, der vor ihr lag, ihre Heimat bleiben sollte.

„So fleißig, Mutter Schröder," redete Lenka Laukien eine Frau an, die eifrig mit dem Scheuern der Treppe beschäftigt war, welche zu ihrer Wohnung führte.

„Bloß so'n Kornche, Freileinchen! So ganz blank und staatsch, un' mit Radick — das kommt erst uff'en Dienstag, zur Hochzeit!"

„Sie meinen es so gut, Mutter Schröder," entgegnete das Fräulein mit leiser Wehmut, „aber lassen Sie, bitte, allen Schmuck! Muttchen ist ja kaum aus dem Haus — der Kranz- und Totengeruch hat sich kaum verzogen, da paßt es wirklich nicht, Feste zu feiern! Tun Sie mir die Liebe, und lassen Sie das!"

Damit schloß sie die Tür hinter sich, legte Hut und Mantel ab und kauerte sich in den alten Polsterstuhl am Ofen. Darin hatte Mutterchen gesessen, krank, gebrechlich, zehn Jahre fast arbeitsunfähig, auf der Tochter Hilfe und Verdienst angewiesen. Mit stiller Heiterkeit hatte Lenka der Kranken Leiden tragen helfen, denn bräutliches Glück erhellte die Schatten der Krankenstube.

Freilich — eine seltsame Brautzeit war es!

Auf einem Schulfest hatte Lenka Doktor Friesen kennen gelernt. Als Gast eines Kollegen beteiligte er sich daran, und zeigte im Verkehr mit den Kindern eine so herzgewinnende Liebenswürdigkeit, daß Lenka wie geblendet an der hinreißenden Persönlichkeit des jungen Philologen hing und in ihrer schlichten Natürlichkeit gleichfalls sein Interesse für sie erweckte. Dann kam's wie ein Sturm — überraschend, heiß und ohne Überlegung, daß er um sie warb. Und die Mutter war so glücklich und ruhig im Gedanken, ihr Kind einst versorgt zu wissen.

Mütter denken immer noch: der Mann ist die sicherste Versorgung ihrer Töchter! Lenka wurde 25!

Und wer heiratet arme Lehrerinnen mit kranken Müttern als Zugabe?

Es war wirklich ein unbeschreibliches Glück, das Lenka machte — die ganze Stadt war voll davon!

Allmählich legten sich die hochgehenden Wogen. —

Jahr auf Jahr verging; außer einigen Vertretungen fand Dr. Friesen keine Tätigkeit. Da blieb ihm nichts anderes, als eine Hauslehrerstelle zu suchen. Weit hinter Königsberg fand er einen Platz. Aber die Leute kämpften in Entbehrungen und Mühen um ihre Existenz; wie körperliches Unbehagen empfand der heitere lebensfreudige Hauslehrer das sorgenvolle Dasein seiner Brotherren. Da war ihm ein Engagement auf einem Gute bei Thorn so recht nach Wunsch. Eine heillose Wirtschaft war's bei den Stempukowskys, das sah er gleich, aber lustig ging's her und sorglos, als sei das ganze Dasein ein Freudenfest. Und er tat mit. —

Wein, Würfel, Pferde, Frauendienst wurden des leicht bewegten Mannes Lebensinhalt.

Unterrichtsstunden blieben Nebensache — das eigene Studium vergessen.

Auch der Braut hätte er kaum mehr gedacht, wenn Lenka ihn nicht durch ihre regelmäßigen, treuen Sonntagsbriefe an sie erinnert hätte. Dann kam bisweilen sogar eine flüchtige Regung über den jungen Mann, sich

Digitized by Google

heraus zu arbeiten aus dem Sumpf, in dem er lebte, aber zu wirklichem Aufraffen kam es nie.

Endlich ging die Herrlichkeit der Stempukowskys zu Ende. Gläubiger vertrieben sie von Haus und Hof, und selbst der Hauslehrer mußte ohne Auszahlung des rückständigen Gehaltes ein neues Dach suchen. Wohin? Er hatte weder Verwandte, Freunde, und war ohne Mittel. — Gütig, ohne ein Wort des Vorwurfs über sein verändertes Wesen und Aussehen bot das treue Mädchen Hand und Hilfe.

Nahe ihrer Wohnung mietete sie ein Zimmer für den Verlobten, ließ ihn Gast bei ihren Mahlzeiten sein, und brachte mit aufopfernder Mühe allmählich Ordnung in seine verwilderten Verhältnisse.

Hatte die Sehnsucht das einst blühende Mädchen blaß und schmal gemacht, so ließ jetzt Sorge das Haar erbleichen, die Gesichtszüge scharf und herb werden.

Langsam und mit unermüdlicher Ausdauer suchte das Mädchen den Verlobten wieder für wissenschaftliche Arbeiten zu interessieren. Daneben verstand sie es durch anregende Fragen und heitere Auffassung Doktor Friesen zur Wiedergabe seiner Erlebnisse bei den Stempukowskys zu bringen, und drang in ihn, einige originelle Episoden schriftlich aufzuzeichnen. Mit ihrer klaren Handschrift brachte sie des Bräutigams hingeworfene Notizen zu gutem Ansehen und geordneter Folge, so daß lebenswahre, heitere Feuilletons daraus entstanden, die bereitwillige Aufnahme in der Tageszeitung fanden und gut honoriert wurden. Bald wurde die Nachfrage nach Beiträgen aus seiner Feder größer, und Doktor Friesen gelangte unversehens auf ein ganz neues Feld seiner Begabung. Sein Name wurde oft und mit Anerkennung genannt, und durch das Anerbieten einer festen Redaktionsstellung war der Grundstein einer geborgenen Existenz gelegt. Mit aller Lebhaftigkeit, die ein Hauptzug seines Wesens war, stürzte sich Doktor Friesen in die neue Stellung. Der feuilletonistische Teil der Zeitung, Referate über Kunst und Wissenschaft bildeten sein Ressort, und das Neue, Anregende des plötzlich eingeschlagenen Berufes reizte Doktor Friesen ungemein. Außer der Zusammenstellung der Stoffe für den Tagesbedarf gab es Eingänge zu prüfen, Bücher zu besprechen, Theater und Konzerte zu besuchen und zu kritisieren. Und wie eine Pflanze, die lange verkümmert im Schatten gestanden, plötzlich Triebe ansetzt, grünt und blüht, wenn man sie in die Sonne stellt, so entwickelten sich Doktor Friesens Fähigkeiten mehr und mehr.

Den Kollegen entging des neuen Redakteurs Begabung nicht, bald war der Anschluß gefunden, der auch nach den Redaktionsstunden zu geselligem Beisammensein führte.

Schon bei Friesens erstem Erscheinen am Stammtisch der „Tintenkleckser" hatte seine sprühende Laune geradezu entzückt. Bis zum frühen Morgen saß man bei Bier, Grog, Kognak, und als endlich der Nüchternste aufs Heimgehen drängte, gab's endloses Händedrücken und begeisterte Verbrüderung mit dem Neuen.

Freilich — die acht Stunden Redaktionsarbeit schmeckten nächsten Tags schlecht. Und Lust, ein paar eingegangene Bücher zu lesen und zu besprechen, hatte Friesen erst recht nicht. Zum Glück fiel ihm Lenka ein. Die würde schon helfen! Das hatte noch einen Vorteil: während sie las,

Digitized by Google

brauchte er nicht oben in der engen Wohnung, bei der kranken Mutter sitzen! So lieb ihm Lenkas Mutter war — ihre Gebrechlichkeit berührte ihn peinlich. Und weil des Mädchens Urteil verständig und geistreich war, gewöhnte sich Doktor Friesen schnell daran, diesen Teil seiner Arbeit auf sie abzuschieben. Bald folgten Manuskripte, die er ihrem Urteil zur Vorprüfung übergab, und wenn Lenka neben Schulstunden, Korrekturheften, Krankenpflege nun auch noch einen Teil von Doktor Friesens Arbeit erledigte, war es mehr, als das tapfere Mädchen eigentlich leisten konnte. Indes — sie sah endlich das Ziel der Vereinigung mit dem Verlobten näher gerückt, und gern opferte sie die knappe Zeit, die ihr sonst zu kleinen Spaziergängen mit ihm blieb.

Aber — je beharrlicher Lenka bei der Arbeit saß, um so leichtlebiger gab sich Doktor Friesen den Daseinsfreuden hin, und genoß sie in vollen, nie ermüdenden Zügen. Die Sitzungen der „Tintenkleckser" häuften sich, und Friesen war stets der letzte, der sie verließ. —

Einmal suchte Lenkas Mutter eine Aussprache mit dem Schwiegersohn herbeizuführen. Mit allem Zartgefühl brachte die Kranke das Gespräch auf Friesens Verpflichtungen gegen die Tochter, und wie viel leichter der Kranken das Sterben würde, wüßte sie ihr Kind versorgt.

Da blickte der stark Verkaterte die alte Frau scheu an, räusperte sich erregt, sprach von spärlichem Gehalt, großen Anforderungen des Lebens, Mühen und Sorgen des Ehestandes, und daß dies alles reiflich überlegt werden müsse.

Das sei lange genug geschehen, meinte die Kranke, und in ihre zittrigen Worte fielen verstohlene Tränen. Das brachte Friesen außer sich. Laut und beinahe brutal lachte er auf und redete auf die Kranke ein, sich nicht zu erregen. Sie möge friedlich und in Ruhe sterben — er kenne seine Pflichten gegen Lenka. Zur Bekräftigung seiner Worte klopfte er der Mutter gichtische Hände, daß die Kranke laut aufschrie, und er erschreckt das Zimmer verließ und forteilte — zur Kneipe.

Ehe der Winter ins Land zog, belebten sich noch einmal der Mutter schwache Kräfte, um dann völlig dem Verfall entgegen zu gehen. Wochen der schwersten Sorge und Mühe folgten, und als dann endlich der Tod Erlösung brachte, wurde er ein Befreier auch für die Tochter.

Gefaßt und besonnen ordnete das Mädchen alles Nötige, als sie aber am frischen Grabhügel als Letzte zurückblieb, kam ihr die Verlassenheit erst ganz zum Bewußtsein.

Friesen stand schon eine Weile am Ausgang des Kirchhofs. Des blassen Mädchens schwarze Gestalt, die schweigenden Hügel und die vielen schwarzen Kreuze, die, Warnungszeichen gleich, ihre schwermütigen Arme gegen den dämmerigen Abendhimmel ausstreckten, wirkten peinvoll auf den leicht bewegten Mann. Im Überschwang der augenblicklichen Gefühle tröstete er die Braut, gab übertriebene Versprechungen und sprach von der heiligen Pflicht, sofort ernstlich an die Heirat zu denken. Alles Notwendige bei der Kirche und Standesamt wollte er morgen gleich einleiten. So mischte sich ein tiefes Glücksgefühl in die Trauer des Mädchens und blieb bei ihr, als sie allein in die leere Wohnung zurückkehrte.

Als Friesen sich von der Braut getrennt, ging er der Stadt zu. Die peinlichen Eindrücke der letzten Stunde verwischten sich bei ihm schnell,

Digitized by Google

denn die Richtung, die er einschlug, führte zum Stammtisch der „Tintenkleckser“. Um die letzte Bitternis des Erlebten zu vergessen, spülte er sie bis auf den letzten Hauch durch Bier und Grog fort, und als er sich spät nach Mitternacht auf den Heimweg machte, hatte er keine Ahnung mehr von dem, was er mit Lenka besprochen.

Das Brautpaar sah sich in der Folge nur auf Spaziergängen. Meistens wählte Lenka als Ziel ihres Weges der Mutter Ruhestätte, und bei der weichen, schwankenden Natur Friesens kam er aus Extremen nicht heraus. Da er jetzt auch gezwungen war, die Mahlzeiten im Wirtshaus einzunehmen, verlor Lenka den Überblick über ihres Verlobten Arbeitszeit, aber des Mannes verändertes Wesen entging ihr nicht.

Mit Schrecken sah sie sein schlechtes Aussehen, seine Vernachlässigung in Kleidung und Körperpflege. Von seiner früheren Schaffensfreude war nichts mehr zu bemerken. Eigenes brachte er kaum noch auf das Papier.

Obgleich er Bücherbesprechungen und die Prüfung von Manuskripten ruhig dem Mädchen überließ, sprach er doch immer noch von der großen Arbeitslast seines Berufes, den engen Wänden der Redaktion, und daß diese „Tagelöhnerarbeit“ das Grab jeder selbständigen Kraft sei. Das Standesamt war vergessen.

Monate gingen dahin. Seltener begleitete Friesen das Mädchen auf ihren stillen Wegen.

War es früher der stumme Grabhügel gewesen, der ihm Unbehagen einflößte, so jetzt des Mädchens vergrämte, sorgenvolle Züge. Es war ihm nicht mehr behaglich neben ihr. Bisweilen kostete es ihm Mühe, Lenkas klaren Worten zu folgen, denn andauerndes „Frühstücken“ trübte seine Gedanken und umschleierte seine Sinne.

Einmal, als Lenka sich auf den gewohnten Schulweg machte, erwartete sie Friesen unten an der Haustür. In höchster Erregung teilte er dem Mädchen mit, daß der Chef der Zeitung ihm seine Stellung gekündigt habe.

Lenka erschrak, aber so sehr überraschte die Mitteilung sie nicht.

„Wir wollen nicht mutlos werden,“ sagte sie mit ihrer klaren Ruhe, und drückte seine nervös zitternde Hand. Dann verschwand sie im Schulhaus. Friesen blickte ihr hilflos nach. Bald aber gewann das Gefühl, ihr ruhig das weitere überlassen zu können, die Oberhand.

Am nächsten Tage hatte Lenka eine Unterredung mit dem Chef der Zeitung. Trotz der Reserve, die sich der Herr angesichts der ergreifenden Erscheinung des Mädchens auferlegte, war das, was Lenka jetzt hören mußte, das bitterste, was sie jemals getroffen.

Was in ihr dämmerige Ahnung gewesen war, erhielt durch die Worte des Chefs feste Gestalt.

„Hoffnungsloses Mühen,“ sagte der alte Herr und blickte mitleidig in des Mädchens todtrauriges Gesicht. „Schad' um ihn — er ist ein selten begabter Mensch — aber noch tausendmal mehr schad' um Sie, mein liebes Fräulein! Sie haben Ihre Jugend an ihn gehängt und verloren!“

Lenka richtete sich auf.

„Ich hab' es nicht anders gewollt, nun muß ich mich damit abfinden!“

„Geben Sie ihn auf, Fräulein, je schneller Sie es tun, um so eher ist die Möglichkeit da, daß Sie's überwinden.“

Digitized by Google

„Ich kann nicht," sagte das Mädchen fest. „Ich bin sein einziger Halt. Lasse ich ihn fallen — ist er verloren! Ich wage das Äußerste."

„Nun?" fragte er und blickte das Mädchen mit warmer Teilnahme an.

Lenka senkte den Blick. Dann faßte sie sich und erwiderte leise: „Ich werde ihn, so bald es geht, heiraten! Dann wird alles anders werden, glauben Sie es mir! Ich will für ihn sorgen, ihm helfen Arbeit und Pflicht lieb zu gewinnen. Die Kraft dazu hab ich! Im Grunde bin ich ja ganz allein an all den unglücklichen Dingen schuld! Ordnung und Behagen fehlt ihm! Und immer fehlte mir der Mut, von unserer Verbindung zu reden, die doch die einzige Lösung sein kann! Hören Sie mich an, bitte, und glauben Sie mir!"

Und bewegt hörte der alte, gütige Herr dem Mädchen zu und lächelte freundlich.

Ein letzter Versuch sollte mit Doktor Friesen gemacht werden.

Schwerer als die Unterredung mit dem Chef erschien Lenka die Aussprache mit Friesen. Sie hatte ihm geschrieben, sie am Schützengarten zu erwarten. Dann kam er ihr entgegen, mit hochrotem Gesicht, halb verglasten Augen und wenig sorgfältiger Kleidung. Lenka schauerte zusammen.

Was eben der freundliche Chef ihr von Friesen mitgeteilt hatte — es war wirklich diskret gewesen. Seine Erscheinung sprach offenkundiger. — Sie suchte sich zu fassen und sagte so ruhig, als ihre Erregung es zuließ: „Hör mich an!" Und nach einer Weile wandte sie sich noch einmal zu ihm und wiederholte: „Hörst du auch!"

„Aber Lenka, mein Engel, natürlich höre ich alles!"

„Ich war heute bei deinem Chef. Er will die Kündigung noch einmal zurückziehen."

Friesen war etwas zusammengefahren. „So, so," stammelte er, „hab ich ja gleich gesagt! Is alles nicht schlimm! Hab 'ne Flasche Sekt drauf gesetzt. Komm Lenka — sollst mittrinken!"

Das Mädchen trat zurück. Mit festem Blick sah sie Friesen an und sagte: „Eine Bedingung ist freilich dabei." — Das Gesicht färbte sich ihr plötzlich dunkelrot. „Wir müssen in ordentliche, geregelte Verhältnisse kommen — heiraten!"

Friesen lachte laut auf; es war so ein heiseres Lachen, das ihm im Halse stecken blieb.

„Also hei—hei—raten! Natürlich, mein Engel, hei—raten!"

Er krümmte sich vor Lachen. Plötzlich, als er Lenka ansah, nahm er sich zusammen.

„Red' keinen Blech," sagte er in seiner überlegenen Weise.

„Es ist mein Ernst! — Und nur unter der Bedingung, daß wir heiraten, bleibt dir die Stellung."

Das sah nach Ernst aus.

„Heiraten! Bald gesagt. Kostet alles Geld, mein Kind! Hast du welches? Hab ich was? — Na — siehste — nun schüttelst du den Kopf. — Natürlich möcht ich heiraten — längst möcht ich heiraten — aber wovon? Willst du mir gefälligst sagen, wie du dir das eigentlich denkst?"

Die Erregung hatte dem Manne gut getan. Seine Augen wurden klarer und die Gesichtsröte verflog. Lenka blickte ihn wehmütig an; dann legte sie ihre Hand sanft in seinen Arm und sagte: „Freilich haben wir

Digitized by Google

uns einst alles anders gedacht. Aber nun müssen wir auch so zufrieden sein. Mein bescheidenes Dach, alles, was Mutter zurückgelassen, muß auch für uns ausreichen. Klein und bescheiden, aber behaglich sollst du es doch haben. Ich behalte meine Arbeit an der Schule und dann wollen wir uns gegenseitig helfen, Freude am Schaffen zu haben, nicht wahr, Lieber?"

— —

In stillem Sinnen ging das Lenka durch den Kopf, als sie jetzt ihre neue Lage überdachte.

Entlassen!

Sie legte den Kopf auf ihre gefalteten Hände:

„Herr, dein Kreuz ist schwer!"

Allmählich klärte sich ihr wehmütiges Nachdenken.

In drei Tagen sollte die Hochzeit sein, dabei mußte es bleiben. Kein bräutliches Sehnen beherrschte ihre Gedanken, kein seliges Glücksgefühl. Pflicht! Neue Pflichten zu den alten — das war alles. Die zwölf schweren Jahre des Wartens, die Sorgenlast, die in dieser langen Zeit die Schultern des tapferen Mädchens müde gemacht, und Friesens große Veränderung, das Alles hatte alle frohen Zukunftsbilder in graue, ungewisse Nebel gehüllt.

Das Schicksal nahm seinen Weg —: tragen, was es brachte! Der Mutter geräumiges Zimmer, das alte Himmelbett, das bequeme Sopha, der Schreibtisch und die alte, große Uhr mit der leisen, zittrigen Stimme — das sollte zu Friesens Benutzung stehen.

Lenka wollte ihr kleines Stübchen neben der Küche behalten, um ungestört frühmorgens den Haushalt noch vor den Schulstunden besorgen zu können. Das freundliche, sonnige Balkonstübchen blieb für den Feierabend. Mit hausmütterlichem Eifer hatte Lenka alles geräumt, geordnet und den neuen Verhältnissen angepaßt. Nun freilich brauchten die frühen Schulstunden nicht eingehalten zu werden. Entlassen!

Das ging ihr immerfort durch den Sinn und bedrückte ihr schweres Herz noch mehr.

Es würden sich Privatschüler finden — und doppelte Zeit blieb ihr an des Mannes Arbeit teilzunehmen. Wie aber — wenn Friesen doch seine Stellung verlöre? Und würde er unter den neuen Verhältnissen wagen wollen, einen Hausstand zu begründen?

Lenka machte ihrem Grübeln ein Ende, indem sie sich hinsetzte, um ihrem Verlobten zu schreiben. Klar, ohne Umschweife, teilte sie ihm das Vorgefallene mit.

Friesen hatte von seinem Chef einen kurzen Urlaub erhalten, den er an der nahen See bis zum Hochzeitstage verbringen wollte. Dorthin schickte Lenka den Brief.

„An ein Aufschieben der Hochzeit ist nicht zu denken," schrieb sie mit fester Hand. „Unser Zusammengehen ist der einzige Ausweg, Schwererem vorzubeugen. Ist mir die feste Anstellung genommen, bleibt mir die Aussicht, Privatschüler zu finden, deshalb sorge Dich nicht um die Zukunft. Außerdem kannst Du nun noch mehr von Deiner Arbeit mir überlassen. Sei gewiß, daß ich mich tüchtig dranhalten werde." — — — — — — —

— —

Digitized by Google

Dann kam der Hochzeitstag.

Ein glühender Julimorgen.

Mutter Schröder, die Aufwartefrau, hatte sich's nicht ausreden lassen, die weiß gescheuerte Treppe mit Kadickzweigen zu bestreuen und an der Tür einen Busch brennendroter Feuerlilien anzubringen.

„Bloß so'n klein' Kornche, Freileinche," sagte die Alte, als Lenka wehrte, — „bloß, daß es nach Hochzeit riecht!"

Ein Dienstmann brachte des künftigen Hausherrn Gepäck. Bücherkiste, Reisekorb und Plaidpaket. Verbraucht, verstaubt und unscheinbar. Zwei lange Pfeifen und grüngestickte Hausschuhe, an denen die Sohlen sich losgelöst und das Stickmuster unergründlich geworden war, lagen lose obenauf.

Lenka errötete tief, als der Dienstmann dies Heiratsgut absetzte. Nachdem er fort, löste sie die losen Bindfäden, mit denen der Korb umschnürt war und wollte ihn auspacken. Als sie den Deckel zurückschlug, stieg eine Dunstwolke schlechter, abgestandener Gerüche ihr entgegen, daß sie den Korb rasch wieder schloß. Und wieder färbten sich ihre schmalen Wangen dunkelrot.

Im Balkonzimmer hatte Lenka den Tisch mit vier Gedecken belegt und alles für ein kleines, bescheidenes Festessen vorbereitet.

Friesens Freunde und Trauzeugen sollten die einzigen Gäste sein. Die Glastüren zum kleinen Balkon waren weit geöffnet, aber dunkle Vorhänge wehrten der Mittagsglut, sich in ganzer Schwüle in dem kleinen Zimmer auszubreiten, und so gab das gedämpfte Sonnenlicht dem Raum etwas von heimlichem Glanz und stiller Freude. Und wirklich — nun allmählich eins nach dem andern der Erfüllung entgegenging, lag ein heimlicher bräutlicher Hauch über dem Mädchen. Sie trug ihr schlichtes Trauerkleid, vom Begräbnis der Mutter, Hut und Jacke dienten ihr schon den zweiten Sommer. Alles Äußere war ja so ganz nebensächlich!

Ja — wenn es so gekommen wäre, wie sie es sich in jungen glückseligen Tagen ausgemalt! Wie hatte es einst in ihr gejauchzt und gegrünt voll Glücksgewißheit und Stolz. Aber all die heimlichen, verstohlenen Stimmen hatte sie zur Ruhe gebracht.

Freilich — eins hatte sie sich nicht versagen können. Vom Myrtenbaum auf Mutters Grab hatte sie sich Zweige zu ihrem Kranz geschnitten. Nun lag das winzige Krönlein drüben in ihrem Stübchen. Wenn das Standesamt sie mit Friesen verbunden, wollte sie den Kranz aufsetzen, als einziges Symbol der Feier.

Um 2 Uhr erwartete der Standesbeamte das Paar. Nach Verabredung sollte Friesen mit seinen Freunden die Braut rechtzeitig abholen.

Es wurde eins, halb zwei, Friesen erschien nicht. Über Lenka kam das peinlichste Unbehagen.

Als nur noch drei Minuten fehlten, legte das Mädchen schnell Hut und Jacke an und eilte die Treppe hinunter. Sie wollte den Standesbeamten benachrichtigen und bitten die Säumnis zu entschuldigen.

Mittagsruhe lag auf der heißen, holprigen Straße, kaum daß sich ein paar Kinder in den spärlichen Schatten dicht an die Häuser drängten. Da bogen um die nächste Straßenecke drei Gestalten, die fast im Laufschritt auf Lenka zukamen. Hochroten Gesichts erkannte sie Friesen und die Freunde.

Digitized by Google

Lenka erbebte. Verwildert, laut zog er das Mädchen an sich.

„Na siehste — da treffen wir dich ja!“ sagte Friesen und versuchte ungeniert Lenka zu küssen. „Hab ich Wort gehalten? Sag Lenka! Immer halt ich Wort! Wirklich, mein Schatz. Es is doch Dienstag — nicht wahr, mein Engel? Und nun wird's Ernst, das sag' ich Dir! Wahrraftig, Lenka!“ —

Sie hatten inzwischen das Standesamt erreicht und traten in den Flur.

„Noch einen Augenblick,“ sagte Lenka und griff nach Friesens Arm.

Er lachte laut auf, dann wandte er sich zu seinem Freunde: „'ne Stimme wie'n Wachtmeister, sagt' ich's nicht?“

Lenka war sehr blaß geworden, ihre Zähne klapperten vor innerer Erregung und das Entsetzen kroch ihr leise den Rücken herauf. Sie zog Friesen beiseite und sagte leise:

„Du bist ja betrunken, heut, am hellen Tage. Erbarme dich — und laß das furchtbare Trinken. Versprich mir das!“

Er zuckte zusammen, kniff die Augenbrauen hoch, blähte die Nasenflügel.

„Du träumst wohl, meine Liebe. Übrigens verbitt ich mir diesen Ton!“

Lenka bebte am ganzen Körper. Ein Augenblick noch und ihr Schicksal war in die Hand dieses Mannes gegeben. Todblaß hob sie ihre Augen und blickte ihn an. Da lächelte der einst so schöne Mann, und in seiner sieghaften Art zog er chevaleresk des Mädchens Arm durch den seinen und schritt fest und selbstbewußt mit ihr in das Amtszimmer.

Lenka stand wie im Traum neben ihm. Heiß quoll es in ihrem Herzen plötzlich auf: es wird noch alles gut werden. Leise erwiderte sie den leidenschaftlichen Druck seiner Hand. Friesen neigte sich über das Papier und schrieb, dann reichte er ihr die Feder, lächelnd, als sei das Ganze Spielerei. Und sie beugte sich über die Heiratsurkunde, zögerte ein Weilchen und sah ihn an wie ein hilfloses Kind.

„Was muß ich schreiben?“

Er lächelte. „Lenka Friesen, geborne Laukien.“

Da stand es.

Unwiderruflich!

Sein heißer, alkoholischer Atem streifte ihre Wange, der Akt war beendet.

Dann standen sie draußen auf der Straße. Laut lachend sprachen die Männer über die Zeremonie; scheu, gesenkten Blickes, als habe sie eine Schande zu verbergen, ging Lenka im Schatten der Häuser neben ihnen. Dann saß die kleine Hochzeitsgesellschaft um den Frühstückstisch. Zu der leisen, stimmungsvollen Traulichkeit des Festzimmers paßte des Hausherrn laute, lärmende, fast brutale Heiterkeit schlecht. Bald wurde es ihm und den Kameraden zu eng und heiß.

Er schlug einen Spaziergang nach dem Schützengarten vor, die Kühle des Abends dort zu erwarten. Lenka bat zurückbleiben zu dürfen, die Vorbereitungen für das Abendessen ließen ihre Teilnahme nicht zu. In Wirklichkeit graute ihr vor der Ausgelassenheit der Männer. So machten sich die drei auf den Weg.

Sie war allein.

Nachdenklich hockte sie in der Sofaecke.

Digitized by Google

„Lenka Frieſen, geborne Laukien.“ Nicht mehr die alte Lenka Laukien. Eine andere Lenka, die trug ſeinen Namen — gehörte zu ihm.

Er ſollte ihr Herr ſein — und doch hatte ſie den feſten Willen, Herr zu ſein. Macht wollte ſie über ihn gewinnen, das war ihre Aufgabe!

Vielleicht käme dann noch einmal jene ſelige Zeit, die ſie ſich für ihr eigenes Mädchenglück erträumt!

Sie ſeufzte tief auf und huſchte in ihr Stübchen. Da lag der kleine ſchmale Myrtenkranz auf der weißen Bettdecke. Sie hatte ihn nicht aufſetzen mögen vor den lärmenden Männern!

Nun trat ſie vor den Spiegel und drückte ihn in ihre lichtblonden Haare.

Und ſtaunend ſtand ſie vor ihrem Bilde und blickte ſich lange an.

Welch ſeltſamer Zauber lag in dieſem ernſten Symbol!

Die Sonne neigte ſich, die Straße lag im Abendſchatten. Lenka hatte einen Stuhl auf den Balkon gerückt und ſaß in ſtiller Erwartung.

Zehn Uhr. Der Nachtwächter machte ſeine erſte Runde. Dem heißen Tag war eine ſchwüle, ſternloſe Nacht gefolgt, tiefſchwarz lag der Himmel über der matten Erde. Ganz in der Ferne durchfuhr bisweilen ein zuckender Blitz die Wolkenberge und erhellte die Dunkelheit wie greller Fackelſchein.

Dann fielen die erſten Tropfen, Lenka zog den Stuhl ins Zimmer, blieb aber an der offnen Balkontür und lauſchte auf jeden Schritt.

Dann entlud ſich ein Regenſchauer.

Um Mitternacht hatte ſich das Wetter ausgetobt. Ein friſcher Luftzug kam durch die Tür — am Himmel taten die Sterne ihre Silberaugen auf und flimmerten in köſtlicher Pracht.

Lenka lauſchte und lauſchte.

Ein Uhr! Zwei!

Endlich klangen Stimmen durch den dämmerigen, jungen Tag.

Näher und näher.

Schwere, harte Schritte, laute, lallende Töne. Dann — ein dumpfer, gurgelnder Schrei, ein Angſtſchrei.

Dann tiefe Stille.

Lenka ſteht beinahe das Herz ſtill.

Er!

Sie ſtürzt die Treppen hinunter eilt auf die Straße.

Langausgeſtreckt, aſchfahl, Schaum vor dem Munde, liegt er auf der Erde. Ein Schwindel erfaßt das Mädchen, der Boden ſcheint unter ihr ſich aufzutun. Sie kann nicht vom Fleck. Sie will rufen — ſeinen Namen rufen — die Zunge iſt wie gelähmt.

Männer kommen eilig herbei — ſie ſieht, wie ſie ihn aufheben, forttragen. „Delirium“, ſagt der eine. „Aus“, der andere.

Die Laſt iſt ſchwer — jetzt hilft der Nachtwächter auch noch. Rohe, häßliche Worte fallen — dann wird es ſtill — die Schritte verhallen.

Sie lehnt an der kühlen Wand eines Nachbarhauſes. Langſam kehrt die Beweglichkeit in ihre Glieder wieder zurück. Sie hebt die Füße — Schritt für Schritt, geht ihrem Hauſe zu und erſteigt die ſchmale Treppe.

Durchs Flurfenſter wirft Morgenröte verſtohlen des neuen Tages erſten Gruß und zeigt den Weg. Die grünen Radickreiſer hat des Kleides Saum

Digitized by Google

weggefegt und die Feuerlilien am Türpfosten lösen sich langsam. Matt fällt eine brennende Blüte nach der andern auf die Stufen — des Mädchens Fuß geht achtlos über sie hinweg.

Dann schließt sie hinter sich die Tür. Mit zitternden Händen löst sie den Myrtenkranz aus ihrem Haar, zerpflückt ihn, Blatt für Blatt.

Und endlich fallen Tränen auf des Mädchens Hände, heiß, erlösend.

Streiflichter.

Kolonialskandale und kein Ende! Seit Wochen wird unsere schmutzige Kolonialwäsche vor unseren schmunzelnden Nachbarn gewaschen. Seife in Form „sittlicher Entrüstung" wird in Massen verwendet; aber rein werden Kolonialhemdchen und Kolonialhöschen doch nicht. Die weißen von der Firma Tippelskirch & Co. gelieferten Tropenanzüge haben nun einmal hartnäckig haftende schwarze Flecken bekommen. Um es aber gleich zu sagen: ich beabsichtige nicht, auch noch mein Seifenstückchen „sittlicher Entrüstung" in das schon hochschäumende allgemeine Waschfaß zu werfen. Denn abgesehen von einem guten Teile Pharisäismus ist bei dieser Wäsche sehr viel Kindlichkeit und Unverstand. Daß in unseren Kolonien Menschlichkeiten oder besser Unmenschlichkeiten und recht erhebliche Unordnungen vorkommen, darüber sollte man weder Zeter schreien noch es tragisch nehmen. Das sind ganz selbstverständliche, wenn auch nicht sehr angenehme Beigaben jeder Kolonisation. Man gehe doch nach Spanien, Portugal, England, Holland, Frankreich und lasse sich die Kolonialakten vorlegen. Ganz andere Dinge wird man dort finden, als profit- und monopolsüchtige Firmen, als verprügelte und mißbrauchte eingeborene Frauen, als überbezahlte Lieferungen, als herrische Gouverneure usw. Nicht, als ob ich diese Dinge verteidigen will, aber man soll kein so großes Geschrei darüber machen. Man soll sie kaltblütig hinnehmen als die fast notwendige Zugabe unserer überseeischen Unternehmungen, man soll aber gleichzeitig die Schuldigen fest beim Kragen packen und nach Gebühr bestrafen. An diesem entschlossenen, geräuschlosen Zupacken läßt es die Regierung sehr fehlen, und darin liegt m. E. der eigentliche Kolonialskandal. Man hat sich aufs Vertuschen verlegt und will davon auch jetzt noch nicht lassen, und das ist der Skandal, an dem auch die höchsten Stellen der Reichsregierung nicht unbeteiligt zu sein scheinen. Möchten sich im Reichstage gewichtigere Stimmen als die des jugendlichen Draufgängers Erzberger finden, die im Namen des deutschen Volkes, das sein Gut und sein Blut für die Kolonien gibt, dem verantwortlichen Reichskanzler ernst und kräftig die Wahrheit sagen. Die Rolle, die er bei der ganzen Sache spielt, ist nicht entsprechend der Rolle des ersten und am höchsten besoldeten Beamten des Deutschen Reiches.

Digitized by Google

Und erst die Rolle, die der preußische Landwirtschaftsminister v. Podbielski spielt? Daß ein Minister an den Gewinnen einer Firma beteiligt ist, die aus einem mit den Steuerbeträgen des deutschen Volkes überbezahlten Monopol herrühren, ist bis jetzt in der preußischen Geschichte wohl noch nicht dagewesen. Und noch weniger ist dagewesen, daß ein preußischer Minister das Unangemessene dieser Gewinnbeteiligung aus dem Steuersäckel des Deutschen Reiches nicht einmal zu fühlen scheint, sondern, um den Profit auch ferner zu behalten, sich — hinter seine Frau verschanzt. Wenn das, was man jetzt täglich über die Profitmachenschaften der Firma Tippelskirch und somit auch über die Anteilgewinne des ministeriellen Ehepaares von Podbielski liest, auch nur zum Teil wahr ist, so kann man dem Ehepaare von Podbielski die „schönen" Coupletverse in den Mund legen: „Ja, das ist ein Geschäft, ja, das bringt noch etwas ein; doch ein jeder kann das nicht, das will verstanden sein." Ob es aber zur Erhöhung des Ansehens des Staatsministeriums beiträgt, wenn ein Staatsminister solche Verse singen kann, dürfte mit Grund bezweifelt werden!

Ja, Herr v. Podbielski! Dieser General „mit kaufmännischen Instinkten", „Manager von Ausstellungen" usw. hat ins preußische Staatsministerium stets hineingepaßt wie die Faust aufs Auge. Sein bekanntes Wort: „Stoßen Sie mir doch nicht mit dem Lausekanal vor den Bauch" und viele andere Worte ähnlicher „Vornehmheit" kennzeichnen den Mann von Kopf bis zur Zehe, und zwar in einer Weise, die ihn für eine Körperschaft, wie das preußische Staatsministerium doch eigentlich sein sollte, so ungeeignet wie möglich erscheinen lassen. Wird die Krone Herrn von Podbielski im Staatsministerium belassen? Ich weiß es nicht. Wohl aber weiß ich, daß nicht die schlechtesten Kreise des preußischen Volkes das Verschwinden des Herrn von Podbielski dringend wünschen. Wohl niemals ist die Entlassung eines preußischen Staatsministers unter für ihn selbst beschämenderen und für die Öffentlichkeit bedauerlicheren Umständen erfolgt als diese — wenn sie erfolgen wird.

Lehrreich ist bei diesem „Fall" auch das Verhalten der konservativen und agrarischen Parteipresse: Moral mit doppeltem Boden! Welches Geschrei hätte sich erhoben, wenn ein ihr mißliebiger Minister durch die Vermittlung seiner Frau aus einem den Staatssäckel und damit die Steuerzahler schröpfenden Monopol Gewinne gezogen hätte! Die konservativ-agrarische „Moral" wäre blau vor „Entrüstung" geworden. Aber bei einem ihren Bestrebungen genehmen Minister? Es ist doch etwas Schönes um „Moral". Der Sitz der „Kolonialskandale" ist also nicht so sehr in den Kolonien als vielmehr im Mutterlande zu suchen.

Würde die Ausräumung der Kolonialskandale wenigstens die Folge haben, daß die Regierung in Zukunft nie und nirgends mehr mit Vertuschungsmitteln arbeitet, dieser Gewinn wäre mit dem Skandal nicht zu teuer bezahlt. Von allen Zöpfen ist noch immer der dickste die „Fehlerlosigkeit" der Regierung, die Weigerung, sich jemals als Schuldige zu bekennen. Und doch sind wir längst über die Zeiten hinweg, in denen an eine Unfehlbarkeit der Regierung geglaubt wurde. Aber die Regierenden selbst frisieren sich den Unfehlbarkeitszopf täglich aufs neue und lassen ihn hängen so lang wie zu Olims Zeiten. Wann kommt der starke Scherer, der mit einem Scherenschnitt dies Stück Chinesentum beseitigt? Ist es denn so schwer, ein-

Digitized by Google

zusehen, daß auch bei Ministern und Geheimräten das Wort gilt: Irren ist menschlich, und daß auch in diesen Regionen ein frankes Eingeständnis des Irrtums schon die halbe Besserung ist und zugleich den schärfsten Gegner entwaffnet?

Sehr beherzigenswerte Worte hat ein Führer der Nationalliberalen in Köln, Professor Moldenhauer, gelegentlich der Wahl Hagen-Schwelm ins nationalliberale Stammbuch geschrieben. In Hagen-Schwelm war ein starker Rückgang der nationalliberalen Stimmen zu verzeichnen, und Professor Moldenhauer schrieb dies bedauerliche Ergebnis der Haltung zu, welche die nationalliberale Partei im Reichs- und Landtage in der Schulgesetz- und Finanzreformfrage eingenommen hat. „Die Wählermassen wollen keine reaktionäre, sondern eine entschieden liberale Politik." Sehr richtig! Wird aber die Parteileitung auf diese Stimme aus den eigenen Reihen hören? Ich fürchte, nein. Denn schon jetzt warnen die nationalliberalen Parteiorgane vor „retrospektiven Betrachtungen". Aber wer nicht rückwärts schaut und nicht aus den begangenen Fehlern lernt, hat keine Zukunft. Es steht schlimm um die nationalliberale Partei, und gerade während der letzten Jahre ihrer parlamentarischen Tätigkeit ist sie Wege gegangen, die weit abführen vom Vertrauen des Volkes. Das unselige Schulgesetz will ich nicht weiter besprechen, aber daß es auch und gerade die nationalliberale Partei war, die dem Volke die Verkehrssteuer aufgelegt hat, eine Steuer so unsozial, so reaktionär, wie kaum jemals eine Steuer gewesen ist, zeigt, daß die Leitung der Partei den Blick für das was nottut und für das was schädlich ist, so gut wie ganz verloren hat. Trübe Aussichten für 1908!

Eduard VII. von England hat also endlich unsern Kaiser besucht. Lassen wir die Vergangenheit ruhen, und freuen wir uns vom politischen Standpunkte aus des Geschehnisses, da es zweifellos dazu beitragen wird, die deutsch-englischen Beziehungen zu verbessern. Und im Hinblick auf das, was sich in Rußland vollzieht, bedarf die übrige Kulturwelt der inneren Verständigung. Denn stark und gesund müssen wir anderen sein, um die von Osten drohende Gefahr zu überwinden. Über das Vorhandensein dieser russischen Gefahr dürfen wir uns nicht täuschen. In allen Kulturstaaten, auch in Deutschland, ist so viel Zündstoff aufgehäuft, daß auch nur einzelne herüberfliegende Funken genügen, Großfeuer zu entzünden.

Was wird weiter werden in Rußland? Ich bleibe bei meiner schon seit Jahren abgegebenen „Prophezeiung": Der Zarismus stirbt. Es ist ein Sterben unter Grauen und Blut, das in seinen Vernichtungsstrudel wohl auch den gegenwärtigen Träger des Zarismus, den Zaren selbst, hineinziehen wird. Aber ein Neues wird sich in Rußland bilden, das schließlich und endlich aufgebaut ist auf Kulturfortschritten: auf allgemeiner Volksbildung und politischer Volksfreiheit. Bis dies Gebäude aber dasteht, wird noch manche Schreckenstat geschehen. Doch wer der Vergangenheit gegenüber nicht blind ist, muß, wenn auch mit Bedauern, gestehen, daß Bombe und Dolch in ihren endlichen Wirkungen für Rußland Kulturbringer sind. Die furchtbare Schuld der Romanows ist es, daß auf solch schrecklichen Wegen die Kultur in Rußland ihren Einzug nicht nur tatsächlich hält, sondern ihn, wie es scheint, halten muß. Denn der Unverstand der Regierenden sperrt die anderen Wege ab.

Digitized by Google

Zwei bedeutungsvolle Kundgebungen des Papsttums sind zu verzeichnen. Am 28. Juli hat Pius X. eine Enzyklika an die Erzbischöfe und Bischöfe Italiens erlassen über die Vorbildung der Geistlichen, die an Geistesknebelung das Äußerste leistet. Die Abschließung in Seminarien, aus denen „alle gefährlichen Neuerungen" sorgfältig fern zu halten sind, ist die Grundlage der Vorbildung des Klerus. „Der Besuch von Universitäten soll den jungen Klerikern nicht gestattet sein, außer aus sehr schwerwiegenden Gründen und mit dem Aufgebote aller möglichen Vorsichtsmaßregeln von seiten der Bischöfe. Wir verbieten den Alumnen der Seminare das Lesen von Zeitungen und Zeitschriften. Was letztere (Zeitschriften; Zeitungen sind also ausnahmslos verboten) betrifft, sind solche ausgenommen, die wegen ihrer gesunden Grundsätze vom Bischof als geeignet bezeichnet werden. Geistlichen ist untersagt, ohne vorausgehende Erlaubnis der Bischöfe Tages- oder periodische Blätter zur Redaktion zu übernehmen. Auf gleiche Weise darf ohne vorausgehende Zustimmung des Bischofs niemand vom Klerus derlei Schriften veröffentlichen, sei es über einen religiösen und moralischen Gegenstand, sei es von bloß technischem Charakter. Bei Gründung von Vereinen müssen die Statuten vom Bischof geprüft und genehmigt werden. In katholischen Publikationen ist zu tadeln jede Sprache, welche, durchweht von ungesundem Modernismus, anspielt auf neue Richtlinien des christlichen Lebens, neue christliche Kultur u. dgl." Das ist das ultramontane Papsttum, wie es leibt und lebt, wie es in seiner Kulturfeindlichkeit seit 1500 Jahren vor uns steht, das ist das Papsttum, das im Syllabus ein für allemal erklärt: „Der Papst kann sich mit dem Fortschritte und der Zivilisation nicht aussöhnen." Und wenn man dieser Geistesknebelung gegenüber etwa einwendet, sie sei nur über Italien verhängt, so wird übersehen, daß, was der Papst in Italien kann, er jederzeit auch in Deutschland und in jedem anderen Lande der Welt kann.

Die zweite päpstliche Kundgebung richtet sich gegen das französische Trennungsgesetz: Kultusvereine im Sinne dieses Gesetzes zu gründen, ist den Katholiken nicht gestattet. Damit sind die Würfel gefallen. Es ist kein Zweifel, daß der französische Staat, wenn er fest bleibt, auch Sieger bleiben wird. Die Trennung von Kirche und Staat wird in Frankreich zum Heile von Religion und Staat zur bleibenden Kulturtatsache. Möchte die Zeit bald kommen, daß auch in Deutschland dies segensreiche Ereignis möglich ist! Ausführliches findet sich darüber in meinem soeben erschienenen Buche: Moderner Staat und römische Kirche (Berlin 1906, C. A. Schwetschke & Sohn), das ich den Lesern von „Deutschland" dringend empfehle, da es ein kirchenpolitisches Programm enthält, auf dessen Ein- und Durchführung hingearbeitet werden muß.

20. 8. 06. Graf von Hoensbroech.

Verantwortlicher Redakteur: Graf Paul von Hoensbroech, Groß-Lichterfelde.
Verantwortlich für die Anzeigen: Emil Kopitz, Berlin.
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn, Berlin W., Schöneberger Ufer 43.
Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.

Digitized by Google

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

3 2044 048 094 908

Harvard College Library

BOUGHT FROM THE FUND
SUBSCRIBED FOR THE
DEPARTMENT OF GERMAN